

Author

GOMPERZ

Class Mark

5/PA 27. G6

Book No.

6003446340



UNIVERSITY
OF NOTTINGHAM
LIBRARY

UNIVERSITY OF NOTTINGHAM TELEFON

69 0344634

WITHDRAWN

FROM THE LIBRARY

HELLENIKA

Eine Auswahl
philologischer und philosophiegeschichtlicher
kleiner Schriften

Von

THEODOR GOMPERZ

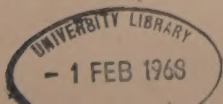
Erster Band

Mit 2 Figuren



LEIPZIG
VERLAG VON VEIT & COMP.

1912



HEILENKA

Die Kunst

philosophische und pädagogische

Lehrbuch

X760417732

THEODOR GOMPERT

Alle Rechte vorbehalten.

Leipzig 1904

344634

X E
7
G

20

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Den Universitäten
Königsberg, Dublin und Cambridge,

die mich in verschiedenen Phasen meiner Laufbahn
(1868—1892—1904)
durch ermunternden Zuruf gestärkt und gefördert haben

widme ich dankbar
diese Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze.

Vorwort.

Wer seine zerstreuten Abhandlungen sammelt, der will vor allem dem Gebäude der Wissenschaft Bausteine einfügen, die in ihrer Vereinzelung nur wenig dauernden Nutzen stiften könnten. Daraus folgt, daß er als wertlos Erkanntes oder bereits voll Verwertetes gleich sehr aus der Sammlung ausschließt und auch in den Stücken, die er aufnimmt, das von ihm als mißlungen Erachtete oder auch seither Überholte als solches bezeichnet, wenn dessen Loslösung von dem Erhaltenswerten sich nicht als leicht tunlich erweisen sollte.

Einen anderen Grund der Ausschließung bildet die nachfolgende Erwägung. Die Denkmäler literarischer Fehden sollten diese nicht überdauern. Zumal über Gräbern sollte der Waffenlärm verstummen. Das gebietet wenigstens die Stimme meines Empfindens, der ich dort vollständig gehorche, wo dem Streit der Frieden gefolgt ist. So sind die Zweifel an der aristotelischen Autorschaft der Schrift „Vom Staatswesen der Athener“ allgemach erloschen, und gern verzichte ich daher darauf, eine diesen Gegenstand betreffende streitbare Erörterung von neuem zu veröffentlichen. Anders steht es mit meiner polemischen Abhandlung: „Die Bruchstücke der griechischen Tragiker und Cobets neueste kritische Manier“ (Wien 1878). Diese „kritische Manier“, das heißt die Neigung zur Hyperkritik, ist zwar in dem dort behandelten Literaturgebiet seither in den Hintergrund getreten; allein ihr Reich ist zur Zeit noch immer ein so ausgedehntes, daß wir Versuche, dieses einzudämmen, kaum als müßig oder entbehrlich betrachten können. Noch mehr bedeutete mir der Umstand, daß hier mit den negativen nicht gar wenige positive Ergebnisse eng verschlungen sind. Nicht unähnlich

steht es mit zwei Herodot-Rezensionen (aus den fünfziger Jahren), die ich jedoch ihres überscharfen polemischen Tones wegen aus der Sammlung auszuschließen mich entschlossen habe.

In der Auswahl von Rezensionen hat mich im übrigen eine zwiefache Rücksicht geleitet. Bücheranzeigen von bloß empfehlender oder ablehnender Art wurden nicht wieder abgedruckt; andere vorzugsweise dann, wenn ihr positiver Gehalt den negativen oder kritischen weitaus zu überwiegen schien.

Die erste Hauptabteilung bilden die rein philologischen, die zweite die philosophiegeschichtlichen Aufsätze. Innerhalb jeder der zahlreichen Unterabteilungen ist die Reihenfolge die chronologische. Die ursprüngliche sprachliche Form ist gewahrt worden; doch habe ich kein Bedenken getragen, hier und da einen unglücklich gewählten Ausdruck durch einen glücklicheren zu ersetzen.

Durch eckige Klammern habe ich neue Zusätze kenntlich gemacht; in einigen Fällen auch solche, die nur an der Stelle, an der sie jetzt erscheinen, nicht aber überhaupt neu sind. Genauere Mitteilungen über die wenigen Versetzungen einzelner Partien werden unter den betreffenden Rubriken erfolgen. Ein vollständiges Schriftenverzeichnis soll neben reichhaltigen Registern den Schluß des letzten Bandes bilden.

Für die von der Kais. Akademie der Wissenschaften mir gewährte Erlaubnis, in ihren Schriften veröffentlichte Abhandlungen in diese Sammlung aufzunehmen, sage ich ihr meinen ergebensten Dank. Desgleichen der Direktion der k. k. Hof- und Staatsdruckerei für die Gestattung der Reproduktion zweier ursprünglich in den „Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer“ publizierten Stücke.

Endlich habe ich Adolf Wilhelm für eine ansehnliche Zahl von Zusätzen zu danken, die der Meister epigraphischer Forschung der auf griechische Inschriften bezüglichen Abtheilung beizufügen die Güte gehabt hat.

Wien, im Oktober 1911.

Th. G.

Inhalt.

Erste Hauptabteilung.

I. Zur dramatischen Poesie der Griechen.

	Seite
1. Anzeige von H. Bonitz, Beiträge zur Erklärung des Sophokles. (1856)	3
2. Zu Euripides. (1857)	15
3. Zu den griechischen Tragikern. (1858)	17
4. Zu Menander. (1876)	20
5. Die Bruchstücke der griechischen Tragiker und Cobets neueste kritische Manier. (1878)	29
6. Zu Euripides Hippolyt. (1879)	75
7. Eine vermeintliche Tragödie des Euripides und ein Papyrus der Sammlung Erzherzog Rainer. (1886)	79
8. Skylla in der aristotelischen Poetik und die Kunstform des Dithyrambos. (1886)	85
9. Nachlese zu den Bruchstücken der griechischen Tragiker. (1888)	93
10. Ein griechisches Komödienbruchstück in dorischer Mundart. (1889)	145

II. Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller.

11. I. Zu den Fragmenten der Tragiker. (1875)	165
II. Zu Euripides. (1875)	214
III. (1876)	236
IV. (1890)	274
V. (1895)	299
VI. (1898)	318
VII. (1900)	333
IX. (1906)	355

III. Die älteste griechische Kursive.

12. Über ein bisher unbekanntes griechisches Schriftsystem aus der Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts. (1884)	367
13. Neue Bemerkungen über den ältesten Entwurf einer griechischen Kursive. (1895)	432
Anhang. (1911)	449
Nachträge	451
Berichtigungen	452

I.

Zur dramatischen Poesie
der Griechen.

1. Beiträge zur Erklärung des Sophokles.

Von Hermann Bonitz.

(Aus den Wiener Sitzungsberichten von 1855, besonders abgedruckt 1856.)¹

Die gänzliche Vernachlässigung klassisch-philologischer 276 und insbesondere hellenistischer Studien in Österreich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, d. h. seit dem Zeitpunkte, in dem diesen Disziplinen zum erstenmal eine sorgfältige wissenschaftliche Behandlung zuteil wurde, ist eine der beklagenswertesten Tatsachen in der geistigen Geschichte unseres Vaterlandes. Während sich im gesamten übrigen Deutschland Schulen der Gelehrsamkeit erhoben, die aus den verhältnismäßig spärlichen Überresten der antiken Literatur durch emsigste Durchforschung aller Einzelheiten wie durch scharfsinnige Kombination eine Erkenntnis des Altertums gewannen, deren staunenswerte Fülle und Genauigkeit wir erst jetzt zu ermessen vermögen, da große Geschichtswerke, wie die von Mommsen oder Grote das gewonnene Material zu einem Gesamtbilde vereinigen, — hat Österreich auf diesem Gebiete nichts hervorgebracht, als einige dürftige Schulausgaben. Den glänzenden Leistungen Boeckhs, G. Hermanns, Lobecks oder Lachmanns haben wir nichts entgegenzusetzen als Hohlers Erklärungsschriften zu einigen römischen Klassikern oder, wenn wir recht weit zurückgreifen wollen, etwa Locellas Ausgabe des ephesischen Xenophon.

Je schmerzlicher und beschämender ein solcher Zustand der Dinge für jeden Österreicher sein muß (und es würde

¹ Österreichische Blätter für Kunst und Literatur, 30. August 1856, Nr. 35.

wenig nützen, den tiefen Schaden verhüllen oder beschönigen zu wollen), um so freudiger begrüßen wir jene leichtbeschwingten Boten, die uns seit einiger Zeit in der Gestalt von Gelegenheitsschriften, akademischen Abhandlungen usw. wieder die frohe Kunde bringen, daß auch auf diesem Gebiete die Wasser sich verlaufen haben und die Fluren klassischer Gelehrsamkeit auch in Österreich zu grünen beginnen. Hoffentlich ist die Zeit nicht ferne, da unser Vaterland auch auf diesem Gebiete dieselbe ehrenvolle Stellung einnehmen wird, die es schon längst auf der anderen großen Hemisphäre menschlicher Erkenntnis behauptet. Daß wir dies hoffen dürfen — und von mehr als Hoffnungen können wir gegenwärtig freilich noch nicht sprechen — haben wir wohl mehr als irgend einem anderen Einzelnen dem Manne zu danken, der nun bald seit einem Jahrzehnte mit unermüdetem Eifer für die Wiederbelebung klassischer Studien unter uns tätig ist und mitten unter den schweren und vielfachen Pflichten seines Berufes doch Muße genug findet, um von Zeit zu Zeit auch auf weitere Kreise durch den heilsamsten aller Einflüsse, die Macht des guten Beispiels, einzuwirken. Die „Beiträge zur Erklärung des Thucydides“ von Prof. Bonitz haben die höchste Anerkennung erfahren, die ihnen zuteil werden konnte, indem K. W. Krüger, der treffliche Grammatiker, gegen den dieselben ursprünglich gerichtet waren, 277 sich ihre Ergebnisse in fast allen wesentlichen Punkten selbst angeeignet hat (in dem ersten Hefte der 2. Auflage seines „Thucydides“, Berlin 1855). Ein gleich günstiger Erfolg kann auch der gegenwärtigen Abhandlung desselben Gelehrten nicht entgehen, und wir wollen uns angesichts so trefflicher Leistungen der segensreichen Wirksamkeit ihres Urhebers in unserer Mitte doppelt erfreuen und die Früchte, die uns dieselbe bringen muß, um so geduldiger erwarten, da wir ja wissen, daß die Früchte auf diesem Gebiete ganz besonders viel Zeit brauchen, um zur Reife zu gelangen.

Herr Prof. Bonitz hat in der vorliegenden Abhandlung eine Anzahl schwierigerer Stellen aus den Tragödien des

Sophokles, insbesondere aus dem „Philoktet“ und dem „Ödipus auf Kolonos“, einer eingehenden Besprechung unterzogen, die zunächst an die Schneidewinsche Bearbeitung dieser Trauerspiele anknüpft und bei aller Anerkennung der hohen Verdienste dieses Herausgebers in der Mehrzahl der Fälle eine abweichende Erklärung zu begründen sucht. In einigen wenigen Fällen haben die Änderungs- und Erklärungsvorschläge des Herrn Verfassers in der seither veröffentlichten 3. Auflage jener Bearbeitung (von der das 1. Heft, den „Philoktet“ enthaltend, erschienen ist) eine nachträgliche Bestätigung erfahren, die nicht verfehlen wird, durch die bemerkenswerte Übereinstimmung zweier voneinander unabhängigen Forscher dem Gewicht seiner Gründe eine erhöhte Geltung zu verleihen. (Dies gilt insbesondere von der, durch die Zeichen nicht eben nahegelegten, Änderung in „Philoktet“, V. 1049, S. 36 unserer Abhandlung, auf die die beiden Gelehrten gleichzeitig aus inneren Gründen geraten sind, und die ohne Zweifel demnächst die ihr gebührende Aufnahme in den Text des Sophokles finden wird.) Wie die in Anlage und Ausführung sehr ähnlichen „Beiträge zur Erklärung des Thucydides“ (die jedoch der Kritik im Gegensatze zur Erklärung einen geringeren Raum gewährten, während die vorliegende Abhandlung richtiger „Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles“ heißen würde), sind die gegenwärtigen Untersuchungen aus der Beschäftigung des Wiener philologischen Seminars mit dem betreffenden Schriftsteller hervorgegangen und haben nicht sowohl die Absicht, zu der großen Menge vorhandener Änderungsvorschläge in betreff der schwierigsten und bestrittensten Dichterstellen eine Anzahl neuer gleich scheinbarer und gleich unsicherer Vermutungen hinzuzufügen,¹ als vielmehr diejenigen Stellen, „bei

¹ Es liegt uns nichts ferner, als mit den obigen Worten ein Mißtrauensvotum gegen alle Konjekuralkritik aussprechen zu wollen, wie dies z. B. in jüngster Zeit von dem Herausgeber des Euripides geschehen ist. Geniale Einfälle, die eine schwierige Stelle wie ein Blitz in dunkler Nacht erhellen, werden gewiß zu allen Zeiten das vornehmste Rüstzeug der philologischen und mittelbar der historischen Kritik abgeben; allein

denen man sich voller Gewißheit eher scheint nähern zu können“, durch eine umsichtige Erwägung aller einschlägigen Momente der endlichen Entscheidung näher zu bringen. Daß dies und mehr als dies, dem Verfasser fast durchgängig gelungen ist, glauben wir mit Zuversicht aussprechen zu dürfen. Wir haben in der Tat den Eindruck gewonnen, daß Prof. Bonitz die große Mehrzahl der Fragen, die er entweder selbst aufwirft oder von seinen Vorgängern überkommen hat,

Vermutungen, in deren Natur es liegt, daß sie sich fast immer jeder strengen Beweisführung entziehen, haben nur dann ein Recht, neben und über bewiesenen Tatsachen eine Stelle in der Wissenschaft einzunehmen, wenn sie jene seltene Eigenschaft besitzen, die jeden Beweis überflüssig macht, daß sie nämlich das unzweifelhaft Richtige treffen, was sich dort, wo dies wirklich der Fall ist, durch eine nachträglich hervortretende ungesuchte Übereinstimmung der aus den verschiedensten Quellen stammenden Wahrscheinlichkeitsgründe bekundet, die einem strengen Beweis an Gewicht oft mehr als gleichkommt, und die man füglich dem „Zusammentreffen der Umstände“ der Kriminalisten vergleichen kann. Wie selten jedoch nicht nur gelehrte, sondern auch scharfsinnige und geistvolle Vermutungen jene letzte krönende Eigenschaft besitzen — und auch von Konjekturen wie von Gedichten kann man sagen, daß nur die besten unter ihnen gut sind — kann jeden, der dies noch nicht weiß, das Beispiel Theodor Bergks lehren, gewiß eines Meisters dieser Kunst, von dessen beim ersten Anblick überaus ansprechender Vermutung zu Phil. 1395 unser Verfasser sehr treffend bemerkt, daß sie sich bei genauerer Prüfung als unhaltbar erweist, daß sie vor allem nicht notwendig ist. — Es gibt jedoch eine andere — von jener höheren und schwierigeren Kunstübung völlig unabhängige — Tätigkeit des Kritikers, der man auch eine von dieser gesonderte Pflege um so lebhafter wünschen muß, weil ihre Vernachlässigung unfehlbar jene heillose Abstumpfung des Urteils herbeiführt, die zwischen Gut und Schlecht, zwischen Vernunft und Unsinn keinen Unterschied weiß, und der entgegenzuwirken ganz eigentlich die Aufgabe der Philologie ist. Es ist die erste und dringendste Pflicht des Kritikers, die Schäden seines Textes bloßzulegen und als solche zu bezeichnen, auch wenn er gänzlich darauf verzichten müßte, der Erkenntnis des Übels jemals die Heilung folgen zu lassen. Den Arzt, der sich anheischig macht, jedes vorhandene Leiden, und wäre es noch so tief gewurzelt und veraltet, zu heilen, wird man mit Recht für einen Scharlatan halten; allein demjenigen, dessen wissenschaftliche Besonnenheit so weit geht, daß er die Krankheit von der Gesundheit nicht mit Sicherheit zu unterscheiden weiß, wird man mit noch weit größerem Rechte jede Befähigung zur Ausübung seiner Kunst absprechen.

auch endgültig erledigt, so daß jede weitere Erörterung desselben überflüssig wäre. Ein so beträchtlicher und gerade bei der kritischen Behandlung von Dichterwerken so seltener Erfolg wäre vielleicht nicht zu erreichen gewesen, wenn die hier behandelten Stellen gerade die allerschwierigsten wären, die sich bei Sophokles überhaupt finden; allein auch so war es nur möglich durch die seltene Vereinigung einer streng geschulten Methode der Forschung mit einer ungewöhnlichen ursprünglichen Klarheit und Gesundheit des Urteils. Prof. Bonitz weiß, daß die bloße (oder besser, die rohe) Erfahrung in sprachlichen Dingen (das Sammeln von Beispielen, die Beobachtung des Sprachgebrauches usw.) nur insofern allgemein gültige Ergebnisse erzielen kann, als sie sich in letzter Instanz auch auf Gründe zu stützen vermag; er weiß aber auch, daß das voreilige Aufsteigen von den noch unvollständig gesammelten Erfahrungstatsachen zu den hinter ihnen zurückliegenden Gründen (was man gegenwärtig häufig mit einem nicht sehr passenden Ausdruck *a priorisches* Konstruieren nennt) bei den zarten und verwickelten Fragen der sprachlichen Kritik noch mehr als anderswo von den äußersten Gefahren begleitet ist und daß wir uns nicht selten mit der Erkenntnis begnügen müssen, daß für irgend eine Eigentümlichkeit der Sprache oder des Ausdrucks ein Grund vorhanden ist, auch wenn sich dieser selbst unserer Wahrnehmung entzieht. Von dieser richtigen Einsicht und von jenem feinen Gefühle für das relative Gewicht der Gründe geleitet, das bei diesen Untersuchungen eben ihrer verwickelten Natur wegen fast noch wichtiger ist als der freilich gleichfalls unentbehrliche Scharfsinn, ist Prof. Bonitz zur taktvollen Handhabung einer Methode gelangt, die auf der sicheren Grundlage umfassender Induktionen zu ursächlicher Erkenntnis aufzusteigen strebt und zwischen den beiden Extremen der einseitig empirischen und der einseitig rationalen Methode in der Tat in sehr glücklicher Weise die Mitte hält, wenn es anders passend ist, den richtigen Weg die Mitte zwischen zwei Irrwegen zu nennen. Sehr bezeichnend für die Weise des Verfassers ist es übrigens,

daß er in seinen kritischen Ergebnissen häufiger als mit irgend einem anderen Forscher mit Buttmann übereinstimmt, dessen musterhafte Umsicht und Besonnenheit gewiß der Schärfe seines Urteils keinen Eintrag getan haben.

Von S. 5—68 werden eine Anzahl von Stellen aus dem Philoktet dem Verlaufe des Dramas gemäß besprochen, wobei sich die Untersuchung, wo es erforderlich ist, auch auf die übrigen Werke des Dichters und die tragische Poesie der Griechen überhaupt erstreckt, und bei dieser Gelegenheit erhalten einige grammatische Fragen ihre Lösung, und unter anderen auch eine ästhetische. Es handelt sich um jenen Eindruck tragischer Ironie, den Sophokles vielleicht häufiger als ein anderer dramatischer Dichter dadurch hervorbringt, daß er seinen Personen Worte in den Mund legt, die von der Umgebung wie von den Zuhörern in einem anderen und für den Sprechenden selbst verhängnisvollen Sinn verstanden werden, wie wenn Ödipus (im König Ödip.), ohne es zu wissen und zu wollen, an eben jenes entsetzliche Verhältnis zu seinen nächsten Blutsverwandten erinnert, das den Fluch seines Lebens bildet. Schneidewin hatte nun dieser Eigentümlichkeit des Dichters eine weitere Ausdehnung gegeben, indem er eine derartige versteckte Beziehung in nicht wenigen Stellen entdeckte, in denen sie bisher niemand gesucht hatte, und Prof. Bonitz sucht der naheliegenden Gefahr zu begegnen, daß wir aus den Worten des Dichters mehr herauslesen, als dieser selbst in sie gelegt hatte, indem er aus dem tieferen Grunde jener eigentümlichen Wirkung auch die Grenzen ihres Umfangs herzuleiten sucht. Denn „nicht die Bedeutung der Worte an sich wird von dem Sprecher, den Erwidern den und den Zuhörern verschieden genommen, sondern weil ein verschiedenes Wissen über die zugrunde liegenden Tatsachen bei ihnen stattfindet, darum erhalten dieselben Worte eine verschiedene Beziehung. Und diese Weise verschiedener Deutung derselben Worte hat nur da ihre Stelle, wo die unter den hier in Betracht kommenden Personen stattfindende Verschiedenheit des Wissens über die Tatsachen in aller Klarheit vorliegt und wo es eine be-

stimmte dramatische Wirkung hat, diesen Kontrast hervortreten zu lassen.“ Dies ist unzweifelhaft richtig und ebenso die Anwendung, die der Verfasser den hier entwickelten Grundsätzen bei der Auslegung einer Reihe von Stellen (insbesondere aus dem Ödipus auf Kolonos) gegeben hat, bei denen er insgesamt die natürliche und ungekünstelte Auffassung der Dichterworte vor einem gewissen Raffinement der Erklärung zu bewahren suchte, zu dem der seither leider verstorbene F. W. Schneidewin eine unverkennbare Neigung besaß. Den Schluß bildet die Erörterung einer Anzahl von Stellen aus Ödipus auf Kolonos, die wir als den gelungensten Teil der Abhandlung bezeichnen müssen. Denn während wir bei der Lektüre der früheren Abschnitte doch ein oder das andere Mal Veranlassung fanden, ein Fragezeichen an den Rand zu setzen (und jeder kann hier nur von seinen eigenen Eindrücken berichten), so wüßten wir den hier entwickelten Gedanken nicht das mindeste entgegenzusetzen und können die daselbst gewonnenen Ergebnisse nur samt und sonders unbedingt unterschreiben. (Beiläufig bemerkt, ist dem Verfasser bei der letzten der von ihm besprochenen Stellen (Oed. Col. 806—807) ebenso wie seinen Vorgängern Reisig und Gottfried Hermann diejenige Stelle entgangen, die mit dieser die vollständigste Analogie darbietet und in der Tat jede Erörterung überflüssig macht, es ist Eurip. Hecab. 1165—1169. Vgl. auch Eurip. Frg. 205, 255, 532 und 587 Nauck.)¹

Wir hoffen, daß diese schöne Arbeit, deren umfassendere Würdigung uns die diesen Blättern gesteckten Grenzen nicht gestatten, sich unter anderem auch dadurch fruchtbar erweisen werde, daß sie jüngere einheimische Kräfte zur Nacheiferung auf dem von dem Verfasser betretenen Wege anregen wird, und vielleicht kann sie auch etwas dazu beitragen, das noch so weit verbreitete Vorurteil gegen die vermeintliche Trockenheit und Reizlosigkeit dieser Studien beseitigen zu helfen, während es in der Tat kaum eine andere

¹ [= Nauck² Eurip. Frg. 206, 253, 528, 583.]

wissenschaftliche Tätigkeit gibt, die auch im Detail der Forschung eine so lebhafte Beteiligung des Gemütes in Anspruch nimmt. Ist es doch kaum möglich, von einer der namhafteren unter den hier behandelten Fragen auch nur oberflächliche Kenntniss zu nehmen, ohne daß wir halb unwillkürlich für die eine oder die andere Seite Partei ergreifen und mit einem fast persönlichen Interesse die eine Auffassung als des Dichters allein würdig festhalten, die andere als seiner unwürdig zurückweisen. Nun wissen wir aber auch, daß nichts so sehr durch individuelle Eigentümlichkeiten, ja Gewohnheiten bedingt ist, als die Urtheile unseres Geschmacks, und daß wir auch Grundsätze, die bei uns die unbestrittenste Geltung genießen — solange wir sie nicht aus einfachen Grundgesetzen der menschlichen Natur herleiten können —, nicht ohne weiteres auf andere Zeiten und Sitten übertragen dürfen, so daß schließlich jener erste Eindruck nicht anders wirken kann, denn als — was die Wirkung aller Neigung in wissenschaftlichen Dingen sein sollte — ein Sporn, der uns antreibt, uns mit erhöhtem Eifer nach Gründen aller Art, sprachlichen wie sachlichen, umzusehen, die geeignet sein können, unsere vorgefaßte Meinung zu bestätigen oder zu widerlegen. Haben wir diese aber gefunden und neigt sich ihr Gewicht bei unbefangener Erwägung nach einer Seite hin, so kann die also gewonnene Erkenntnis auch nicht verfehlen, auf unser Geschmacksurteil fördernd oder berichtigend wieder zurückzuwirken, indem sie uns entweder einen tieferen Grund unseres Urteils aufzeigt, den wir selbst nicht geahnt hatten, oder aber uns eines Irrtums überführt, der auch bei anderen Anlässen die Richtigkeit unserer Schlüsse beeinträchtigen mußte. So aufgefaßt und geübt wird die kritische Behandlung der Dichterwerke ganz vorzugsweise eine Schule für die wissenschaftliche Zucht der Geister, die uns lehrt, unsere Neigungen unserer Erkenntnis und beide den Tatsachen der Wirklichkeit zu unterwerfen.

278 Wenn wir im folgenden unsere Bedenken gegen einige von den Aufstellungen des Herrn Verfassers aussprechen, so

geschieht dies zum Teil, um unsere unbedingte Zustimmung zu fast allen anderen um so nachdrücklicher hervorheben zu können. S. 52 lesen wir:

„Odysseus beruft sich für sein Vorhaben, den Philoktet nach Troja zu bringen, auf den Beschluß des Zeus. Darauf Philoktet V. 991:

ὦ μῖσος, οἷα καὶ ξαννευρίσκεῖς λέγειν·
θεοὺς προτείνων τοὺς θεοὺς ψευδεῖς τίθης.

„Odysseus macht die Götter zu Lügnern, weil Philoktet ihnen nicht folgen will, vgl. 993.“ Schneidewin. Allerdings erklärt Philoktet V. 994 mit einem οὐ γημι, daß er nicht nach Troja folgen werde. Aber diese Äußerung knüpft sich ja erst an die hernach gesprochenen Worte des Odysseus ἢ δ' ὁδὸς πορευτέα. Haben nicht, ohne daß man solche spitzfindige Konsequenz unterzulegen brauchte, die Worte des Philoktet schon so ihre passende Bedeutung? Odysseus ist dem Philoktet ein Lügner und Betrüger; wenn Odysseus für seine Handlungen Götterbefehl vorschützt und zum Deckmantel nimmt, so schreibt er seinen eigenen Charakter den Göttern zu, macht sie selbst zu Lügnern und Betrügern. In diesem Sinn erklärt Hartung die Worte.“

Gegen diese Auffassung scheinen uns, abgesehen von allen sonstigen Bedenken, die zunächst folgenden Worte des Odysseus: οὐκ, ἀλλ' ἀληθεῖς geradezu entscheidend zu sprechen. Denn zugegeben, was sich nicht leicht zugeben läßt, daß man andere schon dadurch zu Lügnern und Betrügern machen kann, daß man, selbst ein Lügner und Betrüger, sie zu Mitschuldigen an einer einzigen Handlung macht, bei der Lug und Trug nicht einmal eine irgend hervorragende Rolle spielen, so kann man sie doch gewiß dadurch, daß man sich in diesem einen Falle der Lüge enthalten hat, nicht wahrhaft machen. Und wie konnte Odysseus auch nur dies behaupten? und wer glaubt wohl überhaupt, daß er mit diesen Worten eine sittliche Rechtfertigung des Verhaltens der Götter und dadurch mittelbar seines eigenen bezweckt? Nehmen wir aber dies nicht an — und Prof. Bonitz wird

gewiß mehr als jeder andere dieser künstlichen Auslegung widerstreben —, so bleibt uns nichts übrig, als die Worte in einer Weise zu erklären, die mit der von Schneidewin vertretenen Deutung des vorangehenden Verses aufs genaueste übereinstimmt. Odysseus nennt hier die Götter „wahrhaft“, nicht weil die Wahrhaftigkeit überhaupt eine ihrer Eigenschaften ist, und noch weniger, weil sie derselben etwa durch ihre Verbindung mit Odysseus teilhaftig werden, sondern weil er in diesem bestimmten Falle nur das in ihrem Namen verkündet hat, was wirklich in Erfüllung gehen wird, weil sie — darauf baut er — ihren Ausspruch wahr machen und Philoktet vor Troja bringen werden. Verstehen wir aber die Worte also — und ein anderes mögliches Verständnis derselben gibt es, soweit wir irgend urteilen können, nicht —, so müssen wir notgedrungen auch in dem vorangehenden Verse, an den sich dieselben unmittelbar anschließen, dieselbe Beziehung wiederfinden — wir müßten denn etwa annehmen, daß die Worte von Philoktet anders gemeint waren, als sie von Odysseus verstanden worden sind, also eines jener unberechtigten und künstlerisch völlig wirkungslosen Mißverständnisse, deren Annahme Prof. Bonitz eben erst Schneidewin gegenüber mit so vielem Erfolg bekämpft hat. Und nun dürfen wir wohl bemerken, daß diese Auffassung doch nicht notwendig jene spitzfindige Konsequenz enthalten muß, die Prof. Bonitz in ihr zu finden glaubte. Solange Philoktet nur Neoptolem zu fürchten hatte, ließ er die Hoffnung nicht fallen, den milderen Sinn des Jünglings zu erweichen. Da tritt Odysseus auf und zieht mit einem Male das Netz über dem Haupte des Unglücklichen zusammen, indem er nicht nur seinen unabänderlichen Entschluß ausspricht, nötigenfalls auch rücksichtslose Gewalt gegen ihn zu gebrauchen, sondern zu der vollen Wucht des materiellen Zwanges auch noch den Druck des moralischen hinzufügt, da er ihm die Worte entgegenschleudert:

Denn, wiss' es, Zeus ist's, dieses Landes Herr,
 Zeus, der's beschlossen hat; ich bin nur der
 Vollstrecker seines Willens — (989 ff.),

Worte, die eben nichts anderes bezwecken, als jeden Gedanken an Rettung in Philoktet im Keime zu ersticken, indem sie jedes derartige Beginnen als eine frevelhafte Auflehnung gegen den erklärten Willen der Gottheit erscheinen lassen. Ist es nun so unnatürlich, daß Philoktet dieser scheinheiligen Beschönigung frecher Gewalt gegenüber — und wie anders konnte ihm die Rede seines Todfeindes erscheinen? — mit schmerzlichem Erstaunen in die Worte ausbricht: „O Haß, was ersinnst du nicht für frevelvolle Reden! um deine eigene Ruchlosigkeit zu beschönigen, scheust du dich nicht, die Götter selbst zu Lügnern zu machen, indem du nämlich das als ausgesprochenen und unabwendbaren Beschluß der Gottheit verkündest, was abzuwenden doch noch in meiner Macht liegt,“ — wobei wir freilich annehmen müssen, daß in diesem Augenblick schon der Entschluß in seiner Seele feststeht, lieber tot auf der Stelle zu bleiben und sein Haupt am nächsten Felsen zu zerschellen (V.1001), als sich dem höhnnenden Machtspruch des verhaßten Mannes zu fügen. Allein welcher Augenblick war auch geeigneter, einen solchen Entschluß zur Reife zu bringen, als der, in welchem jene verhängnisvollen Worte, die ihn wie ein willenloses Opfer dem Verderben weihen, alle Kräfte der Verzweiflung in ihm wachrufen mußten? —¹

Zum Schutz des von Bonitz hart angegriffenen γέ τοι Phil. V. 825 wäre doch noch zu bemerken, daß schon aus physiologischen Gründen zwischen dem ersten Zurücksinken des Hauptes nach jenem langen schmerzhaften Anfall bis zum Ausbruch eines heftigen allgemeinen Schweißes (824—825) notwendig einige Augenblicke der Ruhe vergehen müssen, gewiß Zeit genug, um den Faden der Rede fallen und mit ἰδὼς γέ τοι wieder aufnehmen zu lassen, und mehr bedarf es nicht, um die Überlieferung ganz in der Weise zu ver-

¹ [Diese Darlegung, die ich auch jetzt aufrecht erhalte, ist ohne Einfluß auf die Erklärer geblieben. Auch in der letzten, vortrefflichen Bearbeitung der Nauck-Schneidewinschen Ausgabe (1911) hat der Herausgeber, Ludwig Radermacher, die Worte so aufgefaßt, wie Bonitz gegen Schneidewin sie aufgefaßt sehen wollte.]

teidigen, wie dies von Gottfried Hermann geschehen ist. Es finden sich übrigens noch gar manche Verse in diesem Trauerspiel (Philoktet), die nicht etwa in bezug auf das feinste ästhetische Verständnis, sondern in betreff des gemeinsten Wortverstandes einer befriedigenden Erklärung entgegensehen, so unter anderen ein für die Charakteristik einer der Hauptpersonen sehr bedeutungsvoller Vers gegen das Ende der Tragödie (1387), der von Hermann gar nicht und von Schneidewin gewiß unrichtig erklärt wurde (und so viel ich sehen kann, auch von den Übersetzern mißverstanden worden ist).

Denn *θρασύνεσθαι κακοῖς* kann weder heißen: in der Not trotzen, noch gegen die Not trotzen (zwischen beiden läßt Passow die Wahl, und Schneidewin adoptiert das erstere durch Verweisung auf Oed. Col. 592), sondern einzig und allein auf die Not trotzen, das heißt: dreist sein im Vertrauen auf seine unglückliche Lage und die Schonung, die diese einzuflößen pflegt; und eben dies ist auch der einzige Gedanke, der dem Zusammenhange wie dem Charakter des Redenden entspricht. Neoptolem hatte sich soeben in vergeblichen Vorstellungen erschöpft, die Philoktet zur Fahrt nach Ilion bestimmen sollten und in der Tat auch den Ungläubigsten überzeugen mußten, daß sein wahres Wohl mit dem der Griechen Hand in Hand gehe, daß er nur vor Troja Befreiung von seinen Leiden und zugleich den Ruhm und die Ehre des Siegers gewinnen könne. Allein der verstockte Greis bleibt wie ein trotziges Kind immer auf seiner ersten Rede stehen: „So willst du mich denn doch verraten und an meine Feinde überliefern?“ (V. 1387). Da übermannt endlich selbst den Geduldigsten der Unmut, und auch der milde Neoptolem kann sich nicht des Ausrufs erwehren: „Freund, poche nicht allzusehr auf dein Mißgeschick“. ¹ G.

¹ [An dieser Stelle stimmt mir Radermacher zu, mit den Worten: „κακοῖς wird von Gomperz mit Recht als instrumentaler Dativ verstanden“.]

2. Zu Euripides.¹

In dem Chorgesange der Iphigenia in Aulis, der die 470 Hochzeit der Thetis schildert, lesen wir V. 1057 ff.:

*Ἀνὰ δ' ἐλάτῃσι στεφανώδει τε χλόα
Θίασος ἔμολεν ἱπποβότας
Κενταύρων ἐπὶ δαῖτα —.*

Warum die Roßmenschen hier rossenährende genannt werden, wird nicht leicht jemand zu sagen wissen. Doch wohl nicht darum, weil sie sich selbst nähren? — Der Zusammenhang verlangt augenscheinlich ein Wort, welches die äußere Erscheinung des Zentaurenzuges beschreibt, und wir irren wohl nicht, wenn wir mit Änderung eines Buchstaben *ἱπποβάτας* lesen (Aesch. Pers. 27: *τοξοδάμαντές τ' ἡδ' ἱπποβάται*). [Eine genaue Parallele bietet Sophokles Trach. 1095 f.: *ἱπποβέμονα στρατὸν θηρῶν*, eben von den Zentauren.]

In V. 883 fragt Klytämnestra den alten Diener, der ihr eben das entsetzliche Vorhaben Agamemnons eröffnet hatte: *ὁ δὲ γάμος τίν' εἶχε πρόφασιν ἢ μ' ἐκόμισεν ἐκ δόμων*. Von den beiden Bedeutungen, die *πρόφασις* haben kann, Vor- 471 wand und Grund, ist die letztere wegen des folgenden *ἢ μ' ἐκόμισεν* hier nicht wohl möglich und wäre nach dem Vorangehenden jedenfalls sinnlos. Übersetzen wir also: „Und die Vermählung, welchen Vorwand gab sie ab, der mich hierherlockte?“ — so gewinnen wir eine Frage, die sich die Fragende in der zweiten Hälfte des Satzes selbst beantwortet: und welch eine Frage für die Mutter, deren Gedanken von Angst und Sorge um das Leben der Tochter beflügelt sind!

¹ Rhein. Museum N. F. XI. S. 470. 1857.

Soeben war Klytämnestra der Mitteilung des Dieners vorangeeilt mit dem Ausruf: εἰς ἄρ' Ἰφιγένειαν Ἑλένης νόστος ἦν πεπωμένος; (881), so daß ihr dieser erwidert: πάντ' ἔχεις — und so wird sie auch wohl jetzt halb fragend ausgerufen haben: ὁ δὲ γάμος παρεῖχε πρόφασιν, ἥ μ' ἐκόμισεν ἐκ δόμων; (aus ΠΑΡΕΙΧΕ — ΤΙΝΕΙΧΕ), worauf der Alte in seiner Antwort die schreckliche Ironie jenes Gegensatzes noch einmal im einzelnen und in seiner Wirkung auf das Gemüt der Mutter ausmalt: ἴν' ἀγάγοις χαίρουσ' Ἀχιλλεῖ παῖδα νυμφεύσουσα σήν. [Die beiden Emendationen, die 1854/55 durch Otto Jahns Vermittelung an das Rheinische Museum gelangt sind, wurden von August Nauck in die 3. Auflage seines „Euripides“, die erstere auch von H. Weil und von Dindorf in den Text der „Iphigenie“ aufgenommen.]

3. Zu den griechischen Tragikern.

[Unter diesem Titel habe ich im Rhein. Mus., N. F. XIII, S. 477—479 (1858) acht bzw. zehn Bruchstücke der Tragiker im Anschluß an Naucks Tragicorum Graecorum Fragmenta kritisch behandelt. In betreff der Nr. 1—4 hat es sich später herausgestellt, daß dieselben Besserungen bereits, zum Teil Jahrhunderte vorher, von namhaften Kritikern, nämlich von Salmasius, von Camper, von Valckenaer und Bothe gefunden worden sind; was Nauck selbst nicht weniger als dem in seinen Spuren wandelnden Anfänger unbekannt geblieben war. Wenig bedeutet es, daß jede dieser Besserungen seither wieder von anderen Gelehrten veröffentlicht worden ist. Ich wiederhole im folgenden nur jene Vorschläge, als deren ersten Urheber ich mich mit Fug betrachten darf.

Zu einem Ganzen verbunden habe ich in Nr. 5 die Bruchstücke Eurip. 1035, 4—6 (= 1048²) und 379 (= 378²):

5. ὅστις κατ' ἰσχὺν πρῶτος ὦν ἠτάζετο 478
 ἢ τόξ' ἰάλλων ἢ μάχη δορὸς σθένων,
 τοῦτον τυραννεῖν τῶν κακίωνων ἐχρῆν·
 νῦν δ' ἦν τις οἴκοι πλουσίαν φάτινν ἐχῆ,
 πρῶτος γέγραπται τῶν τ' ἀρειόνων¹ κρατεῖ,
 τὰ δ' ἔργ' ἐλάσσω χρημάτων νομίζομεν.

¹ Die Notwendigkeit dieser oder einer völlig gleichbedeutenden Änderung des überlieferten κακίωνων wird man kaum bestreiten [Darin war mir schon Erfurdt und später H. Weil zugekommen.] Gibt man die Zusammengehörigkeit zu den letzten drei Versen des Frag. 1035 zu (die schon Matthiä mit gutem Grund von dem Vorhergehenden trennte), so begreift man die Verderbnis als Folge der so häufigen, fast unwillkürlichen Wiederholung eines vorangehenden ähnlich klingenden Wortes, des κακίωνων der 3. Zeile. So hat wohl 7) Aesch. 43 γάμον der

479

6. Chaeremon 37 [= 36² p. 790].

πλοῦτος δὲ πρὸς μὲν τὰς ἀμαρτίας ἰὼν
οὐκ ἔστι σεμνὸς ὥστε καὶ δόξης τυχεῖν,
ἀλλ' ἔσχευ ὄγκον· ἐν δὲ λήροσιν βροτῶν
ἡδὺς συνοικεῖν καὶ τιν' εἰληχῶς χάριν.

[So klar hier der Gedanke ist, so schwierig ist es, das korrupte *ὄλας τιμὰς* mit Sicherheit zu heilen. Meine alte Vermutung *ἀμαρτίας* würde ich jetzt lieber durch *ἀτιμίας* ersetzen, ohne mich jedoch auch hierbei vollständig zu beruhigen. Es ist augenscheinlich von einem Makel die Rede, der dem Reichtum bisweilen anhaftet; ob infolge seines unedlen Ursprungs oder seiner unedlen Verwendung, und wie die eine oder die andere Gedankennuance ausgedrückt war, das wird sich wohl erst entscheiden lassen, wenn eine auch paläographisch völlig zutreffende Emendation gefunden ist.]

7. Aesch. 43 [= 44²].

..... ἡ δὲ τίκτεται βροτοῖς
μήλων τε βοσκὰς καὶ βίον Δημήτριον·
δενδρῶτις ὥρα δ' ἐκ νοτίζοντος γάνους
τέλειός ἐστι· τῶνδ' ἐγὼ παραίτιος.

2. Zeile die Wiederholung Zeile 6 veranlaßt; hat nicht auch Soph. 104 (= 103²), Zeile 2 *πράσσειν* auf Zeile 6 eingewirkt und ist nicht zu lesen:

οὐ χρῆν τάδ' οὕτω δαίμονας θνητῶν πέρι | τάσσειν —

hier von der Feststellung der Weltordnung gebraucht, wie von jener der Staatsordnung Eurip. Supplices 247: *κόσμον ὄντιν' ἂν τάξῃ πόλις* oder Herodot IV 162, 5: *κατὰ ὃ Μαρτινέως Δημῶναξ ἔταξε* (vgl. Herodot V 29, 14)? Zeile 8 dieses Bruchstückes hat Nauck irrtümlich *τοὺς δὲ* (in 2. Aufl. *τούσδε*) geschrieben, während die besten Handschriften des Stobaeus auf *τοῖσδε* (zu verbinden mit *τὴν ἐναντίαν*) zu führen scheinen. Ich habe im obigen (insbesondere in 5 und 6) einige bei Nauck verzeichnete, nur mehr oder minder wahrscheinliche Konjekturen dem Text einverleibt, um diesen lesbarer zu machen und dadurch die Beurteilung meiner eigenen Vorschläge zu erleichtern; daß die Aufnahme dieser Vermutungen in keinem Falle einer *petitio principii* gleichkommt, darf mit Fug behauptet werden. [Zum Schluß noch die Bemerkung, daß nahezu alle meine damals mitgeteilten Vermutungen von August Nauck gebilligt und in den Text seiner 2. Auflage gesetzt worden sind.]

[Die Berichtigung von γάμου zu γάνους ist von Meineke in seiner Ausgabe des Athenaeus IV p. 285 irrtümlicherweise Gottfried Hermann zugeschrieben worden. Da ich Meinekes Namen nenne, so mag auch erwähnt sein, daß er meine Verbesserung von ὠνομάζετο zu ὦν ἡτάζετο (Nr. 5) in seinem Callimachus p. 163 (1861) von neuem vorgebracht und meine 3 Jahre früher erfolgte Behandlung des Bruchstücks nicht gekannt hat.]

8. Soph. 787 [= 788²].

καὶ τὰν νέορτον ᾗς ἔτ' ἄστολος χιτῶν
 θυραῖον ἀμφὶ μηρὸν
 πτύσσεται Ἑρμιόναν.

Die hergebrachte Erklärung des θυραῖος μηρός (wie sie noch in der neuesten Bearbeitung des Passowschen Wörterbuches zu lesen ist) darf man wohl unsäglich abgeschmackt nennen. Weil man durch das flatternde Gewand wie durch eine Türe (!) auf das entblößte Bein der Jungfrau hindurchblickt, soll dieses selbst türartig heißen können. Wir geben dem Dichter wohl nur, was ihm gehört, wenn wir schreiben:

καὶ τὰν νέορτον ᾗς ἔτ' ἄστολον χιτῶν
 ὠραῖον ἀμφὶ μηρὸν
 πτύσσεται Ἑρμιόναν.

4. Zu Menander.¹

507 Ich war im Herbst 1867 Zeuge eines Vortrages, in welchem Constantin Tischendorf den Plan zu einem großen Werke über griechische Paläographie entwickelte. Darin sollten auch allerhand Anekdoten Platz finden, und nichts machte uns den Mund so sehr wässern als die Verheißung von einigen vierzig neuen Versen des Menander.² Seither ist nahezu ein Jahrzehnt ins Land gegangen, der vielgewanderte Bibelforscher hat mittlerweile seine letzte Reise angetreten — da bringt uns endlich die jüngste Nummer der Mnemosyne (Nova series IV 3, 285—293) die Einlösung des von den meisten wohl schon vergessenen Versprechens. Wir erfahren jetzt durch Cobet, daß ihm der Verewigte dereinst — wie es scheint vor mehr als drei Jahrzehnten — von einer seiner Orientfahrten „*ex perantiquo codice descripta verba incerti graeci poëtae*“ übersandt habe; an die Spitze seiner

¹ Hermes XI, 507 (1876). [Man findet diese Fragmente jetzt bei Kock III, 421, 428 u. 151. Die zwei Bruchstücke zu einem Ganzen zusammenzuschweißen versucht hat v. Wilamowitz, Hermes XI, 498—506. Dagegen Kock, Rhein. Mus. 32, 101 ff. „Menander und der Pseudo-Pessimist“. Derselbe teilt Rhein. Mus. 48, 222 nach Jernstedt Genaueres über Herkunft und Beschaffenheit ‚der Pergamentfetzen‘ mit. Wie das eine der Bruchstücke als zu Menanders „Deisidaimon“, so ist das andere jetzt als zu dessen „Phasma“ gehörig erkannt worden. Die weiteren Versuche der Gelehrten findet man zusammengestellt bei A. Körte, Menandrea (Leipzig, Teubner, 1910), S. 203 ff. u. 209.]

² „Zuerst nenne ich Fragmente von Menander, einige vierzig Verse über das alte Thema: Weiber und Wein. Sie wurden auf einem Pergamentfetzen gefunden, dessen Alter an dasjenige des codex Sinaiticus heranreichen mag.“ Verhandlungen d. 25. Vers. deutsch. Philolog. u. Schulm. in Halle, S. 45.

Abschrift habe jener die Worte gesetzt: „*fragmenta duo codicis antiquissimi, IV ut videtur saeculi*“.

Über den Fundort u. dgl. m. wird uns kein Sterbenswörtchen mitgeteilt, ja es ist nicht einmal völlig klar, ob wir es mit den Überresten einer Menanderhandschrift oder etwa einer Anthologie zu tun haben. Das letztere müßte nämlich der Fall sein, wenn die von Tischendorf in jenem Vortrag gebrauchten Worte „auf einem Pergamentfetzen“ mehr als ein *lapsus linguae* wären. Denn die zwei Bruchstücke gehören offenbar zwei Dramen an und können — da sie augenscheinlich einen Teil der jedesmaligen Exposition bilden — nicht weit vom Anfang der Stücke entfernt gewesen sein. 508 Ihre Vereinigung auf einem Blatte wäre daher nur unter der Voraussetzung denkbar, daß dieses einer Anthologie entnommen ist, die freilich ungleich umfangreichere Stücke enthalten haben müßte, als dies bei Eklogen der Fall zu sein pflegt. Doch es tut um so weniger Not, bei dieser Möglichkeit zu verweilen, da Tischendorfs schriftliche Angabe, eben weil sie die schriftliche und weil sie die weitaus ältere ist, vor jener beiläufigen Äußerung sicherlich den Vorzug verdient. Auch kann die Kopie schwerlich eine ganz vollständige sein; wenigstens wäre es fast einem Wunder gleich zu achten, wenn das Original auch in jenen Zeilen, die nicht nur am Ende, sondern auch am Anfang und in der Mitte beschädigt sind, keinen einzigen (oder vielmehr nur einen einzigen) verstümmelten Buchstaben aufwiese. Man wird bis auf weiteres vermuten dürfen, daß Tischendorf solche Buchstabenreste in die an den Freund gesandte Kopie nicht aufgenommen hat. Sollte sich auch in seinem Nachlaß nicht ein in diesem Betracht treueres Faksimile finden, oder das Original selbst, oder doch ein Hinweis auf den Fundort oder Verbleib desselben?

Doch wir wollen die wertvolle Gabe, für die der hervorragende holländische Kritiker alles getan hat, was ihm zu tun möglich war, dankbarst genießen; und ich will meine Dankbarkeit insbesondere dadurch zu beweisen trachten, daß ich das von Cobet Begonnene der Vollendung entgegen-

zuföhren suche. Ich lasse die zwei Bruchstücke folgen, indem ich Cobets Ergänzungen in runde, die von mir versuchten in eckige Klammern einschlieÙe. Da ich meines Vorgängers Vorschläge durchweg anführe, so ist aus meinem Schweigen jedesmal zu schließen, daß dieser auf die Herstellung verzichtet hat.

I.

- A. (ὅτι μὲν τοσοῦτον ἐκπέπωκ' ἄνευ κακοῦ)
 1 ἄνθρωπος οἶνον, αὐτὸ τοῦτ' ἐκπλήτ(τομαι
 2 ἔγωγ'· ὑπὲρ τοῦ <μῆ> μεθύσκε<σ>θ' οὐ λέγω,
 3 ἀπιστία<ι> γὰρ ἔσθ' ὁμοιον τοῦτό γε·
 4 εἰ καὶ βιάζεται κοτύλην τις τοὺς βόας
 5 ὠνούμενος πίνειν ἑαυτόν. B. τοῦτ' ἐγὼ
 6 προσέμενον. A. οὗτος ἐμπесὼν διασκέδῃ
 7 τὸν ἔρωτα. C. τί δέ μοι τοῦτο; πάλιν οἰμώ(ξομαι.
 8 προῖκα δὲ λαβὼν τάλαντα τέτταρ' ἄργύ(ρου,
 9 ο)ὐ τῆς γυναικὸς νερόμιχ' αὐτὸν οἰκέ(την·
 10 ἀπόκοιτός ἐστι, πορνοβοσκῶ<ι> δώδεκα
 11 τῆς ἡμέρας δραχμὰς δίδωσι. A. δώδεκα·
 12 ἐπίστα)τ' ἀκ(ρι)βῶς οὔτοσὶ τὰ πράγματα,
 13 εἰ προδ] δια(τ)ροφήν ἀνδρὶ καὶ πρὸς ἡμέρ[ας
 14 πόνον] (λ)ελ(ό)γισται δὲ ὁβολοὺς τῆς ἡμέρας
 15 τελεῖ]ν· τ[ί ἐ]γὼ πεινῶντι [δὴ] πτι[σάνην] ποτε
 16 ἔδωχ']; ὁ [δὲ] χαίρω]ν προσμένει . . .
 17 . . . γλυκύταθ' ὁ τῆς . . .
 18 . . . ἄθλιός τις . . .
 19 . . . τρὶς κακοδ[αίμων] . . .

II.

- 20 πῶς εἰσὶν οἱ πυρο(ι) [κατ' ἀγορὰν] (ὧνιοι;
 21 B. τί δέ σοι μέλει τοῦτ'; A. οὐθέν· (ἀλλὰ βούλομαι
 22 εἰς τὴν ἀλήθειαν καταχρῆσ(θαι τῷ λόγῳ·
 23 ἂν τίμιος, δακέτω σ' ὑπὲρ ἐ(μοῦ τοῦ σφόδρα
 24 πένητος. αἰσιθοῦσαντὸν ὄντα, (Φειδία,
 25 ἄνθρωπον, ἄνθρωπον δὲ κα[ὶ] τὸν πλησίον,
 26 ἵνα μὴ ἐπιθυμῆς τῶν ὑπὲρ [θνητοῦ φύσιν.

- 27 ὅταν δ' ἀγρυπνεῖν εἴπῃς, τί σε [λυπεῖ; φράζ' ἐμοί.
 28 τὴν αἰτίαν γνώσει. περιπατεῖς (ἡδέως;
 29 εἰσηλθες εὐθύς ἂν κοπιάσῃς (αἰς τὰ σκῆλη;
 30 μαλακῶς ἐλούσω; πάλιν ἀνασ[τάς περιπατεῖς
 31 πρὸς ἡδονήν; ὕπνος αὐτὸς . . .
 32 τὸ πέρας, κακὸν ἔχεις οὐδέν, ἢ [γὰρ αἰτία
 33 ἔσθ' ἦν διηλθες. φορτικώτερον δέ τι
 34 ἐπέρχεται μοι, τρώφιμε, συγγνώμην δ' ἔχε.
 35 τὸ δὴ λεγόμενον, οὐκ ἔχεις ὅπ(οι χέσης
 36 ὑπὸ τῶν ἀγαθῶν, εὖ ἴσθι, μη[δ' ὀργιστέον,
 37 ἐπεὶ <γε> τάλῃθ' ἢ λέγω νῆ τοὺς θε[οὺς.
 38 τοῦτ' ἔστι τάρ<ρ>ώστημα. B. καὶ μή(ν, ὦγαθέ,
 39 ἀτόπως ἐμαντοῦ καὶ βαρέως (ἔχω πάνν.
 40 A. φιλό(νικόν ἔστι τάνόητο(ν). [ῥέδιον
 41 φέρι]ν πάνν γὰρ ταῦτ', εἰ λελ[ογισμένως ἔχεις.
 42 B. τί [δὲ] παραινεῖς; A. ὅ τι πα(ραινῶ; τοῦτ' ἐρῶ.
 43 εἰ μὲν τι κακὸν ἀληθὲς εἶχες, Φειδία,
 44 ζητεῖν ἀληθὲς φάρμακον τούτου σ' ἔδει.
 νῦν δ' οὐκ ἔχεις. κενὸν ἄρα καὶ τὸ φάρμακον
 πρὸς τὸ κενόν. οἰήθητι δ' ὥφελειν τί σε.
 περιμαξάτωσάν σ' αἱ γυναῖκες ἐν κύκλῳ,
 καὶ περιθεωσάτωσαν· ἀπὸ κρουνῶν τριῶν
 ὕδατι περιόραν' ἐμβαλὼν ἄλλας, φακούς.
 (43 sqq. ap. Clem. Alex. Strom. VII, 884 Pott. = Meineke,
 Com. IV, 100.)

Zu I.

Die eine der beiden Gesprächspersonen ist ein an Schläge gewöhnter (7) Haussklave, der zur nächsten Umgebung seines Herrn gehört, über dessen wüstes Treiben er so genauen Bescheid zu geben weiß. Die andere lebt getrennt vom Gebieter (denn wozu bedürfte es sonst dieser bis zur Heirat zurückgreifenden Schilderung?), hat ihn aber schon als Kind gekannt und, zum mindesten gelegentlich, gepflegt (15). Als Alten, oder vielmehr als Alte, (dazu stimmt auch der ungehemmte Redefluß und das Scherzwort 6—7, dem sonst die erforderliche Pointe fehlt) kennzeichnet sie überdies die

niedrige Meinung, die sie vom menschlichen Trinkvermögen hegt (1—6), eine des Lysias würdige *ἡθοποιία*; auf ländlichen Aufenthalt weist V. 4—5. Es mag mithin die ihre letzten Lebensjahre in ländlicher Ruhe verbringende greise *τσοφός* sein. Und das gute Mütterchen, welches das Weintrinken nur als eine Zutat ländlicher Kaufgeschäfte, gleichsam als ein notwendiges Übel, kennt und die Hände über dem Kopf zusammenschlägt vor Verwunderung über die Summen, die zu Athen für lockere Genüsse verausgabt werden — für eine Dirne zahlt man fast das Vierzigfache von dem, was ein Tagelöhner erhält, der doch ein Mann ist und schwere Arbeit verrichten muß! — die köstliche Alte, deren Entrüstung sich in dem Ausruf Luft macht: Hätte ich den Schlingel doch lieber verhungern lassen, statt ihm sein Gerstensüppchen darzureichen! — diese alte „Unschuld vom Lande“ mußte die geräuschvolle Heiterkeit des hauptstädtischen Theaterpublikums erregen und zählte vielleicht zu den wirkksamsten Lustspielfiguren Menanders. Auch mag die Szene auf dem Landgut des Herrn spielen, der selbst im Hintergrund der Bühne aufzutauchen scheint (vgl. zu V. 5—6).

511 V. 1 ΤΟΥΤ, in anderen Fällen bietet die Handschrift den zu elidierenden Vokal, was ich jedesmal anmerke.

V. 2 ΕΓΩΓΕΥΠΕΡ, woraus Cobet ohne Not *ἐγὼ περὶ δὲ* gemacht hat. Daß unser Dichter auch sonst *ὑπέρ* c. gen. ganz gleichbedeutend mit *περὶ* c. gen. gebraucht, kann Jacobis Index lehren.

ΜΕΘΥΚΕΘ. Das Fehlen des C hat Tischendorf ausdrücklich bemerkt; *μή* vor diesem hat Cobet eingesetzt.

V. 4—5. Die Gewohnheit, ein abgeschlossenes Kaufgeschäft durch einen gemeinsamen Trunk zu besiegeln, kann man noch heutzutage bei unseren Bauern beobachten. Hier mag ein kleines Opfer mit im Spiele sein; vgl. Theophr. ap. Stob. Flor. 44, 22.

V. 5—6 Zu *τοῦτ' ἐγὼ προσέμενον* bemerkt Cobet: *obscura res est et micamus in tenebris*. [Diese Worte glaube ich jetzt vom vorangehenden ablösen und einer dritten Gesprächsperson, dem im Hintergrund auftauchenden Herrn, beilegen

zu sollen. Dieser errät wohl ohne weiteres den indiskreten Inhalt jener „trauten Zwiesprach“, der er jedoch kein gewaltsames Ende bereitet. Er mag sich an der Verlegenheit der Ertappten weiden wollen (*ὁ δὲ χαίρων προσμένει*, V. 16). Erst da sie sich zum Aufbruch anschicken, scheint es zu einer nichts weniger als freundlichen Begegnung zu kommen, V. 17—19. Nachtrag aus Hermes XII, 511.]

V. 6—7 Die Phrase *διασκεδᾷ τὸν ἔρωτα* muß von der Störung eines Liebespaares sprichwörtlich gegolten haben. Die Worte *τί — οἰώξομαι* fügen dem Bilde des Herrn einen neuen Strich hinzu: der Trunkenbold und Bruder Lüderlich ist auch ein brutaler Gebieter.

V. 8 läßt Cobet einen Personenwechsel eintreten, den ich nicht für statthaft halte.

V. 9 Daß zu NENOMIXAYTON nachträglich Apostroph und Spiritus hinzugefügt seien, bemerkt Tischendorf. — Der ungetreue Ehemann ist stolz auf seine Untreue, es soll nicht von ihm heißen: *λατρεύσεις ἀλόχῳ λυγρῆς χάρις εἶνεκα φερνῆς* (Ps. Phocyl. 200 Bergk).

V. 13 C. läßt die Eingangslücke unausgefüllt und schreibt *εἰς διατροφήν*. Meine Herstellung dieser Verse, in denen C. nur mehr *λελόγισται* (14) ergänzt hat, bedarf kaum einer Rechtfertigung. Sie stimmt genau zu den Spatien der Eingangs- und Binnenlücken. Zwei Obolen ist der niedrigste und bekannte Tagelohn (Lucian Timo 6); diesen wählt der Dichter des Kontrastes halber, und vielleicht auch, weil die Sprechende zunächst an ländliche Arbeit denkt, die ja immer die am schlechtesten bezahlte war.

V. 16 Statt *ὁ* bietet die Abschrift C, was eben ein schadhaftes O sein wird. *χαίρω[v]* und *προσμένει* habe ich um- 512 gestellt; es wird kaum eine Herstellung denkbar sein, bei der sonst nicht der Spondeus *χαίρων* den vierten Fuß bilden müßte. Desgleichen mußte ich V. 15 denselben Irrtum bei den Worten [*δὴ*] und *πτι[σάνην]* voraussetzen.

V. 17 ΓΑΥΚΥΤΑΤΕΟΤΗC und gegen Ende der Zeile THP.

V. 18 ONΩC vor *ἄθλιός τις*.

Zu II.

Daß dieses Fragment in ein schon bekanntes Bruchstück des *Δεισιδαίμων* mündet, hat Cobet erkannt, nicht minder, daß fab. inc. II (Com. IV. 227), „*ex hac ipsa fabula et eadem fabulae parte (nempe ex principio)*“ entnommen ist.

V. 20 C. schlägt zweifelnd *παρ' ἡμῖν* vor, mir scheint *κατ' ἀγοράν* passender. Pheidias mag eben vom Markte heimkehren.

V. 21 ΤΟΥΤΟΥΘΕΝ. Cob. schreibt *οὐδέν*, wofür allerdings 32 zu sprechen scheint. Doch vgl. Meineke zu fab. inc. 288, und für die hier vorliegende Phrase wird *οὐθέν* geradezu bezeugt durch Etym. M. p. 640, 13: — *ὅθεν σσημειώται τὸ παρὰ Μενάνδρῳ οὐθέν μέλει σοι* (fab. inc. 324).

V. 23 TEIMIOC|CE|. Über dem Υ hier und 26 stehen zwei Punkte.

V. 25 Nach dem ersten ΑΝΘΡΩΠΟΝ zeigt das Apographum einen kleinen Zwischenraum, wohl nur um den Sinnesabschnitt zu markieren. — Cobet ergänzt: *ἀνθρώπον δὲ κα(λόν τε κἀγαθόν)*, was mir nicht sinngemäß scheint. Der Pädagog will anfangs den miselsüchtigen Pheidias unvermerkt in die Sorgen und Interessen des Alltagslebens hineinziehen. Da ihm dies nicht gelingt, gesteht er unverhohlen seine Absicht: der Grillenfänger soll dadurch geheilt werden, daß er an Freud und Leid seiner Mitmenschen teilnimmt. Dazu ist es erforderlich, daß er sich als Gleicher unter Gleichen fühle. „Du bist nicht mehr als ein Mensch, dein Nächster ist nicht weniger“ [etwa wie Gellert dichtete: „Gott schuf die Welt nicht bloß für mich, | Mein Nächster ist sein Kind wie ich.“] Jedem ist sein Maß von Leiden zugeteilt, niemand erwarte vom Schicksal eine Ausnahmsstellung. Vgl. fab. inc. II, 10 ff.: *τὸ δὲ κεφάλαιον τῶν λόγων, ἄνθρωπος εἰ κατέ*. Die Folgerung wird

V. 26 gezogen, wo Cob. *τῶν ὑπὲρ* (*σαντὸν πᾶν* ergänzt hat. Dürfte man statt des mir unpassend dünkenden *πάνν* etwa *τέκνον* setzen, so könnte man sich das Supplement

vielleicht gefallen lassen. Doch stimmt ein mehr sententiöser 513 Abschluß wohl besser zu der Art des Dichters.

V. 28 ΓΝΩCH. Cobet hat hier und im folgenden keinerlei Fragen angenommen.

V. 28—31 Das dem mäßigen, nicht bis zur Übermüdung ausgedehnten, Abendspaziergang folgende behagliche Bad soll den Schlaf herbeiführen helfen, eine gemächliche Morgenpromenade den Tag wieder eröffnen. [Vgl. Hippocrates *περὶ διαίτης ὁξέων*. II 286 u. 478 Littré. Die Ergänzung von V. 31 ist wohl sicherlich verfehlt. Aber auch die übrigen Bearbeiter haben den Vers nicht in überzeugender Weise geordnet.]

V. 31 Nach *αὐτὸς* bietet das Apogr. noch OB, zu wenig, um darauf eine sichere oder auch nur sehr wahrscheinliche Ergänzung zu gründen. Ich dachte an: *ὁβ[ολιμαῖος ἦν]*, der Schlaf war spottwohlfeil zu haben, — wenn du nämlich etwas von alledem getan hättest, was du unterließeſt. Im vorangehenden muß man den Text durch stummes Spiel supplieren. Der „*malade imaginaire*“ muß alle oder die meisten dieser Fragen durch Geberden verneint haben, sonst könnte der Pädagog nicht 32 die Summe ziehen: „mit einem Wort, dir fehlt nichts.“

V. 33 hat Cobet auch ECTIHN nicht in den Text aufgenommen. Hingegen hat er zu

V. 35 mit großem Scharfsinn die erforderliche Ergänzung aus M. Anton. V. 12 entnommen und gleichzeitig die Verderbnisse jener Stelle sicher geheilt. Den Vers eines Komikers hatte bereits Nauck (bei Jacobi-Meineke S. 368) bei Marc Aurel erkannt und *οὐκ ἔχεις ὅποι χέσης* richtig vermutet. ON, woraus Cobet *ὅπ(οι)* macht, ward schon von Tischendorf als zweifelhaft bezeichnet. — Man vgl. das französische: *il ne sait pas où cracher*.

V. 37 init. bietet das Apogr. IKOI, wovon OI „*non plane certum*“ sein soll. Daraus wird jedoch niemand die erfordernten ersten anderthalb Versfüße zu gewinnen wissen. Meine dem Sinn entsprechende, aber gewaltsame Schreibung will ich

gern mit einer gelinderen vertauschen, falls eine solche gefunden werden sollte.

V. 40 ΤΟΑΝΟΗΤΟ.

V. 40—41 Vgl. fab inc. II 9: οἰστέον ἄμεινον ταῦτα — und 19: ὥστ' ἀνὰ μέσον που καὶ τὸ λυποῦν δεῖ φέρειν (wie Cobet den Vers, sicherlich richtig, schreibt).

V. 42 überschreitet Cobets Supplement δέ μοι weitaus die Grenzen der Spatien.

5. Die Bruchstücke der griechischen Tragiker und Cobets neueste kritische Manier.¹

Ein bitterböser Angriff auf Carl Gabriel Cobet? Ein leidenschaftlicher Versuch, Ruhm und Bedeutung des gefeierten Hellenisten zu schmälern? Vielleicht durchwürzt mit allerhand gehässigen nationalen Ausfällen gegen den „holländischen“ Kritiker? — Nichts von alledem. Wer diese Blätter mit solcher Erwartung in die Hand nimmt, der wird sie bald enttäuscht zur Seite legen. Ihr Verfasser war allezeit ein aufrichtiger Bewunderer von Cobets kritischer Muse, und er hat dieser seiner Gesinnung mehrfach den wärmsten und kräftigsten Ausdruck geliehen. Allein er fühlt sich trotzdem, oder besser darum nur desto mehr, verpflichtet, seine Stimme gegen immer üppiger wuchernde Mißbräuche, gegen Auswüchse und Ausschreitungen zu erheben, die sich nachgerade zu ernstest Gefahrent gestalten, — zu Gefahren für die jüngere Philologengeneration, für den Betrieb der kritischen Kunst, für ihr Ansehen und ihre Würde in den Augen des Fach- wie des Laienpublikums, und nicht am wenigsten freilich für die Autorität und den Nachruhm des um die griechische Literatur hochverdienten Leydener Gelehrten.

Ich empfang das jüngste Heft der Zeitschrift Mnemosyne (Nova series, V, 3) gerade in dem Augenblicke, als ich zum Bahnhof eilte, um eine Ferienreise anzutreten. Ich konnte mir im Eisenbahnwaggon keine anregendere Gesellschaft wünschen. Die Stunden verflogen wie Minuten, während ich

¹ Wien 1878, A. Hölder.

drei Aufsätze an der Spitze des Heftes — insgesamt den Bruchstücken der griechischen Tragiker gewidmet — mehr verschlang als las. Eine Reihe von glänzenden Verbesserungen, von geistvollen Bemerkungen übte eine blendende Wirkung. Dazwischen tauchte freilich allerhand Befremdliches auf: längst bekannte Emendationen, augenscheinlich verfehlte Konjekturen, völlig grundlose Änderungsversuche. Allein „es irrt der Mensch so lang er strebt“, und produktive Naturen, die viel leisten und dabei nicht wenig irren, 2 schienen mir immer ein reiches Maß von Nachsicht und weitaus den Vorzug vor jener kahlen Korrektheit zu verdienen, die wenig verfehlt und wenig vollbringt. Doch eine erneute aufmerksame Lektüre veränderte jenen ersten Eindruck bereits gewaltig. Licht und Schatten verteilten sich alsbald in wesentlich anderer, dem Verfasser weit weniger günstiger Weise. Und als ich mich schließlich, von meinen Büchern umgeben, mehr und mehr nachprüfend in das Einzelne vertiefte, mit wachem Sinn und allgemach stark gewecktem Mißtrauen, da ward mir eine Überraschung nach der anderen zuteil, mein Erstaunen wuchs ins Grenzenlose, bis ich endlich mich zu verwundern fast verlernt hatte; Stein um Stein löste sich ab von dem stolzen Bau, den ich anfangs zu erblicken vermeint hatte, und ich schaute — in ein Wirrsal von Irrtümern und Flüchtigkeiten! — Dies muß öffentlich gesagt werden, wenn nicht um des Meisters (was leider wenig fruchten dürfte), so doch um gegenwärtiger und künftiger Jünger und Nachahmer willen. Und da es sich um ein Arbeitsfeld handelt, auf dem ich selbst seit mehr als zwei Jahrzehnten heimisch bin und auch weil ich mich von jedem Hauch von Übelwollen gegen Cobet frei wußte, schien ich mir nicht ungeeignet diese Warnungstafel aufzupflanzen.

Dreierlei ist es, was ich dem Leydener Kritiker vorzuwerfen habe: ein meines Wissens beispielloses Sich-selbst-abschreiben, — den Superlativ jener freilich längst sprichwörtlich gewordenen „Cobetschen Nichtachtung der Vorgänger“ und Mitforscher — und, was die Hauptsache ist,

und weshalb ich allein die Feder ergriffen habe, unerhörten, ja kaum glaublichen Mangel an Sorgfalt und Gründlichkeit in der kritischen Arbeit selbst.

Nichts natürlicher, als daß ein Schriftsteller Ansichten, die er schon einmal geäußert, aber nicht zu voller Anerkennung gebracht hat, gelegentlich wiederholt, entweder um sie dort bekannt zu machen, wo sie noch unbekannt geblieben sind, oder um ihre Geltung durch das Gewicht neuer Gründe zu verstärken. Wozu es jedoch dienen soll, Konjekturen, die sich bereits in den gangbarsten Ausgaben verzeichnet finden (wie in Dindorfs *Poetae scenici graeci* oder in Naucks kleinerer Ausgabe der Euripidesfragmente), von neuem vorzubringen, oft mit fast denselben Worten, ohne Hinzufügung des kleinsten neuen Arguments oder der 3 winzigsten Parallelstelle vorzubringen — dies bleibt uns unerfindlich. Auch sollte man denken, es wäre für die Verbreitung einer Konjektur (zu Aeschylus Frg. 193 [= 199²]) genug geschehen, wenn sie im Laufe eines Jahres zweimal (*Mnemos.* IV, 98 und *Miscell. critica* p. 123) *urbi et orbi* verkündet ward, und es läge kein dringendes Bedürfnis vor, dieselbe (übrigens, wie ich zu zeigen hoffe, mehr als zweifelhafte) Vermutung im Laufe des darauffolgenden Jahres noch ein drittesmal der Kenntnisnahme des philologischen Publikums aufzudrängen! Auch wird der Leser keineswegs immer durch ein „*maneo in vetere sententia*“, „*nondum me poenitet veteris conjecturae*“ u. dgl. darüber aufgeklärt, daß er statt mit frischer Kost nur mit kritischen Konserven bedient wird. Wäre es da nicht besser, Cobet trüge ein für allemal dafür Sorge, daß seine Konjekturen in angemessenen Zwischenräumen (vielleicht nach Jahresfrist, wenn dies genügen sollte) Gläubigen und Ungläubigen von neuem in Erinnerung gebracht werden, etwa wie die *mutiny-act* im englischen Parlament alljährlich neu verlesen wird. Doch dies Verfahren hat nicht nur eine heitere Seite. Kann doch auch der Argloseste sich kaum des Gedankens erwehren, daß nicht die prunk- und scheinlose Wissenschaft es ist, der ein so über-eifriger Dienst geweiht wird.

Wir kommen zu dem zweiten, ungleich heikleren Punkte, der Ignorierung fremder Leistungen. Hier steht die Sache einfach so, daß Cobet seiner Arbeit die Naucksche Fragmentsammlung vom Jahre 1856 (im folgenden von mir *editio major* genannt) zugrunde legt und von allem, was in diesen keineswegs unergiebigem zwanzig Jahren auf demselben Gebiete geleistet ward, keinerlei Notiz nimmt. Er dehnt diese Enthaltsamkeit so weit aus, daß er sogar von Naucks erneuter Bearbeitung der Euripidesfragmente (Teubner 1869, im folgenden *editio minor* genannt) ebensowenig Kenntnis nimmt, als von den jüngeren Auflagen der Dindorfschen Sammlung. Die Zahl der hier vorgebrachten Änderungsvorschläge, die längst von anderen veröffentlicht und ein Gemeingut der Wissenschaft geworden sind, ist daher einfach Legion. Und nicht eben gering ist auch die Anzahl der Fälle, in welchen sich Cobet mit leichter Mühe von seinen Vorgängern eines besseren hätte belehren lassen können. Ja, in der 4 Benützung des Nauckschen Werkes selbst hat sich unser Kritiker mitunter auf den Text allein beschränkt und die hart darunter befindliche knappe *adnotatio critica* keines oder nur des flüchtigsten Blickes gewürdigt.

So lautet Frg. 327 [= 325²] bei Nauck also:

„κρείσσων γὰρ οὐ τις χρημάτων πέφυκ' ἀνὴρ,
πλὴν εἴ τις ὅστις δ' οὗτός ἐστιν οὐχ ὀρῶ.

Stob. Flor. 10, 18: *Εὐριπίδου Δανάης. κρείσσων — ὀρῶ.* vs. 2. εἰς τις Porson. οὐκ ἔρῶ Badham.“

Dazu bemerkt Cobet (S. 257): „*optime Badham οὐκ ἔρῶ, sed non satis est. Scribendum praeterea πλὴν ΕΙC (εἰς) τις, nam sic demum*“ etc. — ohne Porsons mit einer Silbe zu gedenken! Kann man die Saloppheit weiter treiben? Ja wohl! Denn ich bemerke soeben, daß derselbe Cobet diesen Vers schon einmal (vor drei Jahren) behandelt und dabei das Verhältnis der beiden Stellen in höchst wunderbarer Weise umgekehrt hat. Dort (Mnemos. n. s. II, 96) hatte er Meinekes Text des Florilegium vor Augen, dem Porsons Emen-dation schon einverleibt ist; er las darin:

πλὴν εἰς τις ὅστις δ' οὗτός ἐστιν οὐχ ὀρῶ

und bemerkte dazu: „*delirantis haec oratio est idem simul se scire ac nescire dicentis. Verum esse suspicor: ὅστις δ' οὗτός ἐστιν οὐκ ἐρῶ*“. Die eine „Emendation“ ist also erweislichermassen eine Reminiszenz, und wahrscheinlich ist dies auch die andere; dort kennt er Porson als Urheber der ersten Verbesserung nicht, hier Badham nicht als Urheber der zweiten! — Halte ich darum Cobet für einen Plagiator? Nein und abermals nein. Aus vielen Gründen und zumal aus den zwei folgenden. Ich glaube nicht ohne zwingende Nötigung an die Vereinigung literarischer Falschmünzerei mit hervorragenden wissenschaftlichen Verdiensten, die fast immer nur die Frucht eines tiefen und echten Wahrheitssinnes sind, und in unserem Falle kommt noch eine besondere Erwägung in Betracht. Wenn Cobet darauf ausginge, fremdes Gut zu plündern, so müßte er dieses kennen lernen; wenn er es aber konnte, so würde er gar vieles daraus lernen, was er augenscheinlich niemals gelernt hat. Aber freilich ist es nicht möglich, den holländischen Gelehrten von dem schimpflichen Vorwurf des Plagiarismus 5 freizusprechen (was ich *optima fide* und aus vollster Überzeugung tue), ohne ihn der allerärgsten Flüchtigkeit zu zeihen. Auch gibt es Abstufungen der literarischen Redlichkeit und ich möchte sagen der literarischen Sauberkeit. Und daß Cobet in ersterer Rücksicht nicht auf der höchsten, in letzterer auf einer ziemlich niedrigen Stufe steht, dies läßt sich leider mit dem besten Willen von der Welt nicht in Abrede stellen. Von jener ängstlichen Gewissenhaftigkeit, die uns gebietet, Vorgänger nicht nur zu berücksichtigen, sondern aufzusuchen, ja eifrigst aufzuspüren, — von jenem strengen Gerechtigkeitssinne, der uns, nachdem wir irgend eine, und sei es die kleinste, neue Wahrheit gefunden haben, Umschau halten heißt, um zu entdecken, ob nicht irgend jemand dieselbe vor uns gefunden hat, — von jener Entsagung, die uns nach Abschluß einer mühevollen Untersuchung neue und nicht selten größere Mühe, Zeit und auch Kosten daran wenden läßt, in den Besitz von Schriften zu gelangen, in denen vielleicht die eine Hälfte unserer ver-

meintlichen Funde widerlegt und die andere vorweggenommen ist — von all diesen Regungen ist Cobets Seele offenbar niemals gestreift worden! Ich möchte beileibe nicht allzu streng urteilen. Allein das mindeste, was man von einem vielseitig tätigen philologischen Kritiker, den die Suche nach Vorgängern manchmal ins Unabsehbare führen und einer ersprießlicheren Tätigkeit entfremden könnte, fordern darf, ist dieses. Er ist es sich und seinen Lesern schuldig, die letzten Bearbeitungen des Schriftstellers, mit dem er sich jedesmal, wenn auch nur gelegentlich, beschäftigt, vor allem das, was die Engländer die *standard editions* nennen, zu kennen und zu benützen, und er muß seine Unkenntnis der sonstigen Spezialliteratur offen bekennen und mit guten Gründen rechtfertigen. Tut er dies nicht, so hat er es sich selbst zuzuschreiben — es sei sein Verdienst und seine Bedeutung, welche sie wolle —, wenn ihn alsbald von seiten härter Urteiler ein schmähhlicher Verdacht trifft und wenn schließlich auch die Wohlwollendsten es müde werden, das Neue und Alte, das Eigene und Fremde, das Wahre und Falsche, das er selbst zu einem wüsten Knäuel zusammengeballt hat, geduldig zu entwirren.

- 6 Das Wahre und das Falsche, sage ich und damit bin ich zu dem dritten und entscheidenden Punkte meiner Erörterung gelangt. Denn daß des niederländischen Kritikers bisher gerügte Gebrechen, die auch wir längst kannten, aber um seiner phänomenalen Vorzüge willen liebeich zu entschuldigen suchten, nunmehr, da sie ins Maßlose angewachsen sind, von der Schale in den Kern seiner wissenschaftlichen Produktion zu dringen beginnen und das innerste Mark derselben mit Zerstörung bedrohen, — dies sollte zwar keinen Kenner menschlicher Dinge wundernehmen, aber die Verehrer dieses bedeutenden Mannes muß es mit Trauer und Betrübnis erfüllen. Möchte es zur Selbsterkenntnis und Umkehr noch nicht zu spät und möchte dieser Mahnruf kein völlig vergeblicher sein!

Doch es ist Zeit, unsere Behauptungen durch Belege zu erhärten. Leider brauchen wir nach solchen nicht weit zu suchen.

Sogleich an der Spitze des ersten der drei Aufsätze, —
De nonnullis fragmentis tragicorum — lesen wir folgendes:

„Pag. 4 Nauckii. Aeschylus [Frg. 5 = 6³]:

τί δῆτ' ἐπ' αὐτοῖς ὄνομα θήσονται βροτοί;

*Graece dicitur ὄνομα τίθεσθαι τινι nomen imponere (indere)
 alicui, non¹ ἐπὶ τινι. Quamobrem poeta dixisse videtur:*

τί δὴ ΠΟΤ' αὐτοῖς ὄνομα θήσονται βροτοί;

Perinde bene in tali re dicitur τί δὴ, τί δῆτα et τί δὴ ποτε.“

Wie kahl und abweisend doch solch ein *non* klingt!
 Fast übertäubt es die Stimme der Erinnerung, die uns leise
 ins Ohr raunt, es gebe im Griechischen eine Phrase ὄνομα
 ἐπιτιθέναι oder ἐπιτίθεσθαι, und desgleichen gebe es eine
 Erscheinung, die man Tmesis genannt hat. Schon Vater
 Homer singt (θ, 552):

οὐ μὲν γάρ τις πάμπαν ἀνώνυμός ἐστ' ἀνθρώπων,
 οὐ κακὸς οὐδὲ μὲν ἐσθλός, ἐπὴν τὰ πρῶτα γένηται,
 ἀλλ' ἐπὶ πᾶσι τίθενται, ἐπεὶ κε τέκωσι, τοκῆες.

Und Plato schreibt: ἐκατέρω τὸ πρέπον τε καὶ ἀρμόττον ἐπι- 7
 θεὸς ὄνομα (Legg. 816c), nicht minder Aristoteles: οὐ στοχάζ-
 ζεται ἡ ποίησις ὀνόματα ἐπιτιθεμένα (Poet. c. 9, 1451b
 9—10). Mit dieser Änderung ist es also nichts, und wir
 brauchen nicht erst zu erwägen, ob τί δὴ ποτ' an dieser
 Stelle auch nur passend wäre, ob es nicht vielleicht allzu
 affektvoll klänge in der einfachen Frage: „wie werden wohl
 die Menschen diese Götter“ (es sind die sizilischen Paliken
 gemeint) „benennen“? Erstaunt sind wir freilich ob dieser
 ersten Erfahrung, allein wir werden wohl daran tun, mit
 unserer Fähigkeit des Erstaunens Haus zu halten.²

¹ Wir zeichnen hier und im folgenden die Worte durch den Druck
 aus, auf die wir die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken wünschen.

² Fast ergötzlich ist es übrigens zu sehen, wie rasch die Hyper-
 kritik in die kaum verlassenen Geleise der Vulgata zurücklenkt. Man
 las nämlich vordem den ersten Vers des bei Macrob. Sat. 5, 19, 17 er-
 haltenen Bruchstückes also: τί δῆθεν αὐτοῖς ὄνομα τίθενται βροτοῖς; daran
 ward lange vergeblich herumgebessert, bis endlich Schneidewin den
 codex Parisinus einsah, dem J. Gronov vorher schon θήσονται ent-

Oder kann sie wohl auf eine härtere Probe gestellt werden als durch die folgende Bemerkung zu Eurip. frg. 362 [= 360²], V. 41:

οὐκ οὖν ἔπαντα τοῦν γ' ἐμοὶ σωθήσεται

„in libris est γοῦν τ' ἐμοί. Quod Nauck. reposuit τοῦν γ' ἐμοί nemo Graecorum umquam dixit. Solebant omnes in tali re dicere τοῦπ' ἐμοί, quod Euripidi reddendum“ (p. 258). Welcher Nation mag wohl Sophokles angehören, wenn er Oed. Col. 152—153 schreibt:

ἀλλ' οὐ μὲν ἔν γ' ἐμοί

προσθήσεις τάσδ' ἀράς

(„so viel an mir liegt“, Nauck-Schneidewin)? Oder tut es not, alle die Stellen hierherzusetzen, welche Dindorf, lex. Soph. p. 166b, unter der Rubrik *ἐν τινι* gesammelt hat, und die zahlreichen Belege, die sich aus Euripides (z. B. Iph. T. 1057), aus Herodot (z. B. 8, 118, 16), aus Platon (Protag. 313a) beibringen ließen? Reiskes Besserung (*τοῦν*), von G. Hermann und Heinrich vervollkommenet, von zahllosen Nachfolgern angenommen, wird auch künftig ihren 8 Platz in den Texten behaupten, da sie paläographisch ebenso leicht als mit dem Sprachgebrauch übereinstimmend ist; Cobets Observationen aber werden wir in Zukunft eine starke Dosis von Mißtrauen entgegenbringen. So lesen wir zu Eurip. frg. 395 [= 391²]:

σπουδάζομεν δὲ πόλλ' ὑπ' ἐλπίδων, μάτην

πόνους ἔχοντες, οὐδὲν εἰδότες σαφές

„Sunt qui σαφές omittant, quod prorsus supervacuum est; et οὐδὲν εἰδότες in tali re dicere solent. Res ipsa docet μάτην in secundo senario locatum fuisse:

μάτην πόνους ἔχοντες οὐδὲν εἰδότες.

Itaque prior senarius sic est redintegrandus:

σπουδάζομεν δὲ πόλλ' ὑπ' ἐλπίδων (κενῶν).“

nommen hatte. Gottfr. Herrmann, Wagner, Dindorf, Nauck, sie nahmen alle mit Freuden „die vortreffliche Lesart“ an, von der Schneidewin meinte, sie mache „allem Zweifel ein Ende“ (Rh. Mus. 3, 75). Allem Zweifel, — aber, wie man sieht, nicht aller Zweifellei!

Wir kennen dies alles bereits aus den „*Variae lectiones*“, wo der auch von Nauck (*ed. min.*) und Dindorf angeführte, meines Erachtens monströse, Vorschlag ein wenig eingehender begründet ist. „*Qui hominum ignaras mentes arguunt*“ — so heißt es daselbst p. 292 — „*solent eos οὐδὲν εἰδέναι significanter dicere, ut Theognis: ἄνθρωποι δὲ μάταια νομίζομεν εἰδότες οὐδέν, et passim sic queruntur: σαφές aut simile quid nemo addit, neque id Euripidem addidisse ex Theophili [ad Autolyc. 2, 8, p. 72] loco manifestum est qui Euripidea afferens σαφές omittit.*“ Was der Bischof Theophilus für ein Gewährsmann ist, dies mag, wer es noch nicht weiß, aus Diels' lehrreichem Aufsatz „Eine Quelle des Stobäus“ (Rh. Mus. 30, 172) entnehmen.¹ Fast schäme ich mich, dem einen Vers des Theognis [141 Bergk] erst einen anderen entgegenzusetzen, nämlich das allbekannte Wort des Xenophanes:

καὶ τὸ μὲν οὖν σαφές οὐ τις ἀνὴρ γένητ' οὐδὲ τις ἔσται
εἰδὼς ἀμφὶ θεῶν κτέ.

oder den Ausruf der Jokaste:

τί δ' ἂν φοβοῖτ' ἄνθρωπος, ᾧ τὰ τῆς τύχης
κρατεῖ, πρόνοια δ' ἐστὶν οὐδενὸς σαφής; (Oed. R. 977.)

Als ob in solchen Dingen der Sprachgebrauch entschiede; als ob nicht der eine Dichter klagen könnte, „wir Menschen wissen nichts“, und der andere — oder auch derselbe ein andermal — „wir wissen nichts Sicheres“! Und als ob, wenn der Sprachgebrauch in Frage käme, es etwas Häufigeres gäbe als die Verbindung von *σαφής* und *σαφῶς* mit den 9 Verben des Wahrnehmens, Wissens, Erfahrens! Auch liegt der Sinn des Bruchstückes sonnenklar zutage. Voran geht der Vers: *οὐκ ἔστιν οὐδὲν χωρὶς ἀνθρώποις θεῶν*. Wie passend reiht sich daran der Gedanke: unser Handeln wird zum großen Teil durch Mutmaßungen bestimmt (*ὑπ' ἐλπίδων*), die sich einmal bewähren, ein andermal nicht; die unfehlbare Gewißheit (*τὸ σαφές = τὸ ἀτρεκές*) haben sich die Götter

¹ Vgl. auch unsere „Beiträge zur Erklärung griechischer Schriftsteller“ III, 21–22.

vorbehalten. Wer erinnert sich hier nicht der ähnlichen sokratischen Gedanken: unser Wissen ist trügerisch und bedarf der Ergänzung durch göttliche Leitung und Offenbarung? — Jenes „*res ipsa clamat*“ endlich kann nur besagen wollen: es fehlt an jedem, auch dem fadenscheinigsten Argument für die betreffende Annahme; denn daß der Vers- und der Sinnesabschnitt immer zusammenfallen müssen, wer könnte solch eine allen Tatsachen zuwiderlaufende Behauptung mit ernster Miene aufstellen oder auch bestreiten? Und hat denn Cobet kein Ohr für den Parallelismus der beiden Glieder:

μάτην πόνους ἔχοντες
οὐδὲν εἰδότες σαφές?

Glaubt man doch den Sprechenden seufzen zu hören, indem er diese kurzen Sätze hervorstößt.

Doch ich erschrecke über die Langatmigkeit meiner Polemik. Wie dankbar bin ich doch unserem Kritiker in anderen Fällen, wo er uns der Mühe überhebt, auch nur das schwächste Scheinargument zu widerlegen. Oder welche Handhabe böte hierfür die nackte Willkür, wie sie uns in dem Machtgebot zu Eurip. frg. 356 [= 354²] entgegentritt:

— οὔτε γὰρ πλοῦτός ποτε
βέβαιος ἄδικος —

„*transponenda haec sunt*:

οὔτε γὰρ πλοῦτός ποτε
ἄδικος βέβαιος.“

Die elegante, der scharfen Hervorhebung des Hauptbegriffes dienende künstlichere Wortstellung wird einfach als entbehrlicher und darum verwerflicher Luxus getilgt. Wozu auch Kuchen, da man doch Haferbrot genießen kann? — Das Bruchstück:

10 *τὰς οὐσίας γὰρ μᾶλλον ἢ τὰς ἀρπαγὰς*
τιμῶν δίκαιον· οὔτε γὰρ κτέ.

ist übrigens so heillos verderbt, daß jeder Versuch, die ersten anderthalb Verse mit annähernder Wahrscheinlichkeit

herzustellen, ein vergeblicher bleiben muß;¹ der Gedanke aber kann kaum ein anderer gewesen sein als dieser: „man muß die Gerechtigkeit höher achten als den Besitz, denn weder hat unrecht erworbenes Gut Bestand noch wird der Gerechte auf die Dauer von den Göttern verlassen“ (vgl. frg. 364 [= 362²], 11; Electr. 943f.; frg. 254 [= 252²], 3; τὰ δ' ἐστὶ χροῆματ' ἦν τις εὐσεβῆ θεόν).

Den unnützen Zierat einer erleseneren Wortstellung verfolgt übrigens unser Kritiker auch anderwärts mit puritanischer Strenge. So heißt es in einem Fragment des Alkmeon (Eurip. frg. 80 [= 79²]), offenbar im Hinblick auf das Unheil bringende Geschmeide der Harmonia:

βροτοῖς τὰ μείζω τῶν μέσων τίκει νόσους.
θεῶν δὲ θνητοὺς κόσμον οὐ πρόπει φέρειν.

Das unerbittliche Verdikt lautet: „*inepte turbatus est in his naturalis verborum ordo*“ und es wird uns nur die Wahl gelassen zwischen der Anordnung: θεῶν δὲ κόσμον οὐ πρόπει θνητοὺς — oder θεῶν δὲ κόσμον θνητὸν οὐ πρόπει —. Wollte der Dichter hierauf erwidern, daß der Widerspruch zwischen der Natur der Götter und jener der Menschen dann am grellsten hervortritt, wenn der eine der beiden kontrastierenden Begriffe dem anderen auf die Fersen tritt (vgl. z. B. Medea 1115: θνητοῖσι θεοὺς ἐπιβάλλειν) und daß die Unvereinbarkeit göttlichen Besitztums mit dem, was Menschen frommt, das Unziemliche menschlicher Anmaßung gar nicht besser versinnlicht werden kann, als wenn die „Sterblichen“ sich zwischen die „Götter“ und den ihnen gehörigen „Schmuck“ gleichsam mitten hineindrängen — es würde ihm wenig fruchten. Er würde von dem kritischen Tribunal mit seiner Beschwerde unnachsichtlich abgewiesen und wohl noch in die Kosten verurteilt.

Doch soll ich in dieser Weise fortfahren, Blümchen am 11 Wiesenrain zu pflücken? Schwerlich würde der Leser an

¹ Euripides könnte beispielsweise geschrieben haben:

τὸ γὰρ δίκαιον μᾶλλον ἢ τὰς οὐσίας
ὅσια προτιμᾶν —.

die strenge Billigkeit der von mir getroffenen Auswahl glauben, während ich schier an der Möglichkeit verzweifle, dem Grundgesetz aller wirksamen, um nicht zu sagen künstlerischen Darstellung, einer stetig fortschreitenden Steigerung, zu genügen. Vielleicht empfiehlt es sich daher, wenn ich mich fortan Cobets Darlegung in der Art eines kritischen Glossators ängstlich anschmiege und sie ohne Auslassung und ohne Abschweifung auf ihren Wegen treulich begleite. Wie weit, — das wird von den Geduldproben abhängen, die uns zugemutet werden.

Von dem in so wenig erfreulicher Art behandelten Bruchstück der *Αἰτναῖαι* des Äschylos (s. oben S. 35) leitet die Bemerkung über den angeblich gleichwertigen Gebrauch von *τί δή, τί δήτα, τί δήποτε* unseren Kritiker zu Sophocl. frg. 103 [= 102²] hinüber:

*τίς δήποτ' ὄλβον ἢ μέγαν θείῃ βροτῶν
ἢ σμικρὸν ἢ τὸν μηδαμοῦ τιμώμενον;
οὐ γάρ ποτ' αὐτῶν οὐδὲν ἐν ταύτῳ μένει.*

„sed in his manifestum est *ἔν* necessarium perīsse. Itaque sic corrigendum est:

*τίς δήποτ' ὄλβον ἢ ΜΕΓ' ἢ ἌΝ θείῃ βροτῶν
ἢ σμικρὸν ἢ ΤΩΝ μηδαμοῦ τιμωμένΩΝ;*

id est ἢ μέγα ἢ σμικρὸν ἢ οὐδενὸς ἄξιον.“

Mag diese Änderung auch noch so unzureichend begründet, mag sie selbst nichts weniger als stichhaltig sein, jedenfalls haben Kritik und Interpretation über diese Verse noch nicht ihr letztes Wort gesprochen. Nicht weil *ἔν* nicht fehlen dürfte (darüber weiter unten ein Mehreres), sondern weil *τίς θείῃ* im Sinn von *quis existimaret* das substantivierte Neutrum des Prädikats erheischen würde („wer kann das Glück für etwas Großes halten?“), darum erscheint die veränderte Wortabteilung im ersten und die gelinde Änderung im zweiten Verse beim ersten Anblick wenigstens überaus

bestechend. Allein wenn das halbe Nachdenken uns von der 12 Überlieferung entfernt, so leitet das ganze (wie so häufig) wieder zu ihr zurück. Denn der dritte Vers („nichts Menschliches hat Bestand“ — vgl. Herod. I, 5 und was die Erklärer daselbst anführen) und desgleichen der zweite, sogar in Cobets veränderter Fassung, lehren unwidersprechlich, daß nicht die Wertschätzung, sondern die Existenz von Menschenglück und -unglück hier in Frage kommt. „Man kann“ — dies scheint mir der unverkennbare Sinn des Bruchstückes — „niemanden sehr glücklich, minder glücklich oder auch unglücklich nennen, man kann von Glück und Unglück als dauernden Zuständen gar nicht reden, da alles Menschliche in fortwährendem, rastlosem Wechsel begriffen ist.“ Ähnlich hat, wie ich nachträglich mit Freuden sehe, Meineke (zum Floril. 105, 42) die Verse verstanden: „*neque magnam, neque exiguam, neque nullam fortunam in ullo numero habendam esse dicit Sophocles; θείναι enim est numerare, in rationes referre*“, vielleicht besser *statuere, ponere* (vgl. z. B. Plato Phaedo 79d, 100a; Resp. 458b usw.). Cobets Änderung erscheint mir daher bei reiflicher Überlegung um nichts annehmbarer als Heaths ungenügende Konjektur *ἤτοι* statt *ἢ τόν* oder Wagners unmotivierte Annahme einer Lücke nach V. 2 oder endlich selbst Meinekes Vorschlag, *τίς δὴ ποτ'* in *τίς ἔν ποτ'* zu verändern.¹ Zum Gedanken vgl. man Soph. frg. 532—533 [= 535/36²] und 786 (= 787²):

¹ Solange nämlich die Kritik zu Stellen wie Soph. Antig. 604—605: *τίς σάν, Ζεῦ, δύνασιν τίς ἀνδρῶν ὑπερβασία κατὰσχοι;* oder Aesch. Choeph. 594 *ἀλλ' ὑπέροχιμον ἀνδρὸς φρόνημα τίς λέχοι;* nur die ein wenig schulmeisterliche Bemerkung zu machen [weiß: „*optativi postulant ἄν particulam*“ u. dgl. m., ohne daß in den Stellen selbst irgend ein Indicium von Verderbnis zu erkennen wäre, wird man wohl mit Krüger (II, 2³, 54, 3, 8) dafür halten dürfen, daß „der bloße Optativ an mehreren Stellen der Dramatiker in Fragen nicht anzutasten“ ist. Und nur solch eine zwingende Notwendigkeit könnte es rechtfertigen, eine so häufige und dem Zusammenhang so wohl entsprechende Wortverbindung wie *τίς δὴ ποτ'* mit konjekturellen Änderungen heimzusuchen.

ἀλλ' οὐμὸς ἀεὶ πότμος ἐν πυκνῷ θεοῦ
 τροχῷ κυκλεῖται καὶ μεταλλάσσει φύσιν
 ὥσπερ σελήνης [δ'] ὄψις εὐφρόνας δύο
 στήναι δύναιτ' ἂν οὔποτ' ἐν μορφῇ μιᾷ κτέ.

- 13 (Ich halte nämlich die Tilgung eines Buchstabens in V. 3 für minder gewagt als die Annahme, daß dem durch sechs Verse ausgesponnenen und mit den Worten *πάλιν διαρρεῖ καπὶ μηδὲν ἔρχεται* zu einem voll ausklingenden Abschluß gelangenden Gleichnis noch ein Nachsatz gefolgt sei.)

Wir kehren mit Cobet zu Aeschylos (frg. 20) zurück:

(3)¹ ποῦ δ' ἐστὶν Ἀργοῦς ἱερόν, αὐδάσον, ξύλον;

„*Mendosum est αὐδάσον et forma vitiosum et inepte interpositum. Poëta dixerat:*

Ἀργοῦς ἱρόν αὐδAEN ξύλον;“

Ob die Wortform, die man (von der Chorpartie Oed. Col. 204 abgesehen) in der lyrischen Hexapodie Eurip. Phoen. 124 (Nauck) bisher geduldet und welche Dindorf (Thes. VI, p. 1500) zu rechtfertigen versucht hat, oder auch die Wortstellung uns zu der Änderung berechtigen würde, mag unerörtert bleiben; sie wird durch den Zusammenhang, in dem der Vers bei Philo (II, 468 Mangey) erscheint, unbedingt erfordert: οὐδ' ἡ Ἀργὼ ναυαρχοῦντος Ἰάσονος ἐπέτρεπεν ἐπιβαίνειν οἰκέταις μεμοιραμένη καὶ ψυχῆς καὶ λογισμοῦ, φύσις οὔσα φιλελεύθερος, ὅθεν καὶ Αἰσχύλος ἐπ' αὐτῆς εἶπε κτέ. Und eine glänzende Bestätigung bieten die von Nauck dort angeführten Stellen des Apollod. bibl. I, 9, 16 und Hyginus Poët. astron. 2, 37, p. 490, wozu noch das von Cobet herbeigezogene Scholion zu Apollon. Argon. I, 526 kommt: *πιθανῶς ἐκ τῆς Δωδωνίδος φησὶ δρυὸς τὸ ξύλον εἶναι ἐν τῇ Ἀργοῖ τὸ φωνῆεν ἐπεὶ καὶ αὐτὴ ἐφθέργετο* [Ein neues Zeugnis bei Kaibel Epigrammata Graeca Nr. 995.] Die treffliche Besserung ist übrigens nicht völlig neu; Dindorf hat sie im lexicon Aeschyleum s. v. αὐδήεις verzeichnet:

¹ Ich erlaube mir, Cobets Bemerkungen im folgenden mit Nummern zu versehen.

„ποῦ δ' ἐστὶν Ἀργοῦς ἰδὼν αὐδῆεν ξύλον; Sic Bergkiiu cor-
rexit.“

(4) Aeschyl. frg. 193, 6 [= 199, 6²]:

ἰδὼν δ' ἀμυχανοῦντά σε Ζεὺς οἰκτερεῖ

„nihil prodest quod Meineke pro σ' ὁ Ζεὺς reposuit σε Ζεὺς,
metrum enim in utraque scriptura perinde violatur.
Suspicio scripsisse poetam, ut ad Strabonem annotavi:

ἰδὼν δ' ἀμυχανοῦντά σ' οἰκτερεῖ ΠΑΤΗΡ

adscriptit ad πατήρ nescio quis ὁ Ζεὺς et sic vulgata lectio
nata est.“

Wenn eine Behauptung durch häufige Wiederholung an 14
Wert gewänne, so müßte dieser im Laufe von zwei Jahren
nun schon zum drittenmal veröffentlichte Vorschlag (s. o. S. 31)
den denkbar höchsten Grad von Gedicgenheit besitzen.
Sehen wir zu, wie es sich in Wirklichkeit verhält. In der
Mnemos. IV, 98 und in den „Miscell. crit.“ p. 123 lesen wir fast
genau dieselben Worte wie hier, nur über die vermeintliche
Verletzung metrischer Gesetze auch durch die von Meineke
angenommene Fassung des Verses äußert sich Cobet dort
eines weiteren in dem orakelhaften Satze: „*similiter contra
certam legem metricam a Porsono indagatam in quinto
pede spondeus est.*“ Ist es möglich, sich inkorrekt aus-
zudrücken? Und der Schluß von Lockerheit des Ausdrucks
auf Ungenauigkeit des Denkens würde sich auch diesmal
als kein Fehlschluß erweisen. Der Leydener Professor weiß
so gut wie wir, was der (in der Vorrede zur Hecuba dar-
gelegte) Porsonsche Kanon in Wahrheit besagen will. Wäre
ihm jedoch die Mühe nicht zu groß gewesen, sich dessen
was er weiß auch deutlich zu erinnern, er hätte den Unter-
schied zwischen der überlieferten Schreibung und derjenigen
Meinekes schwerlich verkannt. Weil der Artikel mit seinem
Nomen so eng zusammenhängt, daß die beiden gleichsam zu
einem Worte verschmelzen, ὁ Ζεὺς mithin ein *quasi-hyper-*
monosyllabon ist, nur darum konnte man an der Lesart der
Handschriften (des Strabo IV, 183) einen Anstoß nehmen,
welchen Meinekes Änderung vollständig beseitigt. Ob jener

Anstoß begründet und ob es statthaft ist, auch nur so weit zu gehen als Meineke gehen will, dies werden manche
 15 Kritiker bezweifeln;¹ daß nicht der Schatten eines Grundes

¹ So wird dies von jedermann geleugnet werden, der die von Wecklein statuierte zweite Ausnahme von Porsons Kanon (Studien zu Äschylus 131) als endgültig erwiesen erachtet: „Die lange Thesis des fünften Fußes, gebildet durch die letzte Silbe eines mehrsilbigen Wortes, verursacht keine Härte, wenn die Hauptcäsur in den vierten Fuß fällt.“ Ich selbst hege gegen den Satz, so allgemein ausgesprochen, manche Bedenken. Einmal läßt sich in einer nicht eben kleinen Zahl der von Wecklein zusammengestellten Fälle die Abweichung von jener Norm anders erklären, zumeist durch das schon von Porson selbst hervorgehobene Vorkommen quasi-enklitischer Worte in der Arsis des fünften Fußes („*rocum non encliticarum sed quae sententiam aut versum inchoare nequeant*“ l. l. p. XXXII). Dann aber erscheint bei nicht wenigen der übrig bleibenden Stellen ein Änderung entweder als notwendig (Eur. Ion 1, Phoen. 747, Hec. 729), oder sie wird durch die Paraphrase der Scholiasten nahe gelegt (Eur. Androm. 346), oder sie läßt sich, wenn nicht durch eine Umstellung (Eur. Heracl. 640), so durch andere Mittel der gelindesten Art und zum Vorteil des Ausdruckes bewirken (Iph. T. 580; Eur. frg. 497 [= 494²]), oder endlich die betreffenden Verse erregen gegründeten Verdacht (Eur. Alc. 671, Hercul. 1338). Von den Versen insbesondere, in denen οὐδέις oder οὐδέν dem schließenden Creticus vorangeht, fällt wohl nur Oed. Col. 1022 unter keine dieser Rubriken, und hier wird die Wirkung der Hephthemimeres (ein gewichtiger Faktor, aber schwerlich ein allein zureichender!) doppelt verstärkt, durch die mit ihr zusammenfallende Interpunktion und durch die enge Zusammengehörigkeit der Worte οὐδέν δέ. Die Mitwirkung der Interpunktion ist — gleichwie in der Mehrzahl der Fälle, in denen wirkliche Enklitiken jene Arsis bilden — wohl zu beachten Aesch. Prom. 107, 820; Eur. Heracl. 303, Hel. 1552, Iph. T. 678, endlich Soph. Trach. 718, 932; Oed. Col. 1543 (ähnlich wie 1022); ob auch nur 664 oder Phil. 22 anzutasten sei, darf mit Rücksicht auf den minder strengen Versbau der spätesten Dramen als fraglich gelten; in beiden Fällen wird der Anstoß durch die Cäsur und die Unmöglichkeit, am Versende inne zu halten, Phil. 22 überdies durch die Elision gemildert. An so bescheidener Stelle darf vielleicht auch eine nicht streng erweisbare Vermutung Raum finden; Iph. A. 530 habe ich ohne jede Rücksicht auf jene metrische Norm, bloß um die gegenwärtige sinnwidrige Zerstückelung der Rede zu beseitigen, längst vermutet: — καὶ ἀναίνομαι | Ἀτρέμει θυσεῖν. Sollte dies richtig befunden werden, so bliebe (da der Vers des Cyclops [303] eine Sonderstellung einnimmt) als *caput mortuum* der Untersuchung nur Heracl. 529

vorliegt, weiter zu gehen, darüber kann unter den Stimmfähigen (Cobet selbst inbegriffen, wenn er nicht gerade vom *furor corrigendi* ergriffen ist) keine Meinungsverschiedenheit bestehen.

(5) „Aeschyli fragm. 289 [= 296²].

Πᾶσα γὰρ Τροία δέδορκεν Ἑκτορος τύχης διαί.

nulla his verbis subjecta est sententia. Nondum poenitet veteris conjecturae pro δέδορκεν et τύχης emendari oportere δέδοικεν et ψυχῆς, id est Ἑκτορος φοβουμένου πᾶσα ἡ Τροία εἰς φόβον καθίσταται.“

Alle Fragmentenkritik birgt eine eigentümliche Gefahr in sich. Man ist unwillkürlich geneigt, die jedesmal zufällig erhaltenen Worte als ein Ganzes anzusehen und von ihnen einen abgeschlossenen Gedanken zu heischen. Nur diese fragmentarische Art der Kritik hat, denke ich, hier — wo nicht einmal ein Sentenzensammler unser Gewährsmann ist, sondern ein Grammatiker, der die Form *διαί* mit Bei- 16 spielen belegen will — die Annahme einer Verderbnis erzeugen können. Konnte denn nicht Äschylos etwa also geschrieben haben:

(εἰς σὲ) πᾶσα γὰρ

Τροία δέδορκεν Ἑκτορος τύχης διαί

(vgl. Eur. Hercl. 228: — *πρὸς δ' ἔμ' ἀσθενῇ φίλον | δεδόρκατ' —*), oder auch: *πᾶσα γὰρ Τροία δέδορκεν Ἑκτορος τύχης διαί* „daß Ilions Geschick besiegelt ist“ oder „daß die Götter seine Sache verlassen haben“ usw.?

Die Konjekturen *δέδοικεν*, die auch Dindorf vorbringt, leidet zum mindesten nicht an innerer Unwahrscheinlichkeit; die Vermutung *ψυχῆς* hingegen setzt nicht nur einen Fehler des Abschreibers, sondern überdies einen Irrtum des Grammatikers voraus, der die Worte durch *ἐνεκα Ἑκτορος* erklärt hat (Cramer, Anecd. Oxon. I, 119, 12); und ist es denn so viel wahrscheinlicher, daß der Dichter von der Furcht des

übrig, wo ich Weckleins Rechtfertigung nicht wohl zu verstehen bekenne. [Der Vers gilt mir als gebessert durch Mekler, Kritische Beiträge I, 12f.]

unerschrockenen Helden, als daß er von seinem Untergang gesprochen hat, dem Wendepunkt in Trojas Schicksal? (Vgl. Eur. Troad. 1162: ὅθ' Ἐκτορος μὲν εὐτυχοῦντος εἰς δόρυ —)

- (6) „Aeschylus fragm. 374 [= 384²]
ἐναγώνιε Μαίᾱς καὶ Διὸς Ἑρμᾶ

in his vocabulum unum perit et supervacuum est alterum. Restitue sic numeros anapaesticos:

ἐναγώνιε (ΠΑΙ) Μαίᾱς καὶ Διὸς
et expunge Ἑρμᾶ.“

Als Pelias in den Hexenkessel geworfen ward, aus dem er mit erneuter Kraft hervorgehen sollte, da war der Unselige zum mindesten alt und gebrechlich; die Anapästien hingegen, deren Glieder unser Zauberkünstler zerstückt, während er ihnen „Wiederherstellung“ verheißt, prangen in üppigster Lebensfülle. Die „*numeri anapaestici*“, die wir „restituieren“ sollen, sie sind vorhanden, und ihre untadlige Wohlgestalt spottet jeder aufdringlichen Heilbemühung! Denn was hindert uns, die Worte, da eine Pentapodie nur ganz vereinzelt, eine katalektische gar nicht vorzukommen scheint (doch verweist Nauck auf zwei Parallelfälle im Bulletin XXX, 102 Anm. 50), also abzutheilen:

Ἐναγώνιε Μαίᾱς
καὶ Διὸς Ἑρμᾶ ∽?

- 17 Nicht nur hindert uns nichts, sondern alles ermuntert uns dazu: das Vorkommen solcher Reihen von katalektischen Tripodien bei Äschylos selbst (Pers. 949 f. und 962 f.), ihre Verwendung zur Anrufung von Göttern (Eur. Iph. T. 126 f. ὦ καὶ τᾷς Λατοῦς | Δίκτυν' οὐρεῖα κτέ.) und ihr wahrscheinlicher Ursprung aus den uralten Pänen des Apollo (Christ, Metrik § 301).

Wie Cobet auch dies verkennen konnte? Es läßt sich nur psychologisch erklären. Er ist ungeduldig, und er ist ein warmer Freund alles — Gewöhnlichen, in Gedanken und Ausdruck, in Versmaß und Rhythmus. Sobald er daher den anapästischen Takt vernimmt, erwartet er sofort der all-

täglichsten Form des Versmaßes, dem Dimeter zu begegnen. Und er sieht mit den Augen der Erwartung. Da die Wirklichkeit nicht seiner Annahme entspricht, so muß nicht die Annahme weichen, sondern die Wirklichkeit!

(7) „Sophocles fragm. 14

τί σοι ὁ Ἀπόλλων τεθρίακεν;

perinfelix est Meinekii coniectura τεθρίακεν pro scriptura librorum κεκιθάριεν. Interpretatur Suidas [und desgleichen die Parömiographen] ἀντὶ τοῦ τί σοι ἐμαντεύσατο; Nihil horum est Sophocl. dignum οὐδ' ἐγγύς. A poëta profectum suspicor:

τί δῆθ' ὁ Φοῖβος ἔΛΑΚΕΝ;

quod Aristophanes in Pluti initio παρωδεῖ.

Das heißt doch entschieden der Überlieferung zu viel oder zu wenig vertrauen! Glaubte ich mich berechtigt, so weit zu gehen, ich hielte mich nicht für berechtigt, hier stille zu stehen. Oder welche Gewähr besäßen wir für die Richtigkeit der zwei Anfangs- und der vier Endbuchstaben, wenn der Rest der überlieferten Schreibung gleich nichts zu achten wäre? Daß die Scholien zu jenem aristophanischen Verse (Plut. 39) auf Euripides als das Urbild der Parodie verweisen, mag nicht allzu viel bedeuten. Entscheidend ist, daß das Bruchstück sich durch Anwendung sehr gelinder Heilmittel und unter Anlehnung an zwei Glossen des Hesychius (*ἐντεθρ[ε]ῖωκεν* und *ἐνθρίακτος· ἐνθουσιῶν . . . Σοφοκλῆς Σίνωνι*, frag. 499 [= 501²] in befriedigender Weise herstellen läßt, wie Nauck, wenngleich mit bescheidenem Zweifel, an- 18 gedeutet hat:

τί σοι δ' Ἀπόλλων ἐντεθρίακεν ~ ~;

Auch Dindorf hat diese Herstellung, gewiß mit vollstem Recht, gebilligt.

(8) Zu Soph. frag. 83 [= 82²]

δοκῶ μὲν οὐδεῖς· ἀλλ' ὄρα μὴ κρείσσον ἢ
καὶ δυσσεβοῦντα τῶν ἐναντίων κρατεῖν
ἢ δουλὸν αὐτὸν ὄντα τῶν πέλας κλύειν

weist Cobet von neuem (vgl. Mnemos. 9, 90, daraus auch bei Dindorf) darauf hin, daß der dritte Vers in der überlieferten Fassung sinnlos sei, denn τῶν πέλαις κλύειν sei soviel als δουλεύειν. „*Oppositio affert lucem et ostendit verum esse:*

ἢ (τοὺς θεοὺς σέβ)οντα τῶν πέλαις κλύειν.“

Der Hauptsache nach sicherlich richtig. Die Aufdeckung dieser Verderbnis ist ein Verdienst, an dem zu mäkeln uns nicht entfernt in den Sinn kommt. Doch scheint uns die Heilung des Übels bei weitem nicht so wohl geglückt wie seine Erkenntnis. Ist es denn rätlich, von der „Lückentheorie“ einen so umfassenden Gebrauch zu machen, und müssen wir einem Sophokles das Gewand seiner Rede so knapp und kärglich zumessen? [Ich verzichte auf die Mitteilung meines eigenen Besserungsvorschlages, da ich seither überzeugt ward, daß ich „Cobet schon zu viel eingeräumt“ habe. So Vahlen, dessen völlig überzeugende Erörterung ich in der „Nachlese zu den Bruchstücken der griechischen Tragiker“ S. 5 mitgeteilt habe.]

- 19 (9) „Sophocles frg. 85 [= 84²], *si verba inter duos interlocutores diviseris scripturam codicum sanissimam esse intelliges:*

ὁ δὲ νόθος τοῖς γνησίοις ἴσον σθένει;

respondet alter:

ἔπαν τὸ χρηστὸν γνησίαν ἔχει φύσιν.“

Hier hält es schwer eine Aufwallung herben Unmuts zu bemeistern. Denn so viel Worte, so viel Flüchtigkeiten! Die Verteilung der Verse unter zwei Gesprächspersonen rührt von Nauck her, und Cobet hätte dies in der *adnot. crit.* der von ihm benützten Ausgabe lesen müssen, wenn er nicht — wie wir zu seiner Ehre annehmen wollen — der achtloseste aller Leser wäre. Auch ist es nicht wahr, daß seine Fassung mit der handschriftlichen Überlieferung durchweg übereinstimmt, denn auch der mit einem Male so hochkonservative Leydener Gelehrte mußte δὲ schreiben, wo die Handschriften übereinstimmend δ' εἰ bieten,

was gleichfalls bei Nauck zu lesen ist. Warum aber der letztgenannte, sonst nicht eben tollkühne Kritiker hier in der Tat noch um einen Schritt weiter geht und auch \acute{o} in $\acute{o}\upsilon$ verwandelt, während er der Lesart der Parisini¹ (des Stobäus flor. 77, 9) $\tau\iota\varsigma$ $\tau\omicron\iota\varsigma$ sein $\tau\iota\varsigma$ entnimmt und schreibt: $\acute{o}\upsilon$ $\delta\eta$ $\nu\acute{o}\theta\omicron\varsigma$ $\tau\iota\varsigma$ —, davon hat Cobet — und dies ist wieder seine Schuld — keine Ahnung! Der daselbst durch Verweis auf die *Observationes criticae* (de trag. graec. fragm.) angedeutete, dort (p. 15) in erschöpfender und wohl auch entscheidender Erörterung dargelegte Grund ist einfach der, daß die Tragiker es vermieden haben, einen rhythmisch so schlecht gebauten Trimeter zu bilden, wie \acute{o} δ' $\epsilon\iota$ $\nu\acute{o}\theta\omicron\varsigma$ $\tau\omicron\iota\varsigma$ $\gamma\eta\eta\sigma\iota\omicron\iota\varsigma$ | $\acute{\iota}\sigma\omicron\nu$ $\sigma\theta\acute{\epsilon}\nu\epsilon\iota$.² Wem es um einen gelegentlichen 20 Einblick in die verschlungenen Wege jener, zumeist unterirdischen, mühevollen Arbeit zu tun ist, welche der echte Kritiker nicht scheut, so oft es gilt auch nur „ein wenig Gold“ zutage zu fördern, der lese jene Untersuchung und vergleiche damit — doch auch „Vergleiche sind gehässig“.

(10) Das Lob des Reichtums in den Aleaden des Sophokles (frg. 86 [= 85²] — Stob. flor. 91, 27) gehört zu den ver-

¹ Ob man denselben nicht auch den Optativ $\sigma\theta\acute{\epsilon}\nu\omicron\iota$ entnehmen dürfte, diese Frage möchte ich nur anregen, ohne sie entscheiden zu wollen, am wenigsten so lange man über die Lesarten des Codex Mendozae nicht genau unterrichtet ist. [Dieser scheint keine Abweichung zu bieten, da Hense IV, 614 $\sigma\theta\acute{\epsilon}\nu\omicron\iota$ nur dem Parisinus A entnimmt.]

² Sophokles wenigstens ist selbst im melischen Trimeter von der Strenge dieser Regel nicht abgewichen, und die einzige Ausnahme, welche R. Röding in seiner fleißigen Abhandlung (*de Graecorum trimetris jambicis caesura penthemimeri et hephthemimeri carentibus*, Upsala 1874, p. 14) verzeichnet (Oed. Col. 372), ist nur eine scheinbare, nicht weil $\tau\omicron\iota\varsigma$ $\acute{\alpha}\theta\lambda\iota\omicron\nu$ getrennt zu schreiben ist (wie Nauck gewiß mit Recht will, was aber doch nicht hindert, daß die zwei Worte rhythmisch für eines gelten), sondern weil der Artikel dort wie hier von seinem Nomen nicht zu trennen ist. Somit nimmt zwar ein Wort die zweite Dipodie ein, greift aber über dieselbe hinaus, was den Anstoß erheblich mildert (vgl. Aesch. Pers. 501). Bei alledem bleibt jener Vers: $\epsilon\iota\sigma\eta\lambda\theta\epsilon$ $\tau\omicron\iota\upsilon\nu$ $\tau\omicron\iota\varsigma$ $\acute{\alpha}\theta\lambda\iota\omicron\nu$ $\epsilon\pi\iota\varsigma$ $\kappa\alpha\tau\eta$ einer der unschönsten, die uns von Sophokles erhalten sind.

derbtesten Bruchstücken unseres Dichters. In dem letzten der drei Anfangsverse:

τὰ χρέματ' ἀνθρώποισιν εὐρίσκει φίλους,
αὐθις δὲ τιμᾶς, εἴτα τῆς ὑπερτάτης
τυραννίδος θακοῦσιν ἔδραν

erhält das Schlußwort in verschiedenen Handschriften ein verschiedenes Epitheton: αἰσχίστην, ἀγχίστην, ἡδίστην, wozu noch Gaisfords Vermutung ἐχθίστην tritt. Nun bemerkt Cobet gewiß mit Recht, daß αἰσχίστην dem Zusammenhang widerstrebe. „*Pecunia*“ inquit „*parit amicos, parit honores*“, itaque addere non potuit „*et turpissimam dominationem*.“¹ Er entscheidet sich für ἀγχίστην und will dies so verstanden wissen, daß die Reichen „*qui plurimum apud regem gratia pollebant*“ den nächsten Platz neben der ὑπερτάτη τυραννίς einnehmen. Sehr richtig, wenn wir unter dem *rex* einen Erbmonarchen verstehen; allein die Tragiker pflegen in derartigen Betrachtungen die Verhältnisse ihrer eigenen Zeit im Auge zu haben, und da konnte der Reichtum nicht nur zu den Vorstufen der Macht gelangen, sondern auch ihre oberste Staffel erklimmen. Diese Erwägung war es wohl, welche Dindorf, Hense (lect. stob. p. 47) und wie es scheint 21 auch Meineke (ad Stob. flor. 91, 27) die Lesart des Paris. B ἡδίστην bevorzugen ließ. Auch ich halte dies für den Gedanken des Dichters, bezweifle jedoch, daß das Ursprüngliche schon gefunden und jene Lesart mehr als eine Konjektur ist, wie diese Handschrift deren manche bietet, [z. B. Sophocles frgm. 524, 10 ἀήθη für ἀληθή. Übrigens hat seither Mekler an unserer Stelle wohl sehr plausibel θακοῦσι μακαριστὴν ἔδραν geschrieben, *Lectionum Graecarum specimen* p. 14].

¹ Es sollte mich höchlich wundernehmen, wenn diese naheliegende Erwägung Nauck entgangen wäre. Derselbe pflegt eben in Fällen, wo er eine Verderbnis erkannt, nicht aber deren sichere Heilung gefunden hat, die handschriftlich bestbezeugte Lesart vorläufig im Texte zu belassen. Dieses so wohlberechtigte Verfahren hat Cobet mehrfach verkannt.

(11) „Sophocles frg. 105 [= 104²]
 εἴθ' εὔ φρονήσαντ' εἰσίδοιμί πως φρενῶν
 ἐπήβολον καλῶν σε.

*in his εὔ φρονήσαντ' est nescio cuius interpretatio verborum φρενῶν
 ἐπήβολον καλῶν et Sophocles dixerat:*

εἴθ' εἰσίδοιμί πως φρενῶν ἐπήβολον
 καλῶν σε.“

Es gibt in unserer Literatur eine „Ästhetik des Häßlichen“. In gleicher Weise scheint auch Cobet Materialien zu einer Lehre von der Dysrhythmie des Trimeters zu sammeln und sie gelegentlich aus eigener Machtvollkommenheit um ein Erkleckliches zu vermehren. Wir begegneten erst kürzlich einem Vers, dessen zweite Dipodie gegen die Vorschrift der Metriker aus einem Wort (im rhythmischen Sinne) bestand; das Kuckucksei, welches hier dem Dichter mit den Honiglippen ins Nest gelegt wird, versinnlicht ein anderes Gebrechen des Versbaues, die Teilung des Trimeters in zwei gleiche Hälften.¹ Die Enklitika πῶς hindert die Penthemimeres zur Geltung zu kommen; so entsteht ein Vers, wie er unrhhythmischer kaum gedacht werden kann.

Daß eine kritische Operation hier not tut, ist freilich unwidersprechlich, und Naucks zweifelnd vorgebrachtes φρενῶσαντ' genügt mir so wenig, als es seinem Urheber genügt hat. Denn wäre auch der Gedanke ansprechend genug: „nachdem du andere zurechtgewiesen hast, mögest du nun selbst der Einsicht teilhaft werden“, so müßte doch dieser Gegensatz („du selbst“ und „andere“) voll herausgearbeitet sein (etwa wie Antig. 754: κλαίων φρενῶσεις, ὧν φρενῶν αὐτὸς κενός) und greifbar in die Erscheinung treten.²² Cobets „nescio quis“ hingegen, der es nötig gefunden haben

¹ Die vielen scheinbaren und die wenigen wirklichen Ausnahmen von dieser Regel verzeichnet Röding l. l. § 3; man vgl. auch Alb. Schmidt, *de caesura media in Graecorum trimetro jambico*, der Ed. Preuß und seiner Vorliebe für die „caesura media“ gegenüber (*de senarii graeci caesuris*) meines Erachtens in allem Wesentlichen Recht behält.

soll, die Worte *φρενῶν ἐπήβολον καλῶν* durch *εὖ φρονήσας* (warum wählte er doch das Partizip des Aorist?) zu glossieren, erscheint mir auch an sich als ein Wesen von äußerst problematischer Realität. Desgleichen werden wir uns wohl versehen müssen, den reichen Faltenwurf sophokleischer Grandiloquenz durch die Ausscheidung solcher vermeintlicher Zusätze nicht bis zur Kümmerlichkeit zu beschneiden. Was wäre denn dagegen zu erinnern, wenn eine Reihe von Ermahnungen, welche der Vater dem Sohn oder der Freund dem Freunde erteilt, zunächst ein vielsagendes, vollwichtiges Wort eröffnete („mögest du gesunden Sinnes sein“), gleichsam als der Gedankenkeim, aus dem alles Folgende hervorschießt und worin es beschlossen ist. Also:

εἴθ' εὖ φρονήσας· εἰσίδοιμί πως φρενῶν
ἐπήβολον καλῶν σε (καὶ δραστηρίων)

.

wie man beispielsweise ergänzen mag, ohne der weiteren möglichst reichhaltigen Darlegung dieser guten Wünsche irgend vorzugreifen.

(12)

„Sophocles frg. 122

νόμος γάρ ἐστι βαρβάροις θυηπολεῖν
βρότειον ἀρχῆθεν γένος¹ τῷ Κρόνῳ.

Codex Hesychii τοῖς βαρβάροις. Transpositis verbis scribendum:

νόμος γάρ ἐστι τοῖσι βαρβάροις Κρόνῳ
θυηπολεῖν βρότειον ἀρχῆθεν γένος.“

Eben diese Umstellung haben schon Daniel Heinsius und Joseph Scaliger vorgenommen, was neuere Herausgeber treulich berichten. Wenn aber die Vermutung nicht neu ist, so ist sie darum doch keineswegs

¹ Bei Nauck steht *γέρος*, was Cobet wohl einfach übersehen hat; *γένος* ist eine Konjekture Scaligers, die gewiß ebenso verfehlt ist wie Buttmanns *γέρας*; „*latet aliud quid*“ meint Nauck, dem M. Schmidt sicherlich mit Recht beistimmt.

sicher begründet. Unser Bruchstück stammt nämlich aus Hesychius, der s. v. *Κουρεῖον* (was man zu *κουρεῖον* verbessert hat) folgendes bietet: *Σοφοκλῆς Ἀνδρομέδα· ἡμιοντὸν* (sic) *κόριον* (sic) *ἠρέθη πόλει· νόμος γάρ ἐστι τοῖς βαρβάροις θυηπολεῖν βρότειον ἀρχῆθεν γέρος* (sic) *τῷ Κρόνῳ*. Darin 23 darf man unbedenklich zwei Verse erkennen; ob auch einen dritten, dies muß als fraglich gelten, da die an seine Herstellung gewandten Kosten (eine Transposition, die Tilgung eines Artikels, die Formveränderung eines anderen) jedenfalls recht kärglich belohnt werden durch den also gewonnenen, ziemlich prosaisch klingenden Vers *νόμος γάρ ἐστι τοῖσι βαρβάροις Κρόνῳ*. Darauf hat mich ein Wink des letzten Herausgebers des Hesychius geführt, der zugleich der Bearbeiter der Überreste des Didymus ist und in dessen Munde mithin die Bemerkung „*Didymus enim, cujus hic est articulus, solebat solutae orationi versus immiscere*“ doppelt beachtenswert erscheint. — Man hat längst erkannt, daß die dem Seeungeheuer preisgegebene Andromeda selbst es ist, die hier als ein „Schlachtopfer“ (*κουρεῖον*) bezeichnet wird. Somit möchte ich die ganze Stelle also zu ordnen versuchen: „*ἡδ' αἰσιον¹ κουρεῖον ἠρέθη πόλει· νόμος γάρ ἐστι τοῖς βαρβάροις θυηπολεῖν βρότειον ἀρχῆθεν θέρως*“ [vgl. Eur. Bacch. 1026 und 1315 N.] *τῷ Κρόνῳ*.

(13) Zu Sophocl. frg. 216 [=215²] tritt uns Cobet in der ungewohnten Rolle eines Vorkämpfers für Eurhythmie entgegen. Die Worte *ἀπόλεσέν τε καὶ τὸς ἐξάπλωτο* erinnern ihn nämlich an Philoktet V. 1369:

ἔα κακοὺς αὐτοὺς ἀπόλλυσθαι κακοὺς,

dessen unrhymischer Bau ihm auffällt und an dessen Stelle wir schreiben sollen:

ἔα κακοὺς τοὺςδ' ἐξάπόλλυσθαι κακοὺς.

¹ Andere, zahlreiche Konjekturen findet man bei Wagner (trag. gr. frgm. I, 225) und M. Schmidt (ad Hesych.) verzeichnet und — eingesargt.

Es ist dies eine Art von Kritik, die hoffentlich unseren Enkeln so fremd sein wird wie irgend ein erloschenes Pflanzen- oder Tiergeschlecht. Mit einer Textesänderung, die nicht durch Forderungen des Gedankens, der Sprache oder des Versmaßes geboten, nicht durch ein Schwanken der maßgebenden Handschriften unterstützt, ja nicht einmal durch paläographische Leichtigkeit empfohlen ist, sondern nur dem Wunsche entstammt, einen Mangel an rhythmischer Eleganz zu beseitigen, steht es unter allen Umständen mißlich. Doppelt
 24 mißlich, wenn es sich um das Werk eines 84jährigen Dichters handelt, bei dem wir darauf gefaßt sein müssen, wie die Sprache an Schwungkraft, so auch den Bau der Verse an Strenge und Zierlichkeit manche Einbuße erleiden zu sehen. (Vgl. Nauck, Einleitung zum Philoktet, § 1.) Dreifach so, wenn Mängel von genau derselben oder ganz ähnlicher Art in ansehnlicher Zahl vorhanden sind und allen Anfechtungen der Kritik Trotz bieten (vgl. V. 276 — desgleichen C.F. Müller, *de pedibus solutis* p. 74, 92 usw.). Die Runzeln und Falten des Alters lassen sich eben nicht mit kritischen Schönplästerchen verdecken.¹

Nach einigen interessanten Bemerkungen über die Eigentümlichkeiten der tragischen Diktion und insbesondere über Sophokles' Scheu vor dem Gewöhnlichen (eine Bemerkung, von der wir mit Vergnügen Akt nehmen, S. 229—230) gelangen wir zu

(14) „Sophocles frg. 222 [= 180²] *πολλαχοῦ τὸ Ἄργος κοῖλόν φασι καθάπερ —*

τὸ κοῖλον Ἄργος οὐ κατοικήσουσ' ἔτι.

¹ Ungleich ansprechender ist ohne Zweifel Naucks Versuch einer Athetese jenes Verses, doch hat mich seine Beweisführung nicht vollständig zu überzeugen vermocht. Eine erfolglose Belagerung kann ja ebensowohl mit der völligen Vernichtung wie mit dem teilweisen Rückzug der Belagerer enden, und der leidenschaftlichen Rede muß es wohl freistehen, die erste Seite dieser Alternative allein ins Auge zu fassen. Bedenklicher erscheint mir die Wiederholung der Worte und die Abschwächung des Gedankens in 1371—1372. Allein auch dies mag ein Mangel der Dichtung und nicht der Überlieferung sein.

ex hoc loco revocari in lucem potest facetia apud Machonem Athenaei p. 582a

ἡ δ' εἶπε· μῆτερ, πῶς, ἔφη, μέλλω φιλεῖν
τὸν μηδὲν ὠφέλημα, τὸν ὑπὸ τὰς στέγας,
τὸ κοινὸν Ἄργος δωρεᾶν θέλοντ' ἔχειν;

*imo vero τὸ κοῖλον Ἄργος dixerat meretricula eo sensu, qui per-
facile intelligitur.*“

Wir erlebten es oben (Nr. 6), daß Cobetsche Heilkunst einen Gesunden zu Tode kurierte; weit harmloser ist es sicherlich, wenn sie einen Lebendigen aus dem Todesschlaf erweckt! Oder kann eine Emendation zu Athenäus in hellerem Sonnenlichte wandeln, als wenn sie in Meinekes Text (1859) zu lesen und zum Überfluß auch noch in den 25 Additamenta so bündig als treffend begründet ist?!

(15) „Sophocles frg. 329 [= 330²].

ἄπελθ' ἄπελθε, παῖ· τὰδ' οὐκ ἀκούσιμα

ex Anecdotis Bekkeri p. 373, 6, ubi in codice est: τὰ δ' οὐκ ἀκουστὰ, unde rescribendum:

ἄπελθ' ἄπελθε, παῖ· τὰδ' οὐκ ἀκουστά COI.“

Hätte unser Kritiker ein wenig unter die Oberfläche geblickt, zweierlei wäre ihm schwerlich entgangen. Einmal, daß sein Ergänzungsvorschlag keineswegs neu ist: ist doch der Vers also ergänzt nicht nur bei Dindorf zu lesen, sondern im Texte von Bekkers Anecdota selbst, an der von Cobet so genau zitierten Stelle!!¹ Dann aber hätte er doch von einem Nauck und auch von Bergk, dem jener folgt, nicht annehmen dürfen, daß sie solche auf flacher Hand liegende Ergänzungen nicht selbst zu finden vermögen, oder, wenn sie von anderen geboten werden, sie aus Mut-

¹ Nur die adnot. crit. (Anecd. III, 1109) meldet uns: „deest σοι.“ Die ganze Stelle lautet: ἀκουστά· ὡς ἐν τῇ Κρεούσῃ· ἄπελθ', ἄπελθε παῖ· τὰδ' οὐκ ἀκουστά σοι. καὶ Εὐριπίδης δὲ πολλάκις. ὁ μὲν τοι Σοφοκλῆς ἀκούσιμά φησι. πολικώτερον δὲ λέγει ὁ Φρόνιχος τὸ ἀκουστά μᾶλλον ἢ τὸ ἀκούσιμα.

willen verschmähen. Und wenn auch, was konnte denn diese Kritiker bestimmen, ἀκουστέ durch ἀκούσιμα zu ersetzen? Nichts anderes als die Erwägung, daß jener Grammatiker dieses Adjektiv nicht in einem Atem der Kreusa (des Sophokles) zusprechen und dem Sophokles absprechen kann. Weil also der Anonymus sich selber widerspricht (nicht etwa weil er den Tatsachen widerspricht, vgl. Oed. R. 1312; ebenso irrig ist die Angabe über ἀρχῆθεν 450, 4—5, verglichen mit Soph. frg. 122, 3), darum änderten Bergk und Nauck die Wortform und versetzten das Zitat hinter ἀκούσιμά φησι. Ellendt und Dindorf hingegen setzten an Stelle des doppelten kritischen Eingriffs einen einfachen (ὁ μὲντοι Σοφοκλῆς <καὶ> ἀκούσιμά φησι) und vermieden es zugleich, die Worte καὶ Εὐριπίδης δέ jeder Anknüpfung entbehren zu lassen. Dabei wird es wohl sein Bewenden haben — und somit behielt Cobet Recht und hätte in neidenswerter Unkenntnis aller
 26 in Frage kommender Tatsachen durch geniale Erleuchtung das Richtige gefunden, — diesmal leider nur wiedergefunden.

(16) Hier betritt eine wahre Veteranin des Konjekturenkriegs die Bühne, ein Lieblingskind seines Erzeugers, der dasselbe nun schon zum vierten Male „auf dem kritischen Theater“ zur Schau gestellt hat! (Var. Lect. p. 295, Mnem. 9, 119, wo uns bereits ein „admonuimus jam ante“ begegnet, und damit verliert sich die Geschichte dieser Konjektur in die Nacht der sagenhaften Vorzeit). Es gilt den bei Stob. flor. 29, 25 fehlerhaft überlieferten sophokleischen Vers zu heilen:

οὔτοι ποθ' ἤξει τῶν ἄκρων ἔνευ πόνου (frg. 364 [= 365²]).

Otto Schneiders Vermutung ἔψει ist von Nauck, Dindorf, Meineke in den Text aufgenommen worden, und sie dürfte von ihrer Rivalin (dem vollkommen sinngemäßen, nur ein wenig zu gewaltsamen οὐδέποτε ἐφίξει) auch in Zukunft nicht daraus verdrängt werden, trotz des uns immer von neuem eingeschränkten Machtgebotes: „ad summa pervenire non dicitur τῶν ἄκρων ἔπτεσθαι aut ψαύειν sed ἐφικέσθαι.“ Man ersetze „ad summa pervenire“ durch „summa attingere“,

und wo bleibt das Argument?¹ — Läßt sich aber hierüber möglicherweise streiten, so gilt dies sicherlich nicht von

(17) wo uns die — gleichfalls schon einmal (Mnem. 9, 116) — vorgebrachte Behauptung entgegentritt, es müsse Sophocl. frg. 372 [= 375²]

ὡς τοῖς κακῶς πράσσουσιν ἡδὺ καὶ βραχὺν
χρόνον λαθεῖσθαι τῶν παρεστώτων κακῶν

statt καὶ heißen καὶν, „quod eo sensu constanter dici solet“. So viel ich weiß, steht es dem Dichter vollkommen frei, das „zeitweilige Vergessen gegenwärtigen Leides“ als ein eventuelles, vorkommendenfalls eintretendes zu bezeichnen, oder — was der Situation im Drama besser entsprechen mochte — auf diese Modifikation des Gedankens und Ausdrucks zu verzichten. (Vgl. z. B. oben Soph. frg. 83, 2 [= 82, 2²] καὶ δυσσεβοῦντα τῶν ἐναντίων κρατεῖν). Jenes „constanter dici“²⁷ solet“ aber hat für uns wenigstens längst seine Schrecken verloren.

(18) Zu Soph. frg. 393 [= 396²].

καὶ πεσσὰ πεντάγραμμα καὶ κύβων βολὰς

werden wir zum dritten Male darüber belehrt (vgl. Mnem. 7, 423 und Nov. Lect. 775—776), daß die Attiker nicht πεντάγραμμα sondern πεντέγραμμα zu schreiben pflegten. Die Sache kann als nahezu ausgemacht gelten (vgl. übrigens Thesaur. s. v.), und auch Nauck würde in einer zweiten Auflage das kleine Versehen wahrscheinlich berichtigen und jene attische Form in den Text setzen, gleichwie dies Dindorf längst getan hat. [Das ist seither geschehen.]

Die Gewissenhaftigkeit, welche uns selbst das kleinste Lichtlein unseres Kritikers — und wäre es so schwächling wie eine Pfennigkerze — nicht unter den Scheffel stellen

¹ Die Konjekturen wird übrigens, wie billig, von Dindorf angeführt, ad loc. und im lex. Soph. s. v. ἄπτω, ein Umstand, den ich, um nicht allzu einförmig zu werden, im folgenden nicht mehr jedesmal besonders namhaft mache.

heißt, nötigt uns, eines minimalen Zusatzes zu gedenken, durch welchen derselbe seine alte, aber diesmal gute Ware aufzufrischen bemüht war:

„*Apud Suidam* v. πεντετάλαντος δίκη editur τὸ Ε ἄτρεπτον τηρεῖται παρὰ τοῖς Ἀττικοῖς, *sed pro τὸ Ε emendandum est τὸ πέντε.*“

Wir verstanden bisher unter einer Emendation eine wohlbegründete Änderung überlieferter Textesworte. Wir werden jedoch demnächst diese Definition selber emendieren müssen. Denn Cobets „Emendation“ ist eben die Überlieferung selbst, und die vermeintliche Überlieferung, gegen die er zu Felde zieht, ist Porsons wohlbegründete Änderung derselben: „τὸ πέντε“ κτέ. „*lege, ne apice quidem mutato, τὸ εἰ i. e. litera ε, non numerus V*“ (Tracts, p. 287, 8). Und daß diese Änderung in der Tat eine wohlbegründete war, d. h. daß hier nicht die allgemeine Regel gelehrt wird, welche Lobeck ad Phryn. p. 412†) also formuliert hat: „*in compositis formam simplicium cardinalium servari debere intemeratam*“, sondern die spezielle auf die Wortform von πέντε bezügliche Vorschrift, dies zeigt Phot. s. v. πεντέπηχυ (worauf Cobet selbst verweist!): καὶ πεντέκλινον, καὶ πεντέχαλκον καὶ πεντέμηνον καὶ πάντα τὰ ὅμοια οὕτω λέγουσι διὰ τοῦ ε, nicht minder die Urquelle dieser ganzen Tradition, Aelius Dionysius (ap. Eustath. 28 ad Odys. α, 281—1417, 33): οὕτω (l. οὔτως) δέ φησι καὶ τὸ πέντε ἐν συνθήσει φυλάττον (l. φυλάττειν) τὸ εἰ κτέ.¹ [Vgl. Aelii Dionysii reliquiae ed. C. Th. Ph. Schwartz, p. 121.]

(19) wird Dindorfs (richtiger Bergks, s. lex. Soph. s. v. σπίζα) evidente, auch von Nauck angeführte Besserung zu Soph. frg. 395 [= 398²] (σπίζ' ὅπως) zur Annahme empfohlen.

¹ Ebenso legt Cobet seiner Behandlung von Eurip. frg. 139; 3 [= 1054, 3²] ein ἈΡΧεῖν zugrunde, was Meinekes Konjektur ist und als solche in der *adnot. crit.* bei Nauck erscheint. Die beste Handschrift bietet ἀκεῖν (man vgl. die Varianten zu Soph. frg. 86, 3 [= 85²]), weshalb ich schreiben möchte:

— ὡς ἄπιστόν ἐστ' Ἐρως
κὰν τῷ κακίστῳ τῶν φρενῶν θανεῖν φιλεῖ.

(20) „*Sophocles frg. 427 [= 430²] apud Apollonium de Pronom. p. 70 b scribitur: εἰ μὲν ὥσει θάσσονα εἰδὼς εἵτεκοι παῖδα, in scholio ad Iliad. X, 410 ἡ μὲν ὥσει θάσσο. ἡ δὲ ὥσιτέξου παῖδα. ἔστιν οὖν δῆλ.* Sophocles dederat:

ἡ μὲν ὥς ἰ θάσσονα
ἡ δ' ὥς ἰ TETOKE παῖδα.

Duae matres inter se contendebant utra velociorem filium peperisset. Manifesto requiritur perfectum τέτοκε. Quod Nauck pro δῆλ reponerat διφορούμενον fallitur. Noto compendio sic scribitur pro δίφθογγον. Ambigebant utrum COCEI an COCI esset apud Homerum scribendum. Reperta vera lectio demonstrat esse breve.

ἡ δ' ὥς ἰ τέτοκε παῖδα'.¹

Sollte man nicht glauben, daß unser Kritiker der erste ist, der hier Unsinn in Sinn verwandelt und aus dem Wust der Überlieferung ein anziehendes sophokleisches Bruchstück gewonnen hat? Doch mußte er diesmal in Naucks *adnot. crit.* die er wiedergibt, lesen: „*Poetae verba restituit Dindorfius addens, loquitur de duabus matribus, quarum sui, utraque filii celeritatem praedicabat*“. Wahrscheinlich soll das durch den Druck ausgezeichnete τέτοκε andeuten, daß sich sein Anteil an der Restitution des Bruchstücks auf dieses Wort beschränke. Warum ist aber doch Cobet so überaus wortkarg, 29 wenn es fremde, und so ungemein redselig, wenn es die eigenen Verdienste gilt? — Gar merkwürdig ist es auch, daß die Entscheidung über die Quantität jenes ἰ nicht von der handschriftlichen Überlieferung und nicht von der Tradition der Grammatiker abhängen soll, sondern — von Cobets Gutdünken. Denn für die Behauptung „*manifesto requiritur perfectum*“ wird es nicht möglich sein, irgend einen stichhaltigen Grund zu entdecken. Die „*reperta vera lectio*“ kann

¹ Die hier noch folgende Bemerkung über ein kleines Versehen Piersons ad Moerid. p. 182 darf ich wohl wiederzugeben unterlassen, um so mehr, da Pierson selbst in den Addenda die Sache sofort geordnet hat. Auch Naucks analoges Übersehen ist längst bei Dindorf stillschweigend berichtigt.

nichts anderes erweisen, sondern muß als wahr selbst erst erwiesen werden.

Die Sache steht in Wirklichkeit, denk' ich, einfach also. Wir werden der Schreibung Dindorfs \simeq ἡ μὲν ὡς ἰ θάσσον' ἡ δ' ὡς ἰ τέκοι | παῖδ' (vgl. lex. Soph. p. 228, von Bergk also modifiziert: παῖδ' ἡ μὲν ὡς ἰ θάσσον' ἡ δ' ὡς ἰ τέκοι) oder jener Cobets den Vorzug geben, je nachdem wir die Autorität der Handschrift — die τέκοι bietet — oder diejenige der Grammatiker — welche die Kürze von ἰ behaupten — höher achten. Unter gewöhnlichen Umständen würde die Entscheidung zugunsten der Tradition vielleicht nicht fraglich sein. Anders hier, wo es eine Wortform gilt, deren Verbreitung jedenfalls eine äußerst beschränkte war, die man überdies dort zu erkennen vermeinte, wo sie nicht zu finden war (wie bei Homer), und aus denselben Gründen wohl auch mehrfach dort verkannt hat, wo sie wirklich vorkam, in betreff deren also das Beobachtungsmaterial ein ebenso kärgliches als unzuverlässiges war. Da ist ein Zweifel wohl gestattet. Und somit bliebe wahrscheinlich die Frage offen, wenn nicht derselbe Apollonius Dyscolus, der uns das Bruchstück bewahrt hat, eine Seite weiter die βραχεῖα ἐκφορά jenes Pronomen bezeugte (p. 71a), woraus man mit Fug, wenn nichts anderes, so doch das eine schließen darf, daß er nicht in Widerspruch mit sich selbst das geschrieben hat, was wir jetzt in der Handschrift lesen. Und so gebührte denn wohl Cobet Dank und Anerkennung für seine schlecht motivierte Änderung? Es möge ein Größerer statt meiner antworten: „Unter einer großen Zahl solcher Einfälle werden ja auch wohl einige sein müssen, die sich schließlich als halb oder ganz richtig erweisen; es wäre ja geradezu ein Kunststück, immer falsch zu raten. In solchem Glücksfall kann
30 man seine Entdeckung laut geltend machen, wenn nicht, so bedeckt glückliche Vergessenheit die gemachten Fehlschlüsse.“¹

(21) Zu Soph. frg. 429 [= 432²]: Συνθιστὶ χειρόμακτρον ἐκκεκαρμένον wird Herwerdens hübsche Besserung ἐκδεδαρ-

¹ Helmholtz, Das Denken in der Medizin, S. 28.

μέρος mit großer Wärme gepriesen. Ich hätte auch auf Herod. IV, 64 verwiesen. Demselben Schüler Cobets gehört übrigens die Ergänzung zu Soph. frg. 693 [= 697²] und die Richtigstellung der Verbalform in Eurip. frg. 692 [= 696²] (vgl. Exercit. crit. p. 21, 28 u. 59), oder richtiger die erstere dieser zwei Verbesserungen würde ihm gehören, wenn sie nicht Meineke (im Text seines Athenäus) vorweggenommen hätte. Auch mit der evidenten Verbesserung zu Eurip. frg. 494 [= 491², 5]: οὐ γὰρ μάχεσθαι πρὸς τὸ θείον, müht sich Cobet (p. 262) fast eine Seite lang ab, während er sie eben derselben Schrift seines Schülers (p. 53) entnehmen konnte, die er hier kennt und anführt. Dieselbe scheint übrigens (nach Nauck, *ed. min.*) zuerst von Conington publiziert worden zu sein. Daß frg. adesp. 363 [Tragicæ Dictionis Index, Epimetrum 31 p. 22] mit Eurip. Ion 1521 identisch ist, hat gleichfalls Herwerden, ebend. p. 89, erkannt, Nauck (*ed. min.* p. XXI) längst anerkannt.

(22) „Soph. frg. 515:

βιοτῆς μὲν γὰρ χρόνος ἐστὶ βραχύς,
κρυφθεὶς δ' ὑπὸ γῆς κεῖται θνήτὸς
τὸν ἅπαντα χρόνον.

Suspiciantur θνήτὸς significare mortuus; quod quum fieri non possit repono

κεῖται ΤΕθνεὼς τὸν ἅπαντα χρόνον.

Praecedens ΤΑΙ absorpsit ΤΕ sequens et ΘΝΕΩΣ in θνήτὸς est corruptum.“

Hätte der große Tragiker so geschrieben, der Vers würde an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Allein kann denn ein Dichter nur durch Dunkelheit sündigen, kann er nicht auch überdeutlich werden? Braucht man uns erst zu sagen, daß der im Grabe Ruhende tot ist, etwa mausetot und nicht bloß scheintot? Gewiß hätte niemals jemand auf den unglücklichen Gedanken geraten sollen, θνήτὸς mit *mortuus* zu übersetzen (wer dies übrigens getan hat, ³¹ habe ich trotz eifrigen Nachsuchens nicht zu ermitteln vermocht); allein darum müssen wir noch nicht mit unserem

Kritiker ausrufen: *quis sanus eum, qui mortuus sit, θνητόν appellaverit?* (Mnem. 9, 147, wo derselbe Gegenstand ein wenig ausführlicher abgehandelt wird.) Ich habe schon einmal meine Überzeugung angedeutet, daß das fragliche Wort in diesem Zusammenhang völlig unbedenklich ist (Beiträge zur Krit. und Erkl. III, 23 Anm.). Man übersetze nur — wie schon Hugo Grotius übersetzt hat: „Kurz währt des Lebens Frist, dann ruht unter der Erde geborgen der Mensch (*homo*) die ganze Ewigkeit.“ Sich der etymologischen Bedeutung von *θνητός* zu erinnern, oder sich derselben anders zu erinnern als in dem Sinne, daß hier das Los des Sterblichen, im Leben und im Tode, geschildert wird, dazu war kein Anlaß vorhanden, und einen Anstoß wird der griechische Leser so wenig empfunden haben wie bei Eurip. frg. 830 [= 833²] *βροτῶν | νοσοῦσιν οἱ βλέποντες, οἱ δ' ὀλωλότες | οὐδὲν νοσοῦσιν οὐδὲ κέκτηνται κακά.*

(23) Porson fand es auffällig, daß zwei benachbarte Vokabeln im Hesychius eine teilweise übereinstimmende Erklärung finden:

*ἄειφόρος· ἀειθαλής. Σοφοκλῆς Τηλέφω
ἀείφρουρος· ἀεὶ διαμένων, ἀειθαλής*

und da das letztere Wort in beiden Bedeutungen nachzuweisen (*οἰκησις ἀείφρουρος* Soph. Antig. 892 — *ἀειφρούρω μελιώτω* Cratin. ap. Athenae. 15, 685c), von dem anderen aber sonst keine Spur zu finden ist, so wollte er lieber an Abschreiberstücke als an Zufallslaune glauben und sprach die Vermutung aus, es seien auch die Worte *Σοφοκλῆς Τηλέφω* zur zweiten Glosse zu ziehen, die erste aber zu tilgen. Diese *suspicio*, welche — da *ἄειφόρος* an sich keinerlei Bedenken unterliegt — wohl in alle Ewigkeit eine *suspicio* bleiben muß, findet sich (wie billig) im Thesaurus s. v. *ἀείφρουρος* mit Porsons eigenen Worten, etwas kürzer in Schmidts Hesychius verzeichnet; Meineke pflichtet ihr bei (zu Athen. I. I.), nicht so Nauck (frg. 519 [= 522²]), Dindorf und M. Schmidt. Cobet empfiehlt nunmehr dieselbe — ohne irgend ein neues Argument vorzubringen — unter Verweisung auf allbekannte

derartige Irrungen im Hesychius¹ nochmals zur Annahme, ³² nachdem er schon früher in den *Novae lectiones* (p. 343) dieselbe Mutmaßung, damals ohne Kenntniss von des englischen Kritikers Vorgang und Belegen, geäußert hatte.

(24) Wir sind glücklich, diesen mit einigermaßen lästiger Breite behandelten Quisquilien zu entrinnen, und sehen mit Freuden, daß im folgenden einige bedeutende Bruchstücke der Tragödie *Tereus* den Gegenstand der Besprechung bilden, ein Stoff, an dem sich die Kraft eines großen Kritikers betätigen kann, und, wir hoffen es, glänzend bewähren wird.

„Sophocles frg. 521 [= 524²]

νῦν δ' οὐδέν εἰμι χωρίς. ἀλλὰ πολλάκις
ἔβλεψα ταύτη τὴν γυναικίαν φύσιν,
ὥς οὐδέν ἐσμεν —

verba sensu vacua. Suspicio olim fuisse:

νῦν δ' οὐ ΔΙΕΙΜΙ χωρίς ἀλλὰ πολλάκις
ἐΜΕΜΨΑΜΗΝ δὴ τὴν γυναικίαν φύσιν
ὥς οὐδέν ἐσμεν.

*praeterea a Valckenario accipiendum: αἱ νέαι μὲν ἘΝ πατρός
Ἑδιστον — ζῶμεν βίον, pro αἱ νέαι μὲν γὰρ πατρός. cf. frg.
Euripides 284, 13:*

ἐμεμψάμην δὴ καὶ τὸν Ἑλλήνων νόμον,
οἳ τῶνδ' ἕκατι σύλλογον ποιούμενοι
τιμῶσ' ἀχρείους ἡδονὰς δαιτὸς χάριν.“

Wir sind sprachlos! — Wenn hier irgend welche Worte „*sensu vacua*“ sind, —. Doch nein, ich eile den brennenden Boden der Kritik zu verlassen und flüchte schleunigst in die heiteren Gefilde der Exegese. Interpretieren wir also diese

¹ Neu ist hierbei nur die Schreibung *Στραβαλοκόμαν· οὐλόκομον* statt des überlieferten *οὐλοκόμην*. Und diese Neuerung ist grundlos, da nicht nur diese Form auch anderweitig (bei Plut. Arat. c. 19) bezeugt ist, sondern die gleiche Doppelform in den verwandten Bildungen (*λευκοκόμης* und *λευκόκομος*, *ξανθοκόμης* und *ξανθόκομος*, *χρυσόκομης* und *χρυσόκομος*) mehr oder weniger, in den letzten zwei Fällen ungemein reichlich zu belegen ist.

dritthalb Verse, und beginnen wir mit einer Übertragung des ganzen Bruchstücks.

Es spricht ohne Zweifel Prokne, die verratene Gattin des treulosen Tereus. Sie beklagt ihr vernichtetes Dasein
 33 und knüpft an diese Klage sofort eine allgemeine Betrachtung. „Was sie jetzt ihr eigenes Schicksal lehre, die Nichtigkeit alles Frauenglücks, das habe sie längst schon auf dem Wege der denkenden Beobachtung erkannt.“ Und nun folgt jene taufrische Schilderung der frohen Mädchenzeit, des kurzen Glücks im Vaterhause mit seinem allzufrühen Ende, der Trennung von Eltern und Heimat, dem Hinaustreten in neue, fremde Kreise, in ein Hauswesen, das einmal in seinen Grundvesten erschüttert (*αἰ δ' εἰς σαλευτὰ δώματ'* vermute ich V. 10, wie vor mir Jacobs vermutet hat), ein andermal von Schuld befleckt ist; doch wie es auch beschaffen sei, die Ehefrau hat kein Recht zum Tadel, sie muß sich mit demselben eins fühlen, sobald eine Nacht ihr Schicksal besiegelt und ein unlösbares Band geknüpft hat. Dies der Inhalt jener herrlichen zwölf Verse. — Wer nun einer Belehrung darüber bedürftig ist, daß *ἐβλεψα* auch bei Sophokles nicht nur „ich schaute (mit dem körperlichen Auge)“ sondern ebensowohl „ich nahm wahr, ich erkannte“ bedeuten kann, der möge in Dindorfs *lex. Soph.* den Artikel „*βλέπω cerno (animo), animadverto*“ p. 85a nachlesen; wem für die Verbindung *ἐβλεψα ταύτη* „ich nahm auf diese Weise wahr“ — auf das Folgende bezogen, indem *αἶ νέαι μὲν* die Stelle eines begründenden Satzes vertritt¹ — die Erinnerung etwa an Eurip. Hippol. 379: *ἀλλὰ τῇδ' ἀθροτέον* nicht genügt, dem möge der Absatz „*οὗτος ad sequentia relatum*“ (ib. p. 374a) diesen Skrupel beseitigen helfen. Wirklich anstoßen kann man, wenigstens für einen Augenblick, an *χωρίς*; allein der Gegensatz des individuellen Schicksals der Sprechenden

¹ Man sollte vor diesen Worten nicht stark interpungieren: *ὥς οὐδὲν ἔσμεν' αἶ νέαι μὲν ἐν πατρίδι κτε.* Weil man in *αἶ* einst nicht das Relativ erkannte, darum schob man *γάρ* ein. Valckenaers Besserung ist übrigens von Meineke (Stob. Flor. 68, 19) in den Text gesetzt worden, desgleichen von Dindorf.

und des allgemeinen Frauenloses — οὐδέν εἰμι und οὐδέν ἐσμεν — läßt keinen Zweifel darüber, daß der das Ungewöhnliche liebende Dichter mit diesem Worte dieselbe Vorstellung („privatim, seorsum“, wie Wagner, im übrigen den Zusammenhang gröblich verkennend, übersetzt) ausdrücken wollte, welche ein Prosaiker oder ein dem Prosaischen minder ab- 34 holder Poet durch ἰδίᾳ,¹ ein Spätling durch κατ' ἰδίαν bezeichnet hätte. Man vergleiche, worauf eben dieser Gelehrte hinweist, Eurip. Hec. 860: χωρὶς τοῦτο καὶ κοινὸν στρατοῦ. [Statt χωρὶς haben seither Χλωρίς vermutet Gennadios und Bergk, meines Erachtens ohne Grund.]

Sollen wir endlich fragen, was Cobet mit seiner „Parallelstelle“ beweisen wollte? Gewiß nicht, denn jedes nähere Eingehen darauf wie auf seinen Restitutionsversuch überhaupt würde leicht einen höhnischen Beigeschmack erhalten, den ich — mit dem Aufgebot aller Kräfte — von meiner kritischen Darlegung fernzuhalten bemüht bin.

(25) Das derselben Tragödie angehörige Frg. 525 [= 528²] φιλόργυρον μὲν πᾶν τὸ βάρβαρον γένος erinnert den Leydener Kritiker an Antig. 1055 „unde vetus mendum expellere iuvat. Editur

KP. τὸ μαντικὸν γὰρ πᾶν φιλόργυρον γένος.
TEIP. τὸ δ' ἐκ τυράννων αἰσχροκερδίαν [l. αἰσχροκέρδειαν] φιλεῖ.
mendosum est ἘΚ τυράννων *et poëta dixerat: το ΔΕ ΓΕ ΤΥΡΑΝΝΟΝ, ut constanter loquuntur veteres, ubi quis maledicto maledictum reponit: φιλόργυρος εἰ B. σὺν δὲ γ' αἰσχροκερδής.*“ (Hier folgt eine weitläufige Erklärung der Tatsache, daß dieser und andere Besserungsvorschläge in Dindorfs Ausgaben unter dem Namen Bisschop, wieder andere unter dem Namen Deventer usw. erscheinen. Eine Anzahl von Cobets Schülern habe bei einem Besuche Dindorfs in Leyden diesem zu Ehren Thesen verteidigt, die der Meister

¹ Selbst das Adjektiv ἴδιος gebraucht Sophokles nur einmal, desgleichen Äschylos. Häufig ist es hingegen bei Euripides, der auch das adverbiale ἰδίᾳ keineswegs vermeidet.

zum größten Teile selbst verfaßt hatte.¹⁾ „*Emendandum est praeterea τὸ δέ γε τυράννον*“, — Cobet-Bisschop hatten früher *τυράννων* beibehalten — worauf der Gebrauch des adjektivischen *τύραννος* noch durch einige Beispiele belegt wird. [Herwerden hat „*Exercitationes Criticae*“ p. 22 τὸ δέ γε *τυράννων* vermutet.]

35 Wieder will ich das mißliebige Amt des Kritikers mit der dankbareren Rolle des Interpreten vertauschen. Übersetzen und erklären wir also jene zwei Verse:

Kreon: Wahrsagervolk ist stets auf Gold erpicht.

Teiresias: Und Fürstenblut liebt schimpflichen Gewinn. Der Seher greift das vom König gebrauchte Wort — *γένος* — auf und gibt ihm durch die Verbindung mit *ἐκ τυράννων* eine unzweifelhaft verschiedene und zugleich die in diesem Zusammenhang allein passende Bedeutung. Man vergleiche die verwandten Schmähreden bei Euripides:²

Iph. A. 520: τὸ μαντικὸν πᾶν σπέρμα φιλότιμον κακόν

Hec. 254—255: ἀχάριστον ὑμῶν σπέρμ' ὅσοι δημηγόρους
ζηλοῦτε τιμᾶς —

frg. 284, 2 [= 282, 2²]: οὐδὲν κακίον ἐστὶν ἀθλητῶν γένους

frg. 1001 [= 1012²]: αἰέ ποτ' ἐστὶ σπέρμα κηρύκων λάλον

und frage sich, ob jemand daran denken konnte, von einem *τυράννων* *γένος* in diesem Sinn zu sprechen. Auch die leiden-

¹ Eine „*levis suspicio*“ des jungen Deventer sei es gewesen, den Vers Oed. R. 845 tilgen zu wollen. Auch hier bedauere ich unserem Kritiker nicht beipflichten zu können, bin vielmehr mit Näuck und Herwerden (welch letzterer seinen Landsmann als Vorgänger nicht kennt) von der Unechtheit dieses Verses überzeugt. Man erwäge doch den Zusammenhang, wonach die Worte nichts anderes besagen können, als: Einer ist nicht dasselbe wie Viele — Wenn Viele Laios ermordet haben, so kann ihn nicht ein Einziger ermordet haben, — und urteile, ob sich einem Sophokles solch eine Exemplifikation des Satzes des Widerspruchs füglich zutrauen läßt.

² Bei Äschylos findet sich kein, bei Sophokles nur dieses eine Beispiel des also abgeschwächten Gebrauchs von *γένος* (denn Aj. 357 möchte ich, insbesondere im Hinblick auf 201 f. nicht sowohl „Schiffsvolk“ als — salaminisches — „Schiffervolk“ verstehen); *σπέρμα* findet sich im uneigentlichen Sinne nur bei Euripides vor. Wann werden wir Wörterbücher besitzen, die uns in solchen Fragen nicht im Stiche lassen?

schaftliche Scheltrede hat ihre Logik. Sie will oft Unwahres behaupten, niemals Unglaubhaftes. Nur der Bewohner eines Tollhauses mag einen Krämer wie einen König schmähen und einen König wie einen Krämer. Kein anderer wird einen machtlosen Kleinbürger „tyrannischer Wüterich“ schelten oder einen Herrscher zum Mitglied einer Zunft oder Sippe herabdrücken, einer Sammlung von zahlreichen gleichartigen Individuen, worin der Einzelne sich verliert. Spricht doch aus guten Gründen niemand auch nur von einem Stand der Monarchen, wie man von einem Stand der Ärzte und Anwälte, der Seeleute und Soldaten redet. Darum mußte der Dichter der Antigone genau so schreiben, wie er geschrieben hat.

Daß aber die schmähende Erwiderung es liebt, den Hauptbegriff durch ein γέ zu urgieren, wie einleuchtend ist dies von vornherein und auch wie wohl bezeugt; allein daraus ³⁶ nunmehr ein Gesetz zu machen, eine unabänderliche Regel, an die wir den Tragiker gebunden erachten, wie soll man das nennen, wenn nicht kritischen Pedantismus? Und wären wir nicht schließlich selbst Pedanten, wenn wir einem Sophokles erst noch ausdrücklich das Recht wahren wollten, in dem einen Vers γένος mit einem Adjektiv zu verbinden und im andern mit einem Substantiv (mit oder ohne Präposition) — etwa wie Homer singt: θεῖον γένος οὐδ' ἀνθρώπων, Z 180 —, auch wenn es hier nur jene Uniformität zu meiden gälte, die dem Dichter so verhaßt und seinem Kritiker so wert ist?

(26) „Sophocles frgm. 527 [= 530²]

ὅστις γὰρ ἐν κακοῖσι θυμωθεὶς βροτῶν
μεῖζον προσάπτει τῆς νόσου τὸ φάρμακον,
λατρός ἐστιν οὐκ ἐπιστήμων κακῶν.

Non est facile perspicere quae sit tandem horum verborum sententia. Quid est φάρμακον μεῖζον τῆς νόσου? Intelligi possit XEIPON τῆς νόσου, plane ut est in Gallico proverbio:

le remède est pire que le mal.

Deinde qui ita facit non est λατρός οὐκ ἐπιστήμων κακῶν, ignarus malorum, sed artis imperitus, οὐκ ἐπιστήμων τέχνης. In textu Stobaei passim pessime interpolato non ex apicibus litterarum sed ex sententiae fundo sana lectio est eruenda.“

Was ein φάρμακον μεῖζον τῆς νόσου bedeuten soll, dies einzusehen mag nicht völlig „leicht“ sein, allein übermäßig schwer ist es sicherlich auch nicht. Es ist dies natürlich ein Heilmittel von heftigerer, eingreifenderer Wirksamkeit als die Krankheit selbst. Und daß es nur von der Größe der Gabe abhängt, ob ein Mittel heilbringend oder zerrüttend wirkt, ob es eine Arznei oder ein Gift ist, wem brauchte man das zu sagen? Gewiß keinem Griechen, dessen doppeldeutigem φάρμακον diese Lehre auf der Stirn geschrieben steht. Und ist denn Cobets „Besserung“ auch nur möglich? Hat etwa der Zorn (θυμωθεῖς) die Tendenz uns „schlechtere“ Heilmittel wählen zu lassen und nicht gewaltsamere? Auch gehen diesen Versen zwei andere voraus, welche unser Kritiker nicht anführt (obgleich er den einen derselben in
37 alter Zeit durch eine kleine, aber treffliche [auch von Pflugk zu Eurip. Herc. 282 gefundene] Emendation: ἀνουστέρως für ἀνούστερ', berichtigt hat):

ἄνους ἐκεῖνος, αἱ δ' ἀνουστέρως ἔτι
ἐκεῖνον ἡμύναντο <πρὸς τὸ> καρτερόν.¹

Kann da noch ein Zweifel bestehen? Oder vielmehr könnte selbst dann ein solcher übrig bleiben, wenn wir nicht (seitdem Welcker, Griech. Tragöd. I, 363, darauf hingewiesen hat) wüßten, daß hier die Opferung des Itys, jener entsetzliche Racheakt gemeint ist, durch welchen Tereus seinen Frevel mehr als einfach gebüßt und Prokne ihr Leid zehnfach vermehrt hat? Solch ein φάρμακον war nicht nur μεῖζον, es war πολλαπλάσιον τῆς νόσου.

Der zweite Teil von Cobets Anmerkung verdient weit ernstere Beachtung. Auch uns wenigstens will es nunmehr bedünken, daß jenes Wort nicht von des Dichters Hand

¹ Wie Bamberger, oder ἡμύναντο κοῦκ ἐκατέρωθεν, wie Nauck zweifelnd vermutet.

herrühren kann; schon die Wiederholung desselben im Laufe von drei Versen (wohlverstanden die Wiederholung ohne Nachdruck) scheint seiner kaum würdig, hauptsächlich aber: ein Arzt wie jener, mit dem die Handelnden verglichen werden, kann sehr wohl „der Übel kundig“ sein, nur nicht des angemessenen Gebrauchs der Heilmittel; seine Diagnose mag richtig sein, nur seine Therapie ist es nicht. Und eben dies scheint mir hier Cobets eigener Fall zu sein, dessen gewaltsamem *φάρμακον* ich ein weit gelinderes vorziehe:

ιατρός ἐστιν οὐκ ἐπιστήμων ἀκῶν.

(27) Wir waren soeben in der erfreulichen Lage, von Cobet eine Belehrung oder doch mindestens eine fördernde Anregung zu empfangen; leider muß ich sofort wieder die Amtsmiene aufstecken, und zwar die Miene eines arg gequälten und darum freilich auch ein wenig grämlichen Rezensenten. Zu Soph. frg. 528 [= 531²] nämlich:

*θνητὰ φρονεῖν χορὴ θνητῶν φύσιν
τοῦτο κατειδότας κτέ.*

wo wir bisher die Wahl zu haben glaubten zwischen des Hugo Grotius Umstellung: *θνητῶν δὲ φύσιν χορὴ θνητὰ φρονεῖν* und Meinekes Versuch einer Hebung des metrischen 38 Fehlers: *θνητὰ φρονεῖν χορὴ θνητοῦς φύντας* werden wir jetzt darüber belehrt, daß letzteres unstatthaft sei und es heißen müsse: *θνητοῦς ὄντας*. Denn — man höre! — *πέφυκα* zwar werde gleichbedeutend mit *εἰμί* gebraucht und *πεφυκώς* mit *ὢν*, weil aber *φῦναι* „*non ita usurpatur, sed pro γενέσθαι* (μὴ φῦναι ἐπιχθονίοισιν ἄριστον et τὸν φύντα θρηνεῖν εἰς ὅσ' ἔρχεται κακὰ et similia passim), *apparet θνητοῦς φύντας vitiose esse dictum*“. Ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, diesen Worten einen anderen Sinn zu entlocken, als den monströsen: *φῦναι* werde immer absolut gebraucht, ohne prädikative Bestimmung. Doch muß das Cobets Meinung sein, weil nur dies die Wahl seiner Beispiele erklärt und weil aus jeder anderen Auffassung seiner Worte nicht das folgen könnte, was er daraus folgert. Allein, welche Deutung immer wir diesem Satze leihen, er

steht in jedem Falle mit allbekannten Tatsachen der griechischen Sprache in so grellem Widerspruch, daß wir kaum begreifen können, wie ein Kenner derselben ihn zu Papier gebracht hat. Oder weiß Cobet irgend einen, auch den leisesten Bedeutungsunterschied zwischen *μῶρος πέφνκε* (Soph. frg. 866 [= 865²]) und *ἐφνμεν — μῶροι* (Oed. R. 435—436), zwischen *κακὸς πέφνκα* (Phil. 558) und *ἐφνς κακός* (Oed. R. 627)? Dann möge er uns und andere Gräzisten schleunigst davon verständigen.

Wie es möglich ist, daß unser auf Konjekturen erpichter Kritiker mitunter Dinge übersieht, die jeder Anfänger inne hat? Ich will mit einem Bild antworten. Der muntere Knabe auf der Schmetterlingsjagd hat nur für den farben-glänzenden Falter Augen, nicht aber für die Dornhecke oder den Wassergraben, der ihn von seinem Ziele trennt.

(30) Eine lehrreiche Zusammenstellung von Überresten sophokleischer Poesie, in welchen ein geringfügiger Inhalt in ein unverhältnismäßig pomphaftes Wortgewand gehüllt ist und die darum zum Teil schon im Altertum den Vorwurf der *ψυχρότης* auf sich zogen — in Wahrheit wohl Äußerungen dessen, was ich den sprachlichen „Spieltrieb“ des Dichters nennen möchte — mündet S. 236 in die folgende kritische Bemerkung:

39 „*Fallitur Nauck, in frg. 640 [= 645²] ex Polluce VII, 193:*
τὸ κομψοδούμενον ἐν Σοφοκλέους Φινεῖ

βλέφαρα κέκληται γ' ὡς καπηλείου θύραι.

Suspiciatur enim verba ὡς καπηλείου θύραι comici poëtae esse et Sophoclea perüsse. In dramate Satyrico et re ludicra poëta suo jure sic jocatus est. Res Comico nescio cui ridicula visa est et lusit aut:

τὸ τοῦ Σοφοκλέους ὡς καπηλείου θύραι

aut aliquo simili modo . . . Leve est ex eodem fragmento vitium eximendum. Scribendum enim ὡς καπηλείου θύραι, pro θύραι.“

Daß der Phineus des Sophokles ein Satyrdrama war — die *res ludicra* war wohl die Blendung seiner Söhne —

durch diese Entdeckung hat sich unser Kritiker alle Freunde des Dichters sicherlich zu lebhaftem Danke verpflichtet; nur der Entdecker selbst achtet seinen Fund auffallend gering, indem er drei Seiten später (p. 239) über eine Stelle des Dramas und dessen hochtragischen Inhalt in einem Tone handelt, als hätte er jenes *ἔρμαιον* bereits vergessen. Wollen wir daher nicht Cobetischer sein als Cobet selbst, so werden auch wir den „Zwischenfall als erledigt ansehen“ dürfen und, da an eine Flüchtigkeit — des Lexikographen zu denken durchaus kein Grund vorliegt, notgedrungen zu Naucks Annahme zurückkehren müssen. [Jene grundlose Vermutung war übrigens schon von Brunck aufgestellt, von Welcker, Griech. Tragödien I, 330 ff. und von Wagner in seiner Fragmentensammlung entschieden abgelehnt worden.]

Warum aber der Plural von *θύρα* ein „*leve vitium*“ sein soll? Hätte es doch unserem Kritiker gefallen, diesen Ausspruch auch nur mit einer Silbe zu begründen! Er überschätzt augenscheinlich unsere Kraft, die Kraft von Durchschnittslesern, wenn er meint, wir könnten in solchen Dingen seiner führenden Hand entraten. Warum also muß der parodierende Komiker *θύρα* in der Einzahl geschrieben haben? Etwa, weil es unpassend ist, die zwei Augenlider mit zwei Türflügeln zu vergleichen? Oder weil der Parodist sich ängstlich davor hüten mußte, einen Anklang an das tragische Original zu bewahren, in welchem wahrscheinlich das hochtrabendere *πύλαι* einen Platz fand?¹

(31) „Soph. frg. 574 [= 579²]

40

φεῦ φεῦ, τί τοῦτου χάσμα μῆζον ἂν λάβοις
τοῦ γῆς ἐπιψάυσαντα κῆρ' ὑπὸ στέγη
πυκνῆς ἀκοῦσαι ψακάδος εὐδούσῃ φρενί;

¹ Sophokles könnte geschrieben haben: *βλέφαρα κέκλιται τὰνδρὸς ὡς Αἴδου πύλαι*, was freilich frostig genug wäre; allein eben darum lud es zur Parodie ein. [Im Anschluß an diese Vermutung und im Hinblick auf Diogenian IV, 86 hat seither Otto Crusius vermutet *ὡς ἀνελίον πύλαι*, Gött. gel. Anz. 1890, S. 703.]

Stobaeus [flor. 59, 12] *omisso* *φεῦ φεῦ* *exhibet* *λάβοις ποτέ*. *Verum esse videtur:*

τί τοῦΔΕ χάρμα μείζον ὃν λάβοις ποτέ;

Refertur enim τοῦδε ad id quod sequitur. Plutarchus eximio loco, quem Nauckius indicavit (in vita Aemilii Pauli cap. I [in neueren Ausgaben Timol. c. I]) ad superiora referens dedit: τί τούτου χάρμα μείζον ὃν λάβοις;

Daß Valckenaer (in der Diatribe p. 294) genau dasselbe vermutet hat (wohlgemerkt, ohne die Plutarchische Stelle herbeizuziehen und desgleichen ohne Kenntniss der besten Handschriften des Stobäus), dies soll Cobets Verdienst nicht im mindesten schmälern. Denn ihm gehört die Ehre der Begründung. Plutarch also hat, wir wissen nicht, ob mit Absicht oder aus Achtlosigkeit, jenes *τοῦδε*, weil es im Zusammenhang seiner Rede auf das Vorangehende hinweist, mit *τούτου* vertauscht. Und nicht genug an dieser Irrung oder dieser Willkür; der lebenswürdige Moralist erträgt es nicht, den infolgedessen um einen Fuß gekürzten Vers — *τί τούτου χάρμα μείζον ὃν λάβοις* — in dieser unvollständigen Gestalt anzuführen, wie er ähnliches doch beinahe auf jeder Seite seiner Werke tat; vielmehr ruht er nicht, ehe er die Einbuße, welche der Wegfall der Partikel *ποτέ* verursacht — die übrigens, merkwürdig genug, ganz wie ein Flickwort aussieht — wieder wett gemacht hat, indem er das durchaus angemessene und echt tragische *φεῦ φεῦ* anstückt. Kurzum, der Weise von Chäronea hantiert mit Nadel und Schere, ganz ebenso flink und keineswegs ungeschickter als manch ein Textverbesserer der neuesten Ära. Und all das müssen wir glauben, weil — nun weil uns wohl die Aussage eines älteren Zeugen, eines verlässlicheren Gewährsmanns keine andere Wahl läßt? Nicht doch, das alles ist ja Plutarch und nicht Stobäus, und zum Überfluß bieten auch die besten Handschriften des Stobäus jenes verpönte *τούτου*. Warum also ist es doch verpönt? Einzig und allein darum, weil nicht *τούτου*, sondern *τοῦδε* „*refertur*“
 41 *ad id quod sequitur*“! — Und nun male man sich das Bild eines Poeten aus, der sich an solch eine Regel sklavisch

bindet, angesichts der wechselnden Forderungen des Metrums, des Rhythmus, des Wohlklangs, angesichts der echt künstlerischen Neigung, von dem Gewöhnlichen abzuweichen, schon darum, weil es das Gewöhnliche ist. Armer Sophokles! Wie traurig, wenn dies dein Bild ist, und auch wie traurig, wenn es das nicht ist und dafür ausgegeben wird — von jenen, welche dich kennen und ehren sollten und die man nunmehr von deinen Werken hinweg zu einer Wortsammlung¹ weisen muß, auf daß sie gewahr werden, daß du ein Dichter bist und kein Pedant!

Wir aber sind es herzlich müde, den Schulmeister zu spielen. Auch lieben wir es keineswegs, uns an dem Anblick des Niedergangs einer bedeutenden Forscherkraft zu weiden. Hätten wir doch — wie gerne! — über dieses unerfreuliche Schauspiel den Schleier nachsichtigen Vergessens gebreitet, wenn es nicht eine Erscheinung gälte, die wie wenige dazu angetan ist, den tiefgreifendsten und nachhaltigsten Schaden zu stiften. Der Forscher, dessen Leistung uns beschäftigt, steht auf der Höhe des Erfolgs und in der Vollkraft seines Wirkens. Noch zeigen seine Fähigkeiten keine Spur des Verfalls oder Ermattens. Die autoritätsscheue Nüchternheit, die skeptische Fragelust, die ihn auszeichnen, sie sind noch 42

¹ Dindorfs lex. Sophocl. 374a: „*οὐτος ad sequentia relatum*“, belegt mit einem halben Schock von Beispielen, desgleichen ὅδε 331a „*saepissime ita dicitur ut res jam memorata respiciatur*“. Die vermeintliche Regel ist gar keine solche, sondern daß ὅδε im ganzen häufiger auf das Folgende, οὐτος auf das Vorangehende (nicht als ein Vorangehendes, sondern als ein geistig Gegenwärtiges) sich bezieht, s. wieder Dindorf l. l. 373a, dies ist ein Corollar jener Bedeutungsnuance, auf die Krüger hinweist mit dem Bemerken: ὅδε bezeichne „eigentlich eine Anschauung, οὐτος eine Vorstellung“. Auch hier waltet nur ein Gradunterschied ob, denn in der Phrase οὐτος ἐκεῖνος z. B. bedeutet οὐτος die Anschauung und ἐκεῖνος als das räumlich weiter abliegende die Vorstellung, vermöge derselben Sprachlogik, welche die Partikel der zeitlichen Nähe oder Gegenwart (νῦν) zum Symbol der Wirklichkeit erhebt im Gegensatze zu einer bloßen Annahme. — Jene Pseudoregel hat übrigens mancherlei Irrungen erzeugt, z. B. im Herodot, worüber ein andermal mehreres.

ganz so rege und lebendig wie ehemals. Sein Geschmack verriet allezeit einen, neuerlich vielleicht etwas schärfer ausgeprägten, Zug zum Trivialen. Sein erfindsamer Scharfblick, der niemals ein weitsichtiger war und den nie irgendwelcher Tiefsinn begleitet oder begrenzt hat, bewährt innerhalb der ihm gezogenen Schranken noch immer die alte durchdringende Kraft. Was jedoch in stets rascherem, ja in erschreckend raschem Sinken begriffen ist, das sind die anderweitigen Faktoren gedeihlicher wissenschaftlicher Arbeit Möchte es noch gelingen, den Unholden, welche diesen starken Geist umstricken und in die Tiefe zerren, ihr Opfer zu entreißen.

6. Zu Euripides Hippolyt.¹

V. 115 genügt keiner der zahlreichen bisherigen Vorschläge. Der greise Diener muß Hippolyts Verhalten, das er nicht nachahmen will, tadeln, aber so tadeln, wie es eben einem Diener ziemt (d. h. mit Reserve — *ἀπαρρησιάζεσθαι* Schol.):

ἡμεῖς δὲ, τοὺς νέους γὰρ οὐ μιμητέον
115 φρονοῦντας ὥσπερ οὐ πρόπει δούλοις λέγειν,
προσευξόμεσθα τοῖσι σοῖς ἀγάλμασι,
δέσποινα Κύπρι, —.

[Überliefert ist *φρονοῦντες οὕτως ὥς πρόπει*.] Ausgangspunkt der Verderbnis war die Hinzufügung des verdeutlichenden *οὕτως*, gerade wie in der Grabschrift 621, 5 bei Kaibel (Epigrammata Graeca) ein derartiges *τούτῳ* den Vers der guten Vorlage verdorben hat: *τὴν δ' ἐπιτυμβίδιον τούτῳ θῆκεν χάριν ὃν τρέφε παῖδα*. Auf dem Stein konnte der siebenfüßige Hexameter nicht angefochten werden; in der handschriftlichen Überlieferung ward der metrische Überfluß getilgt, indem man an unrechter Stelle einen Versfuß wegschnitt und aus *οὕτως ὥσπερ οὐ πρόπει* machte *οὕτως ὥς πρόπει*. (Auf *φρονοῦντας* statt *φρονοῦντες* war schon ein „*nobilis amicus*“ Musgraves verfallen; auch die Negativpartikel ist bereits wiederholt — wenngleich in unmöglichen Kombinationen — in Vorschlag gebracht worden.)

Schilt man jedoch meine Änderung [die übrigens, wie ich nachträglich fand, schon längst von Hartung vorgebracht worden war] gewaltsam, so erwidere ich mit dem Verlangen nach einer minder gewaltsamen, aber nicht minder sinn- und

¹ Zeitschrift f. österreich. Gymnasien 1879, S. 94.

sprachgemäßen Herstellung der Worte. Läßt sich diese Forderung nicht erfüllen, und ebensowenig der Vers in seiner überlieferten Fassung befriedigend erklären, so bleibt nur mehr die Auskunft der Athetese übrig, welche einst Brunck, neuerlich Dindorf und zuletzt, wenngleich zweifelnd, Weil empfahl. Dies ist jedoch nicht nur das gewaltsamere, sondern ein (wie ich denke) in unserem Falle gänzlich unzulässiges Verfahren. Denn die Worte *τοὺς νέους* schreien — wenn mich mein Gefühl nicht völlig täuscht — nach einer Ergänzung; oder vielmehr, sie dienen nur dazu, das Urteil über Hippolyts unfürge Gesinnung ganz ebenso zu mildern und abzuschwächen wie die analogen Worte: *ὕφ' ἡβῆς σπλάγχχνον ἔντονον φέρον* die entsprechende Äußerung der Verse 117 — 119.

[Seither hat Isidor Hilberg die Schreibung: *φρονοῦντες* (*οὕτω πως πρέπει δούλοις λέγειν*) in Vorschlag gebracht, die Weil überzeugt hat, mir jedoch nur als sehr bestechend gilt. Denn wenn *φρονοῦντες* im Sinne von *εὖ φρονοῦντες* gemeint ist, so muß man den Gegensatz *ἄφρονες* als Kennzeichnung der *νέοι*, d. h. Hippolyts, zwischen den Zeilen lesen, was ein zwar leise verschleierter, aber doch sehr scharfer Tadel wäre, den der Diener gegen seinen Herrn ausspricht.]

V. 193f. liest man: *δυσέρωτες δὲ φαινόμεθ' ὄντες | τοῦδ' ὅ τι τοῦτο στίλβει κατὰ γῆν*. — Sollte dies heil sein, so müßte man annehmen, daß *τοῦτο* hier ebenso adverbial gebraucht wird („was hier auf Erden glänzt“) wie *ὅδε* in *πάρεσθ' ὅδε* (Soph. O. R. 1416), *ὅδε χωρεῖ* (Antig. 155), *ὅδ' ἡμῖν — κεῖται* (Aj. 898). Für solche Gebrauchsweise scheinen aber die erforderlichen Belege vollständig zu mangeln, abgesehen davon, daß auch *ὅδε* nur mit Verben der Anwesenheit oder Annäherung also verbunden erscheint. Man schreibe: *τοῦδ', ὅ τι τοῦθ', ὃ στίλβει κατὰ γῆν*, was auch ungleich sinngemäßer ist. [Das von allen Menschen geliebte Sonnenlicht will der Dichter in diesem Zusammenhang nicht nennen. Es soll eine ähnliche Unbestimmtheit walten wie dort, wo Euripides die Frage aufwirft, ob nicht das Leben Tod, der Tod Leben sei, frgg. 638 und 833 N². Entstanden ist die

Korruptel wohl dadurch, daß der elidierte Vokal ursprünglich geschrieben ward: *τοῦτο ὁ* —. Weils Modifikation meines Vorschlags — *τοῦτ' ὁ<ν>* — macht den Vers vielleicht etwas gefälliger, gewiß nicht ausdrucksvoller.]

V. 438 steht in einem auffallenden, bisher seltsamerweise 95 nicht bemerkten Widerspruch mit dem vorangehenden wie dem folgenden Verse. Vom Zorn einer Gottheit getroffen zu werden, das ist etwas Außerordentliches (*περισσόν, ἔξω λόγου*) und nichts Alltägliches (*σὺν πολλοῖς βροτῶν*). Man tilge den Vers und lese:

*οὐ γὰρ περισσόν οὐδὲν οὐδ' ἔξω λόγου·
ἔρᾱς· τί τοῦτο θαῦμα; σὺν πολλοῖς βροτῶν.
κἄπειτ' ἔρωτος εἵνεκα ψυχὴν ὀλεῖς;*

[Das Vorbild des unseres Erachtens interpolierten Verses: *πέπονθας· ὀργαὶ δ' εἰς σ' ἀπέσκηψαν θεᾶς* ist wohl im V. 1418: *ὀργαὶ κατασκήψουσιν εἰς τὸ σὸν δέμας* zu erkennen.]

Artemis verheißt ihrem sterbenden Liebling posthume Ehren (1423 ff.), die ihn für die erlittene Unbill und sein frühes Ende schadlos halten sollen. [Die trözenischen Jungfrauen werden ihm ihr Lockenhaar und Klaggesänge weihen.] Dieser Teil ihrer Rede schließt mit den Versen (1428—1430):

*αἰεὶ δὲ μουσopoιδὸς εἰς σὲ παρθένων
ἔσται μέριμνα, κοῦκ ἀνώνυμος πεσῶν
ἔρως ὁ Φαίδρας εἰς σὲ σιγηθήσεται.*

Ist es denkbar, so frage ich, daß Euripides, daß ein nicht von allen Grazien und von jeglicher Einsicht verlassener Dichter auch den letzten dieser Verse geschrieben hat? Ein Trost für Hippolyt — für den keuschen Helden, für den Verächter auch der schuldlosen Frauenliebe, für den Märtyrer seiner Pflichttreue, soll es sein, daß die blutschänderische Leidenschaft der Phädra, deren falsche Anklage seinen Tod bewirkt hat, im Gesange fortleben wird? Und das soll ihm die jungfräuliche Göttin verkünden — in Gegenwart des irregeleiteten Vaters und verratenen Gatten, an den schon die nächsten Worte der Artemis sich richten: *σὺ δ' ὦ γεραιοῦ τέκνον Αἰγέως* —?

Wir dürften hier, so denke ich, die Hand eines Interpolators auch dann erkennen, wenn der vorletzte Vers durch den ungeschickten Zusatz [man beachte unter anderem die Wiederholung von εἰς σέ] tiefer verderbt wäre, als dies tatsächlich der Fall ist, und wir nicht einen völlig befriedigenden, das Vorangehende ganz angemessen zusammenfassenden Abschluß gewännen durch die Schreibung:

κοῦν ἄνῳνυμος πεσεῖ („und du wirst nicht ruhmlos enden“).

Vgl. Troades V. 1319: τάχ' εἰς φίλαν γᾶν πεσεῖσθ' ἄνῳνυμοι. Desgleichen hier V. 1028 (es spricht Hippolyt): ἦ τᾶρ' ὀλοίμην ἀκλεῆς ἄνῳνυμος. [Nebenbei bemerkt: nach einem so kühnen Gebrauch von ἄνῳνυμος habe ich in der griechischen Dichtersprache vergebens gesucht. Denn auch Pindars γῆρας ἄνῳνυμον (Ol. I, 82) bleibt hinter diesem ἔρωσ — ἄνῳνυμος σιγηθῆσεται weit zurück. Bei Tragikern und Komikern begegnet nichts Ähnliches.]

7. Eine vermeintliche Tragödie des Euripides und ein Papyrus der Sammlung Erzherzog Rainer.¹

Ein festgewurzelter literarhistorischer Irrtum läßt sich 19 mittels einer ebenso sicheren als naheliegenden Kombination hinwegräumen, zu welcher der Inhalt eines der zahlreichen von Sr. kais. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Rainer im Interesse der Wissenschaft erworbenen, aus Ägypten stammenden griechischen Papyrus die Handhabe bietet. Vor mehr als Jahresfrist ward ich von dem Konservator der erzherzoglichen Sammlung, Herrn Professor Dr. Karabacek, ersucht, den betreffenden Papyrus zu prüfen, dessen *disiecta membra* bereits von Herrn Dr. C. Wessely eifrigst zusammengesucht, kunstvoll aneinandergesetzt und durch manche kundige Ergänzung vervollständigt waren. 20 Eine von dem letzteren angefertigte überaus treue Kopie liegt mir vor Augen; auch erfolgt diese Mitteilung, wie selbstverständlich, unter Vorwissen und im Einvernehmen mit der Direktion der erzherzoglichen Sammlung.

Aristoteles gedenkt an zwei Stellen seiner Poetik (im 15. und im 26. Kapitel) eines Dichtwerkes namens Skylla, ohne dessen Verfasser namhaft zu machen oder auch nur die Dichtgattung, welcher dasselbe angehört, in unzweideutiger Weise zu bezeichnen. Über beide Punkte glaubten jedoch die Gelehrten Vermutungen aufstellen zu können, von welchen die eine sich beinahe unbestrittener Geltung erfreut, während die andere mindestens von der überwiegenden Mehrzahl der Forscher gebilligt worden ist. Beide Mut-

¹ Aus dem Anzeiger der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften vom 10. Febr. 1886.

maßungen lassen sich nunmehr als gleich sehr grundlos erweisen. Weder ist unter jener „Skylla“ eine Tragödie des Euripides zu verstehen — was insbesondere Welcker (Griech. Tragöd. II, 528), minder zuversichtlich auch Vahlen (Beiträge II, 34—35), dann Bergk, Überweg u. a. annahmen, hingegen Fabricius (Bibl. gr. ed. Harl. II, 254), Valckenaer (Diatriben¹, p. 15), Wilamowitz-Möllendorf (Analect. Euripid. p. 159) bestritten —, noch ist dies überhaupt der Titel einer Tragödie, wie nahezu sämtliche Herausgeber der Poetik sowohl als der Überreste der tragischen Poesie der Griechen voraussetzen zu dürfen glaubten. Freilich war der zuletzt erwähnte Irrtum allzu lockend, als daß man ihn vermieden zu sehen füglich erwarten konnte. Denn an der ersten der zwei erwähnten Stellen (Poet. c. 15) erscheint jene Dichtung inmitten von drei Tragödien und dient ihre Anführung zur Beleuchtung eines der Fehler, welchen die tragischen Dichter in Ansehung der Charakterzeichnung ausgesetzt sind, nämlich der Verletzung des Gebotes der Angemessenheit in der Charakteristik. Als ein Beispiel des „Unziemlichen und Unangemessenen“ nämlich wird unter anderem der „Klaggesang des Odysseus in der Skylla“ (ὁ τε θοῆνος τοῦ Ὀδυσσεὺς ἐν τῇ Σκύλλῃ κτέ.) angeführt, augenscheinlich darum, weil weibisches Klagen der mannhaften Heldennatur des Ithakesiers wenig gemäß ist. Nichts natürlicher, als daß man auch in der Skylla eine Tragödie erblickt hat. Allein so scheinbar dieser Schluß auch sein mag, er wird sich uns nimmermehr als notwendig, ja bei genauerer Erwägung kaum

21 als zulässig erweisen. Nicht als notwendig: denn der Stagirit ist bei der Exemplifikation seiner Kunstlehren keineswegs auf strenge Scheidung der Dichtgattungen ängstlich bedacht. Er nimmt vielmehr seine Beispiele dort, wo er sie findet. Erläutert er doch, beispielsweise, wenige Zeilen später den Mißbrauch des Maschinengottes und der durch ihn erfolgten gewaltsamen Lösungen gleichzeitig an der euripideischen Medea und an einem Vorgang im zweiten Buche der Ilias; und desgleichen weiß er seine Vorstellung von einer „Doppelkomposition“ (διπλῇ σύστασις) der Tragödie nicht besser zu

veranschaulichen als durch den Hinweis auf Bau und Ausgang der Odyssee (c. 13). So ist denn auch hier nicht von vornherein die Möglichkeit ausgeschlossen, daß nach einer und vor zwei Tragödien auch das Erzeugnis einer anderen Dichtungsart genannt werde. Und diese Möglichkeit im Auge zu behalten, dazu hätte vielleicht die Erwägung mahnen sollen, daß das gefährvolle Abenteuer des Odysseus zwar das völlig ausreichende Sujet einer lyrischen Dichtung sein konnte — man denke an die *Skylla* des Stesichoros (welche Otrfr. Müller, *Lit.-Gesch.* I², 361, gegenwärtig kaum mehr auf ein Abenteuer des Herakles beziehen würde) neben dessen *Kerberos*, *Kyknos* u. dgl. m. —, schwerlich aber für die Tragödie einen nach Art und Umfang zulänglichen und wohl geeigneten Stoff darbot.

Weit denkwürdiger, aber auch weit rätselvoller ist die zweite Erwähnung jener angeblichen Tragödie (c. 26 der *Poetik*), die in einem Zusammenhang erfolgt, welcher die mannigfachsten Deutungen erfahren und veranlaßt hat. Es ist daselbst von einer übermäßig pointierten, mit groben Kunstmitteln arbeitenden Darstellung die Rede, und die Träger derselben werden mit „jenen schlechten Flötenspielern“ verglichen, „welche ihren Körper umherschleudern, wenn sie den „Diskoswurf“ darstellen, und den Chorführer am Gewande zerren, wenn sie die ‚*Skylla*‘ blasen“ (gleichwie nämlich diese die vorüberfahrenden Schiffe gewaltsam an sich zieht). Man hat hierbei an die musikalische Begleitung des tragischen Chors, nicht minder aber auch an Chöre von Flötenspielern und deren Instrumentalkonzerte, endlich auch (G. Hermann) an „Tänzer zur Flöte“ und ihre pantomimischen Aufführungen gedacht. Wie schwerwiegende Einwände sich gegen jede dieser Auslegungen erheben lassen, dies kann Susemihls²² Erörterung des Gegenstandes lehren, welche mit den nachfolgenden bemerkenswerten Worten abschließt (Aristoteles über die Dichtkunst², 296): „Möglich wäre allerdings aber auch noch, was Twining annimmt, daß hier von dem einzigen den *Dithyrambos* begleitenden Flötenspieler ... die Rede wäre ..., so daß dann also die *Skylla* und der *Diskos-*

wurf doch Dithyramben waren.“ In der Tat: daß Twining allein sich auf richtiger Fährte befand, und desgleichen, daß nicht der mindeste Grund vorliegt, die hier erwähnte Skylla (wie Susemihl will, und ebenso Bergk, Lit.-Gesch. II, 509, der gleichfalls in ihr einen Dithyrambos erkannt hat) von der im c. 15 genannten angeblichen Tragödie zu unterscheiden, dies ersehen wir aus dem Eingangs erwähnten sogenannten ästhetischen Papyrus, von dessen fünf Bruchstücken das weitaus besterhaltene also lautet: — μά|(λιστ)α δυνάμ(ε)νος| αὐτὴν ἀκρειβῶς| ἀποδιδόναι μάλ(ισ)-| τα ἀγαθὸς ποιητής· | καὶ διὰ τοῦτο Ὅμη|ρος ἀγαθὸς καὶ Σοφο|κλ(ῆ)ς. οἷα γὰρ ἂν εἴ|ποι καὶ ὡς ἡ Ἀνδρο|μάχη, ἰδοῦσα τὸν | ἄνδρ(α ἐλκό)μενον, | δύνα(νθ') εὐρεῖν καὶ | λέξει (κ)α(ὶ) ἤθει καὶ | διανοίᾳ. εἰσὶν δὲ | τινὲς οἳ ὃν μὲν | προ- τίθενται οὐ μει|μοῦνται [δὲ], ἄλλον δὲ|καὶ τοῦτον καλῶς|, (εἰ τ)υγχάνοιεν ἐνέ|χοντες ἔννοιαν | καὶ παράδειγμα πα|ρ' ἡμῖν αὐτοῖς|, ὥσ|περ καὶ Τειμόθεος | ἐν τῷ θρήνῳ τοῦ Ὀδυσσέως εἰ μὲν | τινα μεμεῖται καὶ τὸ ὅμοιον τινὲ | οἶδεν, ἀλλ' ο(ὕ) τῷ Ὀδυσσεῖ — (Die Ergänzungen des Textes rühren zum größeren Teile von Dr. Wessely her; ich habe nur δύνανθ' εὐρεῖν hergestellt [auch von Υ sind ziemlich deutliche Spuren erhalten], εἰ τυγχάνοιεν statt οἱ τυγχάνοιεν geschrieben [der erste Buchstabe ist verstümmelt und ward von Dr. Wessely als O gelesen, während mir die Ergänzung zu E um so eher möglich schien, da O in diesem Papyrus als ein kleines Ringelchen gebildet ist], endlich ο(ὕ) vor den letzten zwei Worten restituirt und das eine δέ eingeklammert). [Wie die unmögliche Verbindung von τυγχάνοιεν mit παρ' ἡμῖν αὐτοῖς zu beseitigen ist, weiß ich nicht zu sagen.]

So erfahren wir denn, daß der berühmte Nomen- und Dithyrambendichter Timotheos von Milet der Verfasser jenes Klageliedes und somit auch des Werkes, dem dieses angehörte, der Skylla, gewesen ist, die mithin in Wahrheit ein Dithyrambus und keine Tragödie war. Denn jenem Übermaß von Skepsis, welches uns die Identifizierung des hier und dort genannten Klaggesanges des Odysseus etwa zu verwehren geneigt sein könnte, läßt sich durch den Hinweis

auf eine weitere Übereinstimmung der beiden Quellen in wirk- 23
samer Weise begegnen. Wird doch auch in der neuerschlos-
senen Urkunde — wenngleich mit sehr verschiedenen Worten
und Wendungen — gegen jene Komposition genau derselbe
Vorwurf erhoben, den wir aus dem Munde des Aristoteles
vernommen haben: es fehle ihr zwar nicht an Naturwahr-
heit (denn dies wäre ein Verstoß gegen die Forderung des
ὁμοιον), wohl aber an Angemessenheit der Charakteristik (*τὸ
ἑρμότητον*).

Die „Skylia“ war übrigens nicht das einzige Werk,
dessen Stoff unser Dithyrambendichter dem Kreis der Odysseus-
sage entlehnt hat. Längst kannten wir seinen „Kyklops“,
desgleichen seinen „Laërtes“; eben da ich diese Zeilen
niederschreibe, geht mir ein Aufsatz Köhlers zu (Athen.
Mitt. X, 231), worin auf Grund einer choragischen Inschrift
ein „Elpenor“ des Timotheos nachgewiesen wird. Durch-
aus unstatthaft erscheint es unter diesen Umständen, mit
Bergk (P. L. G. III⁴, 622) aus den Worten des Etym. magn.
(630, 41) *Ὀδυσσεύας* δ' einen „Odysseus“ schlechtweg heraus-
zulesen. Vielmehr bleibt uns (falls wir nicht mit Sylburg
vor jenen Worten eine Lücke ansetzen wollen) nur die Wahl,
entweder eine tiefere Verderbnis — etwa aus *Ὀδυσσεῖ* mit
einem charakterisierenden Zusatz — anzunehmen, oder aber
vorauszusetzen, daß die jenem Sagenkreis angehörigen Dich-
tungen des Milesiers (von welchen schwerlich der „Rasende
Aias“ zu trennen ist) irgend einmal unter dem Namen *Ὀδυσσεύας*
gesammelt waren. Ja, dem hochstrebenden, vom stärksten
Selbstgefühl geschwellten Sinne des Mannes, der „die alte
Muse“ ziehen heißt und sich mit Zeus vergleicht, der den
Kronos verdrängt hat (Frg. 12), läßt es sich vielleicht zu-
trauen, daß er selbst jenen Dithyrambenkranz unter der über-
stolzen, den Vergleich mit Homer herausfordernden Aufschrift
vereinigt hat.

Schließlich sei in betreff der schauspielerischen An-
forderungen, welche an den Flötenspieler im Dithyrambus
gestellt — und mitunter freilich auch, wie jene kritische
Bemerkung des Aristoteles lehrt, im Übermaß erfüllt —

wurden, auf Lukian, Harmonid. 1, Theophrast bei Athen, I, 22c, Pausan. IX, 12, 5, insbesondere aber auf Dions 78. Rede (II, 281, 11 Dind. [= II² 16, 15 Arnim]) verwiesen. Aus der ganz beiläufigen, und darum augenscheinlich wenig beachteten

24 Äußerung des letzteren ersehen wir nämlich, daß der Flötenspieler, welcher „die kreißende Semele“ (gleichfalls ein Werk des Timotheos) blies, zum mindesten in Gang, Haltung und Geberden einer hochschwangeren Frau zu gleichen pflegte. Wer dies alles erwägt, der wird sicherlich Bergks Behauptung — der selbst (a. a. O.) zwei dieser Stellen herbeigezogen hat —, der Tadel des Aristoteles sei nicht auf „die Musiker“, sondern auf „die Choreuten“ gemünzt, als grundlos verwerfen, so unbestritten es auch bleiben muß, daß die Ausdrücke *ἄνδρες ἀλληταί* und *παῖδες ἀλληταί* als formelhafte Bezeichnungen kyklischer Chöre in ständigem Gebrauche waren. [Vgl. den Anhang am Schlusse des Bandes.]

8. Skylla in der aristotelischen Poetik und die Kunstform des Dithyrambos.¹

Franz Susemihl war jüngst so freundlich, in diesen 771 Blättern seine „Freude“ darüber auszusprechen, daß ich gleich ihm in dem von Aristoteles Poetik cap. 26 erwähnten Dichtwerk Skylla nicht eine Tragödie, sondern einen Dithyrambos erkenne. Gleichzeitig hat er jedoch gegen meine Identifizierung dieser mit der ebd. c. 15 angeführten Skylla und die Verweisung auch der letzteren unter die Dithyramben des Timotheos von Milet „Bedenken“ geäußert, die er für „erhebliche“, wenn auch, wie es scheint, nicht für unüberwindliche hält. Gern würde ich dem verdienten Gelehrten durch eine eingehende Erörterung dieser seiner Skrupel meine Hochachtung bekunden. Allein eine derartige weitausgesponnene Diskussion dürfte schwerlich eine fruchtbare werden. Handelt es sich dabei doch um Fragen, die jedermann, ich will nicht sagen, nach seinem subjektiven Geschmack, aber doch nach dem einmal gewonnenen Maßstab der Wahrscheinlichkeit zu entscheiden pflegt, welchen prinzipielle Erörterungen kaum zu erschüttern oder zu verändern geeignet sind. Ob es wahrscheinlich ist, daß ein Autor innerhalb weniger Blätter zwei verschiedene Dichtwerke mit genau demselben Namen ohne jedes unterscheidende Kennzeichen anführt, ob es „wirklich nichts Auffallendes“ hat, daß eben diese zwei Werke einen identischen Verstoß gegen die Normen der Ästhetik, und zwar bei demselben individuellen

¹ Aus den Jahrbüchern für klass. Philologie 1886. S. 771 ff.

Anlaß, nämlich „eine für diesen Helden unpassende Jammerklage des Odysseus“, enthalten haben — darüber wird sich schwerlich durch Rede und Gegenrede eine Übereinstimmung erzielen lassen, wenn diese nicht von vornherein vorhanden ist. Und ebensowenig darüber, ob jene Koinzidenzen zwar unauffällig oder doch glaubhaft seien, der Umstand hingegen „im höchsten Grade auffallen müsse“, daß der Verfasser der Poetik „an dieser einzigen Stelle“ ein zur Verdeutlichung seiner Kunstregeln dienendes Beispiel „aus dem Dithyrambos . . . entnommen hätte“. Der eine hält eben singuläre Vorkommnisse an sich für unglaublich, und sein Kanon der Wahrscheinlichkeit schließt die Forderung in sich, daß Tatsachen, um glaubhaft zu werden, reihen- oder doch
 772 mindestens paarweise vor uns auftreten. Der andere glaubt, aus seinen geschichtlichen und philologischen Studien die Einsicht gewonnen zu haben, daß nicht jedes *ἐπαξ εἰρημένον* oder *εὐρημένον* als solches bereits Mißtrauen verdiene, während er andererseits bei Koinzidenzen gar bald an eine Grenze zu gelangen meint, wo die Annahme, es handle sich um ein Erzeugnis des Zufalls, die ernstesten Bedenken wachruft. Hier dürfte mithin, wie oben bemerkt, eine fortgesetzte Diskussion sich kaum als fruchtbringend erweisen.

Anders steht es mit der Frage, die Susemihl ebendasselbst mit den folgenden Worten aufwirft: „Und kamen denn im Dithyrambos, auch nachdem sich die Tragödie aus ihm abgezweigt hatte, neben dem Chorgesang noch Sologesänge vor, deren Darsteller in der Rolle anderer Personen auftraten?“ Angesichts dieser Frage nämlich möchte ich nicht nur der Hoffnung nicht entsagen, meinen geehrten Gegner und jene, die etwa gleich ihm sie verneinend zu beantworten geneigt sind, durch Gründe zu meiner Ansicht zu bekehren, die auch diejenige Bergks war (G. L. G II, 530, Anm. 9). Es ist mir auch an sich erwünscht, eine prinzipiell wichtige, auf die Kunstform des Dithyrambos bezügliche Folgerung aus meiner oben erwähnten Ermittlung zu ziehen, die nicht sofort gezogen zu haben ich gar bald bedauerte. Auch fußt die

Behandlung dieses Problems zunächst auf dem Boden, der ein uns gemeinsamer ist, nämlich auf der Einsicht, daß die in c. 26 der Poetik namhaft gemachte Skylla nichts anderes sein kann als ein Dithyrambos. Der Flötenspieler zerzt daselbst den Chorführer am Gewande, um in recht plumper und eben darum vom Stagiriten getadelter Weise das Bemühen der Skylla zu versinnlichen, welche den Odysseus an sich und ins Verderben zu ziehen bestrebt ist. Hier tritt uns also eine dramatische Rollenverteilung gegenüber: der Aulet stellt die eine Hauptperson dar, der Koryphaios die andere. Wendet man aber ein, die *γαῦλοι ἀνληταί*, von welchen dort die Rede ist, könnten nicht beweisen, daß dem Flötenspieler in Wahrheit eine mimetische Aufgabe zufiel, so antworte ich, daß wir auch keineswegs auf die Beweiskraft dieser einen Stelle angewiesen sind. Es tut nicht not, darüber zu streiten, ob der Tadel des Aristoteles nur der Übertreibung der mimetischen Leistung oder dieser selbst an sich und ohne Einschränkung gelte. Denn zu der letzteren Annahme könnten wir uns doch nur dann veranlaßt sehen, wenn es an anderen Zeugnissen dafür gebräche, daß der Aulet im Dithyrambos durch Gang, Haltung und Geberde dramatisch zu wirken berufen war. Nicht ohne allen Belang ist hierbei schon das große Gewicht, das auf das würdevolle Auftreten, die rhythmischen Bewegungen und das angemessene Mienenspiel der Flötenspieler gelegt wird — ein Gegenstand, in betreff dessen ich bereits auf Theophrast bei Athenaeus I, 22c, Lucian, Harmon. 1, Pausanias IX, 12, 5 hingewiesen habe. Entscheidend ist das gleichfalls dort angeführte Zeugnis des Dion — II, 281, 11, 773 Dindorf [= II, 216, 15 Arnim], — aus welchem sonnenklar hervorgeht, daß der Flötenspieler, der „die kreißende Semele“ (ein Dithyrambos des Timotheos) blieb, die Heldin dieses Dichtwerkes auch in seiner äußeren Erscheinung nachzuahmen bemüht sein mußte. Somit kann es keinem vernünftigen Zweifel unterliegen, daß der Stagirit nur den Mißbrauch der Mimetik, ihre plumpen und groben Mittel, nicht diese selbst, an dem bei dithyrambischen Aufführungen mitwirkenden

Auleten zu tadeln beabsichtigte. Haben wir aber einmal ein ausgesprochenes Rollenelement, wie es ja kaum anders zu erwarten war, in den Darstellungen des „lyrischen Dramas“ erkannt, wie sollte es uns da wundernehmen, dieses nicht völlig isoliert, auf eine einzige Person beschränkt zu finden? Vielmehr drängt sich von vornherein die Vermutung auf, der einen aus der Gesamtheit der Choreuten individuell hervortretenden Person, dem Chorführer, werde gleichfalls eine dramatische Aufgabe obgelegen, er werde die zweite Hauptperson dargestellt und somit den Widerpart des Auleten gebildet haben. Und diese Vermutung wird ja, wenn man genau zusieht, schon durch die aristotelische Äußerung bestätigt. Denn warum sollte der die *Skylla* darstellende Flötenspieler eben den *Koryphaios* am Gewande gezerzt haben, wenn dieser nicht als Vertreter des *Odysseus* gegolten hätte? (Nebenbei bemerkt, dieser Vorgang beweist an und für sich schon, daß dort nicht von einer Tragödie die Rede ist; mußte doch in einer solchen eine Hauptperson, wie der *Ithakesier* es ist, durch einen Schauspieler, nicht durch den Chorführer, dargestellt sein!) Nur ein weiterer Schritt auf der uns durch unzweideutige Zeugnisse gewiesenen Bahn ist es aber, wenn die aus dem „ästhetischen Papyrus“ neu auftauchende Meldung, im vollen Einklang mit der in der *Poetik* c. 15 enthaltenen Notiz, uns lehrt, daß jener Chorführer nicht nur passiv, sondern auch aktiv, durch den Vortrag eines Klageliedes, die Rolle des *Odysseus* darstellte. Und als das eigentlich gewichtige Ergebnis des neuen Fundes tritt uns eben die Erkenntnis entgegen, daß der *Dithyrambos*, „auch nachdem sich die Tragödie“ und das *Satyrspiel* „aus ihm abgezweigt hatten“, das seinem Wesen innewohnende dramatische Element in noch reicherm Maße bewahrt und entfaltet hat, als wir bisher mit voller Sicherheit zu behaupten vermochten: genauer gesprochen, daß im „lyrischen Drama“ der jüngeren Richtung der Chorführer und der Flötenspieler in ein Verhältnis zueinander traten, nicht ganz unähnlich demjenigen, das zur Zeit, da jene zwei dramatischen Gattungen sich aus dem gemeinsamen Mutter-

schoße losrangen, zwischen dem Chorführer und dem einen Schauspieler bestanden hatte.¹

Hier könnte ich schließen, wenn es nicht noch auf zwei 774 Einwürfe und Bedenken Susemihls zu erwidern gälte. Nachdem er nämlich die Frage aufgeworfen hat, die wir im voranstehenden zu beantworten versucht haben, fährt er wie folgt fort: „Entschieden dagegen“ (nämlich gegen das Vorkommen von Sologesängen im Dithyrambos) „spricht die Äußerung von Platon in der Politeia III, 394C τῆς ποιήσεως . . . ἡ μὲν διὰ μιμήσεως ὅλη ἐστίν . . . τραγῳδία τε καὶ κωμῳδία, ἡ δὲ δι’ ἀπαγγελίας αὐτοῦ τοῦ ποιητοῦ (εὐροῖς δ’ ἂν αὐτὴν μάλιστα πονεῖν διθυραμβοῖς) ἡ δ’ αὖ δι’ ἀμφοτέρων ἐν τε τῇ τῶν ἐπῶν ποιήσει, πολλαχοῦ δὲ καὶ ἄλλοθι . . .² Und dazu kommt noch, daß Rohde meines Erachtens sehr wahrscheinlich gemacht hat (Rhein. Mus. 34, 572 Anm. 2 [= Kleine Schriften I, 376f.]), Timotheos habe überhaupt keine Dithyramben, sondern ausschließlich kitharodische Nomen gedichtet und komponiert.“ Um mit dem letzteren Einwand zu beginnen: daß Thimotheos Dithyramben gedichtet hat, steht jetzt durch die von Köhler bekannt gemachte, auf den „Elpenor“ dieses Dichters bezügliche choragische Inschrift (Athenische Mitteilungen X, 231) unumstößlich fest. ein Umstand, den Susemihl, der diesen Hinweis in meinem

¹ Wie weit freilich dieses Markieren individueller Züge getrieben ward, inwiefern es mit Solovorträgen des Flötenspielers verknüpft und wieder durch die ihm zufallende Aufgabe des Akkompagnierens (προσαυλεῖν) eingeschränkt war; darüber Bestimmteres behaupten zu wollen, wäre um so vermessener, als uns ja das Verhältnis der dramatischen Zutaten zum episch-lyrischen Grundstock des Dithyrambos überhaupt nicht im einzelnen bekannt ist. Im allgemeinen wird man bei diesem Hineinspielen einer Darstellungsweise in eine andere eine ebenso diskrete Behandlungsart voraussetzen dürfen wie etwa bei der Bemalung der plastischen Bildwerke.

² [Hier hatte ich weiteren Zweifeln Susemihls wohl in allzu ausführlicher Weise begegnet. Nur eines sei wiederholt. An der Zugehörigkeit des „Kyklops“ zu der „Odyssee“ des Timotheos kann niemand zweifeln, und damit scheint die entsprechende Frage auch für das Werk des Philoxenos entschieden.]

Aufsatz vorfand, auffallenderweise übersehen hat. Wir können uns daher der Mühe entschlagen, die von Rohdē für seine These vorgebrachten Argumente einer eingehenden Prüfung zu unterziehen oder auch nur zu fragen, ob es irgend geraten war, in dem *ὁμώνυμος* des thebanischen Flötenspielers, welchen Lucian (Harmon. 1) als den Dichter des Dithyrambos „Der rasende Aias“ namhaft macht, einen anderen zu vermuten als den berühmten Milesier, oder ob Bergk nicht auch die „kreißende Semele“ mit vollstem Rechte als ein Erzeugnis desselben Poeten bezeichnet hat (S. L. G. III⁴, 619). Die platonische Äußerung aber besagt nicht mehr, als daß der Philosoph Beispiele der reinen *ποίησις δι' ἀπαγγελίας* in Erzeugnissen der dithyrambischen

775 Poesie mehr als in solchen anderen Dichtgattungen angetroffen hat. Daß diese Charakteristik aber für alle Werke dieser Gattung, daß sie speziell für jene der neueren Richtung gälte, die hier allein in Betracht kommt, deutet er mit keinem Worte an. Auch stünde solch eine Behauptung nicht nur mit der Autorität des Aristoteles (Probl. 19, 15 *οἱ διδιδράμβοι, ἐπειδὴ μιμητικοὶ ἐγένοντο*), sondern mit zahlreichen unzweideutig bezeugten Tatsachen in grellstem Widerspruch. Oder wer könnte wohl Dichtwerke, bei deren Darstellung individuell kostümierte, ja sogar berittene Personen auf der Bühne erschienen (siehe Bergk a. a. O. S. 531—35), die „durch äußerliche Pracht und sinnlichen Reiz zu fesseln“ und selbst mit der Tragödie zu wetteifern suchten, noch zum Typus der bloß und ausschließlich erzählenden Poesie gerechnet haben?

Ich schließe mit einem Nachtrag zu dem Aufsatz, dessen Inhalt Susemihl zu bestreiten unternommen hat. Meine Aufstellung, daß die im Et. M. 630, 41 angeführte, aus mindestens vier Büchern bestehende „Odyssee“ des Timotheos einen Dithyrambenkranz dieses Dichters bezeichnet, findet an Analogien der älteren lyrischen Dichtung eine erhebliche Stütze. Mehr als ein Buch zählte die „Oresteia“ des Stesichoros (Bergk, S. L. G. III², 219). Von seinen „*Νόστροι*“ könnte man dies nur dann bezweifeln, wenn die soeben ge-

nannte Parallele nicht vorhanden wäre. Und jene, gleichwie die „Iliupeisis“ desselben Dichters und des Sakadas (ebd. 203, 212, 213), waren lyrische Bearbeitungen umfangreicher epischer Stoffe, d. h. doch, sie bildeten, wie wir sagen würden, je einen Balladen- oder Romanzenzyklus.

Nachtrag.

[Seitdem diese Aufsätze zum erstenmal veröffentlicht wurden, sind die „Perser“ des Timotheos in einer Papyrus-handschrift aufgefunden und durch v. Wilamowitz-Möllendorf kritisch bearbeitet worden (Leipzig 1903). So wertvoll dieser Fund als das erste umfangreiche Stück einer ganzen Literaturgattung auch ist, auf die eben behandelten Fragen in betreff der Kunstform des Dithyrambos wirft dieser kitharodische Nomos kein Licht.

Die in Ansehung jener Fragen oben gewonnenen Ergebnisse haben die Zustimmung von Christ-Schmidt (Griech. Lit.-Gesch. I⁵ 237—241) gefunden. Auch darf ich einige diese Resultate bestätigende Mitteilungen aus einer Zuschrift von Emil Reisch (Athen, 16. Februar 1887) hier beifügen:

„Der Irrtum, daß Timotheos keine Dithyramben gedichtet haben könne, geht offenbar darauf zurück, daß er als *κιθαρῳδός* gepriesen ward. Daß aber in jener Zeit, wo eine feste Grenzlinie zwischen Nomen und Dithyramben kaum gezogen werden kann, Kitharöden auch Dithyramben dichteten, das beweist auch noch das Beispiel eines anderen Mannes, des Nikokles, Sohn des Aristoteles, unter dessen Siegen *Αἰναια δειθροράμβη* verzeichnet sind (Rhein. Mus. 39, 298).

Auch was Sie über die dramatische Rollenverteilung im Dithyrambos gesagt haben, halte ich für zweifellos gesichert. Dadurch finden auch die choregischen Inschriften von Orchomenos, C. J. G. 1579f., ihre Erklärung, wo neben dem Auleten nicht, wie in älterer Zeit, der Didaskalos, sondern „der Sänger“ genannt wird. Daß es sich hierbei um Dithyramben handelt, geht aus der Weihung an Dionysos mit Sicherheit hervor.

Was endlich den „Dithyrambenkranz“ des Timotheos betrifft, so gibt es, glaube ich, auch dafür eine interessante Analogie in einem Epigramme des Alcaeus, welches, so viel ich mich erinnere noch nicht die richtige Verwertung gefunden hat. Es steht in der Planudea (in Dübners Appendix I, 7).

*Σύμφωνον μαλακοῖσι κερασσάμενος θρόον ἀνλοῖς
 Δωρόθεος γοερούς ἔπνεε Δαρδανίδας
 καὶ Σεμέλας ὠδῖνα κεράνιον, ἔπνεε δ' ἵππου
 ἔργματ' — κτέ.*

Wir haben also auch hier eine Reihe berühmter Dithyramben, deren Stoff zum Teil der troischen Sage entlehnt ist.“

9. Nachlese zu den Bruchstücken der griechischen Tragiker.¹

Die nachfolgenden Blätter waren nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Ihr Inhalt ward August Nauck mitgeteilt, als ein kleiner Beitrag zu seiner Neubearbeitung der *Tragicorum graecorum fragmenta*, deren Erscheinen in naher Aussicht steht. Es geschieht auf Grund des ausdrücklichen Wunsches meines hochverehrten Freundes, daß ich einen Teil der ihm zugemittelten Bemerkungen der Öffentlichkeit übergebe, und zwar bestimmt mich zweierlei, diesem Wunsche Folge zu leisten: die Einrichtung jenes großen Werkes, welche der Begründung textkritischer Vorschläge nur den allerknappsten und Interpretationsversuchen so gut als keinen Raum gewährt; dann aber auch das subjektive Moment des persönlichen Geschmacks, welches sich selbst bei dem unterschiedensten Streben nach methodischer Strenge auf diesem Gebiete nicht völlig ausschließen läßt. Dasselbe bewirkt, daß Meinungsverschiedenheiten niemals ganz zu vermeiden sind und das Urteil auch des hervorragendsten Kenners nicht den Charakter der Endgültigkeit besitzt. So erfreulich es mir daher war, eine Anzahl meiner Vorschläge von Nauck gebilligt zu sehen, so haben sich doch auch nicht selten Differenzen ergeben. Manche meiner Aufstellungen vermochte dieser Forscher sich nicht oder doch nur mit erheblichen Vorbehalten anzueignen; in anderen Fällen freilich ist das Maß von Zuversicht, welches er meinen Versuchen entgegenbrachte, über meine eigenen Erwartungen hinaus-

¹ Wien 1888, Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften, Bd. 116, 1. Heft, S. 3ff.

gegangen. Hier wie dort schien es mir im Interesse der
 4 Sache geboten, meine Gründe sowohl als den Grad von
 Sicherheit, den sie zu gewährleisten scheinen, dem Leser un-
 umwunden und so eingehend, als der Gegenstand es jedesmal
 erfordert, darzulegen. Getilgt wurden (von den Emendations-
 versuchen abgesehen, die eine nähere Begründung nicht zu
 erheischen schienen) die Hinweise auf die Vorschläge anderer,
 wenngleich nicht ohne jede Ausnahme, ferner — mit dem
 gleichen Vorbehalt — Emendationen, welche Nauck als
 schon von Früheren vorweggenommen bezeichnet hat, endlich
 jene Herstellungsversuche, von deren Unhaltbarkeit mich
 derselbe überzeugt hat, sei es, daß die überlieferte Text-
 gestalt sich als unversehrt erweisen, sei es, daß der Schaden
 sich in gelinderer oder ansprechenderer Weise heilen ließ,
 als mir dies gelungen war.

Zu Äschylus Frg. 35 [= 37²]: ἀγών γὰρ ἄνδρας οὐ
 μένει λελειμμένους vgl. man Adespot. 242 [= 298²]: ἀγών γὰρ
 οὐ μέλλοντος ἀθλητοῦ μένει | ἀλήην. Diese Zusammenstellung
 lehrt gleichzeitig, daß Nauck Recht hatte, den letzteren
 Vers einem Tragiker zuzuschreiben, und daß Herwerden fehl-
 griff, als er (Exercit. crit. 2—3) in dem ersteren Vers ἀγών
 in ἄγων verändern und übersetzen wollte: *ducens enim viros
 non inferiores alacritate*.

Auch dem rätselhaften Bruchstück Äschylus Frg. 349
 [= 259²) mag es frommen, wenn man Sophocl. Frg. 806 zu
 seiner Aufklärung herbeizieht: παῖδας γὰρ οὓς ἔφυσ' ἀναλώσας
 ἔχει. Beide Fragmente werden wohl aus Satyrdramen
 stammen, und in betreff des Äschyleischen Bruchstücks mag
 Heaths Vermutung: σύ τοι μ' ἔφυσας, σύ με καταφθεῖν
 (vielmehr καταφθείειν) δοκεῖς der Wahrheit am nächsten
 kommen.

Sophocles frg. 58.

G. H. Müllers (Emendatt. Sophocleae p. 81) von Weck-
 lein gebilligte Restitution der schwer entstellten Verse läßt
 sich noch etwas ansprechender gestalten, wenn man aus

ὦ ἀκούετ' statt οὐκ ἀκούετ' das zugleich gewähltere und paläographisch näher liegende εἰσακούετ' gewinnt, somit:

βοῶ τις· εἰσακούετ' ἢ μάτην κλύω;
ἔπαντα γάρ τοι τῷ φοβουμένῳ ποιεῖ.

Sophocles frg. 83.

5

δοκῶ μὲν, οὐδεὶς· ἀλλ' ὄρα μὴ κρεῖσσον ἢ
καὶ δυσσεβοῦντα τῶν ἐναντίων κρατεῖν
ἢ δοῦλον αὐτὸν ὄντα τῶν πέλας κλύειν.

Bei der Besprechung dieses Fragments in meiner Schrift: „Die Bruchstücke der griechischen Tragiker und Cobets neueste kritische Manier“ (Wien 1878) [hier S. 47f.] habe ich den dritten Vers mit Cobet für verderbt erklärt und mich bemüht, den angeblichen Fehler der Überlieferung in gelinderer Weise, als der holländische Kritiker dies vermocht hat, zu beseitigen. Gern benütze ich den sich darbietenden Anlaß zu einer Richtigstellung des damals Geäußerten. Der von mehreren Seiten erfolgte Einspruch hat mich nämlich von der Grundlosigkeit meiner Annahme und von der Fehlerlosigkeit des Textes überzeugt. Die Argumente, welche Kollege v. Hartel in der Zeitschr. f. österr. Gymn. (1878, S. 16) angedeutet, ein seither verstorbener Freund (Eduard Wessel) mündlich und Vahlen brieflich in größerer Ausführlichkeit vorgebracht haben, darf ich mit des letzteren Worten hier wiederholen: „In Nr. 8, S. 18 haben Sie nach meiner Meinung Cobet schon zu viel eingeräumt: ich glaube nämlich nicht, daß der doppelte Gegensatz ausgedrückt sein mußte, und meine, daß dies durch καὶ δυσσεβοῦντα eingeschlossen werde. Es ist nämlich das Ganze, wie ich es verstehe, keine Sentenz, sondern ein Motiv aus einer ῥῆσις, das man sich etwa so vervollständigen kann: „Wer wollte nicht εὐσεβῶν lieber herrschen als dienen? Ich denke, keiner. Aber sieh' zu, ob nicht selbst δυσσεβῶν zu herrschen besser ist als selbst Sklave sein und auf andere zu hören?“ Denn auch αὐτόν erscheint mir durchaus am Platz und der ganze Ausdruck in seiner Fülle ἢ δοῦλον αὐτὸν ὄντα τῶν πέλας

κλύειν dem Gedanken angemessen. Gerade an der Wort- und Gedankenfülle, die wir in ganzen Stücken uns leicht gefallen lassen, nehmen wir in Bruchstücken, wie Sie selbst ein und das andere Mal bemerken, zu leicht ungegründeten Anstoß.“ (Brief vom 27. Dezember 1877.)

In dem ebenso schönen als entsetzlich verderbten Bruchstück 154 [= 153²] des Sophokles, um dessen Herstellung 6 insbesondere Meineke sich die größten Verdienste erworben hat, glaube ich mindestens ein Wort mit Sicherheit emendieren zu können, nämlich *πῆγμα* Vers 7, welches ich durch *πῆγμα* ersetzen will:

τέλος δ' ὁ χυμὸς (χυμὸς Meineke) οὐθ' ὅπως ἀφῆ
(οὐτ' ἀποσπᾶσθαι?) θέλει
οὐτ' ἐν χεροῖν τὸ πῆγμα σύμφορον μένειν.

Sophocles frg. 179.

καὶ γὰρ χαρακτηρ αὐτὸς ἐν γλώσση τί με
παρηγορεῖ Λάκωνος ὁσμεῖσθαι λόγον.

[Mein Herstellungsversuch ist ebenso wie jener Gottfried Hermanns antiquiert, seitdem Gennadios und Herwerden (s. Index Tragicae Dictionis p. 11) das evident Richtige gefunden und αὐτὸς ἐν γλώσση durch αὐτόθεν γλώσσης ersetzt haben: sofort bei den ersten Worten, die sie sprach, ließ Helenas Mundart (χαρακτήρ γλώσσης) in ihr eine Lakonerin erkennen. Αὐτόθεν begegnet auch im Ödipus auf Kolonos 637.] — Auf

7

Sophocles frg. 286

komme ich nur zurück, um meinem Herstellungsversuch (Herodot. Stud. II [40], 558: *Νόει πρὸς ἄνδρα χρῶμα πολυύπου* ὅπως | *πέτρην τραπέσθαι γνησίου φρονήματος*, eine denselben schützende Bemerkung nachfolgen zu lassen. Ich hätte nämlich darauf hinweisen sollen, daß die Auslassung des zweiten *πρὸς* (vor *πέτρην*) keineswegs so beispieillos dasteht, wie dies nach Cobets Ausführungen, Var. lect.² 164, und der darauf gegründeten Änderung von Antiphanes. Fab. incert. 68 (III,

155 Meineke) scheinen könnte. Daß jener Eingriff: *πρὸς γὰρ τὸ γῆρας ὡς πρὸς* (statt *ὥσπερ*) *ἐργαστήριον* grundlos ist, war mir seit lange klar (nicht zur Zeit freilich, da ich Beiträge zur Kritik und Erklärung III [17], 577 schrieb) und freue ich mich, dies nunmehr von Kock (Com. att. frg. II, 116) anerkannt und in ausreichender Weise erhärtet zu sehen. Über

Sophocles frg. 433 [= 436²]

muß ich notgedrungen mit einiger Ausführlichkeit handeln. Dasselbe lautet bei Nauck:

*πλήθουσι γὰρ τοι κἀνέμων διέοδοι
θῆλειαν ὄρνιν, πλὴν ὅταν τόκος παρῇ.*

Der Schreibung *πλήθουσι* bei Plutarch (Mor. II, 875a, 12 Düb.) steht *λήθουσι* bei Diogenes IV, 35 gegenüber, wo eine witzige Anwendung der Verse berichtet wird, die man dem Arkesilaos nacherzählte. Es fragt sich, welche Lesart den Vorzug ⁸ verdiene und was somit als Sinn und Absicht des Verspaars zu gelten habe.

Ich halte die aus den Plutarch-Handschriften stammende Schreibung für unrichtig, aber freilich nicht für einen Fehler der Überlieferung. Plutarch selbst schrieb so, wie das folgende *ὑποπίμπλησι* lehrt. Allein er zitierte falsch, wie ich erweisen zu können glaube. Zunächst mag die Präsumtion allerdings für den Moralisten von Chäronea als den älteren und besseren Gewährsmann zu sprechen scheinen. Diese allgemeine Vorvermutung wird jedoch in diesem besonderen Falle dadurch wettgemacht, daß der jüngere Zeuge den Namen des Dichters und seines Werkes (*ἔστι δὲ ταῦτα ἐκ τοῦ Οἰνομέου τοῦ Σοφοκλέους*) anführt, mithin eine gute und genaue Vorlage benützt hat, während Plutarch, der nichts Derartiges tut, sehr wohl nur aus unsicherer Erinnerung zitieren mag. Doch wenden wir uns von der Vorfrage zur Sache selbst. Hier nehme ich zuvörderst an dem Verfahren Anstoß, welches wir, sobald die plutarchische Schreibung als die richtige gilt, bei Arkesilaos voraussetzen müssen. Er hat dem Worte *τόκος* einen anderen Sinn beigelegt, als es im Originale besitzt. Dies macht seinem Witz alle Ehre, wenn er das

Original im übrigen unverändert ließ. Aber mit dem Doppelsinn einer Dichterstelle spielen und zugleich das Zitat *de fond en comble*, nämlich in dem für die Bedeutung desselben entscheidenden Wort umgestalten — dies darf als der Gipfel der Frostigkeit gelten. Doch mag dieses eine Witzwort des geistreichen Akademikers immerhin ein frostiges gewesen sein: die Sache ist damit nicht zu Ende. Die Verse selbst sind sinnlos, sobald man *πλήθουσι* liest. Denn was soll dies heißen: „die Winde befruchten die Henne (oder welcher immer der weibliche Vogel sein mag) außer zur Zeit der Befruchtung (oder des Eierlegens)?“ Man hat demgemäß eine Lücke nach Vers 2 angenommen; allein Dübner oder wer dies sonst noch tat, hätte schwerlich zu sagen vermocht, was jene vermeintliche Lücke sollte enthalten haben. Hingegen bedarf es weder dieser gewaltsamen Annahme, noch einer mit Etymologie und Sprachgebrauch kaum vereinbaren

9 Deutung des Wortes *διέξοδος*,¹ wenn wir die Lesart bei Diogenes für die ursprüngliche halten. Und schließlich stimmt zu der letzteren Annahme die Tatsache, daß *πλήθω* in alter Sprache, so viel ich sehen kann, niemals transitiv gebraucht wird. Bei Thukydides, Xenophon, Platon, in den Bruchstücken der Komiker begegnet unser Verbum (wenn den Spezialwörterbüchern irgend zu trauen ist) lediglich in der Verbindung *ἀγορᾶς πληθούσης* (bzw. *πρὶν ἀγορὰν πεπληθῆναι*, Meineke II, 265 [= I, 153 Kock]); dem Aristophanes und den Rednern ist es überhaupt fremd, desgleichen dem Aristoteles; bei Äschylos erscheint es nur intransitiv (an drei Stellen), bei Sophokles bloß an dieser, bei Euripides an einer Stelle (Frg. 1054 [= 1069²]), nach meiner Auffassung derselben, bei den Tragici minores durchaus nicht. Das älteste Beispiel des transitiven Gebrauchs bietet wohl ein dem 1. Jahrhundert v. Chr. Geb. angehöriges Widmungsepigramm aus Kyzikos dar (874a Kaibel). Somit erscheint der Schluß als gerecht-

¹ Denn daß *διέξοδοι* so viel als *ἐκκρίσεις*, *ἐκπνοαί* bedeuten könne, wird wohl niemand dem Suidas glauben wollen. Es ist dies augenscheinlich eine unserem — mißverständlich aufgefaßten — Fragment, dem sie vorangeht, auf den Leib geschriebene Erklärung.

fertigt, daß Sophokles *λήθουσι* geschrieben hat,¹ mochte er nun die Entstehung von Windeiern² oder die Erzählungen von der Befruchtung des Steinhuhns³ durch den vom Männchen her streichenden Wind dabei im Auge haben. Und das Bild konnte wohl nur zur Illustrierung des Gedankens dienen: Gar vieles, worauf die Menschen nicht achthaben, solange ihre Interessen dabei nicht ins Spiel kommen, wissen sie, sobald letzteres der Fall ist, gar sorglich zu erspähen und 10 gar treulich zu beachten. Weiß doch auch die Henne nichts von Nord- und Süd-, von West- und Ostwind, außer zur Frühlingszeit, wo ihr der Zephyr — nach alter Sage — Befruchtung bringt und sie seinen Hauch begierig einsaugt. — Zu

Sophocles frg. 527, 3 [= 530, 3²]

halte ich meinen Vorschlag, *ἐκῶν* statt *κακῶν* zu lesen (Die Bruchstücke usw. 37 [hier 68f.]), den Henri Weil (Revue critique 1878, n. 8) lebhaft gebilligt, Nauck² in den Text gesetzt, v. Hartel (a. a. O.) und Rühl (Jahrb. 1878, 316) hingegen bestritten haben, entschieden aufrecht. Vielleicht hilft die nachfolgende Übertragung der drei Verse die dagegen erhobenen Bedenken zerstreuen:

Denn wer in arger Not, von Zorn entflammt,
Heilmittel wählt, weit schwerer als das Leid,
Das ist ein Arzt, der nicht zu heilen weiß.

¹ So wird der Vers im Thesaurus s. v. *διέξοδος* geschrieben, mit der sachgemäßen Übertragung: „*aves ventorum tum demum vias sentire, quum instat partus*“. Dindorf schreibt in den *Poetae scenici* *πλήθουσι*, im *Lexic. Sophocl.* hingegen, Ellendt folgend, *λήθουσι*.

² Aristot. *π. ζ. γεν.* 3, 1 (749a, 34 sqq.). *ζ. ιστ.* 6, 2 (560a sqq.): *ζεφύρια δὲ καλεῖται τὰ ὑπὲρ μέγιστα ὑπὸ τινων, οὗ ὑπὸ τὴν ἐαρινὴν ὥραν φαίνονται δεχόμενα τὰ πνεύματα αἱ ὀρνίθες*. Vgl. ebend. c. 1: *ἡ δ' ὥρα τῆς ὀρέας καὶ οἱ τόποι* („die Verhältnisse des Legens“, Aubert und Wimmer) *οὐ πᾶσιν ὁμοίως ἔχουσιν . . . οἱ δὲ πλείστοι τῶν ὀρνίθων τίκουσιν τὴν ἐαρινὴν ὥραν*. Desgleichen Plin. n. h. X, § 166.

³ Aristot. *ζ. ιστ.* 5, 5 (541a, 26): *αἱ δὲ πέρδικες ἂν κατὰ ἄνεμον στῶσιν αἱ θήλειαι τῶν ἄρρενων, ἔγκνοι γίνονται κτέ.* Vgl. ebend. 6, 2 (560b, 12) und *π. ζ. γεν.* 3, 1 (751a, 13): *ἔτι δὲ αἱ πέρδικες . . . ὁσμήμεναι τοῦ ἄρρενος . . . αἱ μὲν πληροῦνται αἱ δὲ τίκουσιν παραχρῆμα*. Vgl. Athen. 9. 389e; Aelian. de n. an. 17, 15; Antigon. 81 (87) = Paradoxogr. ed. Westerm. p. 81, 13—14. Plin. n. h. X, § 102. Lewes, Aristotle p. 288.

Sophocles frg. 658 [= 870²] (Strabo VII, p. 295).

Oreithyia wird von Boreas entführt:

ὑπὲρ τε πόντον πάντ' ἐπ' ἔσχατα χθονός
 νυκτός τε πηγὰς οὐρανοῦ τ' ἀναπνυχάς
 Φοῖβον παλαιὸν κῆπον —.

Hier will ich nur die Frage anregen, ob κῆπον erklärbar und nicht vielmehr durch σηκόν zu ersetzen sei. Doch da ich einmal Strabo in der Hand halte, so mag ein handgreiflicher Textfehler, zu dessen Heilung eben diese Seite den richtigen Weg weist, erwähnt und beseitigt werden. XII, 550 ist augenscheinlich zu schreiben: ὁμοίως δὲ καὶ Βοῦγοι καὶ Βούγες καὶ Φρύγες οἱ αὐτοί, καὶ Μυσοὶ (καὶ Μοισοί), καὶ Μαίονες καὶ Μήονες, ähnlich wie es an unserer Stelle (c. 2) heißt: ὅκουν δ' ἐφ' ἑκάτερα τοῦ Ἰστροῦ καὶ οὗτοι καὶ οἱ Μυσοὶ Θράκες ὄντες καὶ αὐτοὶ καὶ οὗς νῦν Μοισοὺς καλοῦσιν, ἀφ' ὧν ὠρμήθησαν καὶ οἱ νῦν μεταξὺ Ἀνδῶν καὶ Φρυγῶν καὶ Τρώων οἰκοῦντες Μυσοί. καὶ αὐτοὶ δ' οἱ Φρύγες Βρίγες εἰσὶ καὶ Βιθννοὶ
 11 καὶ Θυνοὶ κτέ. Man vergleiche auch XII, 542: εἴρηται δ' ὅτι καὶ αὐτοὶ οἱ Μυσοὶ Θρακῶν ἄποικοί εἰσι τῶν νῦν λεγομένων Μοισῶν. Somit erweist sich Deimlings aus XII, 550 abgeleitete Folgerung: „Er hält also Myser und Mäoner für einen [und denselben Stamm“ (Die Leleger, S. 80) als völlig hinfällig.

Sophocles frg. 616 [= 620²]

erscheint mir durch Madvigs Vorschlag (Adversar. I, 230), τὸν δ' εὐτυχοῦντα πάντ' zu schreiben (statt τὸ δ' εὐτυχοῦν ἔπαν), nahezu vollständig geordnet. Nur die Adversativpartikel, in [der ich einen Rest des N von τὸν erblicke, möchte ich tilgen; und außerdem wollte ich auf den Parallelvers des Euripides (Frg. 662, 1 [= 661²]) hinweisen: οὐκ ἔστιν ὅστις πάντ' ἀνὴρ εὐδαιμονεῖ. In anderer Richtung bietet ein Vers des Astydamas (Frg. 8) ἐν' ἀνδρᾷ δ' εὐρεῖν τοῦτόν ἐστι δυσχερές, auf den wir späterhin zu sprechen kommen, gleichfalls eine Parallele zu unseren Versen:

τὸν εὐτυχοῦντα πάντ' ἀριθμήσας βροτῶν
 οὐκ ἔστιν ὄντως ὄντιν' εὐρήσεις ἔνα.

An ἀριθμήσας nehme ich keinen Anstoß. Der Dichter will sagen, daß, wenn man die Gesamtheit der Menschen durchgeht und der Reihe nach vornimmt, man in dieser ganzen ungeheuren Anzahl nicht Einen finden wird, bei dem jenes Kriterium zutrifft. Nicht allzu unähnlich drückt sich Aristoteles in der Poetik aus, c. 13, 1453a, 17—18: *πρῶτον μὲν γὰρ οἱ ποιηταὶ τοὺς τυχόντας μύθους ἀπηρίθμουν* (sie nahmen die Sagenstoffe, ohne Auswahl, der Reihe nach durch). — Wie hier Madvigs Emendation, so scheint mir Frg. 614 [= 618²] jene Meinekes: — *τὸ γὰρ | γυναιξὶν αἰσχρὸν σὺν γυναικί* (statt *σὺν γυναικί*) *δεῖ στέγειν* unbedingt sicher. Denn der durch die Tmesis so nachdrücklich hervorgehobene Begriff der Mithilfe: „jede Frau muß das Ihrige dazu beitragen, einen alle Frauen gemeinsam treffenden Schimpf zu verhüllen“, ist hier ebenso völlig angemessen, wie es, ich möchte sagen, unausweichlich war, daß diese Konstruktion mißverstanden und durch die Schlimmbesserung *σὺν γυναικί* verdrängt ward. Man vergleiche auch Euripid. frg. 684 [= 683²]: *σοφοὶ δὲ συγκρούπουσιν οἰκείας βλάβας*. [Weder Weckleins Vorschlag (Über die Textesüberlieferung des Äschylus S. 357) *τοὺς δ' εὐτυχοῦντας πάντας ἀιθρήσας βροτῶν* noch v. Wilamowitzens Versuch (zu Euripides Hippolyt S. 57) *τὰ δ' εὐτυχοῦντα* scheint mir gelungen.] — In

Sophocles frg. 683 [= 687²]

12

heben sich meines Erachtens die Worte *ἦν φερέσβιος | Δηὸ βροτοῖσι χάσμα δορεῖται φίλον* so deutlich von der Umgebung ab, daß man sie und nur sie wohl unbedenklich dem von Antiphanes verspotteten Dichter zurückgeben darf.

Sophocles frg. 690 [= 694²].

Über die Anführung dieses Verses an zwei Stellen der Herculaneis Volumina habe ich in einem kleinen Aufsatz der englischen Wochenschrift „Academy“ gehandelt (15. Januar 1873), der, wie insbesondere Zellers und Überweg-Heinzes Stillschweigen über die den Metrodoros von Lampsakos betreffende Mitteilung zeigt, in Deutschland unbekannt ge-

blieben ist. Ich glaube daher nichts Überflüssiges zu tun, wenn ich den größeren Teil jener Notiz hier wiederhole, wobei ich neue Zusätze in eckige Klammern einschließe. Ich besprach daselbst das 3. Heft des 7. Bandes der *Collectio altera*, wie folgt:

Dieses neue Heft der herculanischen Rollen ist soeben veröffentlicht worden. Es enthält *Ignoti librum cujus titulus haud superfluit*. Die arg verstümmelten Blätter handeln über die Dichtkunst und gehören somit einer Schriftengruppe an, deren Ordnung infolge der polemischen Beziehungen, die zwischen im übrigen nahe verwandten Büchern bestehen, eine keineswegs leichte Aufgabe ist.¹ Allein diesmal wenigstens
 13 können wir den Verlust des Titelblattes leicht verschmerzen, da der gesamte Inhalt und insonderheit das Wiedererscheinen des Herakleodoros (f. 100 und 103), eines der Gegner Philodems in seinem Buche *περὶ ποιημάτων* (II, 182 [jetzt auch
 14 XI, 148]) kaum einen Zweifel darüber bestehen läßt, daß wir einen andern Teil jenes bändereichen Werkes vor uns haben.

Zwei Dinge, die uns in diesen Kolumnen aufstoßen, dürften allgemeineres Interesse erregen. Zunächst ein neues tragisches Fragment (f. 94 [jetzt *Adesp.* 25]):

πρός σε πελάζω, τὸν ὀπισθοβάτην
 πόδα γηροκομῶν —

Worte, die ein Chorführer im Namen eines aus Greisen be-

¹ Vgl. z. B. VII, 107:

— (τὸ τ) ἄ(ς ἄ)κο(ἄς ἐ)ξω τῶν εἰ-
 (θ)ισ(μ)ένων γενομένης δοκ(εῖ)ν ἡ-
 (ρ)ωικῶν σωμά(τ)ων ἀκούειν.
 ἀλλὰ (μὴ)ν οὐδὲ τὰ τῶν πραγμάτων
 οἰκεία ῥήματα παραινεῖ λαμβά-
 νειν κτέ.

mit

IV, 174:

— (ὄν)ομάτων συντα(γ)ῆ(ν)αι καὶ τὰς
 ἀκοῆς δοκεῖν ἡρωικῶν σωμάτων
 ἀκούειν

Oder VI, 155 = Pap. 994, 2 (Bodl.
 Facs.):

κἂν διὰ μηδὲν ἕτερον ἢ διὰ τὸν (ἦ)χον
 γείνηται καὶ ἐπὶ τῆς ἀηδόνος καὶ
 τῶν ἄλλων ὀρνέων, πῶς ἀποδεικτικόν
 ἐστὶ τοῦ (τὸ)ν ἐκ τῆς ἀρθρώσεως ἦχον
 ἀπο(ο)τελεῖν τινα (χ)άριν;

IV, 137 und 157 (wo sich das Ende
 des letzten Satzes vorfindet):

ἕτερον ... τὸν ἦχον ... ἐπὶ τῆς
 ἀη(δόνος καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων ὀρνέων.
 οὕτω τοῖνον καὶ ἐπὶ τῶν ἐλληγίζοντων
 ὁ μὲν ἦχος ἀποτε(λ)εῖ τὸ ἴδιον κατὰ
 τὴν (χ)ά(ριν)? ἢ δεινὸν ἂν εἴη (τὸ) διὰ

stehenden Chores spricht (τὸ παρῆναι καμπύλας βακτηρίας ἔχοντας προεσβύτα(ς). Hart dagegen begegnen wir einer An-

τὸν ἑλληνισμὸν ἀποστρεφίσθαι. περι-
σπᾶται δ' ἴσως ὑπὸ ἄλλων τινῶν, ὅλον
(ὅτι) ἐπὶ τοῦ(δε κατ' ἐ)δῖαν Σοφο-
κλῆς (ἐπ)η· „ναῦται δ' ἐμῆρ-
(σαν)το νη(ὸς ἰσχά)δα“· φερόμεθα
γάρ(εἴ)φ' ὃ βούλεται καὶ ὃ (ποη)τής,
οὐ(κ) ἐπὶ τ(ὸν κ)αρπὸν, ὥσπ)ερ ἴσως
γενομένης τινὸς πλη(γ)ῆς πρὸς (τὴν
ἀκ)οήν, ἐν ᾗ μᾶλλον ἂν τις ἐξεδέξατο
τὸν καρ(π)όν. τὸ δ' αὐτὸ καὶ (ἐ)π'
ἄλ)λων συμβαίνει πλείονων.

Es mag auf den ersten Blick phantastisch und willkürlich erscheinen, wenn ich das Ende einer Kolumne mit dem Anfang einer anderen, durch zwanzig dazwischenliegende Kolumnen davon getrennten verbinde. Allein der fragliche Papyrus gehört zu der Gattung, welche in der Officina dei Papiri den Namen Scorze erhalten hat. Es sind dies Rollen, welche bei der Aufwicklung zerstört worden sind und zerstört werden mußten, und bei denen daher die Kolumnenfolge keine andere als eine zufällige sein kann. So wird eine Anführung aus dem Ion des Euripides (237—240), welche f. 136 beginnt, f. 140 fortgeführt und beendet. [Nauck hatte den Anfang derselben, ich den Schluß erkannt. Vgl. dieses Gelehrten Krit. Bemerkungen VII, 170.] Der Papyrus 1081, der Gegenstand der obigen Notiz, bestand gleichfalls aus Scorze.

Und ferner vgl. VI, 153, 154 = 994, 19 und 24

— ὥστε τοῦ λε(γ)ομένου(ου) βουλη||θεις
ὑπόδειγμα παραθεῖν(αι) περ(ισ)πώμε-
νον ὑπὸ διανοημ(άτων τοῦτο) (?) κατε-
χώρισεν, οὐχ ἡμεις). ὅλον γάρ, φησίν,
καὶ ὅταν Σοφοκλῆς εἴπῃ „ναῦται
δ' ἐμῆρύσαντο νη(ὸς ἰσχά)δα“.
(φε)ρόμεθα γάρ(εἴ)φ' ὃ βούλε(τα)ι καὶ
ὃ ποητής, οὐ(κ) ἐπὶ τὸν (κ)αρπόν,
καίπερ ἴσ[σ]ως γεν(ο)μένης τινὸς
πληγ(ῆς) πρὸς (τὴν) ἀκοήν(ἐν) (ᾗ
μᾶλλον) (ᾗ) τις ἐξεδ(έξα)το τὸν καρ(π)όν.
τὸ δ' αὐτὸ καὶ ἐπ' (ἄλ)λων συμβαί-
νειν (π)λείονων, ὥς κα(ὶ) ἐπὶ τῶν
ἄλλων συμβαίνειν ὑπολαμβάνομεν).

παρ(α)θεωρ(η)τόν(α) δ' ἅμα καὶ τὸ
φύρειν ὁμοῦ δι(ι)άνοιαν ἀκοῇ λέγοντα
γείνεσθαι τινα πληγὴν πρὸς τὴν ἀκοήν,
ἐν ᾗ μᾶλλον ἂν τις ἐξεδέξατο τὸν
καρπόν. ἀλλὰ τὸ —

Ein Versuch, diese Stelle zu restituieren, der nicht mehr als teilweise erfolgreich sein konnte, ist von Bücheler, Rhein. Mus. 25, 623 unternommen worden. Ebenso läßt sich zeigen, daß ein Teil von IV, 127 mit VI, 144 identisch war. Der ἡμίοντος ἔχθους VII, 94 bezieht sich auf IV, 177. [Ich bin jetzt, da Kemkes Durchforschung der Musikbücher Philodems uns in die Arbeitsweise dieses philosophischen Literaten genauere Einblicke eröffnet hat, zu der festen Überzeugung gelangt, daß alle diese Stücke Bestandteile eines Werkes, Φιλοδήμου περὶ ποιημάτων, sind, indem der detaillierten Wiedergabe gegnerischer Meinungen in früheren Büchern die Bestreitung derselben in späteren Partien gefolgt ist.]

führung aus Euripides (*ἤκω φέρων σοι τῶν ἐμῶν βοσκημάτων*, Electr. 494 Nauck). Ob nicht auch das erste Bruchstück dem Euripides angehört? Dies können ähnliche Stoßseufzer, wie eben in Electr. 489—492 oder Frg. 868 [= 876²]: *τρομόν δράμημα γηραιῷ ποδός* mindestens vermuten lassen. „Seine Alten klagen immer“ — so bemerkt schon Schlegel, Dramaturg. Vorlesungen, Werke V, 138 — „über die Gebrechlichkeiten des Alters“. Allein ein Gegenstand von weit tieferem Interesse ist die klarere Einsicht, die wir nunmehr in das allegorische System des Metrodoros von Lampsakos, des Schülers des Anaxagoras, gewinnen mittels des f. 90, welches sich — mit Ausnahme der ersten Zeile — vollständig und mit Leichtigkeit herstellen läßt: *καὶ περ(ὶ) νόμ(ω)ν κα(ὶ ἐ)θισ(μ)ῶν τῶ(ν) πα(ρ') ἀν(θρώ)πο(ις). καὶ τὸν Ἀ(γα)μέμνονα μὲν αἰθέρα εἶναι* (cf. Hesych. *Ἀγαμέμνονα· τὸν αἰθέρα Μητροδόωρος ἀλληγορικῶς*), *τὸν Ἀ(χι)λλέα δ' ἥλιον, τὴν Ἑλέ(ν)ην δὲ γῆν καὶ τὸν Ἀλέ(ξ)ανδρον ἄερα, τὸν Ἑκτο(ρα) δὲ σελήνην, καὶ τοὺς ἄλ(λου)ς ἀναλόγως ὠνόμασ(ται) τοῦτοις. τῶν δὲ θεῶν (τὴν) Δίμητρα μὲν ἡπ(αρ) τὸν Διόνυσον δὲ σπλῆ(να, τὸν Ἀ)πόλλω[ι] δὲ χολή(ν).*

So sehen wir denn, daß dieser antike Vorläufer unserer modernen Uschold und Forchhammer es an systematischer Folgerichtigkeit keineswegs fehlen ließ, und daß ihn, was immer sich auch gegen seine Methode einwenden lassen mag, der Vorwurf der Inkonsequenz, den man in einer Bemerkung Tatians zu finden geglaubt hat, jedenfalls nicht mit Recht treffen würde (adv. Graec. c. 37; vgl. Grote, History I³, 563, Zellers Philosophie der Griechen I⁵, 1019).

*ὄργῃ γέροντος ὥστε μαλθακὴ κόπῃς
ἐν χειρὶ θήγει, ἐν τάχει δ' ἀμβλύνεται.*

„Der Zorn eines Greises gleicht einer weichen Klinge, die im Nu geschärft ist, aber ebenso schnell wieder stumpf wird.“ Daß dies der Sinn des teilweise arg verderbten Bruchstücks sein muß, wird schwerlich jemand bezweifeln,

dem es gesagt wird.¹ Diesem Gedanken dürfte aber kaum eine gelindere Herstellung genügen als diejenige, auf welche ich vor vielen Jahren geraten bin und die noch früher R. Enger (Gymnas.-Progr. von Ostrowo, 1863, S. 24) gefunden hatte: ἀκαρῇ² τέθηκται, σὺν τάχει δ' ἀμβλύνεται. Da Engers Vorschlag unbeachtet geblieben ist (vgl. Kocks sicherlich verfehlten Versuch in Jahrb., Suppl.-Bd. VI, 1, 246), so wiederhole ich ihn hier — indem ich von seinem Alternativvorschlag ἀκ. τε θήγει absehe — mit dem Bemerken, daß das zur Meidung des Hiats erforderliche σὺν schon von Matthiae vorgebracht ward, und daß der Schreibung θήγει höchstwahrscheinlich θήγεται vorausging. Die Elision konnte als statthaft gelten (hat doch selbst Valckenaer noch αὔξειτ' in Eurip. frg. 1016 [= 1029²] hineinkorrigiert! Diatrib. 163b), und θήγεται ἐν empfahl sich für τέθηκται σὺν, sobald dieses neben ἐν χειρὶ keinen Platz im Verse fand. So dürfte der Ursprung der Corruptel in der irrigen Lesung des seltenen Anfangswortes (etwa ΑΚΑΡΕΙ, zunächst ΑΧΑΡΕΙ geschrieben) zu suchen sein. Man vergleiche auch Theodect. frg. 9, 2—3: παρακλύεσθαι δέ σοι | τεθηγγμένῳ νῦν —. Daß ἀκαρῇ im übrigen bei den Tragikern nicht gelesen wird, darf angesichts seines so wenig häufigen Vorkommens (einmal z. B. bei den attischen Rednern, einmal im Corpus platonicum!) füglich als Zufall gelten.

Sophocles frg. 822.

λύσω γὰρ εἰ καὶ τῶν τριῶν ἐν οὔσομαι.

Den Schlüssel³ zum Verständnis dieses Verses liefert Zenobios VI, 11 (Paroemiogr. I, 164): τὰ τρία τὰ εἰς τὸν θάνατον μέμνηται ταύτης Ἀλέξανδρος ἐν Αἰπόλοις. Ἀριστείδης 16 μὲν οὖν φησὶν ὅτι ὁ μαντευόμενος ἐν Δελφοῖς σεσημα-

¹ Vgl. Aristot. Rhet. II, 1390a, 12: καὶ οἱ θυμοὶ (der Greise nämlich) ὄξεῖς μὲν, ἀσθενεῖς δέ εἰσιν —.

² Enger schrieb ἀκαρεῖ.

³ Darauf hat bereits Nauck auf Grund brieflicher Mitteilung von mir kurz hingewiesen, Euripidis Tragöed. III², p. XVIII. Doch hielt ich es für zweckdienlich, die Grundlagen meines Ergebnisses dem Leser vorzulegen.

σμένον ἐλάμβανε τὸν χρησμόν· καὶ προείρηται (l. προείρητο mit dem Athous in Millers *Mélanges* p. 356, 1) αὐτῷ, εἰ λύσει πρὸ τῆς νενομισμένης ἡμέρας, ἕξει μίαν τῶν τριῶν· ἢ γὰρ τῶν ὀφθαλμῶν αὐτὸν ἔδει στερηθῆναι ἢ τῆς χειρὸς ἢ τῆς γλώττης. ἄλλοι δὲ φασὶν ὅτι (l. ὅτι ἐπὶ τῶν τριάκοντα nach Flor. und Varianten zu Zenobios) τῷ καταγινώσκομένῳ θάνατον τρία προσεφέρετο, ξίφος βρόχος κώνειον.

Sophocles frg. 823.

ὦνῃν ἔθου καὶ πράσιν ὡς Φοῖνιξ ἀνὴρ
Σιδώνιος κάπηλος —.

Meineke hat Σιδώνιος als Glossem erkannt; daß aber statt κάπηλος zu setzen ist παλικάρηλος, lehren die vorangehenden Worte des Pindar-Scholions: οἱ γὰρ Φοῖνικες παλικάρηλοι, καὶ Σοφοκλῆς κτέ.

Sophocles frg. 850 [= 849²].

μή μοι κρυφαῖον μὴδὲν ἐξείπης ἔπος·
κλῆθρον γὰρ οὐδὲν ὥς δ' ἂν εὐπετέες λάβοις,
γλώσσης κρυφαῖον οὐδὲν οὐ διέρχεται.

Die letzten zwei Verse glaube ich mit Benützung zweier Cobetscher Vermutungen, ᾧδ' und εὐπαγές¹, also ordnen zu sollen:

πλῆθρον γὰρ οὐδὲν ᾧδ' ἂν εὐπαγές λάβοις
γλώσσης, κρυφαῖον οὐδὲν οὐ διέρχεται.

Für διέρχομαι mit dem Genetiv beachte man Soph. Trach. 717 (mit Naucks Anmerkung) oder Frg. trag. adesp. 72, 1 [Eurip. 901²] (πολλάκι μοι πραπίδων διήλθε φροντίς.)

¹ Mnemos. N. S. V, 246 (früher in Mnem. IX, 89): ᾧδ' ἂν εὐεργές (oder εὐπαγές) λάβοις, γλώσσης δὲ οὐ κρυφαῖον οὐ διέρχεται. Unzulänglich erscheint G. Hermanns Behandlung des Bruchstückes (Opusc. IV, 176); allzu gewaltsam dünken mich Kocks (Jahrh., Suppl.-Bd. VI, 1, 245) und F. W. Schmidts (Krit. Stud. I, 278) Versuche. [Ein noch passenderer Ersatz des überlieferten εὐπετέες wäre εὐστεγές, ein von εὖ und στέγω regelmäßig gebildetes Adjektiv, gegen das nur, wohl aber nicht entscheidend, sein fast vollständiges Fehlen in den uns erhaltenen Literaturdenkmälern spricht.]

Sophocles frg. 878 [= 881²]

17

hat jetzt also zu lauten:

*ὅταν τις ᾔδῃ τὸν Βοιωτίον νόμον,
τὰ πρῶτα μὲν σχολαῖον, εἶτα δ' εὐτονον —.*

Der zweite Vers ist nämlich jüngst aus einer von L. Cohn (Zu den Parömiographen, Breslau 1887) verglichenen Pariser Handschrift dem Bruchstück zugewachsen, wobei ich nur *εὐτονος αἰ* zu *εἶτα δ' εὐτονον* verbessert habe. [So schon vor Erscheinen dieser Blätter O. Crusius im Lit. Centralblatt 1887, Nr. 45, Spalte 1534.] Cohns Zurückhaltung („in den verderbten Worten *τὰ πρῶτα* — *αἰ* steckt vielleicht ein neuer Trimeter des Sophokles“ S. 70) war nicht eben durch die Tatsachen gefordert. Auch die von jener Handschrift gebotene Erklärung erscheint als die allein richtige: *Βοιωτίος νόμος· ἐπὶ τῶν τὰς ἀρχὰς ἡρεμούντων, ὕστερον δὲ* (ohne *τοῖς κακοῖς*) *ἐπιτεινόντων*. Dem Dichter diene das Bild wohl sicherlich zur Illustrierung einer aus leisen Anfängen zu gewaltiger Stärke anschwellenden Leidenschaft.

Euripides frg. 15.

*ἴδοιμι δ' αὐτῶν ἔκγον' ἄρσεν' ἀρσένων·
πρῶτον μὲν εἶδος ἄξιον τυραννίδος·
πλείστη γὰρ ἀρετὴ τοῦθ' ὑπάρχον ἐν βίῳ,
τὴν ἀξίωσιν τῶν καλῶν τὸ σῶμ' ἔχειν.*

Den Anfang des Verses 3 glaube ich jetzt in zugleich gelinderer und angemessenerer Weise herstellen zu können, als dies früher Herwerden (Exerc. crit. p. 31) oder mir (bei Nauck, Eurip. Trag. III², p. XV) gelungen war, indem ich schreibe:

πλείστη γὰρ ἀρετῇ<ς> τοῦθ' ὑπάρχον ἐν βίῳ.

Die drei Worte bedeuten so viel als *τὸ πλείστον τῆς ἀρετῆς μέρος*; vgl. Plato Resp. III, 416b: *τὴν μεγίστην τῆς εὐλαβείας* oder die ähnlichen Wendungen bei Aristoteles Poet. c. 1, 1447a, 15 oder de coelo 298b, 2.

Euripides frg. 23.

ἀλλ' ἢ (l. εἰ) τὸ γῆρας τὴν Κύπριν χαίρειν ἐξ,
ἢ τ' (l. δ') Ἀφροδίτῃ τοῖς γέρονσιν ἄχθεται.

Nur so befriedigt meines Erachtens das Verspaar die Anforderungen der Sprache und des Geschmacks. Es enthält
18 eine schalkhafte Erwiderung auf die Keuschheitsrenommée eines Alten. Zum leichten Anakoluth vgl. Sophocl. frg. 855 [= 854²]: εἰ σῶμα δοῦλον, ἀλλ' ὁ νοῦς ἐλεύθερος, oder Eurip. frg. 1051 [= 1066²]: εἰ τοῖς ἐν οἴκῳ χρήμασιν λελείμμεθα, | ἢ δ' εὐγένεια καὶ τὸ γενναῖον μένει, — Stellen, die sich wechselseitig stützen und erklären helfen, so daß Naucks wiederholt geäußerter Zweifel an der Richtigkeit seiner eigenen Schreibung von 1051 [= 1066²] in. („fortasse vñv legendum“) wohl grundlos ist. — F. W. Schmidts Vorschlag ἀλλ' ἢ—εἴτ' beseitigt den grammatischen Anstoß, beläßt aber das Bruchstück so salzlos, wie es vorher war (Anal Soph. et Eurip. p. 130).

Euripides frg. 29.

σιγᾶν φρονοῦντα κρεῖσσον εἰς ὁμιλίαν
πεσόντα· τούτῳ δ' ἀνδρὶ μήτ' εἶην φίλος
μήτε ξυνεῖην, ὅστις αὐτάρκη φρονεῖν
πέποιθε δούλους τοὺς φίλους ἡγούμενος.

Nicht in jeder beliebigen Gesellschaft wird oder soll der Verständige schweigen, wohl aber im Kreise derjenigen, die ihn an Einsicht übertreffen. Es ist daher Vers 1 zweifellos nicht *κρεῖσσον*, sondern *κρεῖσσον'* zu schreiben (was übrigens schon Monk bei einer gelegentlichen Anführung des Fragments, zu Hippol. 19, getan hat). Freilich hebt diese unbedingt gebotene graphische Änderung den Satz aus seinen Angeln. Am rätlichsten erscheint die Annahme, daß ein *φῆμ'* ἐγώ oder ein ähnlicher Ausdruck der Zuversicht unmittelbar vorangegangen sei, womit die Notwendigkeit einer durchgreifenden Umgestaltung wegfällt, von der Art wie: *χρὶ τὸν φρονοῦντα κρεῖσσον' εἰς ὁμιλίαν | πεσόντα σιγᾶν· τῷδε μήτ' κτέ.* [Man vergleiche auch den verwandten Gedanken bei Epicharm

frg. 165 Kaibel = 19 Lorenz: ἀλλὰ καὶ σιγῇν ἀγαθόν, ὅκα παρέωντι κάρονες.] — Von

Euripides frg. 53 [= 52²]

gilt noch immer, was Nauck vor 32 Jahren geäußert hat: „*scriptura et metrum incertum*“. Nur so viel möchte ich behaupten, daß Vers 8 nicht viel anders gelautet haben kann als: νόμῳ δὲ γανρῶν αὐτὰ διακρίνει χρόνος, während in Vers 4 der kontrastierende Gedanke: „die Natur oder die Erde hat zwischen Edel und Unedel nicht unterschieden“ enthalten 19 und somit eine Negation vor ἔκρινε (διὰ δ' οὐκ ἔκρινε) vorhanden sein mußte. Vgl. Sophocl. frg. 529 [= 532²], Eurip. frg. 22 und 1027.

Euripides frg. 72 [= 71²].

Die Worte des Berichterstatters: αἷμα γάρ, φησί, σὸν μῆτηρ ἀπενίψατο, führen im Verein mit der Erklärung: τουτέστι καθάρσει τινὶ τὸν τῆς μητροκτονίας ἀπενίψατο μολυσμόν und mit der Erinnerung an jene Lustrationsbräuche, welche Heraklit verspottet hat (καθαίρονται δὲ αἵματι μαινόμενοι ὥσπερ ἂν εἴ τις ἐς πηλὸν ἐμβὰς πηλῷ ἀπονίζοιτο, frg. 130 Byw. [= 5 Diels]) wohl am ehesten auf einen Vers wie dieser:

αἷματι σὸν αἷμα, μῆτηρ, ἐξενίψατο.¹

Darin wird eine nicht minder bittere Kritik enthalten sein, als der ephesische Weise seinerzeit geübt hatte.

Euripides frg. 112 [= 111²].

τί δῆτα μοχθεῖν δεῖ γυναικεῖον γένος
φρουροῦντας; αἱ γὰρ εὖ τεθραμμέναι πλέον
σφάλλουσιν οἴκους² τῶν παρημελημένων.

So lauten die Verse in den Handschriften (nur γένος ward von Meineke [und früher schon von Hartung, Euripides

¹ Die Worte μῆτηρ, ἐξενίψατο hat S. Mekler gefunden (Euripidea, S. 61) und sie dem bei Apollodor (III, 7, 6) erwähnten Bruder des Alkameon, Amphilochos in den Mund gelegt.

² [ῥῆμα bei Nauck¹ kann nur auf einem Versehen beruhen, da οἴκους ohne Angabe einer Variante in Meinekes wie in Henses Stobaeus, Floril. 74, 17 und jetzt auch bei Nauck² erscheint.]

restitutus II, 179] aus γάμον gewonnen) und so scheinen sie mir auch fernerhin lauten zu sollen. Denn der Widerspruch, welchen Nauck (Observat. crit. p. 35) zwischen φρονουῦντας und αἰ — εὖ τεθραμμέναι wahrzunehmen glaubt und der zur Änderung eines oder des anderen Wortes nötigen soll, ist wohl mehr scheinbar als wirklich. Bestand doch die weibliche Erziehung zu allen Zeiten und im griechischen Altertum (zumal in Athen) noch weit mehr als heutzutage in der Fernhaltung schädlicher Einflüsse, in sorgsamster Behütung der heranwachsenden Mädchen. Man vergleiche, was Becker-Hermann, Charikles III, 264 anführen, desgleichen das Gegenbild zum athenischen Erziehungsideal bei Euripides selbst, Andromache 595 ff.

20

Euripides frg. 145 [= 144²].

μὴ τὸν ἐμὸν οἶκε νοῦν· ἐγὼ γὰρ ἀρκέσω.

Hier sei mir die exegetische Bemerkung gestattet, daß diese witzige Wendung (die an das bekannte Scherzwort: „Warum zerbrichst du dir meinen Kopf?“ erinnert) — sicherlich zur Abwehr unerbetener Ratschläge diene und auf Phrasen fußt von der Art wie: τὸν ἐμὸν οἰκεῖν οἶκον οὐκ ἔφς ἐμέ; oder ἐγὼ γὰρ τὸν ἐμὸν οἰκίσω δόμον (Iph. Aul. 331; Phoen. 602).

Euripides frg. 162.

ἀνδρὸς δ' ὁρῶντος εἰς Κύπριν νεανίου
ἀφύλακτος ἢ τήρησις, ὥς κ' ἄν φαῦλος ᾖ
τ' ἄλλ', εἰς ἔρωτα πᾶς ἀνὴρ σοφώτερος·
ἦν δ' ἂν προσῇται Κύπρις, ἥδιστον λαβεῖν.

Dieses Bruchstück der euripideischen Antigone gilt mir als durch Musgraves, Naucks und anderer Bemühungen völlig geordnet (denn ob man ἀφύλακος ἢ τήρησις mit Meineke oder ἄπρακτος ἢ τήρησις mit Nauck schreiben will, ändert am Sinne nichts), bis auf einen Buchstaben, von dessen Einsetzung aber die ganze Auffassung des anziehenden Fragmentes bedingt ist. Ich will nämlich Vers 4 schreiben: ἦν δ' αὖ, wie schon Wagner mit Boissonade geschrieben hat. Doch weicht meine Deutung der Worte ἥδιστον λαβεῖν von

jener Wagners ab, der im übrigen das Bruchstück befriedigend erklärt hat. Der liebebegierige Jüngling (so fasse ich das Ganze auf) macht unsere Nachstellungen zu nichts; sobald sich ihm aber die Kypris hold erweist, ist es ein Leichtes, ihn zu ertappen. Denn so klug und verschlagen sich auch der sonst Unbegabte erweisen mag, solange es ihm gilt, an das Ziel seiner Sehnsucht zu gelangen, so läßt ihn doch die erhörte Liebe, der Taumel des ersten Genusses alle Vorsicht vergessen. Man vergleiche in der Inhaltsangabe dieses Dramas: — *φωραθεῖσα μετὰ τοῦ Αἵμονος*.

Euripides frg. 163.

*ἄνδρὸς δὲ φαύλου χρυσὸς ἀμαθίας μετὰ
ἄχρηστος, εἰ μὴ κἀρετὴν ἔχων τύχοι.*

Diese, wie mich dünkt, einfachste und natürlichste Her-²¹stellung des Bruchstücks (überliefert ist *ἄνδρὸς φίλου δὲ*, wozu Nauck mit Recht bemerkt: „*sanum non puto*“) wäre wohl schon längst gewählt worden, wenn nicht die Scheu vor Tautologie daran gehindert hätte. Jene Scheu ist aber unbegründet, wie z. B. Frg. 211 [= 212²] zeigen kann:

*εἰ νοῦς ἔνεστιν· εἰ δὲ μή, τί δειτ' ἀλλῆς
γυναικὸς, εἰ μὴ τὰς φρένας χρηστὰς ἔχοι.*

Euripides frg. 173.

*οἰκείος ἀνθρώποισι γίγνεσθαι φιλεῖ
πόλεμος ἐν ἀστοῖς, ἢν διχοστατῇ πόλις.*

Thudichums, von Wagner angenommene Erklärung dieses Bruchstücks: „*bellum in urbe in intimas domos penetrare solere, si civitas in partes scissa sit*“, wird sich schwerlich gegenwärtig jemand anzueignen vermögen. Ich kann im ersten Worte nur ein Prädikat vermuten, welches den Bürgerkrieg und seine Schrecknisse in ähnlicher Weise kennzeichnet, wie dies z. B. durch Herodot geschieht: *στάσις γὰρ ἐμφυλὸς πολέμου ὁμοφρονούντος τοσούτῳ κακίον ἐστὶ ὅσῳ πόλεμος εἰρήνης*. (VIII, 3.) Ich schlage daher vor, *οἰκείος* in *οἰκτροτάτος* zu verwandeln. (Vgl. Frg. 965 [= 975²]: *χαλεποὶ πόλεμοι γὰρ ἀδελφῶν*.) [Ich lasse diese Darlegung stehen, obgleich ich

an ihrer Richtigkeit irre geworden bin, hauptsächlich durch die Erinnerung an Aeschylus Eumen. 848: *θυραῖος ἔστω πόλεμος* und an Solon IV, 27 — Bergk II⁴ p. 37 —: *οὕτω δημόσιον κακὸν ἔρχεται οἴκαδ' ἐκάστῳ*, worauf mich v. Hartel brieflich aufmerksam gemacht hat. Die Tautologie ist wahrscheinlich zu dulden und der Sinn dieser: „wenn der Zwiespalt der Parteien überhand nimmt, dann droht dem Staat häuslicher Krieg — *οἰκείος* im Gegensatz zum *θυραῖος* — unter den Bürgern“.]

Euripides frg. 200 [= 201²].

καὶ μὴν ὅσοι μὲν σαρκὸς εἰς εὐεξίαν
ἀσκοῦσι βίοντον, ἢν σφαλῶσι χρημάτων,
κακοὶ πολῖται· δεῖ γὰρ ἄνδρ' εἰθισμένον
ἀκόλαστον ἦθος γαστρὸς ἐν ταύτῳ μένειν.

Daß die letzten Worte „graviter affecta“ sind, wird jedermann zugeben.¹ Schwieriger ist es, die Heilung zu finden. In die Irre geht sicherlich jeder Versuch, der an der Phrase *ἐν ταύτῳ μένειν* zu rütteln wagt, die ebenso gedankengemäß ist, 22 als sie durch den euripideischen Sprachgebrauch, und zwar eben an dieser Versstelle, geschützt erscheint. Vgl. Helen. 1026: *Ἥρας δὲ τὴν ἔννοιαν ἐν ταύτῳ μένειν*. Ion 969: *τὰ θνητὰ τοιαῦτ'· οὐδὲν ἐν ταύτῳ μένει*. Troad. 350: — *ἀλλ' ἔτ' ἐν ταύτῳ μένεις*. (Ähnlich Bacch. 1261; Sophocl. frg. 103 [= 102²] und was zu Herodot I, 5 angeführt wird.) Dadurch scheint Kocks Konjektur (Jahrb., Suppl.-Bd. VI, 1, 228) beseitigt. Die Worte *εἰθισμένον ἀκόλαστον ἦθος* aber sind wie an sich angemessen, so durch die analoge Wendung des Parallelfragments 284 [= 282²], nämlich Vers 8: *ἔθη γὰρ οὐκ ἐθισθέντες καλὰ* jedem Zweifel entrückt. So bleibt bloß *γαστρὸς* als Gegenstand der Konjekturealkritik übrig; und da kann ich nur meine Überzeugung dahin aussprechen, daß es

¹ Damit hatte ich zu viel gesagt. Denn Cobet findet hier keine Schwierigkeit (Mnem. N. S. V, 255). Er verbindet *ἀκόλαστον ἦθος γαστρὸς* und fügt hinzu: „*Quorum si quis opes amisit (σφαλεῖς χρημάτων) nihilominus helluo et gulosus est quam fuerat ante, id est ἐν ταύτῳ μένει*“. *μένει* — dies mag hingehen, aber auch *δεῖ* — *ἐν ταύτῳ μένειν*?

anderen nicht besser als Enger (Rh. Mus. 23, 538) gelingen wird, durch die bloße Änderung von *γαστρος* — sei es allein oder in Verbindung mit Heimsoeths *λῆ γὰρ ὦδ'* (statt *δεῖ γὰρ ἄνδρ'*) — das Ursprüngliche wiederzugewinnen. Nur die Annahme einer Lücke vermag meines Erachtens hier Rat zu schaffen. Dies dürfte feststehen, auch wenn mein eigener Restitutionsversuch nicht den Beifall der Kundigen finden sollte. Ich vermute nämlich:

*κακοὶ πολῖται· χοῖν γὰρ ἄνδρ' εἰθισμένον
ἀκόλαστον ἦθος <νηδύος θ' ἡσσημένον
τύχης βεβαίως αἰὲν> ἐν ταύτῳ μένειν.*

„Denn wer an Zuchtlosigkeit gewöhnt und ein Knecht seines Bauches ist, der müßte (um ein guter Bürger zu bleiben) jeglichem Wechsel seines Loses entrückt sein.“ *νηδύος θ' ἡσσημένον* entnahm ich aus der Parallelstelle Frg. 284, 5 [= 282, 5²]: *γνάθου τε δοῦλος νηδύος θ' ἡσσημένους*. Daß, falls ich richtig urteile, der Gleichklang von *issimenon* und *ithisimenon* den Ausfall verschuldet hat und *νηδύος* durch das Glossem *γαστρος* verdrängt ward, braucht kaum gesagt zu werden. In der letzteren Annahme, aber auch nur in dieser berühre ich mich mit F. W. Schmidt (Krit. Stud. II, 450: „Hier sieht dies Wort aus wie eine in den Text geratene Randglosse, durch welche die rechte Lesart verdrängt ist“).

Euripides frg. 221 [= 220²].

*πολλοὶ δὲ θνητῶν τοῦτο πάσχουσιν κακόν·
γνώμη φρονοῦντες οὐ θέλουσ' ὑπηρετεῖν
ψυχῇ τὰ πολλὰ πρὸς φίλων νικώμενοι.*

Der Wortlaut dieses Bruchstücks ist von mehreren Seiten, 23 darunter auch von Meineke angefochten worden; mit Unrecht, wie ich meine. Dieser hervorragende Kritiker wollte *φίλων* in *κακῶν* ändern und überdies, wenngleich zweifelnd, *τύχη* anstatt *ψυχῇ* setzen (Jahrb. 1863, 384), wozu er nachträglich (Stob. Floril. IV, p. LXIV) bemerkte: „*non sufficit quod conieci τύχη*“. Hieran anknüpfend schlug O. Hense vor, *γνώμη* durch *αὐτοῖς* zu ersetzen (Exercit. crit. p. 49 [andere

Vermutungen in Henses Ausgabe des Stobäos III, 665]) während Herwerden (*Studia crit.* p. 45) „*leni manu*“ *ψυχῆς* schreiben und mit *γνώμη* verbinden wollte. Die beiden zuletzt genannten Kritiker erklären *φίλων* ausdrücklich als Genetiv von *φίλοι* und offenbar hat auch Meineke das Wort so verstanden. Wer sich jedoch der euripideischen Lieblingsthese: *video meliora proboque, deteriora sequor* (Ovid. met. VII, 20) erinnert, der wird darüber klar sein, daß hier der Genetiv von *φίλα* = *ἡδέα* vorliegt (vgl. Troad. 466; Phoen. 1274) und daß *πρὸς φίλων νικᾶσθαι* nichts anderes ist als jenes *ἡδονῶν ἡττᾶσθαι*, dessen Realität von Euripides ebenso eifrig verfochten, als von Sokrates geleugnet ward. Ebenso wenig läßt ein Blick auf Hippolyt. 377 ff.: *καί μοι δοκοῦσιν οὐ κατὰ γνώμης φύσιν κτέ.* oder auf Frg. 837, 2 [= 840, 2²]: *γνώμην δ' ἔχοντα μ' ἢ φύσις βιάζεται* einen Zweifel an der Richtigkeit der Überlieferung auch in bezug auf *γνώμη* bestehen; *ψυχῇ* endlich dient nur zur Variation des Ausdrucks und ist minder farblos, als ein bloßes *αὐτῇ* es wäre.

Doch da ich einmal bei den auf die Willensfrage bezüglichen Äußerungen des Dichters bin, so sei noch an Medea 1079: *θυμὸς δὲ κρείσσων τῶν ἐμῶν βουλευμάτων* und an Frg. 838 [= 841²] erinnert: *αἰαῖ, τόδ' ἤδη θεῖον ἀνθρώποις κακόν, | ὅταν τις εἰδῇ, τάγαθόν, χρῆται δὲ μή,* und desgleichen an Suppl. 486—487 [eine Stelle, deren Schwierigkeiten ich durch eine wohl allzu gewaltsame Mutmaßung zu beseitigen versucht habe].

*ὀλίγον ἄλκιμον δόρυ
κρείσσον στρατηγοῦ μύριον στρατεύματος.*

Hier befinden sich, wie ich meine, alle jene auf falscher Fährte, die im verderbten *στρατηγοῦ* einen Gegensatz zu *ἄλκιμον* suchen. Weder Henses *πονηροῦ* (*Lectio. Stobens.* p. 17) noch F. W. Schmidts *ταπεινοῦ* (*Krit. Stud.* II, 454) scheint empfehlenswert. In Wahrheit bedarf es solch eines Gegensatzes nicht; denn ein *μύριον στρατεύμα* kann an und für sich kein Elitekorps sein, und damit ist der Kon-

trast zwischen einer „erlesenen Schar von Tapferen“ und dem nach Zehntausenden zählenden und darum notwendigerweise sehr verschiedenartige Bestandteile in sich schließenden Heere bereits gegeben.¹ So wird denn des Hugo Grotius Besserung *στρατηγῶ* schließlich das Feld behaupten, um so mehr, als der Satz: „eine Handvoll tapferer Streiter wiegt mehr als ein gewaltiges Heer“ nicht schlechtweg und unbedingt, sondern nur unter einem bestimmten Gesichtspunkt als wahr gelten kann. Diesen liefert aber der einschränkende Zusatz *στρατηγῶ*, der zumeist an die leichtere Lenkbarkeit des an Umfang geringeren Truppenkörpers denken läßt. Und die Erinnerung an die Schwerfälligkeit der ungelenken Riesenheere, welche bei Marathon und Platäa unterlagen, mochte ja dem Dichter, als er jene Verse schrieb, vornehmlich vor Augen stehen.

Euripides frg. 263 [= 261²].

ἔσωσα δούλην οὖσαν· οἱ γὰρ ἥσσονες

τοῖς κρείσσοσιν φιλοῦσι δουλεύειν βροτῶν.

So dunkel auch der Zusammenhang bleibt, welchem dieses Bruchstück des Archelaos angehört, so viel scheint klar, daß der begründende Satz *οἱ γὰρ ἥσσονες — βροτῶν* ein Kenn-²⁵ zeichen oder Merkmal der *δουλεία* enthält. Ich vermute daher: *ἔγνων σε δούλην οὖσαν* — was als dramatisch belebterer Ausdruck vor Meinekes *ἐγῶδα* den Vorzug verdienen dürfte.

Euripides frg. 287 [= 285²].

Das Bruchstück des Bellerophon, in welchem Euripides in einer mehrfach an Herodot I, 32 anklingenden Weise das Los des niedriggeborenen Reichen, des edelgeborenen Armen und endlich desjenigen vergleicht, dem die Vorzüge der Geburt wie des Reichtums gleichmäßig abgehen, hat die Kritik vielfach und mit vollem Rechte beschäftigt. Während jedoch

¹ Vgl. Eurip. Hecub. 606: *ἐν τοι μυρίῳ στρατεύματι | ἀκόλαστος ὄχλος ναυτική τ' ἀναρχία | κρείσσω πυρός, κακὸς δ' ὁ μὴ τι δρῶν κακόν.*

der (wie ich mit Sybel, De repetit. verbor. in fabul. Euripid. p. 29 denke) völlig tadellose und zum Teil durch die genau zutreffende Analogie von Alcest. 1093 (αἰνῶ μὲν αἰνῶ, μοῖραν δ' ὀφλισκάνεις) bestens geschützte Vers 7 (ἀλγεῖ μὲν ἀλγεῖ, παγκάλως δ' ἀλγύνεται) mit unnötigen Konjekturen heimgesucht ward, ist eine Verderbnis bisher ungebessert und nahezu unbemerkt geblieben, die minder augenfällig, aber kaum weniger tiefgreifend ist als jenes von Salmasius berichtigte ζεύς τ' ἂν ἀσπάλλῃ, ζεύς τ' ἀνασπάλλει, ζεύς τ' ἀνασπάλλει der Handschriften im 10. Vers.

Das zweite jener „drei Schicksalslose“ wird nämlich in den zwiefach (Stob. Floril. 96, 1 und 97, 16) überlieferten Versen 11—14 also beleuchtet:

- 11 ὅστις δὲ γαῦρον σπέρμα γενναῖόν τ' ἔχων
- 12 βίου σπανίζει, τῷ γένει μὲν εὐτυχεῖ,
- 13 πένια δ' ἐλάσσων ἐστίν, ἐν δ' ἀλγύνεται
- 14 φρονῶν, ὑπ' αἰδοῦς δ' ἔργ' ἀπωθεῖται χερῶν.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß sich in den letzten zwei Versen auch nicht die Spur eines verständigen Gedankenfortschritts erkennen läßt. Wie hängt ἐν δ' ἀλγύνεται φρονῶν oder ἐν δ' ἀλγύνεται schlechtweg (wenn man φρενῶν liest und es an αἰδοῦς anschließt) mit dem Vorangehenden oder mit dem Folgenden zusammen? Was soll die Adversativpartikel δέ an der Spitze dieser drei aufeinander folgenden Sätze? Niemand hat diese Fragen beantwortet oder auch nur ernstlich aufgeworfen. Man hat es vorgezogen, 26 sie zu umgehen — durch Übersetzungen, die sich genau in dem Maße vom Original weiter entfernen, als sie einen verständlicheren Sinn gewähren. Fassen wir selbst Samuel Musgraves Übertragung als diejenige, die dem Richtigen unzweifelhaft am nächsten kommt, ins Auge, so finden wir, daß sie nur zum Teil durch die von ihm — und bisher von ihm allein — als nötig erachteten Änderungen gerechtfertigt wird und daß sie selbst dann noch keinen völlig genügenden Gedanken liefert. Sie lautet also: „*Qui autem* *superba nobileque stirpe ortus in re tenui versatur, genere quidem*

felix est, sed paupertate deprimitur, et licet contristetur, tamen prae pudore manuum laborem recusat.“

Ich frage nun: können die Worte *πενία δ' ἐλάσσων ἐστί* in Wahrheit das besagen, was Musgrave sie besagen läßt? Kann *εἰ* — was er und nur er statt *ἐν* schreiben will — allein so viel bedeuten als *licet* und läßt sich *δέ* hier durch *et* wiedergeben? Und wenn es sich so übersetzen ließe, erheischt denn der Zusammenhang eine kopulative und nicht vielmehr entweder eine begründende oder gar keine Partikel, da doch das Folgende augenscheinlich den Grund angibt, weshalb die Armut auf dem ahnenreichen Armen so besonders schwer lastet? Und nicht daß die Scham ihn abhält, sich der Armut zu erwehren, mag diese ihn auch noch so sehr (subjektiv) betrüben, sondern — mag diese ihn noch so schwer (objektiv) bedrücken, ist hier sicherlich der angemessene Gedanke. Das Recht, den Vers 14 als Nachsatz aufzufassen, hat sich Musgrave allerdings erworben, indem er — und wieder nur er — das schon durch seinen schwankenden Sitz verdächtige *δ'* zu tilgen vorschlug.

Doch genug — ich vermute, daß Euripides geschrieben hat:

*πενίας δ' ἐλάσσων ἐστί· καὶ βαρύνεται,
φρεσὼν ὑπ' αἰδοῦς ἔργ' ἀπωθεῖται χειρῶν.*

Ich wende mich zur Begründung und Rechtfertigung dieser Änderungen. Die überlieferten Worte: *πενία δ' ἐλάσσων ἐστίν* können nichts anderes bedeuten als (wie Wagner sie in der Didotschen Ausgabe der Tragikerfragmente übersetzt) „*paupertate vero inferior est*“, inferior nämlich als der *ζάπλουτος δυσγενής*. Die Trivialität dieses Gedankens: „der edelgeborene Arme steht in betreff seiner Armut dem niedriggeborenen Reichen nach“, müßten wir uns vielleicht gefallen lassen, wenn ein derartiger direkter Vergleich zwischen den fraglichen drei Schicksalstypen in diesem Bruchstück überhaupt durchgeführt würde. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Jeder dieser Typen wird auf das Maß von Glück und Unglück, das ihm zuteil wird, geprüft, und ihre Vergleichung ist nur eine indirekte. So heißt es unmittelbar vorher: *τῷ*

γένει μὲν εὐτυχεῖ, nicht etwa εὐτυχεῖ μᾶλλον oder εὐτυχέστερός ἐστιν ἐκείνου. Noch entscheidender ist eine andere Erwägung. Das Folgende enthält augenscheinlich die Begründung des Gedankens: der arme Adelige wird von seiner Armut ganz besonders schwer bedrückt;¹ er muß im Kampf mit ihr unterliegen. Diesen Gedanken gewährt uns Badhams ebenso treffende als gelinde Besserung: *πενίας* statt *πενία*.² *πενίας ἐλάττων εἰμί* heißt nämlich: „ich bin der Armut nicht gewachsen, ich unterliege ihr“, gerade wie *ἐλάττων χρημάτων* (cf. Thes. s. v. *ἐλαχύς*) so viel bedeutet als *ἥσων χρημάτων*. Wenn aber in Verbindungen wie *χρυσοῦ*, *ἔρωτος*, *ἡδονῶν*, *κέρδους* usw. mit *ἥττων εἰμί* oder *ἡσώμαι* der Gedanke zum Ausdruck kommt: ich bin den Verlockungen des Goldes, der Liebe, der Lust usw. nicht gewachsen, so liegt dies nur an der Natur der betreffenden Begriffe, während den allerdings etwas selteneren, aber gleichfalls aus Schriftstellern der besten Zeit zu belegenden Wendungen von der Art wie: *ἡσσηθεῖεν τοῦ παρόντος δεινοῦ* (Thucyd. IV, 37), *τοῖς ἡττωμένοις τῶν φόβων* (Plato, Legg. I, 635d), *τῶν δὲ συμφορῶν μὴ λίαν ἡττωμένους* (Isocr. Panath. 31), *τοῦ πονεῖν ἡσώμενοι* (Agatho frg. 7 — p. 593 [= 765²] Nauck), diese Bedeutungsnuance ebenso fremd ist wie unserer Stelle.

Für das nun folgende Satzglied: *ἐν* (oder *ἐν*) *δ' ἀλγύνεται* (mit oder ohne *φρονῶν*, wofür andere Handschriften *φρενῶν* bieten) ist es höchst bezeichnend, daß die einsichtsvollsten Übersetzer mit ihm in der allerfreiesten Weise schalten. Für Hugo Grotius ist *ἐν δὲ* ganz und gar nicht, *ἀλγύνεται* kaum vorhanden: „*hoc gravius illum dura paupertas premit*“ (!). Wagner hilft sich durch die zugleich sprach- und gedanken-
 28 widrige Übertragung: „*simulque dolet et prae animi pudore* —“, während er übersetzen müßte: *inter alia vero dolet*. Erst die Schreibung *βαρύνεται* gibt uns das Recht, das Verbum so wiederzugeben, wie es Hugo Grotius mit Unrecht übertragen hat; unser *καί* bringt den Satz als konzessiven Vorder-

¹ Vgl. Bauernfeld, Die Freigelassenen II, 154: „Eine Arme von Adel ist doppelt arm.“

² Iphig. Taur. Praef. p. 8 (ohne ein Wort der Begründung).

satz mit dem Folgenden in die gedankenmäßig korrekte Verbindung, was Musgraves bloßes *εἰ* kaum zu leisten vermochte.¹ Die Schreibung *φρενῶν ὑπ' αἰδοῦς* endlich dürfen wir aus Stob. Floril. 97, 16 entnehmen (die andere Anführung ib. 96, 1 bietet *φρονῶν*² δ' ὑπ' αἰδοῦς) und mit *φρενῶν θράσος* bei Sophocl. Aias 46 vergleichen.

Zum Schluß dieser vielleicht allzu weitläufigen Darlegung darf ich vielleicht bemerken, daß mein Urteil über die Stelle längst feststand, ehe ich mit Musgraves zum Teil übereinstimmenden Vermutungen bekannt ward. Beobachten doch die neueren Herausgeber über dieselben tiefes Schweigen, wenn sie nicht geradezu Unwahres berichten. So findet man bei Matthiae und Wagner die Angabe, Musgrave lese Vers 13 *ἐν* statt *ἐν*. Dies steht aber bei diesem nur im Text, der eben die Vulgata seiner Zeit ist, wie sie der von Valckenaer in der Diatribe mit so vollem Recht gezeißelte Josua Barnes zurechtgemacht hatte. Unter dem Text aber liest man in der von Musgrave selbst besorgten Oxforder Ausgabe von 1778 III, 555a: „v. 13 lego *εἰ* δ' et v. 14 omitto δ', quod MS. collatio nova post *αἰδοῦς* ponit.“ Und dazu allein stimmt seine Übersetzung, welche auch die große Glasgower Ausgabe getreulich wiedergibt.

Zu Euripid. frg. 288 [= 286²] möchte ich auf die Parallelstellen Euripid. frg. 581 [= 577²] und adespot. 388 [= 460²] (daneben auch auf adespot. 72 [= Eurip. 901²] und 253 [= 313²], 29 desgleichen auf Sophocl. frg. 104 [= 103²]) verweisen. Nicht

¹ Für *καί* = *etsi* oder *etiamsi* gibt Dindorf im Lex. Sophocl. 242a ausreichende Belege.

² Lange Zeit wollte ich von dieser Lesart ausgehend *προγόνων ὑπ' αἰδοῦς* schreiben (vgl. Eurip. Suppl. 1117 *παίδων ὑπὸ πένθους*). Denn der Ahnenstolz, als zurückhaltendes Prinzip die „Ahnenschen“, der Ruf: *προγόνους κατασχύνεις σέθεν* (Iph. Aul. 505) ist es ja in der Tat, der dem verarmten Edelmann die Hände bindet, seine Armut so bitter und so hoffnungslos macht. Und gälte es eine Lücke auszufüllen, so würde ich an jener Vermutung unbedingt festhalten. Da jedoch *φρενῶν ὑπ' αἰδοῦς* den gleichen Gedanken, wenngleich in etwas matterer Weise ausdrückt, so darf man sich wohl dabei beruhigen.

minder zu Euripid. frg. 301 [= 299²] auf desselben Frg. 478 [= 475²], gleichwie auf adespot. 420 [= 501²] und 421 [= 502²].

Euripides frg. 294, 4—8 [= 292², 4—8].

Auf die Ermahnung, der Arzt möge die Natur der Krankheit genau erkunden und ihr die Heilmittel anpassen, folgt die Belehrung;

νόσοι δὲ θνητῶν αἰ μὲν εἰς' αὐθαίρετοι,
αἰ δ' ἐκ θεῶν πάρεσιν, ἀλλὰ τῷ νόμῳ
ιώμεθ' αὐτάς. ἀλλὰ σοι λέξαι θέλω,
εἰ θεοὶ τι δρῶσιν αἰσχρόν, οὐκ εἰσὶν θεοί.

Wenn die Worte ἀλλὰ τῷ νόμῳ fehlerlos überliefert sind, so können sie sich nur auf die gottgesandten Leiden beziehen und auf deren Beseitigung durch rituelle Bräuche. Denn weder Musgraves „*sed ea lege corrigimus*“, noch Hugo Grotius' „*quæ ars medetur*“ gibt das Original getreulich oder verständlich wieder. [Der Sinn ist vielleicht dieser: wir behandeln die Krankheiten in herkömmlicher, konventioneller Weise, die jenem — φύσει bestehenden — Unterschied keine Rechnung trägt. Ich vermutete ehemals: ἀλλ' ἀπλῶ νόμῳ.] Doch wie dem sein mag, statt ἀλλὰ σοι κτέ. wird man jedenfalls zu schreiben haben: ἄλλο σοι λέξαι θέλω, da ja ein neuer Gedanke eingeführt wird (vgl. das homerische und empedokleische ἄλλο δέ τοι ἐρέω.).

Euripides frg. 345 [= 336²].

εἰς δ' εὐγένειαν ὀλίγ' ἔχω φράσαι καλῶς·
ὁ μὲν γὰρ ἐσθλὸς εὐγενὴς ἔμοιγ' ἀνὴρ,
ὁ δ' οὐ δίκαιος, κἂν ἀμείνωνος πατρὸς
Ζηνὸς πεφύκη, δυσγενὴς εἶναι δοκεῖ.

Das von Nauck und Meineke beanstandete Ζηνὸς möchte ich durch den Hinweis auf eine ganz ebenso kühne und durchaus gleichartige Hyperbel zu schützen unternehmen. Aristoteles, der es liebt, die Wahrheit allgemeiner Sätze durch einen extremen Fall zu erproben, hat uns eine Fülle
30 gewagter Hyperbeln hinterlassen, darunter auch die nachfolgende (Polit. III, 13 fin.): Was soll man in dem Staat der

besten Verfassung mit dem Tugendbold anfangen, der alle anderen überragt? Niemand wird behaupten, man müsse einen solchen ausstoßen oder verbannen; aber ebensowenig wird man ihn den Befehlen der Obrigkeit unterordnen wollen: *παραπλήσιον γὰρ κἂν εἰ τοῦ Διὸς ἄρχειν ἀξιοῖεν* —. Was dem philosophischen Prosaiker — und noch überdies in einer seiner Lehrschriften — statthaft dünkte, wird man doch dem Dichter nicht verwehren wollen.¹ [Man vergleiche Epicurea frg. 602 und was dort Usener zusammengestellt hat. Auch Wotkes Epikureische Spruchsammlung Nr. 33.]

Euripides frg. 347, 1—3 [= 334²].

*πολλοῖς παρέστην πάφθόνησα δὴ βροτῶν,
ὅστις κακοῖσιν ἐσθλὸς ὢν ὁμοῖος ἦ,
λόγων ματαίων εἰς ἔμιλλαν ἐξιών κτέ.*

Hier besitzt Vers 1 *παρέστην*, statt dessen die drei besten Handschriften des Stobäos *πάρεστι* bieten, allerdings keine urkundliche Gewähr; man wird aber an der Richtigkeit dieser naheliegenden Konjekture doch nur dann zweifeln wollen, wenn man (wie Herwerden, Exerc. crit. p. 47, und Nauck in der *ed. min.*) den Vers damit nicht für völlig geordnet hält. Dazu gibt die ungewöhnliche Anwendung von *φθονεῖν* Anlaß, weshalb ich die von Musgrave herbeigezogene Parallele, Euripid. frg. 701 [= 703²], den Kritikern von neuem in Erinnerung bringen möchte:

*μή μοι φθονήσῃτ', ἄνδρες Ἑλλήνων ἄκροι,
εἰ πτωχὸς ὢν τέτληκ' ἐν ἐσθλοῖσιν λέγειν.*

An dieser wie an jener Stelle zeigt *φθονεῖν* dieselbe nicht eben alltägliche Bedeutungsnuance des Unmuts und Un-

¹ Ich sehe nachträglich, daß schon Schneidewin (Philolog. V, 26) Naucks Widerstreben gegen die hyperbolische Ausdrucksweise dieses Bruchstücks zu überwinden versucht hat, und zwar durch den Hinweis auf eine noch näherliegende Parallele, Sophocl. Antigon. 486—487. Vielleicht gelingt es dem obigen Nachweis, die halbe Zustimmung, welche Schneidewin errang (Nauck in Philolog. VI, 387: „Somit kann Euripides *Ζηνός* geschrieben haben; doch scheint mir *ἄνις* gefälliger“) in eine ganze zu verwandeln.

31 willens.¹ Hier wie dort (wo Grotius das Verbum mit „*indigne tuli*“, Musgrave mit „*animo succensui*“ übersetzt) wäre Herwerdens Einwand gleich zutreffend: „*nemo . . . eiusmodi hominibus . . . invidet*“. Was endlich dieses Gelehrten Bedenken gegen den Übergang von der Vielzahl zur Einzahl betrifft, so erledigen sie sich wohl durch unsere Bemerkungen zur nächsten Nummer. [Zurückgekommen bin ich auf dieses Bruchstück Beiträge V, S. 6.]

Euripides frg. 362, 1—3 [= 360²].

Wer diese drei vielbehandelten Verse ordnen will, hat einer doppelten Forderung zu genügen. Er muß den fehlenden Versfuß in Vers 3 ergänzen und zugleich dem Satzglied ἡδίων ἐν βοροτοῖσιν (Vers 2) den unerläßlichen Abschluß schaffen. Beides scheint unser Vorschlag in angemessener Weise zu leisten:

τὰς χάριτας ὅστις εὐγενῶς χαρίζεται,
ἡδίων ἐν βοροτοῖσιν, οἳ δὲ δρῶσι μὲν
χρόνῳ δὲ δρῶσι, δυσγενέστερον (κλύει).

Die chiasmatische Stellung von εὐγενῶς und δυσγενέστερον ist eine Schönheit, die man nicht (mit F. W. Schmidt) wegemendieren darf. Desgleichen der Doppelwechsel des Numerus,²

¹ Andere und ausreichende Belege für diese Bedeutung hat Lehrs, Popul. Aufsätze² 66—67 beigebracht. Nur darf man freilich Sophocl. Electr. 1466, wo ich mit Naucks und anderer Billigung gebessert habe, nicht hierher rechnen. Daß ein Mann wie Lehrs jene Stelle nur in so äußerst gezwungener Weise zu erklären vermocht hat, dies ist an sich ein nahezu genügender Beweis ihrer Verderbtheit, wie ich in dem Briefe, welcher die Mitteilung jener Textesberichtigung enthielt, bemerkt hatte. Da durfte es mich denn wohl heiter stimmen, als v. Wilamowitz einen Zweifel äußerte, „ob die Textverbesserer Lehrs über den Neid der Götter und Jahn über den bösen Blick gekannt haben“ (Hermes, 18, 225). Wer übrigens Aesch. Agam. 947 oder Eurip. Hipp. 497 φθόνος und ἐπιφθόνος beseitigen wollte, ist mir unbekannt. In neueren Textausgaben wenigstens ist kein derartiger Versuch verzeichnet.

² Zum einfachen Wechsel des Numerus vgl. Krüger § 58, 4, 5; Heindorf zu Plato Protagor. 319d; Wecklein zur Medea Vers 220; Boeckh in Monatsber. der preuß. Akad. 1854, S. 275. Auch die englische Sprache duldet die gleiche Freiheit; z. B.: *everyone has a right*

von der Einzahl zur Vielzahl und von dieser zurück zu jener. Man vergleiche Plato Resp. I (344b—c): ἐπειδὴν δέ τις πρὸς 32 τοῖς τῶν πολιτῶν χρήμασι καὶ αὐτοὺς ἀνδραποδισάμενος δουλώσεται, ἐντὶ τούτων τῶν αἰσχυρῶν ὀνομάτων εὐδαίμονες καὶ μακάριοι κέκληνται, οὐ μόνον ὑπὸ τῶν πολιτῶν ἀλλὰ καὶ ὑπὸ τῶν ἄλλων, ὅσοι ἐν πύθωνται αὐτὸν τὴν ὅλην ἀδικίαν ἡδικηκότα —. Beide Kunstmittel dienen in unserem Falle dazu, die zwei Glieder des Gegensatzes aufs engste zu einem Ganzen zu verstricken. Zu ἐν βροτοῖσιν — κλύει vergleiche man, wenn es not tut, Euripid. Electr. 930: πᾶσιν δ' ἐν Ἀργείοισιν ἤκουες τάδε; Aeschyl. Prometh. 868: κλύειν ἀναλκις μᾶλλον ἢ μαιφόνος; Sophocl. Electr. 524: κακῶς κλύουσα πρὸς σέθεν θαμὰ (und mehrfach); Euripid. frg. 347, 5 [= 334²]: κλύοντα δεινὰ πρὸς κακίωνων; Aristoph. Nubb. 459—460: ταῦτα μαθὼν παρ' ἐμοῦ κλέος οὐρανόμηκες | ἐν βροτοῖσιν ἕξεις oder Odyss. δ, 710: μηδ' ὄνομ' αὐτοῦ ἐν ἀνθρώποισι λίπηται.

Euripides frg. 377 [= 376²].

οὐκ οἶδ' ὅτῳ χρὴ κανόνι τὰς βροτῶν τύχας
ὁρθῶς ἀθροίσαντ' εἰδέναι τὰ δαιμόνων.

Die Freiheit dichterischer Bildersprache in Ehren: aber einige Folgerichtigkeit wird man immerhin von ihr verlangen dürfen. Daß jemand „mit dem Richtscheid“ nicht mißt oder richtet, sondern „schaut“ oder „erwägt“ — solch eine Ausdrucksweise wird man vielleicht dort für zulässig halten müssen, wo das Bild ein bis zur Fadenscheinigkeit abgegriffenes und verschlissenes ist. Dies trifft jedoch in unserem Falle so wenig zu, daß vielmehr G. Kinkel mit Recht bemerken konnte, es komme „κανών, Richtschnur, in übertragener Bedeutung erst bei Euripides vor“ (Euripides und die bildende Kunst, S. 88). Auch wird man schwerlich irgend eine Verbindung von ἀθροεῖν (nicht mehr als von ὁρᾶν, βλέπειν, θεωρεῖν u. dgl.) mit einem Dativ nachzuweisen

to go to their own country (Washington Square, by H. James, Tauchnitz Edit. II, 141). — Der Doppelwechsel ist bei Eurip. Hipp. 79—81 von Porson wegemendiert worden; anderen gilt diese Lizenz als ein Verdachtsgrund gegen die Echtheit der Verse.

vermögen, der jenem κανόνι im entferntesten gliche; und selbst die Verbindung von κρίνω mit instrumentalen Dativen (z. B. Euripid. Electra 373—374 oder 384—385) ist eine ganz verschiedenartige. So halte ich denn an der Mutmaßung fest, auf welche längst vor mir Pierson und Valckenaers Zustimmung geraten war (Diatrib. 171—172), es sei statt ἀθρόσαντ' zu schreiben σταθμήσαντ'.

33 Dasselbe Verbum ist sicherlich auch, wie bereits Wakefield erkannt hat — dem Sinne nach verlangte Porson dasselbe, nämlich μετρῶν — in der Form σταθμῶν Hecub. 602 herzustellen in den Versen:

600 ἔχει γε μέντοι καὶ τὸ θροεφθῆναι καλῶς
 δίδαξιν ἐσθλοῦ· τοῦτο δ' ἦν τις εὖ μάθῃ,
 οἶδεν τό γ' αἰσχρόν,¹ κανόνι τοῦ καλοῦ μαθών.

Hier tritt zur Unbildlichkeit des Ausdrucks als ein weiterer Anstoß noch die Wiederholung nach μάθῃ hinzu, eine Wiederholung ohne Nachdruck, die jederzeit, zumal aber nach L. Sybels eindringender Erörterung des Gegenstandes (*De repetitionibus verborum in fabulis Euripideis*, Bonn 1868) als unzulässig gelten mußte. Freilich hat der mediale Gebrauch von σταθμῶν die Aktivformen des Verbums so gut als völlig verdrängt; aber dies kann uns nicht hindern, dem Euripides ein σταθμῶν oder σταθμήσας zurückzugeben (trotz des „censor Britannus“ bei Gottfried Hermann), da doch Ion 1137 πλέθρου σταθμήσας μῆκος unangefochten und unanfechtbar dasteht. Auch der Abfassungszeit nach liegt die Hekabe, welche v. Wilamowitz mit guten Gründen 425 oder 424 ansetzt, nicht weit ab vom Ion, den sein strengerer Versbau nicht unter 421 herabzurücken gestattet (Analecta Euripidea, 151 und 154).

¹ Man erwartet: καὶ τῆς αἰσχρόν οἶδε —. Denn der Gedanke ist dieser: „wer das ἐσθλόν kennt und die Richtschnur desselben an eine Denk- oder Handlungsweise legt, die ihr nicht entspricht, hat durch eben diese Abweichung auch das αἰσχρόν kennen gelernt“. Daß γέ „un mauvais supplément“ ist, hat Weil, Sept Tragédies² 255, wohl mit Recht bemerkt. Welcher der dort verzeichneten Besserungsvorschläge oder ob keiner derselben der richtige ist, bleibe dahingestellt.

Euripides frg. 442 [= 439²].

φεῦ φεῦ, τὸ μὴ τὰ πράγματ' ἀνθρώποις ἔχειν
 φωνήν, ἔν' ἦσαν μηδὲν οἱ δεινοὶ λέγειν·
 νῦν δ' εὐρόοισι στόμασι τάληθέστατα

κλέπτουσιν, ὥστε μὴ δοκεῖν ἂ χρὴ δοκεῖν. [ἂ χρὴν
 δοκεῖν Nauck im Index Dictionis Tragicæ p. 22.]

Hier möchte ich das von Porson und Nauck angefochtene εὐρόοισι zu schützen versuchen durch den Hinweis auf Ps. Hippocrat. de natura hominis § 1 (VI, 32—34 Littré): ἀλλὰ 34 ποτὲ μὲν οὗτος ἐπικρατέει, ποτὲ δὲ οὗτος [ποτὲ δὲ],¹ ᾧ ἂν τύχη μάλιστα ἢ γλῶσσα ἐπιρρουεῖσα πρὸς τὸν ὄχλον. Man vergleiche auch Choricus, Apologie des Mimes § XV, 3: δεῖ γὰρ καὶ φωνὴν εὐφραίνουσιν ἔχειν καὶ ῥέουσιν γλῶττιαν ἐτοίμως (Revue de philol. I, 239). Auf Plato Phædr. 238c: εὐροιά τις σε εἴληφεν und manches andere, was der Thesaurus verzeichnet, hat schon Valckenaer, Diatribe 148c, hingewiesen.

Euripides frg. 582, 8—9 [= 578²]

ὃ δ' εἰς ἔριν πίπτουσιν ἀνθρώποις κακὰ
 δέλτος διαιρεῖ κοῦκ ἔῃ ψευδῇ λεγείν.

So schließt der beredte Preis der Schreibekunst, welchem dieses Bruchstück des Palamedes gewidmet ist. Vers 8 ist in seiner gegenwärtigen Gestalt nahezu unverständlich. Denn nicht von den Folgen des Streites, sondern von dessen Anlässen muß hier die Rede sein. Diese räumt „das beschriebene Blatt“ aus dem Wege. Es schafft urkundliche Gewißheit und verhütet somit, daß aus widersprechenden Behauptungen und Rechtsansprüchen sofort Streit und Hader

¹ Die Worte ποτὲ δὲ würden, wenn sie echt wären, den Sieg infolge der Redegewandtheit als einen Spezialfall neben zwei andere, nicht näher bezeichnete Spezialfälle stellen — was ganz und gar nicht die Absicht des Verfassers sein kann. Es ist eine plumpe Interpolation, veranlaßt durch das buchstäblich aufgefaßte τις im unmittelbar vorangehenden Satze: πρὸς γὰρ ἀλλήλους ἀντιλέγοντες οἱ αὐτοὶ ἄνδρες τῶν αὐτῶν ἐναντίον ἀκροατῶν οὐδέποτε τις ἐφεξῆς ὁ αὐτὸς περιγίνεται ἐν τῷ λόγῳ, ἀλλὰ κτε.

erwachsen. Dieses „Schlichten“ von Zwistigkeiten ist auch die ganz eigentliche Bedeutung von *διαίρειν*, dessen gewöhnlichste Objekte *τὰ ἀμφισβητήσιμα, τὰ ἀμφίλογα, αἱ δίκαι, αἱ διαφοραὶ* heißen. Man schreibe also:

*ἂ δ' εἰς ἔριν πίπτουσιν ἄνθρωποι πέρι
δέλτος διαίρει κτέ.*

Der Schluß des Verses muß einmal unlesbar geworden und falsch ergänzt worden sein; zur Form des Ausdrucks vergleiche Euripid. frg. 367, 1 [= 365²]: *αἰδοῦς δὲ καὐτὸς δυσκρίτως ἔχω πέρι*. [Statt *ἂ* will Enger *οὔ*, Wecklein *ὦν* schreiben, letzterer mit Rücksicht auf Tycho Mommsens die Anastrophe betreffenden Beobachtungen in „Beiträge zu der Lehre von den griechischen Präpositionen“ S. 125f.]

Nauck teilt mir mit, daß R. Enger diese Besserung in einem Posener Programm vom Jahre 1868 (Adnotat. ad poetar. 35 *graec. fragmenta*, p. 18) zum Teil vorweggenommen hat, indem er den Versschluß gleich mir ordnen, am Eingang aber *οὔ* schreiben wollte. Solch ein zwiefacher Eingriff hat jedoch wenig Aussicht, allgemeine Billigung zu finden. Auch ist die Verbindung *ἂ—πέρι* nicht nur vollständig sprachgemäß;¹ ich würde den Plural hier an sich vorziehen, weil er auf die große Zahl und Mannigfaltigkeit der durch den Gebrauch der Urkunde beseitigten Streitansätze weit vernehmlicher hinweist als der dürftige und alles ins Enge ziehende Singular.

Euripides frg. 608 [= 605³]

*τὸ δ' ἔσχατον δὴ τοῦτο θανμαστὸν βροτοῖς
τυραννίς, οὐχ εὖροις ἂν ἀθλιώτερον.
φίλους τε πορθεῖν καὶ κατακτανεῖν χρεών,
πλεῖστος φόβος πρόσσεστι μὴ δρᾶσωσί τι.*

Von den vielfachen Anstößen, welche dieses Fragment darbietet, lassen sich einige durch Naucks Vorschläge hinweg-

¹ Vgl. Plato Protagor. 316d: *οὐ γὰρ μικροὶ περὶ αὐτὰ φθόνοι τε γίγονται καὶ ἄλλαι δυσμένειαι τε καὶ ἐπιβουλαί*. Oder Resp. 416e: *διότι πολλὰ καὶ ἀνόσια περὶ τὸ τῶν πολλῶν νόμισμα γέγονε* —. Theatet. 151c: *μὴ ἀγρίαινε ὥσπερ αἱ πρωτοτόκοι περὶ τὰ παιδία*. Anderes bietet Kühner II, § 437 fin.

räumen, indem wir Vers 1 ἐσχάτως schreiben und Vers 4 (mit Nauck und Pflugk) πλεῖστος durch ἐπεὶ ersetzen. Allein die sinnlose Phrase φίλους τε πορθεῖν möchte ich nicht dadurch beseitigen, daß wir den Vers 3 also umgestalten: πόλεις τε πόρθεῖν καὶ φίλους κτανεῖν χρεῶν —. Denn Städte zu zerstören mag für den Tyrannen, der nach Aristoteles πολεμοποιός ist, zwar bezeichnend genug sein. Allein so quäkerhaft friedensfreundlich war doch die antike Welt nicht, um den Usurpator darum für „unselig“ zu halten, weil seine Lage ihn oft nötigte, zum Eroberer zu werden. Hinrichtungen, Konfiskationen, selbst mit Meineid verbundene Eroberungen werden auch Frg. 288, 5 ff. [= 286²] als für die Tyrannis charakteristisch erwähnt, aber der Dichter fährt demungeachtet fort: καὶ ταῦτα δρῶντες μᾶλλον εἰς' εὐδαιμόνες | τῶν εὖσεβούντων κτέ. Daß der Ungerechte vermöge seiner Ungerechtigkeit ἄθλιος ist, von dieser Lehre wußte man außerhalb des platonischen Kreises wenig.

Ich vermute vielmehr, daß τε πορθεῖν aus τε ἀπωθεῖν ³⁶ entstanden ist (ein bei Euripides sehr beliebtes Wort), woraus sich die angemessene Steigerung ergibt: „die Freunde zu verbannen und zu töten.“ Ferner erscheint mir unter allen Umständen die Annahme nötig, daß zwischen Vers 2 und 3 mindestens ein Vers ausgefallen ist. Denn ohne Änderungen der gewaltsamsten Art läßt sich ein angemessener Zusammenhang zwischen dem ersten und dem zweiten Verspaar unmöglich herstellen. In der Lücke mag von der vereinsamten Stellung des Gewaltherrschers die Rede gewesen sein. [Mein Änderungsvorschlag war, wie ich nachträglich sah, von Munro, Journal of Philology X, 242 vorweggenommen.]

Euripides frg. 620 [= 617²].

οὐκ ἔστιν ἀνθρώποισι τοιοῦτος σκότος,
οὐ χῶμα γαίης κληστὸν, ἔνθα τὴν φύσιν
ὁ δὺσγενὴς κρύψας ἂν εἴη σοφός.

Der verstümmelte Vers 3 hat die Kritiker um die Wette beschäftigt. Gegen Meinekes und Lewis' Vorschlag κρύψειεν ἂν κὰν ἢ σοφός entscheidet, wie ich meine, die nachfolgende

Erwägung. Gäbe es in Wahrheit jenes tiefe Dunkel, jenes unerreichbare Versteck, von dem die ersten Verse sprechen, so bedürfte es ja keiner besonderen Klugheit, um sich darin zu verbergen. Das Schwergewicht des Gedankens fällt vielmehr augenscheinlich auf den Satz: es gibt keine Verborgenheit, die verborgen genug wäre, damit der Gemeine seine Gemeinheit darin versteckte. Und da Weisheit oder Klugheit (*σοφία*) nicht den richtigen Gegensatz zur Niedrigkeit (*δυσγένεια*) bildet, so scheinen auch Naucks, Halms und Engers Versuche: *κρύψας ἂν ἐκβαίη* (oder *ὀφθείη*) *σοφός* fallen zu müssen. Solch einen angemessenen Gegensatz bietet Henses *οὐκ εἴη ἑκατός*; aber dieser Vorschlag versieht es darin, daß er es mit dem „Sein“, auf welches ja der Versteck keinen Einfluß üben kann, und nicht mit dem „Schein“ zu tun hat. Darum gilt mir nur eine Wendung als sinngemäß von der Art wie

ὁ δυσγενὴς κρύψας ἂν ἐκφεύγοι ψόγον,

die nicht paläographisch glaubhafter gestalten zu können ich lebhaft bedauere.

- 37 Ein neues Bruchstück des „Protesilaos“ [Nauck² 656] verdanken wir dem Sammelfleiß von L. Cohn (Zu den Parömiographen S. 82). Es ist ebenso leicht zu erkennen, daß dasselbe auf geplante Selbstmordversuche der Laodameia Bezug hat, die in Zweifel ist, ob sie durch Erstechen oder Ertränken ihr Leben beenden soll, als es schwierig ist, die Worte selbst mit annähernder Sicherheit herzustellen. Dieselben lauten nach Cohns Angabe in der Handschrift wie folgt: *δὴ^τ α^α λαιμόν ἢ πεσοῦσ' ἀπ' ἰσφνίου κευθμῶνα πηγαῖον ὕδωρ*, was Nauck, der meine Auffassung des Bruchstücks billigt, also ordnen will:

παίσασα) λαιμόν ἢ πεσοῦσ' ἀπ' ἰσφνίου (?)

ἄβυσσον ἐς) κευθμῶνα πηγαῖον <θ> ὕδωρ.

Nur für das Supplement *ἄβυσσον* muß ich selbst die Verantwortung übernehmen. Daß die Worte die poetische Umschreibung des Begriffs „Brunnen“ enthalten — das Wort *φοῖα* ist den Tragikern fremd — gilt mir als ausgemacht.

Ob ἴσφμιον, wie Cohn meint, eine Nebenform von ἴσθμιον oder nur dafür verschrieben ist,¹ möchte ich nicht entscheiden. Jedenfalls bedeutet das Wort hier τὸ τοῦ φρέατος περιστόμιον, wie Photios (den Cohn anführt) ἴσθμιον erklärt. Statt ἄβυσσον läßt sich natürlich auch manches andere denken, wie κελαινὸν oder μελαμβαθῆ 'ς.

Euripides frg. 803 [= 806²].

ἀλλ' οὐποτ' αὐτὸς ἀμπλακὼν ἄλλον βροτὸν
 παραινέσαιμ' ἐν παισὶ προσθεῖναι κράτη
 πρὶν ἐν κατ' ὅσων τυγχάνῃ μέλας σκότος,
 εἰ χρὴ διελθεῖν πρὸς τέκνων νικώμενον.

Den letzten Vers hat Musgrave verständlich zu machen gesucht, indem er εἰ durch ἦ, Wecklein, indem er πρὸς durch μὴ zu ersetzen vorschlug. Ich möchte die Schreibung: ἦ χρὴ διελθεῖν κτέ. empfehlen, in dem Sinne: „denn in der Todesstunde muß man freilich vor Kindern und Erben die Segel streichen!“

Euripides frg. 903 [= 911²].

38

Das glanzvolle Bruchstück (des Bellerophontes?) hat wahrscheinlich also zu lauten:

χρύσει δὴ μοι πτέρυγες περὶ νώτῳ
 καὶ τὰ Σειρήνων πτερόεντα πέδιλα,
 βάσομαί τ' εἰς αἰθέριον πόλον ἀρθεῖς
 Ζηνὶ προσμείξων —.

Der von Nauck verdächtigte unmetrische Zusatz ἀρμόζεται am Schluß von Vers 2 rührt augenscheinlich von jemandem her, der die dichterische Freiheit des Ausdrucks mißverstand und dem Bezug vom περὶ νώτῳ auch auf den Vers 2 vorbeugen wollte. Mein αἰθέριον πόλον ἀρθεῖς statt des metrisch unmöglichen αἰθέρα πολὺν ἀρθεῖς möchte ich aber durch einige Beispiele stützen. Man vergleiche: Euri-

¹ Es gilt daselbst die Erklärung eines Sprichworts: χαλεπὸς βίος ἴσφμιν ἄγοντος, wobei wir lesen: ἴσφμια γὰρ λέγεται τὰ περιστόμια τῶν κεράμων κτέ.

pides Epigramm. frg. 2, 1 (Bergk II⁴, 265): Ὡ τὸν ἀγήραντον πόλον αἰθέρος, Ἥλιε, τέμνων κτέ. [Nauck empfahl brieflich die Form ἀγήρατον.] Euripid. frg. 836, 10 [= 839²]: τὰ δ' ἀπ' αἰθερίου βλαστόντα γονῆς | εἰς οὐράνιον πάλιν ἦλθε πόλον; Aeschyl. Prometh. 430: οὐράνιον τε πόλον νότοις ὀχῶν στενάζει; Timotheus frg. 2 (Bergk III⁴, 620): διὰ κνάνεον πόλον ἄστρων; Cleanthes hymn. v. 16 (Stob. Eclog. I, 26 Wachsmuth): οὔτε κατ' αἰθέριον θεῖον πόλον οὔτ' ἐνὶ πόντῳ; Epigramma sepulcr. 225, 3 Kaibel: ψυχὴ δ' αἰθέριον κατέχει πόλον; Aelian. de nat. anim II, 26 (I, 47 Herch.): ὑπερφρονῶν δὲ καὶ τῶν ὑδάτων καὶ τῆς ἀναπαύσεως τὸν αἰθέριον τέμνει πόλον (wohl nach Euripid. Epigr. frg. 2; dies wieder ausgeschrieben von Apostol. centur. I, 45 [Paroemiogr. gr. II, 252]: τὸν ἄερα τέμνει πολὺ κτέ). [Endlich vergleiche man auch Orac. Sibyll. II, 40 ἐς πολὺν οὐράνιον.]

Heimsoeths αἰθέρ' ἄπειρον entbehrt gleich Dindorfs αἰθέρα λαμπρὸν jeder paläographischen Wahrscheinlichkeit; Bergks πουλὺν erregt den doppelten Skrupel, ob die homerische Form einem Tragiker zugemutet werden und ob ein πολλὴ θάλασσα, πολλὴ γῆ auch die Verbindung πολὺς αἰθὴρ rechtfertigen kann, wo vielmehr βαθὺς das gebräuchliche Adjektiv ist. Dobrees πολὺν αἰθέρ' (vgl. Orest. 1377) endlich mißfällt durch die Auflösung der Länge sowohl als durch das Adjektiv, welches wenigstens nach meinem Gefühl von dem Goldglanz der Umgebung unschön absticht; der Weg zu Zeus führt nicht durch grauen Nebel, sondern durch schimmernde Klarheit.

Euripides frg. 905 [= 910²].

ὃς τὰδε λεύσσων θεὸν οὐχὶ νοεῖ
μετεωρολόγων δ' ἐκὰς ἔρριψεν
σκολιάς ἀπάτας, ὧν ἀτηρὰ κτέ.

Hier hat Cobet mit vollem Rechte darauf hingewiesen, daß das Relativpronomen im Eingang dem anführenden Schriftsteller gehört und Euripides τίς geschrieben hat. Um so entschiedener muß aber die (übrigens schon von Wagner vorgebrachte) Vermutung zurückgewiesen werden, es sei die

Adversativpartikel in Vers 2 durch θ' zu ersetzen (Mnemos. N. S. V, 271). Dadurch würde die Kraft des Ausdrucks erheblich abgeschwächt. Es liegt eben einer jener zahlreichen Fälle vor, in welchen eine Adversativpartikel einen Gegensatz ausdrückt, nicht zwischen den durch sie verbundenen Sätzen, wohl aber zwischen den in denselben vorherrschenden Hauptbegriffen. Der Gottesglaube und die Freigeisterei stehen in gegensätzlichem Verhältnis zueinander, wenngleich freilich nicht die Annahme des ersteren und die Verwerfung der letzteren. „Wer wird nicht“ — so ruft der Dichter aus — „bei solchem Anblick eines Gottes Walten erkennen, den krummen Trug der Himmelsklügler aber weit von sich schleudern“ usw.? Oder, kürzer ausgedrückt: wer wird nicht zur Gläubigkeit bekehrt, dem Unglauben aber ent-rissen werden?

Euripides frg. 968 [= 970²].

εἰ δ' ἦσαν ἀνθρώποισιν ὠνητοὶ λόγοι,
οὐδεὶς ἂν αὐτὸν εὖ λέγειν ἐβούλετο·
νῦν δ', ἐκ βαθείας γὰρ πάρεστιν αἰθέρος
λαβεῖν ἀμοχθεῖ, πᾶς τις ἴδεται λέγων

5 τὰ τ' ὄντα καὶ μὴ· ζημίαν γὰρ οὐκ ἔχει,
πίστεις ὅταν (γ' εὖ) ὁρῶμεν —.

Wenn ich auf dieses, von Wilamowitz auf Grund von Volum. Hercul. C. A. IX, 95 schön ergänzte Bruchstück zurückkomme, so geschieht es nur, um gegen die zuversichtliche Behauptung jenes Gelehrten, es sei Vers 4 mit Plutarch *ἀμισθί* und nicht mit Philodem *ἀμοχθεῖ* zu schreiben (Hermes 11, 515), Einsprache zu erheben. Daß Euripides *ἀμισθί* (oder *ἀμισθεῖ*) 40 schrieb, gilt mir keineswegs als „propter 'apertissimam sententiam certum“. Denn daß man für die Benützung des unergründlichen Luftraums nichts zu zahlen braucht, mußte niemandem gesagt werden. „Müheelos, in den tiefen Äther greifend“ paßt ja aufs trefflichste zusammen. Auf der einen Seite die „um Geld erkauften“, auf der anderen die ohne jeden Aufwand, nicht nur von Geld, sondern selbst von Mühe erzeugten Reden. Der Gegensatz ist darum nicht weniger

wahrhaft, weil dem einen Glied nicht nur seine Negation, sondern diese und noch etwas mehr gegenübersteht.

Euripides frg. 994 [= 974²].

οὐκ ἐσπέρας, φάσ', ἀλλὰ καὶ μεσημβρίας
τούτους ἀφροστήκασιν ἡμέραν τρίτην.

In das Dunkel dieses „*locus obscurissimus*“ bringt vielleicht die nachfolgende Mutmaßung einiges Licht. ἀφίσταμαι τινα scheint hier in gleichem Sinne gebraucht zu sein wie sonst häufig ἐξίσταμαι τινα (vito, refugio). Vielleicht ist von Kriegern, welche die Schlacht meiden, oder auch von Preiskämpfern, die einem Agon ausweichen, die Rede, wobei in letzterem Falle der Aufschub durch die Ungunst einer bestimmten Tageszeit motiviert sein mag, etwa wie in der Erzählung von Herodots Vorlesung zu Olympia (εἰς τὴν Ἡροδότου σκιάν). So habe ich einst zu Philostratos περὶ γυμναστικῆς (S. 34, 2 Daremberg) vermutet: ἀφιστάμενον — statt ἐπιστοῦμενον — τὴν πυγμὴν, wie auch Volckmar (S. 19 seiner Ausgabe) schrieb, der jedoch, ich glaube ohne Grund, τὴν πυγμὴν in τῆς πυγμῆς verändert hat. [Mit mir übereinstimmend Jüthner in seiner kritischen Ausgabe S. 148, 34 und im Kommentar S. 233.] Der dritte Tag ist bei Aufschüben beliebt, wie Herod. V, 49 oder Stob. Flor. 28, 18 (hergestellt von Cobet, Mnemos. N. S. II, 99) zeigen kann.

Euripides frg. 1016 [= 1029²].

οὐκ ἔστιν ἀρετῆς κτῆμα τιμιώτερον·
οὐ γὰρ πέφυκε δοῦλον οὔτε χρημάτων
οὔτ' εὐγενείας οὔτε θωπείας ὄχλον.
ἀρετὴ δ' ὁσῶπερ μᾶλλον ἀν χρησθαι θέλης,
5 τοσῶδε μᾶλλον αὖξεται τελουμένην.

- 41 Zu Vers 4—5 bemerkt Nauck: „*fortasse a praegressis dirimendi sunt*“. Sicherlich sind die zwei Verse abzutrennen. Und täuscht nicht alles, so gehören sie zum Frg. 546 und sind nach einem fehlenden Mittelstück, des Inhalts: „auch das unverwüstlichste Metall wird im Laufe der Zeit durch Abnützung zu nichte“ also an dasselbe anzuschließen:

Frg. 546 [= 542²]. οὔτοι νόμισμα λευκὸς ἄργυρος μόνον
καὶ χρυσός ἐστιν, ἀλλὰ χάρετὴ βροτοῖς
νόμισμα κεῖται πᾶσιν, ἣν κτᾶσθαι χρεῶν.
.

Frg. 1016, 4—5 αὕτη δ' ὅσῳ περὶ μᾶλλον ἂν χρῆσθαι θέλῃς,
τοσῶδε μᾶλλον αὖξεται μειουμένη.

Frg. 1016, 4 αὕτη statt ἀρετὴ zu schreiben hat Nauck empfohlen; dafür spricht die — bereits von Meineke bemerkte — scherzhafte Nachahmung dieser zwei Verse bei Theodektes (Frg. 12, 4—5 = p. 626 [= 805²] N.). An die Stelle des sinnlosen *τελουμένη* setze ich, auch der handschriftlichen Überlieferung — ΛΕΙΟΥΜΕΝΗ — genauer folgend, *μειουμένη*, eine Besserung, welche längst Christian Wordsworth (bei Meineke ad Stob. Flor. I, 1) vorweggenommen hat. „Je mehr man von der Tugend wegnimmt, um so mehr hat man von ihr übrig“, hätte dann Euripides gesagt, sehr ähnlich Shakespeares hyperbolischem Ausspruch über die Liebe:

My bounty is as boundless as the sea,
My love as deep; the more I give to thee,
The more I have, for both are infinite.¹

Wie sehr aber Euripides die Figur des Oxymoron liebt, ist bekannt genug. Ich erinnere, um einige der hervorstechendsten Fälle zu nennen, die in den Zusammenstellungen von Busche (Observat. crit. in Euripides Troades p. 46—47) und von Schöne (zu Iph. Taur. 543) fehlen, an: Androm. 420 (*δυστυχῶν δ' εὐδαιμονεῖ*), Suppl. 32 (*δεσμὸν δ' ἄδεσμον*), Iph. Taur. 1139 (*ὁ νοῦς νοῦν οὐκ ἔχων*), Med. 598 (*λυπρὸς εὐδαίμων βίος*), Troad. 625 (*αἰνιγμ' οὐ σαφῶς εἶπεν σαφές*), ibid. 1291—1292 (*ἃ δὲ μεγαλόπολις ἔπολις ὄλωλεν*). — Ein ähnliches Diktum, wie wir es hier dem Euripides in betreff der Tugend zuschreiben, begegnet bei Plutarch in Ansehung der Ein- 42
sicht: *μόνος γὰρ ὁ νοῦς παλαιούμενος ἀνηβῆ, καὶ ὁ χρόνος*
τᾶλλα πάντ' ἀφαιρῶν τῷ γήρᾳ προστίθῃσι τὴν ἐπιστίμην (de
educ. puerorum c. 8, Mor. I, 6, 33f. Dübner).

¹ Romeo and Juliet II, 2.

Euripides frg. 1052 [= 1067²].

τὸν σὸν δὲ παῖδα σωφρονοῦντ' ἐπίσταμαι
χρηστοῖς θ' ὁμιλοῦντ' εὖσεβειν τ' ἡσκηκότα.
πῶς οὖν ἂν ἐκ τοιοῦδε σώματος κακὸς
γένοιτ' ἄν; οὐδεὶς τοῦτό μ' ἂν πίθοι ποτέ.

Es ist hier (falls nicht etwa mit H. Grotius πατέρα statt παῖδα zu lesen ist)¹ von dem Enkel des Angesprochenen die Rede und der von Pierson (Verisimilia p. 138) und zahllosen anderen mißverstandene Sinn des Bruchstücks ist dieser: „Deinen Sohn kenne ich als einen trefflichen Mann; wie sollte aus den Lenden eines solchen Mannes ein schlechter entsprossen sein?“ σώματος (Vers 3) ward von allen Seiten angefochten.² Bothe wollte das Wort durch σήματος, Valckenaer und Bergk durch σχήματος, Musgrave durch γνώματος, Düntzer durch λήματος ersetzen (Philolog. V, 191); Heimsoeth klagt über die Ängstlichkeit derjenigen, welche

43 „Düntzeri coniecturam λήματος non audent recipere, quippe non intellegentes quomodo ex λήματος ortum sit σώματος“ und erklärt den angeblichen Vorgang nach dem beliebten Rezept:

¹ Wozu ich aber keinen zwingenden Grund sehe. Grotius hat übrigens die Stelle vollkommen richtig verstanden, wie seine Übertragung von Vers 3 lehrt: *Qui posset isto filius nasci malus | Genitore?*

² Fragt man, warum? so lautet die Antwort: weil man seit Valckenaer (Diatrib. p. 227b) mit der vorgefaßten Meinung an das Bruchstück herangetreten ist, es müsse in ihm nicht von Abstammung und Ererbung sittlicher Eigenschaften, sondern von einer inneren Umwandlung die Rede sein. So will Valckenaer darin den Sinn finden: „*istis ornatus virtutibus quomodo tandem malus fieret?*“ Nach dieser Auffassung wurde die Zugehörigkeit des Fragments zum ersten Hippolyt behauptet (von Matthiae, Monk, Welcker), während Bergk lieber an den Phönix denken wollte, Dindorf und Wagner uns zwischen beiden die Wahl offen lassen. Von solchem Vorurteil geblendet, übersah man, daß das Präsens ἐπίσταμαι gar schlecht zu jenem Gedanken stimmt (müßte es doch heißen: ich kannte ihn als einen Trefflichen, wie sollte er sich so sehr verändert haben?). Auch der Abschnitt (περὶ εὐγενείας), in welchem das Bruchstück bei Stobäus erhalten ist, genauer die Aufschrift: ὅτι εὐγενεῖς οἱ ἀπὸ χρηστῶν πατέρων ἢ δυνατῶν ἢ ἐνδόξων γενόμενοι sowohl als der Inhalt desselben konnten jenes, man möchte fast sagen mutwillige Mißverständnis hintanhaltend.

Verschmelzung eines Glossems (σώφρονος) mit dem glossierten Wort (Bonner Sommerprogramm von 1867, S. IX).

In Wahrheit ist die überlieferte Fassung des Bruchstücks, nachdem Pierson (a. a. O.) *τοσόν δὲ παιῖδας* in *τὸν σὸν δὲ παιῖδα* verbessert hat, eine völlig tadellose. Wen *σώματος* nach der Aufzählung sittlicher Eigenschaften befremdet, der möge vor allem bedenken, daß die Zeugung ein leiblicher Akt ist, mag auch ein Heiliger zeugen oder gezeugt werden. *σῶμα* = „Person“ begegnet in sehr ähnlichem Zusammenhang auch Frg. 531 [= 527²]; wenig verschieden ist Eurip. Electr. 371 *ἐν πένητι σώματι* = „im Körper eines Armen“. ¹ Wie an unserer Stelle der Gedanke an Zeugung und Vererbung es bewirkt hat, daß *σῶμα* mit einem Attribut unkörperlicher Art verbunden wird, so ist das gleiche an der — ebenfalls grundlos angefochtenen — Stelle der Elektra durch die Gegenüberstellung von Leib und Seele veranlaßt: „im Geist eines Reichen herrscht nicht selten Hungersnot und eine Fülle von Einsicht wohnt oft im Körper eines Armen“ (*λιμόν τ' ἐν ἀνδρὸς πλουσίου φρονήματι | γνώμην δὲ μεγάλην ἐν πένητι σώματι*); vgl. Frg. 329 [= 327²]. Allein auch abgesehen von solchen besonderen Anlässen ist ja *σῶμα* wie *δέμας* gar häufig Bezeichnung der Gesamtpersönlichkeit, die für den Griechen weniger selten als bei uns durch den Körper vertreten ist (gleichwie umgekehrt die Person genannt wird, wo lediglich vom Körper die Rede ist: *ψυχὰς Ἄιδι προΐαψεν — αὐτοὺς δὲ ἐλώρια κτέ.*!). Dies weiß niemand besser als Nauck (vgl. seine Anmerkungen zu Sophocl. Electr. 1232, Oed. R. 643, Oed. Col. 355); dennoch vergißt er es gelegentlich, so wenn er (Krit. Bemerk. VII, 224) Iph. Aul. 936—937 *τοῦμόν δέμας* anfißt, weil die Atriden „nicht den Leib, sondern den Namen des Achilles . . . für ihre

¹ Den gleichen Gebrauch von *body* kennt das Englische aller Epochen. So Fielding, Tom Jones II, 145 (Tauchn.): „Indeed if it (ein bestimmter Geldbetrag) belonged to a poor body, it would be another thing.“ Oder Miß Martineau, Autobiography I², 188, 4 (London 1877): „And I who am the quietest of quiet bodies, when let alone in my business“ usw.

Zwecke gemäßbraucht hatten“. Man übersetze δέμας mit „Person“ und der Anstoß wird hinfällig, während τοῦνομα⁴⁴ an der Spitze des folgenden Verses mir gegen und nicht für die Einführung desselben Wortes in 937 (ἐγὼ παρήξω τοῦμόν ὄνομα σῶ πόσει) zu sprechen scheint. Lehrreiches bietet Karl Frey, Äschylosstudien (Schaffhausen, 1875) unter der Rubrik: „Der Körper und die Teile des Körpers nehmen das Epitheton der Person an“ (S. 48 ff.), wo vorerst eine Verbindung wie ἐπὶ ναύροχῳ σώματι . . . τῷ βασιλείῳ gerechtfertigt wird. Völlig grundlos muß jedem, der dies alles erwägt, Cobets Vorschlag erscheinen, Sophocl. frg. 674 [= 678²]: ἀκόλαστον σῶμα in ἀκόλαστον στόμα zu verwandeln (Mnemos. N. S. V, 240). Auch die Verbindung σώματ' εἰς εὐδαίμονα (Hercules 66) scheint mir völlig unbedenklich. Nur darf man freilich nicht (mit Herwerden) ἀριστέων oder (mit Wecklein) ἀνδρῶν vorhergehen lassen. Denn ein Attribut wie εὐδαίμονα, welches keine Körpereigenschaft bezeichnet, kann nur dann mit σώματα verbunden werden, wenn das letztere Wort die Gesamtpersönlichkeit vertritt. Neben ἀριστέων oder ἀνδρῶν sind σώματα „Leiber“, und diese können stark oder schwach, groß oder klein, nicht aber reich oder vornehm heißen. Durch den anderen Vorschlag Herwerdens aber (Exercit. crit. p. 145) πηδᾶν ἐρώσι — statt πηδῶσ' ἔρωτι — gilt mir das vielumstrittene Verspaar als endgültig geordnet.

Zu unserem Fragment vgl. noch Frg. Euripid. 76, 344, 1053 [= 75, 333, 1067²]. Doch es ist Zeit, diese langwierige Erörterung zu beenden. Hoffentlich erscheint dieselbe auch nach F. W. Schmidts kurzer Rechtfertigung der Überlieferung (Krit. Stud. II, 510) nicht völlig überflüssig.

Euripides frg. 1054 [= 1069²].¹

- A. χρυσοῦ σὲ πλῆθει, τούσδε δ' οὐ χαίρειν χρῆδν;
- B. σκαιὸν τὸ πλουτεῖν ἄλλο μὴδὲν εἰδέναι.

¹ Daß die zwei Verse als Frage und Antwort anzusehen und zwischen zwei Gesprächspersonen zu verteilen sind, ist selbstverständlich

Die herkömmliche Auffassung des ersten Verses ist jene Valckenaers: *‘Tene decet auri copia laetari, hos autem dedecet?’* *quin imo his nocerent divitiae ἄλλο μηδὲν εἰδόσι.* Ich wüßte nicht, daß die überlieferten Worte eine andere Auffassung ⁴⁵ gestatten; aber mancherlei macht uns dabei stutzig. Man ersetze *decet* durch *oportet*, was ja *χρεών* bedeutet, und der Sinn wird ein schiefer; ferner ist ja „des Goldes Fülle“ ein Besitz, den man eher bei einem als bei vielen zu finden erwartet. Es sind dies vielleicht keine zwingenden Gründe, aber sie rechtfertigen wohl die Frage, ob wir nicht einen Buchstaben verändern dürfen, um die folgende, ungleich besser verständliche Situation und Wechselrede zu gewinnen. B. hat soeben über einen mürrischen Hausgenossen (Gebierter, Vater oder am besten Gatten) geklagt, worauf A. seine Verwunderung darüber ausspricht, daß N. N., der doch so reichbegütet sei, nicht auch frohgemut erscheine:

χρυσοῦ γε¹ πλήθει· τούσδε δ’ οὐ χαίρειν χρεών;

Zur Erwiderung B.s vergleiche man Frg. 97, 237, 642, 773 [= 96, 235, wo mir Naucks Verdacht als grundlos gilt, 641, 776²]. (Vielleicht billigt jemand meine Vermutung, daß *πλήθει* als Verbum zu verstehen sei, möchte aber *σέ* ungeändert lassen. Darauf antworte ich, daß *πλήθω* in alter Sprache als Transitivum nicht nachweisbar ist (s. oben S. 98 f.) und daß B. doch kaum über sich selbst das sagen kann, was der Dichter ihn oder sie sagen läßt.)

Euripides frg. 1055 [= 1070²].

*ὅστις δὲ λύπας φησὶ πημαίνειν βροτούς,
δεῖν δ’ ἀγχιονῶν τε καὶ πετρῶν ῥίπτειν ἄπο,
οὐκ ἐν σοφοῖσιν ἔστιν, εὐχέσθω δ’ ὅμως
ἄπειρος εἶναι τῆς νόσου ταύτης αἰεί.*

und mindestens seit Valckenaer (Diatr. p. 228 c) allgemein anerkannt. Ich fügte daher die „*personarum notae*“ hinzu, welche Nauck wohl unabsichtlich weggelassen hat.

¹ In der Anführung bei Plutarch (Mor. 20 = I, 24, 9 Düb. n. heißt es *σκαῖόν γε*. Sollte nicht die Partikel aus dem ersten in den zweiten Vers geraten sein?

Ich empfinde hier einen zwiefachen Anstoß. Der eingefleischte, Selbstmord predigende Pessimist des Vers 2 kann sich nicht so matt ausdrücken, wie es in Vers 1 geschieht. Das *λῦπαι βοοτοῦς πημαίνουσι* ist eine nichtssagende Tautologie, die nur dadurch zum Bestandteil eines pessimistischen Bekenntnisses werden könnte, daß ein *αἰ* oder *διὰ βίου* dabei stände. Da das Versmaß keinen solchen Zusatz duldet, so erscheint mir
 46 die alte Konjekture *ποιμαίνειν*, welche der Parisinus B darbietet, aller Beachtung wert. Dann erscheinen die Kümmernisse gleichsam als die Lenkerinnen der Menschen (vgl. *ποιμὴν λαῶν* oder Eurip. frg. 744 *ποιμαίνειν στρατόν*), als die Hirtinnen der Menschenherde.

Ferner kann doch nicht dem Apostel dieser krankhaften Richtung selbst der Wunsch gelten, er möge dieselbe niemals kennen lernen (*ἄπειρος εἶναι αἰ*)! Ich wollte daher *εὐχέσθω δὲ πᾶς* statt *εὐχέσθω δ' ὅμως* zu schreiben vorschlagen. Doch bemerke ich soeben, daß schon Musgrave den Schaden erkannt und in gelinderer Weise zu heilen versucht hat, durch die Schreibung: *εὐχέσθω δ' ὅμως | ἄπειρος εἶναι πᾶς νόσου ταύτης αἰ*. In *ὅμως* liegt dann der Gedanke: so töricht diese Richtung auch ist, so ist sie darum doch keineswegs ungefährlich.

Euripides frg. 1064 [= 1079?].

*οὐκ ἔστι λύπης ἄλλο φάρμακον βοοτοῖς
 ὥς ἀνδρὸς ἐσθλοῦ καὶ φίλου παραινέσις·
 ὅστις δὲ ταύτῃ τῇ νόσῳ ξυνὼν ἀνὴρ . . .
 μέθη ταράσσει καὶ γαληνίζει φρένα,
 παραιντὰ δ' ἡσθεὶς ὕστερον στένει διπλᾶ.*

Cobet nimmt nach Vers 1 eine Lücke an, „quia οὐκ ἔστιν ἄλλο ὥς *pro* ἄλλο ἢ *dici non potest*“ (Mnemos. N. S. V, 241). F. W. Schmidt will aus demselben Grunde *ἄλλο* tilgen und *ἴσον* nach *βοοτοῖς* hinzufügen (Krit. Stud. II, 510). Ob in der Tat *ὥς* nach *ἄλλος* ein *ἢ* weniger vertreten kann, als nach dem Komparativ (vgl. Wecklein zu Aeschyl. Prometh. 629 oder Im. Bekker, Homer. Blätter I, 312—314), braucht nicht erörtert zu werden. Denn im vorliegenden Falle wäre ein *ἢ* ganz und gar nicht an seinem Platze! Der Gedanke kann

nicht dieser sein: „Der Zuspruch eines trefflichen Freundes ist die einzige Arznei gegen Kummer“; wird doch sogleich ein anderes Heilmittel, nämlich die Trunkenheit genannt. Vielmehr kann der Dichter nur sagen wollen: es gibt keine andere ebenso wirksame, ebenso nützliche, von übler Nachwirkung ebenso freie Arznei; kein anderes *φάρμακον* gleicht diesem an Trefflichkeit — und eben dieses besagen die überlieferten Worte, ohne daß man etwas hinzuzutun oder wegzunehmen brauchte. *οὐκ ἔστιν ἄλλο* — *ὡς* ist gleich einem *οὐκ ἔστιν ἄλλο τοιοῦτον οἶον*.

Allein auch nach Vers 3 möchte ich, diesmal mit Cobet, ⁴⁷ das Zeichen der Lücke tilgen, doch ohne mit diesem (oder vielmehr mit Gesner) *παρὰντὰ δ' in παρὰντίχ'* zu verwandeln. Man wird vielmehr das bei den Tragikern nicht eben seltene *δέ* in apodosi hier durch die Wiederholung aus dem Vordersatze (*ὅστις δέ*) genügend gerechtfertigt finden dürfen. Desgleichen Oed. Tyr. 1266—1267, wo ich Naucks und anderer Bedenken nicht zu teilen vermag. Vgl. Aeschyl. Agam. 1060 Dind., Eumenid. 887, auch Pers. 415, wo Weils Änderung von *δ'* in *τ'* entbehrlich scheint (s. unsere Analyse der Fälle bei Homer und Herodot, Herodot. Stud. II, 26 [544] und 76 [594]).¹

Astydamas frg. 8 (p. 605 [= 780²] Nauck).

Dieses vielerörterte Bruchstück möchte ich, zum Teil mit Hugo Grotius, mit Halm und mit Herwerden (Exercit. crit. p. 72) übereinstimmend also ordnen:

*γένους δ' ἔπαινός ἐστιν ἀσφαλέστατος·
κατ' ἄνδρ' ἐπαίνει, ὥστις ἂν δίκαιος ἦ
τρόπους τ' ἄριστος, τοῦτον εὐγενῇ κάλει.
ἐν' ἄνδρα δ' εὐρεῖν τοῦτόν ἐστι δυσχερές,
5 καὶν αὐτόν οἱ ζητοῦντες ὥσι μύριοι.*

¹ Zu *ταράσσει καὶ γαληνίζει φρένα* vgl. die Darlegung der Theorie des Rausches bei Plutarch, Quaest. conviv. III, 8 (Mor. II, 797 Dübn.), insbesondere § 7: *τί οὖν κωλύει καὶ τὴν διάνοιαν ὑπὸ τοῦ οἴνου φυσικῶς κινουμένην, ὅταν παραχθῇ καὶ παροξυνθῇ, πάλιν ἀνίστασθαι καὶ καθίστασθαι πλεονάζοντος*.

So nahe es liegt, ἀσφαλέστατος (Vers 1) zu ändern, sei es in ἐπισφαλέστατος, sei es in ἀνωφελέστατος (ἐστ' ἀνωφ.), so hält mich doch nach reiflicher Überlegung die nachfolgende Erwägung davon zurück. Ein Lob sei ἀσφαλέστατος, dies kann unter Umständen bedeuten, es sei vor Widerlegung vollkommen sicher; der Lobpreisende ἐς ἀφανὲς τὸν μῦθον ἀνευείκας οὐκ ἔχει ἔλεγχον (vgl. Herodot. Stud. II, 526ff.). Und zwar läßt sich dies von dem Lob selbst eines edlen Geschlechtes, dessen Ursprung sich ja in das Dunkel sagenhafter Vorzeit verliert, sehr passend sagen. Aber freilich nur der Zusammenhang konnte diesen Sinn des Wortes klar machen. Es ist jedoch keineswegs unmöglich, daß der Satz, welchen das δὲ in Vers 1 voraussetzen läßt, diese Klarheit geschaffen hat.

- 48 In Vers 2 und 3 würde an sich nichts hindern, die überlieferten Infinitive ἐπαινεῖν und καλεῖν im imperativischen Sinne aufzufassen und zu dulden. Allein der Notwendigkeit, zwischen κατ' ἄνδρ' ἐπαινεῖν und ὅστις ἐν δίκαιος ἤ eine Verbindung zu schaffen, wird am leichtesten genügt, wenn wir mit Halm das schließende *N* für ein entstelltes *X* halten. Porsons vermeintliche Besserung am Anfang von Vers 4 (ἐν ἐκατόν) halte ich für erweislich falsch. Denn von zwei Dingen eines. Entweder der Dichter trachtet nicht nach numerischer Präzision, oder seine erdichteten Zahlen müssen in erträglichem Einklang miteinander stehen. Man kann sagen: nicht unter hundert wirst du einen Guten finden, oder auch: nicht einen Guten wird man finden, selbst wenn ihn zehntausend suchen. Allein beides zusammengenommen ergibt die ungereimte Vorstellung, daß es zehntausend Menschen braucht um hundert abzusuchen und zu prüfen! Eine Parallele zur Ausdrucksweise ἐν' ἄνδρα — τοῦτον bietet Sophocl. frg. 616 [= 626²]: τὸν δ' εὐτυχοῦντα — ὄντιν' εὐρήσεις ἕνα (s. oben S. 100f.). Der τοιοῦτος, so könnte man die Phrase erklären, wird eben dadurch, daß er nur einer ist, zum οὗτος. Im übrigen vgl. Medea 1088 (μίαν ἐν πολλοῖς) oder Heraclid. 327 (ἕνα γὰρ ἐν πολλοῖς ἴσως κτέ.). — Die Lobpreisung des Geschlechtsadels wehrt Euripides auch ein andermal fast leiden-

schaftlich ab (Frg. 22: τὴν δ' εὐγένειαν πρὸς θεῶν μὴ μοι
λέγε —).

Crates frg. 3 [= 4²] (p. 629 [= 810²] Nauck).

ὁ γὰρ χρόνος μ' ἔκαμψε, τέκτων μὲν σοφός,
ἅπαντα δ' ἐργαζόμενος ἀσθενέστερα.

Es scheint der parodistische Bezug dieses Verspaares auf Critias frg. I, 34 (p. 598 [p. 771²] Nauck) noch nicht bemerkt zu sein. Und doch ist er ebenso unverkennbar, wie die feindliche Haltung des Kynikers, das heißt des Deisten, gegen die naturalistische Weltansicht eines Kritias, die sich eben in jenem Bruchstück und auch in den betreffenden Versen so deutlich ausprägt, wohl begreiflich erscheint. Ist doch das Wort von dem χρόνου καλὸν ποίκιλμα τέκτονος σοφοῦ wie dazu geschaffen, als Devise aller Entwicklungs- und Deszendenztheorien zu dienen, die an die Stelle der Weltbaumeisterin Vorsehung „die weise Werkmeisterin Zeit“ 49 zu setzen und durch deren absichtsloses, mäßig stilles Walten alle Ordnung und alle Schönheit im Weltganzen zu erklären bemüht sind. Als Parodist ist uns der Jünger des Diogenes längst bekannt durch den Gebrauch, den er von der Grab- schrift Sardanapalls gemacht hat (Diog. L. VI, 86).

Übrigens würde Nauck meines Erachtens gut daran tun, auch die Verse, welche Teles bei Stobäos (Flor. 97, 31 fin.) anführt, unter die tragischen Fragmente aufzunehmen,¹ denn in ein philosophisches Buchdrama passen sie ganz wohl; sie dürften demselben „Herakles“ entnommen sein, dem nach Dümmlers ansprechender Vermutung (Antisthenica p. 68 [= Kleine Schriften I, 71]) Frg. 1 und adesp. 323 [= 392²] angehören.

1

οὐκ οἶσθα πῆρα δύναμιν ἡλίχην ἔχει
θέρμων τε χοῖνιξ καὶ τὸ μηδ' ἐνὸς μέλειν

Vers 2 begegnet auch bei Diog. L. (a. a. O.). [Als Bruchstücke des Krates frg. 2 bei N.² p. 810.] Vgl. Lycophro frg. 2 (p. 636 [= p. 817²] Nauck).

Moschion frg. 2 (p. 631—632 [= 812²] Nauck).

Hier will ich nur das Attribut der Schicksalsgöttin *ῶ λισταῖς ἄτρωτε* gegen Naucks Anfechtung (Euripid.² praef. XX) in Schutz nehmen. Sobald wir an die Stelle von „unverwundet“ oder „unverwundbar“ einen anderen Ausdruck setzen, verliert die Wendung alles Befremdliche. „Gegen Bitten gepanzert“ — sagen wir unbedenklich, und es ist bei Licht besehen genau dasselbe. Und auch Homers *σιδήρεος ἐν φρεσὶ θυμός* gleichwie Hesiods *χάλκεον ἦτορ* liegen nicht weit davon ab. *Ξίφος τιτρώσκει σῶμα, τὸν δὲ νοῦν λόγος*, heißt es in der urbinatischen Spruchsammlung W. Meyers S. 44. Man vergleiche auch Schiller (W. Tell IV, 3, wo der Held zu seiner Armbrust spricht): Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt | der frommen Bitte undurchdringlich war — Doch dir soll es nicht widerstehen. — [Vgl. auch Dio or. XII, 390 Reiske = I, 165, 1 Arnim: *ἀλλὰ μολύβδου τινὸς μαλθακὴν ὁμοῦ καὶ ἄτρωτον ὑπὸ φωνῆς φύσιν*. Hierher gehört auch Plato Phileb. 13c: *καὶ τὰ παραδείγματα ἡμᾶς — οὐδὲν τιτρώσκει*.]

Adespot. frg. 53 [= 78²].

*οἳ τοι πέρα στέρξαντες οἱ δὲ καὶ πέρα
μισοῦσιν.*

Es scheint noch nicht bemerkt worden zu sein, daß *οἷδε* (= *οὗτοι*) zu schreiben und *οἱ δὲ* nicht minder unangemessen 50 ist als *οἱ δὲ* (so Susemihl, Politik des Aristoteles I, 412: *στέρξαντες, οἱ δὲ*. Das Pronomen dient der nachdrücklichen Hervorhebung des Partizipialbegriffes, etwa wie bei Sophocl. frg. 104, 1—2 [= 103²]: *δεινὸν γε τοὺς μὲν δυσσεβεῖς κακῶν τ' ἄπο | βλασιόντας εἶτα τοῦσδε μὲν πράσσειν καλῶς* —. Wie wenig es eines Zwischensatzes für solche Epanalepsis bedarf, kann Aristot. Poet. c. 9 init. lehren: — *ὅτι οὐ τὸ τὰ γινόμενα λέγειν τοῦτο ποιητοῦ ἔργον ἐστὶν κτέ.* (nebst Vahlens Zusammenstellungen daselbst).

Adespot. frg. 88 [= 115²].

τοῦ σώματος γὰρ οὐνεχ' οἱ πολλοὶ πόνοι,
τοῦδ' οὐνεχ' οἶκον στεγανὸν ἐξευρήκαμεν
λευκόν τ' ὀρύσσειν ἄργυρον σπείρειν τε γῆν
τὰ τ' ἄλλ' ὅσ' ἡμεῖς ὀνόμασιν γινώσκομεν.

Daß der letzte Vers sinnlos ist, bedarf wohl keines Beweises. Doch kenne ich nur einen Herstellungsversuch, nämlich F. W. Schmidts unzureichendes ὄμμασιν statt ὀνόμασιν (Krit. Stud. III, 29). Ich vermute:

τὰ τ' ἄλλ' ὅσ' εἰς ὄνησιν ὄντ' ἐγνώκαμεν.¹

Adespot. frg. 211 [= 267²].

51

Diesen Vers möchte ich in Erinnerung an die stehende Verbindung von τέχνη und τύχη (vgl. z. B. Agatho frg. 6 und 8 oder Menandr. Monostich. 495) also ergänzen:

τέχνης γὰρ οὐχ ἡμαρτες, <ἢ τύχη δ' ἀπῆν>.

Zur ersten Vershälfte vergleiche man Margites frg. 2 (Frg. Ep. Gr. ed. Kinkel p. 67): πάσης δ' ἡμάρτανε τέχνης, zur zweiten Aristoph. Av. 1315: μόνον Τύχα προσείη oder Aeschyl. Agam. 904: Φθόνος δ' ἀπέστω.

Adespot. frg. 426 [= 506²].

Die zwei ersten Verse dieses Bruchstückes möchte ich jetzt mit Ersetzung des unverständlichen ταῦτα der Handschriften durch γαῦρα wie folgt schreiben:

Πάντων τύραννος ἢ τύχη 'στὶ τῶν θεῶν,
τὰ δ' ἄλλ' ὀνόματα γαῦρα πρόσκειται μάτην —.

Welche sonstigen Bezeichnungen der Schicksalsmacht aber der Dichter im Auge hat, wenn er von ihnen sagt, daß sie dieser als stolze und hochtrabende, aber inhaltleere Namen beigelegt werden, dies zeigt am besten die augenscheinliche

¹ Der Ursprung der Verderbnis mag in dem einstigen Ausfall von ὄντ' zu suchen sein, welches Wort dann über ὄνησιν oder ὄνασιν nachgetragen wurde, etwa so: ON^{ONT}ACIN. Der Rest wird Anpassung und Zurechtmacherei gewesen sein.

Nachbildung unserer Verse bei Menander frag. 482—483 (Kock III, p. 139).

52

*Τύχη κυβερνᾷ πάντα, ταύτην καὶ φρένας
δεῖ καὶ πρόνοιαν καὶ θεὸν καλεῖν μόνην,
εἰ μὴ τις ἄλλως ὀνόμασιν χαίρει κενοῖς.*

Oder auch Euripides Hecub. 488ff.:

*ὦ Ζεῦ, τί λέξω; πότερά σ' ἀνθρώπους ὄρᾷ
ἢ δόξαν ἄλλως τήνδε κεκτηῖσθαι μάτην,
τύχην δὲ πάντα τὰν βροτοῖς ἐπισκοπεῖν;*

Ζεύς, πρόνοια, μοῖρα, εἰμαρμένη, αἶσα, πεπωμένη — dies sind einige jener nach der Meinung unseres Dichters nichts-sagenden Prunknamen, welche den Platz der *τύχη* usurpiert haben.

Das Adjektiv *γαῦρος* und seine Derivate *γαυροῦμαι* und *γαύρωμα* begegnen bei Euripides häufig, während sie dem Äschylos insgesamt ebenso fremd sind wie dem Sophokles; aber auch der Inhalt des Bruchstückes ist schwerlich mit der von Wachsmuth (Stobaei Anthologium I zu 86, 3 u. 87, 4) vermuteten Autorschaft des Äschylos vereinbar. Zur Verbindung *ὀνόματα γαῦρα* — *μάτην* vgl. Hippol. 502 und Troad. 1250. (Vermutet ward *ὅσιος δέ, γαῦρον* [statt *ὅσιος δέ γ' ἔτερον*] *ὄνομα, τιμωρῶν πατρί* Orest. 547, von Nauck. Vgl. auch *λόγους γαῦρους* Synes. p. 1a).

10. Ein griechisches Komödienbruchstück in dorischer Mundart.¹

Mit einem Textbilde in Lichtdruck.

Die im folgenden mitgeteilten Verse sind der erste und ¹ bisher der einzige Überrest dorischer Lustspiieldichtung, welcher nicht durch die vermittelnde Hand eines zitierenden Schriftstellers hindurchgegangen, sondern in direkter Überlieferung aus dem Altertum auf uns gelangt ist. Daß diese Überlieferung eine ungewöhnlich treue ist, dafür sprechen, von dem Alter der Papyrushandschrift abgesehen (welches Karl Wessely nicht über das Zeitalter des Kaisers Augustus hinabrücken zu dürfen glaubt), mehrere Umstände, welche auf die sorgfältige Rezension eines Grammatikers deutlich hinweisen, insbesondere die streng dorische Akzentuation einzelner Worte und die den Text begleitenden Scholien.

Als ich im verflossenen Sommer eine große Zahl von literarischen Papyrus durchmusterte, fand ich dieses Blatt bereits mit dem von Wesselys Hand herrührenden Vermerk versehen: „Gänzlich unbekannt, dorischer Dialekt“. Daß es Komödienverse sind, die uns hier vorliegen, war nicht schwer zu erkennen; und wieder war, nachdem ich auf die Herkunft des Stückes aus der dorischen Komödie hingewiesen hatte, Karl Wessely derjenige, welcher die trochäische Versform zuerst mit Sicherheit erkannte. Ihm verdanke ich auch eine Abschrift dieses Fragmentes, welche die zuerst von mir angefertigte Kopie in erwünschter Weise

¹ Wien 1889, aus dem V. Bande der „Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer“.

ergänzt hat, während die Lesung und versuchsweise Herstellung der Scholien, deren Entzifferung die geschwächte Sehkraft meiner Augen nicht gewachsen wäre, ganz und gar sein Verdienst ist. Mir ward die kritisch-exegetische Behandlung des Fragmentes und der Versuch überlassen, die sich daran knüpfenden literar-historischen Fragen zu beantworten. Ich lasse den Text folgen, in welchem ich nur jene Buchstaben nicht in Klammern eingeschlossen habe, die entweder vollständig erhalten sind oder deren einstiges Vorhandensein durch unzweideutige Reste bezeugt ist. Daß meine Supplemente nicht insgesamt auf gleiche Sicherheit Anspruch machen, ist selbstverständlich; über Einzelfragen der Kritik und Erklärung verbreitet sich der Kommentar.

2

Text.

Τῇλ' ἀπε]νθῶν τεῖδε θωκησῶ τε καὶ λεξοῦ[μ' ἐγὼν
 πᾶσιν ὕ]μειν (1. ὕμιν) ταῦτα καὶ τοῖς δεξιωτέροις [ἀμῶι·
 σοφὸς] ἐμὴν δοκεῖ τε πάγχυ καὶ κατὰ τρόπ[ον φρονῶν
 ὅτις ἔφα βο]ροτῶς ἐπεύξασθ', αἳ τις ἐνθυμῆν γ[α λῆι,
 5. μὴ τάπερ] γ' ὠφείλον· ἔνθεν ὕσπερ ἐκελή[θην ἔμεν
 οὐ ποκ' εἰμ', οὐ] τῶν ἀγαθικῶν κακὰ προτιμάσαι θ[έλων.

τόν τε κίν]δυνόν τελέσσαι καὶ κλέος θεῖον [λαβεῖν,
 Τρωϊκὸ]ν μολῶν ἐς ἄστυ, πάντα δ' εὖ σάφα [δρακὼν
 ἄσμε]νος δίοις τ' Ἀχαιοῖς παιδί τ' Ἀτρεὺς φέ[λωι

10. σκέθρ' ἀπαγγ]εῖλαι τὰ τηνεὶ καὐτὸς ἀσκηθῆς [φρανεῖς . . .

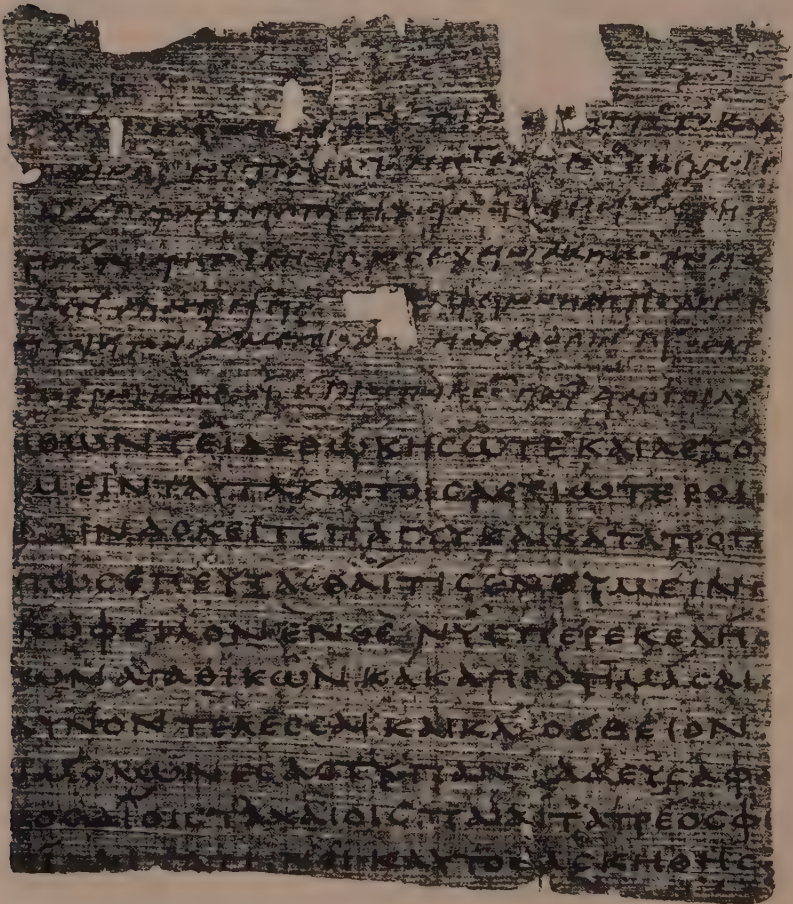
Ich lasse das Scholion nach Karl Wesselys Lesung folgen:

1. ...]π^τ π^α [π]ροσδο^α ως ει ελε^ν κ' τοις εμπ[λ]ηττο^μ ττο το καθ[...
 = πάντα = παρα = προσδοκίαν = ελεγε και τοις εμπλητιομενοις
2. ...]η παλιν προ^ο τους τραγικους λεγε^τ επει εδο^α εκεινοι ε[...
 η unvollständig = προς = λέγεται = ἐδόκουν oder σ[...]
3. ...]η^τ δ' παραλείπεται στιχιδια δι[ων] η συναρτησι[ς]
4. ...]ετιμ^ι τωι αριστοξενωι προσεχειν ακηκοεναι δ' [.
5. ...]ομεν^ο αναστρεφειν ωφειλον ηδη τις λογ^ο ελ[...
 = ομενος oder ομενον = λόγος
 oder ομενον

- 6 ... *ει τοιουτον* (*μετριον* ... *η ανθρωπιν* *πρ° ο αντι* [...
ει unsicher; Orientierungszeichen = *-ων* = *προς*
vielleicht! *ου* d. Scholions, nicht Abkürzung
7. *πορρωι καθεδου* *κ' προσποιησο* *παν* *διαπεπραχ*^θ
= *καθεδου(αι)* oder *-μ(ενος)* = *και* siehe *καθεδου* = *-τα* = *-θα*
oder *μ(εθα)* usw.

Der erste Poetename, der uns beim Anblick eines dorischen Komödienbruchstückes in den Sinn kommt, ist derjenige Epicharms. Ebenderselbe Name aber ist es, zu welchem uns die Umschau über die hier in Frage kommenden Möglichkeiten und die eingehende Prüfung aller einschlägigen Beweismomente wieder zurückführt. Doch der Ermittlung des Dichters muß jene des Inhaltes der Dichtung vorangehen. V. 9 begegnen uns die Achäer und der Sohn des Atreus, d. h. in diesem Zusammenhang: der König und Heerführer der Griechen, Agamemnon. Der Stoff unseres Dramas ist somit der griechischen Heldensage und aller Wahrscheinlichkeit nach dem troischen Sagenkreis entnommen. Daß es ein Lustspiel ist, dies lehren uns nicht nur die Worte des Scholions, Z. 2: *πρὸς τοὺς τραγικοὺς λέγεται*, die einen deutlichen Hinweis auf die parodistische Behandlung eines tragischen Stoffes enthalten; nicht weniger entscheidend sind die Textesworte (V. 2): *καὶ τοῖς δεξιωτέροις*, mit welchem sich der Dichter ganz und gar in der Weise des Aristophanes (siehe Kommentar) an das Theaterpublikum wendet. Versuchen wir es, die Situation, welche unser Bruchstück uns vorführt, zu ergründen, so gelangen wir ebenso leicht als sicher zu dem folgenden Ergebnis. Es ist hier von einem gefahrvollen, dem, der es vollbringt, unsterblichen Ruhm ver-³ leihenden Unternehmen die Rede (V. 7); und dieses Wagnis besteht darin, daß ein Held als Späher in eine feindliche Stadt eindringt und, aus derselben unversehrt zurückkehrend, dem Griechenheer und seinem Führer wichtige Kundschaft überbringt (V. 8—10). Der Schauplatz unserer Szene befindet sich somit wohl nicht ferne von den Mauern Trojas, und der Held, der jene Späherdienste verrichten wird oder verrichten zu wollen vorgibt, wie sollen wir ihn wohl benennen? In einer bekannten homerischen Erzählung (Od. δ, 242ff.)

geht Odysseus als Späher nach Ilion. Dasselbe Abenteuer hat der Dichter der kleinen Ilias behandelt (vgl. Epicorum



Griechischer (liter.) Papyrus Nr. 250. Originalgröße.

fragmenta, ed. Kinkel, vol. I, p. 37 und Welcker, Epischer Zyklus, II¹, S. 241); von den tragischen Dichtern hat Sophokles in den „Lakonerinen“, Ion in den „Wächtern“ und ein Unbekannter in dem „Trugboten Odysseus“ den gleichen Gegenstand verwertet (vgl. Nauck, Trag. graec. fragm., I¹, p. 574, 652, 767). Die Wahrscheinlichkeit, daß |der Ithakesier der

Held auch unseres Bruchstückes ist, wird durch den Umstand sehr erheblich verstärkt, daß eben er und er fast allein unter den Heroen der trojanischen Sage eine Lieblingsfigur der Lustspiieldichtung geworden ist; verzeichnet doch Meinekes Index nicht weniger als sieben *Ὀδυσσεύς* und *Ὀδυσσεύς* betitelte Erzeugnisse der attischen Komödie. Vereinigen sich somit alle Indizien darin, uns auf eine und dieselbe Gestalt hinzuweisen — die epische Überlieferung, der den parodistischen Spott herausfordernde Vorgang der tragischen und die Gepflogenheit der komischen Dichter —, so tritt als ein letztes und entscheidendes Anzeichen noch das folgende hinzu, welches zugleich den Gang unseres Dramas wenigstens eine kurze Strecke weit hell beleuchtet. Ich spreche von dem Satz des Scholions (Z. 7): *πόρρωι καθεδοῦμαι (αἰ) καὶ προσποιήσομαι πάντ(α) διαπερᾶσθ(αι)*. Man drehe und wende diese Worte soviel man will, man wird ihnen keinen anderen Sinn zu entlocken vermögen als diesen. Der verschlagene Held, der zum Späheramte bestimmt war, — und wie sollte zu solchem Geschäfte ein anderer erkoren werden? — wendet seine Verschlagenheit nicht gegen den Feind, sondern gegen seine eigenen Auftraggeber, denen er weismachen will, die kühne Tat ruhmvoll vollbracht zu haben, während er in Wahrheit fern von der feindlichen Stadt gewellt und in aller Muße das Märchen ersonnen hat, durch welches er den Hirten der Völker und seine Scharen zu täuschen gewillt ist. Und da zweifle man noch daran, daß der geriebene Schlaukopf Odysseus vor uns steht! — ebenderselbe Schlaukopf, der sich im Beginn des Feldzuges durch erheuchelten Wahnsinn der Teilnahme an dem gefährvollen Unternehmen zu entziehen versucht hat (vgl. die Bruchstücke des „Wahnsinnigen Odysseus“ des Sophokles bei Nauck, S. 184). Wer aber sind diejenigen, an welche die Rede des Laërtiers sich wendet? Schwerlich ein Gefolge von Getreuen, denn ein Kundschafter pflegt seine Sendung allein und ohne die Begleitung von Dienern oder Knappen zu vollführen. Vielmehr werden es Bewohner der Troas sein, die er außerhalb des Griechenlagers angetroffen hat und denen er als

fremder Eindringling eine Auskunft oder Rechenschaft schuldet. Auf geistig Tieferstehende, für welche die witzige und subtile Wendung, die der Sprecher gebraucht, nicht eigentlich bestimmt sein kann, scheint der Zusatz *καὶ τοῖς δεξιωτέροις* hinzuweisen, — ein Kompliment für die Zuschauer, das zugleich dazu dienen mag, das Mißverhältnis zwischen dem Inhalt der Rede und den Personen, an welche sie gerichtet ist, wie beiläufig zu entschuldigen. Soweit also wären wir über den Gang unseres Lustspiels im reinen. Odysseus ward als Späher nach Troja entsandt; er macht außerhalb des Griechenlagers nach langer Wanderung Halt und benützt seine Rast dazu, jenen, die ihn um das Ziel seiner Reise befragen, und zugleich dem Publikum von seiner trügerischen Absicht Kunde zu geben. Welche Wendung das Drama in seinem weiteren Verlaufe genommen, und durch welche Mittel der Dichter solch eine Wendung herbeigeführt hat, dies wird uns wohl, wenn nicht ein neuer glücklicher Fund darüber Licht verbreitet, für immer verborgen bleiben.

Trachten wir nun den Dichter der vor uns liegenden Lustspielszene zu ermitteln, so können wir zunächst den Kreis, innerhalb dessen wir ihn zu suchen haben, dadurch verengern, daß wir die Methode der Ausschließung unserem Zwecke dienstbar machen. An den Tarentiner Rhinthon oder an dessen jüngere Nachfolger zu denken, hindert uns mancherlei. Ich lege wenig Gewicht auf den Umstand, daß unter den mythischen Stoffen, über deren parodistische Behandlung durch Rhinthon wir durch gelegentliche Erwähnungen unterrichtet sind, sich kein hierher gehöriger findet.¹ Auch die
5 Tatsache möchte ich nicht allzu stark betonen, daß unser

¹ Es sind dies *Ἀμφικτύων*, *Δούλος Μελέαγρος*, *Ἡρακλῆς*, *Ἰοβάτης* (oder *Ἰοβάται*? was der fehlerhaften Schreibung bei Herodian π. μον. λέξ. p. 64 L. *εὐνοβάται* näher kommt; man denke an die *Ἀρχιλοχοὶ* und *Ὀδυσσῆς* betitelten Komödien), *Ἰφιγένεια ἐν Αὐλίδι*, *Ἰφιγένεια ἐν Ταύροις*, *Μήδεια*, *Ὀρέστις*, *Τηλέφος*. Christ, Griechische Literaturgeschichte¹, S. 412, nennt freilich nur eine *Ἰφιγένεια* und vergißt der *Medeia* nicht weniger als des *Meleagros* und *Iobates*. Sämtliche Titel, aber freilich nicht die Bruchstücke, bietet Sommerbrodt, *De phylacographis graecis* (Breslau, 1875), p. 47.

Bruchstück V. 3 die gemein-dorische Form $\epsilon\mu\acute{\iota}\nu$ und nicht die für Rhinthon bezeugte, vorzugsweise tarentinische $\epsilon\mu\acute{\iota}\nu\eta$ darbietet (Apollonius de pron., 104c). Schwerer wiegt das vollständige Fehlen trochäischer Versmaße in den Fragmenten der Dichtungen Rhinthons. Geradezu entscheidend aber scheint mir die Anführung des Aristoxenos beim Scholiasten (Z. 4), unter dem wohl sicherlich kein anderer als der berühmte Rhythmiker dieses Namens zu verstehen ist. Denn der Schüler des Aristoteles kann zwar das Auftreten des Rhinthon, der unter Ptolemäus I. geblüht hat, sehr wohl noch erlebt haben; daß er aber dessen Dramen philologischer Behandlung unterzogen hat, muß selbstverständlich als unmöglich gelten. Da wir somit über das Zeitalter des literarischen Schöpfers der Hilarotragödie hinausgewiesen werden, so bleibt uns nur jene Gruppe syrakusanischer Poeten übrig, welche tragische Stoffe in travestierender Form dargestellt haben. Daß unser Fragment dem Phormis oder Deinolochos angehöre, diese Annahme, welche schwerlich einen ernsten Vertreter finden wird, läßt sich zwar nicht durch zwingende Beweisgründe widerlegen, allein es spricht kein Atom von Wahrscheinlichkeit für dieselbe. Die Dramen des ersteren, von welchen kein Grammatiker oder Lexikograph uns auch nur das winzigste Bruchstück erhalten hat, scheinen früh verloren gegangen zu sein und keine sorgfältige kritische Pflege genossen zu haben. Nur um wenig besser mag es mit den Werken des Deinolochos gestanden haben, von denen wir „einige unbedeutende Fragmente“ besitzen (man vergleiche die kaum über die Angabe einzelner Wortformen sich erhebenden Überreste bei Lorenz, *Leben und Schriften des Epicharmos*, S. 305—307). Aber niemand wird behaupten wollen, daß ein neu auftauchendes, umfangreiches und die Spuren einer sorgsam Rezension aufweisendes Bruchstück sich mit einer mehr als infinitesimalen Wahrscheinlichkeit diesem Komödiendichter zuschreiben ließe, von dessen „mythologischen Travestien“ wir überdies nur fünf Titel kennen (ebend. S. 87), die dem vorliegenden Sagenstoffe insgesamt gleichmäßig fremd sind. Ernstlich in Frage kommt einzig und allein der ungleich

größere Vorgänger des Deinolochos. Und hier vereinigt sich in der Tat alles, um uns wie mit Fingern auf denselben hinzuweisen und einen von Gewißheit kaum zu unterscheiden Grad von Wahrscheinlichkeit zu schaffen. Epicharmos, der hervorragendste und gefeiertste unter allen griechischen Lustspieldichtern, welche sich der dorischen Mundart bedient haben, ist lange und viel gelesen worden. Beweis dessen die große Zahl stattlicher Bruchstücke, die wir besitzen. Einer der gelehrtesten Grammatiker des Altertums, Apollodores von Athen, dessen Leben sich bis nahe an das Ende des 2. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung erstreckte, hat seine Dramen in eingehendster und ausführlichster Weise erklärt; vgl. Lorenz, a. a. O. S. 41—42. Daß Aristoxenos sich mit Fragen der epicharmischen Textkritik befaßt habe, dies war uns freilich bisher unbekannt; aber auch seine grammatische Beschäftigung mit Homer wäre uns bis zur Stunde verborgen, wenn nicht eine kleine Notiz des Eustathius (zu Ilias N, 359) uns hierüber eine überraschende, von Karl Müller (Fgm. hist. gr. II, p. 283) sicherlich wohl gedeutete und mit zwei anderen geringfügigen Notizen in richtigen Zusammenhang gebrachte Kunde erhalten hätte. Und daß der Philosoph dem vorzugsweise philosophischen Dramendichter, der dorische Tarentiner seinem sizilischen Volksgenossen, der Jünger der Pythagoreer dem jener Schule nahestehenden Poeten lebhaften Anteil geschenkt hat, — wie sollte uns dies wundernehmen? Zu allem Überflusse konnten wir die Vertrautheit des großen Rhythmikers mit den Dramen des Syrakusaners und eindringliche Beschäftigung mit denselben bereits längst aus der Mitteilung des Athenäus (XIV, 648 d) über ein pseudo-epicharmisches Werk erschließen, welches eben Aristoxenos dem Flötenspieler Chrysogonos als seinem wirklichen Urheber zugewiesen hat.¹ Doch auch Inhalt

¹ In einer Anmerkung darf auch eine bescheidene Vermutung Unterkunft finden. War nicht vielleicht auch der Umgang, den Aristoxenos mit dem jüngeren Dionysios nach dessen Vertreibung zu Korinth gepflogen hatte, ein Band, welches ihn mit den Dichtungen des Epicharm verknüpfte? Der ehemalige Tyrann hatte diesen eine gelehrte Mono-

und Form unseres neuen Bruchstückes stimmen aufs beste zu der Voraussetzung, daß es aus Epicharms Schreibrohr geflossen sei. Auf mehrfache sprachliche Anklänge wird der Kommentar hinweisen. Die Geringachtung der Bühnenillusion, welche die direkte Anrufung der Zuschauer (*καὶ τοῖς θεῶι-
τέροις*) bekundet, die nicht etwa, wie zumeist bei Aristophanes dem Chor, sondern einer Person des Dramas selbst in den Mund gelegt wird, paßt gar wohl für den Poeten, der durch die weitläufige Darlegung spekulativer Lehren so oft den täuschenden Schein der szenischen Vorgänge durchbrochen hat. Und die allgemeine Sentenz über die Verkehrtheit und Verderblichkeit menschlicher Wünsche und Bestrebungen (V. 3—5), verrät sie nicht eben die Hand des vor allen anderen gnomischen Dichters, während der lustige und fast possenhafte Gebrauch, den der Redende von der ihm geliehenen Spruchweisheit macht, ganz und gar des Dramatikers würdig ist, der die tiefsinnige „Werdelehre“ des Heraklit in so ergötzlicher Weise auf das Verhältnis des Schuldners und Gläubigers zu übertragen verstanden hat?¹ Und jeder etwa noch übrig bleibende Zweifel muß vor der Tatsache verstummen, daß das Dramenverzeichnis unseres Dichters einen Titel enthält, nach welchem das vorliegende Bruchstück gleichsam zu rufen scheint. Ich spreche von dem *Ὀδυσσεὺς ἀντόμολος*, in welchem man längst eine Dar-

graphie gewidmet (Suidas s. v. *Διονύσιος*). Aus seinem Munde konnte der Peripatetiker manch eine syrakusanische Lokaltradition auflesen. Vielleicht deutet das in einem kritischen Scholion so befremdliche *ἀκηκοέναι* nach den Worten: *τῷ Ἀριστοξένῳ προσέχειν* eben darauf hin. Das Wort erinnert wenigstens an eine bezeichnende individuelle Eigentümlichkeit des Aristoxenos, der sich augenscheinlich auf mündliche Überlieferungen, die er der Vergessenheit entrissen zu haben wähnt, nicht ohne Selbstgefälligkeit zu berufen liebte. Vgl. Jamblichus de vita Pythagorica ed. Nauck, p. 162, 10: *ἐκ τε ὧν Ἀριστόξενος αὐτὸς διακηκοέναι φησι Διονυσίου τοῦ Σικελίας τυράννου κτέ.* (Frg. 9, Müller) oder Cyrillus contra Jul., VI, p. 208: *λέγει δὲ ὁ Ἀριστόξενος ἀφηγούμενος τὸν βίον τοῦ Σωκράτους ἀκηκοέναι Σπινθάρου τὰ περὶ αὐτοῦ κτέ.* (Frg. 28, Müller).

¹ Vgl. Jacob Bernays, Epicharmos und der *Ἀύξανόμενος λόγος*, Rh. Mus., VIII, 280 ff. [= Ges. Abhandl. I, 109 ff.]

stellung der trojanischen Späher sendung des Ulysses erkannt hat (vgl. Lorenz, a. a. O. S. 135 und 247).

Kommentar.

- V. 1. *Τῇλ' ἀπενθὼν*. Die Ergänzung *τῇλε* beruht auf der Erwägung, daß von dem sich Niederlassenden eine Motivierung seines Ruhebedürfnisses erwartet wird. Dazu kommt *πόρρωι* im Scholion (Z. 7); vgl. Hesychius: *τῇλε· μακρὸν, πόρρω*. Zu *ἀπενθὼν* denke man das Schiffslager als Ausgangspunkt der Wanderung; *τῇλε* im Sinne von *τηλόθεν* wie bei Homer, Ilias, B 863: *τῇλ' ἐξ Ἀσκανίης*. Die Schreibung *ΙΘΩΝ*, welche sicherlich keine andere als die im Text vorgeschlagene Lesung gestattet, lehrt, daß diese Form, über welche man G. Meyer, Griech. Grammatik², S. 178 und Morsbach in Studien zur griech. und lat. Grammatik, X, S. 31 zu Rate ziehen mag, dem Epicharm zurückzugeben ist, trotz der von Ahrens, De Graecae linguae dialectis, II, p. 110—111 geäußerten Bedenken. Zu *τεῖδε* vgl. G. Meyer, a. a. O. S. 341.
- 7 Die durch die dorischen Inschriften bezeugte Form ist in den Theokrit-Handschriften zumeist durch *τῇδε*, *τῆδε* und *τᾶδε* verdrängt worden. *Λεξοῦμ' ἐγών*. Stünde der deutlich erkennbare Zirkumflex oberhalb des *Υ* nicht im Wege, so würde ich *λεξοῦμεθα* vorziehen, mit jenem statthaften Übergang vom Singular zum Plural, über welchen Lobeck, Sophoclis Aias², 152—153 und Kühner, Griech. Grammatik, II², 74—75 ausreichend handeln.

V. 2. Ich schrieb *ὑμῖν*, weil der Zusammenhang kaum eine andere Lesung zu gestatten scheint, wenngleich der rätselhafte Buchstabenrest am Anfange der Zeile sich einer sicheren Deutung entzieht. Zu *δεξιωτέροις* vgl. Aristophanes Nub., V. 518, Bergk: *ὡς ὑμᾶς ἡγούμενος εἶναι θεατὰς δεξιούς*, ebend. V. 527: *Ἄλλ' οὐδ' ὡς ὑμῶν ποθ' ἐκὼν προδώσω τοὺς δεξιούς*, ferner Equ., V. 228: *καὶ τῶν θεατῶν ὅστις ἐστὶ δεξιός*. An den ersten zwei Stellen spricht der Chor, an der letzten der Demos.

V. 3. *πάγχν* war bisher aus den Überresten des Epicharm sowohl als aus jenen des Sophron nicht nachgewiesen. Doch

kann uns das vereinzelte Vorkommen des der Ias und dem Epos geläufigen Wortes, welches auch bei Äschylus (Sept. V. 628, Weckl.), Pindar (Pyth. II, 82) und Aristophanes (Ran. V. 1531) je einmal auftritt, nicht befremden, zumal hier, wo ein heroischer Gegenstand parodistisch behandelt wird. Zu *κατὰ τρόπον φρονῶν* vgl. Epicharm, B Frg. 23, Lorenz [= 283 Kaibel]: οὐδὲ εἰς οὐδὲν μετ' ὀργᾶς κατὰ τρόπον βουλευέται.¹ Statt an *φρονῶν* ließe sich übrigens auch an *νοῶν* denken.

V. 4. Der Infinitiv *ἐπεύξασθαι* verlangt einen Subjektsakkusativ, welchen ich mit Rücksicht auf die Allgemeinheit der Sentenz und auf die überlieferten Buchstaben *ΠΩC* in *βροτῶς* am sichersten zu finden meine. Die Schreibung — *ως* dem Epicharm (mit Ahrens, l. l. p. 169) abzusprechen, scheint nicht der mindeste Grund vorhanden. Der selbst in den Gedichten Theokrits trotz ihrer direkten Überlieferung mehrfach verwischte, aber in den besten Handschriften häufig erhaltene und gelegentlich auch unter dem Schutz einer Korruptel (wie des von Reiske gebesserten *ἄθλω*, XXIII, 56, Ziegler) geborgene Dorismus ist unserem Autor wiederzugeben, wie denn dieser Ausgang gelegentlich (so Frg. 40 [= 170 Kaib.], V. 13 L.) von G. Hermann und Cobet hergestellt worden ist. Wie wenig die Handschriften der zitierenden Schriftsteller in diesen Fragen bedeuten, erhellt, nebenbei bemerkt, aus dem Umstande, daß die Artikelform *τῶς* zweimal bei Epicharm vom Versmaße gebieterisch gefordert wird, aber an beiden Stellen, S. 255 und 268 L., der handschriftlichen Überlieferung allem Anschein nach ganz und gar fremd ist. [Nur an der zweiten Stelle (Frg. 170,

¹ Wenn dieser Vers bei Lorenz (S. 261) mit einem Sternchen, dem Zeichen zweifelhafter Echtheit, versehen ist, so beruht dies einzig und allein auf dem nichtssagenden Umstande, daß Trincavelli, der Veranstanter der Editio princeps des Stobäus, in seiner mittelmäßigen Vorlage statt des Lemma der maßgebenden Handschriften (AMS) *τοῦ αὐτοῦ* (d. h. *Ἐπιχάρμου*) die Angabe *Ἐνριπίδου* vorgefunden hat (Stob. Flor. 20, 10). Letztere ist „nur aus dem Folgenden fälschlich hinaufgerückt“, eine Art von Irrung, die „speziell bei Trincavelli sehr häufig“ ist, wie Otto Hense mir freundlich mitteilt.

V. 13), nicht an der ersten (Frg. 254, V. 5) hat auch Kaibel τὼς angenommen.] Zu ἐνθυμεῖν vgl. Epicharm, B 13, 14 L. [270 K.]: νυκτὸς ἐνθυμητέον. Zu αἰ—λῆ vgl. B Frg. 40, V. 7 L.: αἰ δὲ λῆ τις, V. 10—11: αἰ—λῆ τις; B 42, V. 4 L.: αἰ λῆς καταμαθεῖν; siehe auch B 30, B 41 V. 10 L.; desgleichen Lorenz, S. 226, 227, 236. [Siehe die Stellen in Kaibels Wortregister.]

V. 5. Zu ἐπεύξασθ(αι) — | μὴ τάπερ γ' ὠφείλον vgl. z. B. Soph. Philoct. 66—67: εἰ δ' ἐργάσει | μὴ ταῦτα κτέ. Dem hier auftauchenden ὦς im Sinne von οἶ kommt die in den Söldnerinschriften von Abu Simbel erscheinende Form ὦς, s Inscr. gr. ant., 482a, Z. 3, am nächsten. Erschließen konnte man die dorische Form ὦς aus dem bei Sophron, Frg. 91 (Ahrens) [= 75 K.] vorkommenden, von diesem Gelehrten mit Unrecht angetasteten πῶς, welchem überdies auch in dem seither bekannt gewordenen ὄπυς (Carapanos, Dodone usw., Pl. XXXVII, 4) eine neue Stütze erwachsen ist. Dasselbe verhält sich zu ποῖ genau wie ὦς zu οἶ, nur daß in letzterem Falle auch das Mittelglied οἶς in der durch die delphischen Manumissionsurkunden vielfach erhaltenen Formel: οἶς κατρέχη uns zu Gebote steht. Vgl. Aug. Ficks Zusammenstellungen in Bezzenbergers Beiträgen, III, S. 281 und im allgemeinen G. Meyer², S. 295. Zu ἐκελήθην vgl. Epicharm, Μοῦσαι Frg. 4, V. 2 (Lorenz, S. 238) [= 71 K.]: καὶ κῆνον ὁ Ζεὺς ἔλαβε κήκελήσατο, siehe auch Ahrens, II, p. 346 Die hier erscheinende Form des Passivaorists: ἐκελήθην statt ἐκελήσθην ist eben diejenige, welche man nach Sophrons ἐξ ἐνὸς κελεύματος (Frg. 51 Ahrens [= 25 Kaibel]) bei Epicharm anzutreffen füglich erwarten konnte. [Fraglich, da jetzt im Lichtdruck das θ sehr zweifelhaft ist, während es in den Probedrucken sehr sicher schien.]

V. 6. Das Adjektiv ἀγαθικός war bisher den literarischen Denkmälern fremd. Man kannte es nur aus der Glosse ἀγαθικά· τὰ σπονδαῖα in der Συναγωγή λέξ. (Bekker, Anecd. Gr., T. I, p. 324), bei Zonaras, p. 31 und Suidas s. v. Man vergleiche das eng verwandte ἀνδραγαθικός, welches in der hippokratischen Schrift „De articulīs“, c. 78 (IV, 312 Littré) begegnet: ἀνδραγαθικώτερον τοῦτο καὶ τεχνι-

κώτερον. In προτιμάσαι beachte man die den dorischen Akzentuationsregeln entsprechende Betonung des Wortes, die sich auch V. 10 in ἀπαγγεῖλαι wiederfindet. Vgl. Ahrens, II, p. 27 und 300; nicht minder in θωκησῶ V. 1.

Den hier erscheinenden Gedanken: „Die Menschen wünschen oft das, was ihnen zum Schaden gereicht“ findet man ausführlich dargelegt in dem Platon zugeschriebenen Alcibiades II, 142d ff.: *κινδυνεύει γοῦν, ὃ Ἀλκιβιάδης, φρόνιμός τις εἶναι ἐκεῖνος ὁ ποιητής, ὃς δοκεῖ μοι φίλοις ἀνοήτοις τισὶ χρησάμενος ὁρῶν αὐτοὺς καὶ πράττοντας καὶ εὐχομένους ἄπερ οὐ βέλτιον ἦν, ἐκείνοις δὲ ἐδόκει, κοινῇ ὑπὲρ ἀπάντων αὐτῶν εὐχὴν ποιήσασθαι*. Es folgen jene zwei Verse eines unbekannten alten Dichters, welche in der Anthologie, X, 108 (Dübner, II, p. 271) in verbesserter Gestalt wiederkehren und auch sonst mehrfach (siehe Nauck in *Mélanges gréco-rom.*, III, 577), darunter bei Orion Anthol. V, 17 mit dem bemerkenswerten Zusatz: *ἐκ τῶν Πυθαγορικῶν*, angeführt werden: *Ζεῦ βασιλεῦ, τὰ μὲν ἐσθλὰ καὶ εὐχομένοις καὶ ἀνέυκτοις | ἄμμι δίδου, τὰ δὲ λυγρὰ καὶ εὐχομένων ἀπερύκοις*. Nun beachte man den scurrilen Gebrauch, welcher von dieser Sentenz gemacht wird. Zunächst erfährt der Gedanke die ungehörlichste Verallgemeinerung. Es wird ohne weiteres vorausgesetzt, daß die Menschen allezeit das wünschen und erstreben, was ihnen zum Unheil gereicht; und dann soll der also verzerrte und ins Ungemessene erweiterte Satz zur Rechtfertigung einer Pflichtverletzung dienen. „Weil die Sterblichen“ (so etwa spricht unser Odysseus) „das erflehen und erstreben, was sie, bei Lichte besehen, nicht erstreben sollten, — darum werde ich den übernommenen Auftrag nicht vollführen und mich der aus ihm erwachsenden Gefahr entziehen.“ Die wenigen Ergänzungen, durch welche wir den aus den erhaltenen Worten deutlich hervorschimmernden Gedankengang vollends zum Ausdruck gebracht haben, bedürfen schwerlich einer eingehenden Begründung. Doch sollte es auch gelingen, das Fehlende in anderer und besserer Weise zu ergänzen, sicherlich wird niemand der Annahme entraten können, daß zwischen diesen und den nunmehr

folgenden Versen (7—10) eine Lücke klafft. Daß unser Text kein lückenloser ist, dies lehren uns die Worte des Scholions Z. 3: *δ' παραλέλειπται στιχίδια, δι' [ὧν] ἡ συνάρο-*
 9 *τησι[s]* (etwa *ἐπετελείτο*). Ich möchte zwar nicht unbedingt dafür einstehen, daß diese Angabe sich auf die von uns angenommene Lücke bezieht. Denn die Sicherheit solch eines Schlusses wird durch den Umstand beeinträchtigt, daß zwischen jenen Worten der Scholien und dem Schluß derselben: *πρὸς ὃ ἀντίκειται]* . . . *πόρρωι καθεδοῦμαι καὶ προσποιήσομαι πάντα διαπεπραχθαι*, welcher augenscheinlich eine Paraphrase der uns vorliegenden Verse ist, einiges in der Mitte liegt, dessen Beziehung auf den uns erhaltenen Text zum mindesten unklar ist. [Dieser Einwand wird abgeschwächt durch Diels' brieflich mitgeteilte höchst wahrscheinliche Vermutung, daß *ὡς εἰ ἔλεγε τοῖς ἐμπληκτοτάτοις* (wie er liest) Schol. Z. 1 sich auf V. 2 *τοῖς δεξιωτέροις* bezieht.] Man kann daher nicht ohne Scheinbarkeit vermuten, daß der größte Teil jener den Oberrand des Blattes ausfüllenden Scholien die Fortsetzung dessen bildet, was am Unterrand der vorangehenden Kolumne geschrieben stand, und sich somit auf einen früheren, uns unbekannten Teil dieser Lustspielszene bezieht. Doch wie dem auch sein mag, daß hier ein oder mehrere Verse ausgefallen sind, erscheint mir als zweifellos. Müssen doch die folgenden Infinitive: *τελέσσαι, λαβεῖν, ἀπαγγεῖλαι*, die jetzt jedes möglichen Bezuges entbehren, von einem Satze abhängen, in welchem der Sprecher, wenn nichts anderes, so doch dies gesagt hat: „Ich will mir den Anschein geben, ich will den täuschenden Schein erzeugen, als ob ich“ usw. Denn ein vor *κίνδυνον* eingesetztes *λῶ δὲ* würde den Anforderungen des Falles sicherlich nicht genügen.

V. 7. *Κίνδυνον* ist eher durch „gefährvolle Unternehmung, Wagestück, Wagnis“ als durch „Gefahr“ zu übersetzen, wie in den mehrfach vorkommenden Verbindungen: *κίνδυνον αἰρεσθαι, ἀναλαβεσθαι, ὑποδύεσθαι*. Zur Phrase *κλέος θεῖον λαβεῖν* vgl. Soph. Philoct. 1347: *κλέος ὑπέριστατον λαβεῖν* oder Eurip. Electr. 1084: *ἐξῆν κλέος σοι μέγα λαβεῖν*.

V. 8 und 9. Hier halte ich die Ergänzungen *δρακῶν* und *ἄσμενος* keineswegs für sicher. Vielleicht werden andere den Supplementen *φρεσὶν λαβόμενος*, *βαλόμενος* oder *πυθόμενος* den Vorzug geben. Zur Verbindung der Worte *εὖ σάφα* möge man Aeschyl. Pers., V. 786, Weckl.: *εὖ γὰρ σαφῶς τόδ' ἔστ'* und Aristoph. Pax, V. 1302, Bergk.: *εὖ γὰρ οἷδ' ἐγὼ σαφῶς* vergleichen. *Σάφα* ist von Ahrens, II, p. 345 bei Epicharm, B 1, V. 1 L. [= Frg. 254 K.] hergestellt worden, wo mir jedoch eine kleine Nachbesserung unerläßlich scheint. Unser Dichter schrieb ohne Zweifel: *Ὡς δ' ἐγὼ δοκέω — δοκέω γάρ — τί; σάφ' ἴσαμι τοῦθ', ὅτι | τῶν ξυῶν μνάμα ποκ' ἐσσεῖται λόγων τουτῶν ἔτι*. Das von uns hinzugefügte *τί;* (im Sinne von *τί λέγω*; Aristoph. Eccles. 298 Bergk oder *τί οὖν λέγω*; Menander bei Meineke, IV, S. 156) vermittelt den Übergang zwischen den Begriffen des Meinens und Wissens, die solch einer Vermittlung dringend zu bedürfen scheinen. Vgl. Xenophanes, Frg. 14 Mullach [= Vorsokr. I², 51f.]: *καὶ τὸ μὲν οὖν σαφεὲς οὔτις — εἰδώς* und: *αὐτὸς ὅμως οὐκ οἶδε, δόκος δ' ἐπὶ πᾶσι τέτυκται*. Daß *ἴσαμι* keineswegs notwendig mit dem Digamma zu lesen ist, zeigt Busiris, I, 1: *ἔσθοντ' ἴδοις* S. 223 L., wie denn die Annahme des Digamma bei Epicharm überhaupt, auch nach Ahrens' Erörterung dieses Gegenstandes (II, S. 44), zweifelhaft bleibt. Ist meine Vermutung begründet, so ist Epicharm für uns der erste, der die Figur der *correctio* (*ἐπιδιόρθωσις* oder *ἐπανόρθωσις*) in Anwendung gebracht hat, gleichwie bei ihm der älteste Gebrauch der *ἐποικοδόμησις* oder „mehrgliedrigen Klimax“ (Volckmann, Rhetorik², S. 475) nachgewiesen ist, B Frg. 44—45, S. 271 L. [Frg. 148 K.]. Zu *Ἀχαιοῖς* (V. 9) vgl. Epicharm, *Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος*, Frg. 2, V. 4 (S. 247 L.) [= Frg. 100 K.]: *τοῖς Ἀχαιοῖσιν*.

Zu V. 10 sei nur noch bemerkt, daß das dorische Ortsadverb *τηνεῖ* bisher bei Epicharm lediglich in *Ἑλλίς ἢ Πλοῦτος*, Frg. 2, S. 227 (L.) [= Frg. 35 K.] zu finden war, wo Schweighäuser die Lesart des Marcianus (Athenaeus, VI, 235f.) *τηνιδε* in *τηνεῖ δέ* verbessert hatte. Mit den von Ahrens, II, S. 361 angeführten Zeugnissen der Grammatiker über die Betonung

10 dieses und der verwandten dorischen Adverbien stimmt die Akzentuation in unserem Papyrus überein.

Der Versbau gibt zu besonderen Bemerkungen keinen Anlaß. Derselbe weist keinerlei unstatthafte Lizenzen auf. Die normale Diaeresis am Schlusse der zweiten Dipodie, der man in den bestgebauten Versen unseres Komikers begegnet (vgl. Lorenz, S. 160), bildet in unserem Bruchstück nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Die zwei Anapästen in *ἐκελήθην* V. 5 und *ἀγαθῶν* V. 6 nehmen je die sechste und vierte Stelle im Verse ein, an welchen dieselben bei unserem Dichter sehr gewöhnlich sind, Lorenz, S. 159. Der unmittelbaren Aufeinanderfolge von Anapäst und Tribachys V. 6 stehen zwei Beispiele, *Ἥβας γάμος* 17 und B 49 (Lorenz, S. 235 und 273) [= Frg. 147 u. 67 K.], zur Seite.

Was die Interpunktion, Akzentuation und die Lesezeichen betrifft, so ist darüber folgendes zu sagen. Von Interpunktionszeichen kennt unser Schreiber nur zwei, den Punkt oben und den Punkt unten, in deren Verwendung ich ein folgerichtig durchgeführtes Prinzip nicht zu erkennen vermag. Der Apostroph wird regelmäßig und nicht etwa, wie im ägyptischen Alkman- und im Marseiller Isokrates-Papyrus, nur gelegentlich angewendet. Weit unregelmäßiger ist der Gebrauch der Spirituszeichen, die nur zweimal (in *αἴ τις* V. 4 und *ῥσπερ* V. 5), und zwar beidemal in Verbindung mit Akzentzeichen erscheinen. Diese letzteren endlich werden in überwiegendem Maße Dialekt-Worten und Formen beigesellt (vgl. Lugebil, Rhein. Mus. XLIII, S. 10). Höchst befremdlich sind die Schreibungen *ἐνθὲν* und *εὖ σάφα* (die letztere minder sicher als die erstere). In jenem Worte die dorische Infinitivform *ἐνθῆν* (= *ἐνθεῖν*) zu erkennen, verbietet der Zusammenhang, wie ich meine, kategorisch. Auch bliebe der erste Gravis dabei noch unerklärt; denn einen Luxus, wie sich ihn andere alte Papyrus in betreff der Bezeichnung selbst der tonlosen Silben gestatten (siehe Blaß, Aussprache des Griechischen³, S. 129—130), auch in diesem Falle ohne besonderen Anlaß anzunehmen, dies widerspricht der Akzentarmut unseres Blattes. Eben das im Verein mit

der sonst korrekten Setzung der Akzente — ward doch sogar V. 9 der ursprünglich fälschlich gesetzte Zirkumflex über *διοις* zum Akut verbessert — scheint auch die Voraussetzung auszuschließen, der Schreiber habe das Wort irrtümlich für jene Verbalform gehalten und demgemäß betont. Unter diesen Umständen habe ich nach einer anderen, die beiden rätselhaften Schreibungen zugleich erklärenden Lösung gesucht. Wie, wenn der Grammatiker, welchem wir die Diorthose unseres Bruchstückes verdanken, jene, man möchte sagen individualisierende Handhabung der Betonung gekannt und geübt hätte, welcher wir im Codex Laurentianus der Argonautica des Apollonius so häufig begegnen?¹

[Nachwort.

Meine Zuweisung des Bruchstückes an das epicharmische Drama *Ὀδυσσεὺς ἀντόμολος* ist von keiner Seite bestritten worden. Der Text ward wiederholt von Blaß in Fleckeisens Jahrbüchern 1889 S. 261 und von Kaibel in den *Comicorum Graec. Frg. I* 1, p. 108 (1899). Ich setze das Bruchstück in der zwiefachen Gestalt, die ihm meine beiden Nachfolger verliehen haben, hierher.

Blaß.

Τῇλ' ἀπε]νθῶν τεῖδε θωκησῶ τε καὶ λεξοῦ[μ' ἀπερ
εὐχομ' ἐ]ίμειν, ταῦτα, καὶ τοῖς δεξιωτέροις [σάφα.
εὖ γὰρ ὦν] ἐμὴν δοκεῖ τε πάγχυ καὶ κατὰ τρόπ[ον
καὶ λοικ]ότως ἐπεύξασιν', αἷ τις ἐνθυμεῖν γ[α λῆ].

¹ Es werden daselbst nicht nur Präpositionen nach alter Tradition (vgl. La Roche, *Homerische Textkritik*, S. 189) akzentlos mit dem folgenden Worte verbunden; auch einsilbige Partikeln, ja selbst Paroxytona und Proparaxytona werden um ihres engen Anschlusses an das Nachfolgende oder Vorangehende willen als tonlos behandelt und geschrieben. So *ἡδηγηραλέον* I, 194, *δὴ τότ' ἐπειτα* | *εἴσειν* IV, 718—719, *κασιγνήτων προπαροῦθεν* III, 317, *ἐνθυμὲν ἀπιδανόσι* I, 38, *ἐνθάρα* | *τοίγῃς κόπτον* I, 913—914. Was dort, wo die Wortabteilung im übrigen regelmäßig durchgeführt ist, durch *σύνθεσις* und unterbleibende Akzentuierung angedeutet ward, mußte, falls unsere Vermutung richtig ist, im vorliegenden Falle durch die spezielle Bezeichnung der Tonlosigkeit ausgedrückt werden.

αἶθ' ἐγών]γ' ὄφειλον ἐνθὲν ὕπερ ἐκελήσ[αντό με·
 εἶτα μή τι] τῶν ἀγαθικῶν κακὰ προτιμάσαι θ[ανών,
 ἀλλὰ κίν]δυνον τελέσσαι καὶ κλέος θεῖον [λαβὲν
 Τρωϊκῶ]ν μολῶν ἐς ἄστυ· πάντα δ' εὖ σαφ[ανέως
 πυθόμε]νος δίοις τ' Ἀχαιοῖς παιδί τ' Ἀτρεΐος φί[λῳι
 ἂψ ἀπαγ]γείλαι τὰ τηνεῖ, καὐτὸς ἀσκηθῆς μ[ολέν].

Kaibel.

τῇλ' ἀπε]νθῶν τεῖδε θωκησῶ τε καὶ λεξοῦ[μ' ὅπως
 πιστὰ κ' ε]ῖμιν ταῦτα καὶ τοῖς δεξιωτέροι[ς δοκῇι.
 'τοῖς θεοῖς] ἐμὴν δοκεῖτε πάγχυ καὶ κατὰ τρόπ[ον
 καὶ ἐοικό]τως ἐπέξασθ', αἶ τις ἐνθυμεῖν γ[α λῆι,
 ὅσο' ἐγών]γ' ὄφειλον ἐνθ[ῶ]ν ὕπερ ἐκελή[σασθ' ἐμὲ
 τῶν παρ' ὑμέ]ων ἀγαθικῶν κακὰ προτιμάσαι θ' [ἅμα
 ἅμα τε κίν]δυνον τελέσσαι καὶ κλέος θεῖον [λαβεῖν,
 πολεμῖώ]ν μολῶν ἐς ἄστυ, πάντα δ' εὖ σαφ[ανέως
 πυθόμε]νος δίοις τ' Ἀχαιοῖς παιδί τ' Ἀτρεΐος φί[λῳι
 ἂψ ἀπαγγ]γείλαι τὰ τηνεῖ καὐτὸς ἀσκηθῆς [μολεῖν'.]

II.

Beiträge zur Kritik und Erklärung
griechischer Schriftsteller.

[Vorbemerkung. Ich habe jetzt „Beiträge“ VI, 15 ff., das heißt den Anhang, der sich bloß auf die aristotelische Poetik bezieht und an meine Abhandlungen: „Zu Aristoteles' Poetik“ gleichwie an polemische, dagegen gerichtete Äußerungen anknüpft, weggelassen, bzw. dem II. Bande der „Hellenika“ vorbehalten. Dasselbe tat ich mit dem VIII. Heft der „Beiträge“, das, von Nachträgen zu den früheren Heften abgesehen, ausschließlich Aristotelisches behandelt. Diese Nachträge habe ich an die betreffenden Stellen angereiht, mit Ausnahme der Besprechung von Demokrit-Fragmenten S. 22 bis 27, die ich gleichfalls als Erörterungen von Philosophentexten dem II. Bande vorbehalte. Wo hingegen in den vorangehenden sowohl als im nachfolgenden (IX.) Hefte einzelnes auf Philosophentexte Bezügliche vorkommt, habe ich es vorgezogen, die alte Anordnung beizubehalten, um die Leser der Sammlung, die älteren Verweisungen folgen, nicht ohne Not zu beirren. Dieselbe Rücksicht hat mich auch gehindert, den Inhalt der Hefte I und II der vorangehenden Abteilung „Zur dramatischen Poesie der Griechen“ einzuverleiben, statt ihn dieser bloß nachfolgen zu lassen.]

11. Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller.

I.

Zu den Fragmenten der Tragiker.¹

Ich vereinige in den nachfolgenden Blättern Beiträge ³ zur Auslegung und Kritik griechischer Texte, wie sie mir im Laufe langer Jahre allmählich erwachsen sind. Manches davon hat schon die doppelte Horazische Probefrist bestanden, während mir anderes erst bei der Arbeit des Niederschreibens emporschoß. An strenger, ja strengster Selbstkritik glaube ich es nicht haben fehlen zu lassen. Unlieb wäre es mir, wenn man urteilen sollte, ich habe mich durch das Streben nach erschöpfender Gründlichkeit zu lästiger Breite verleiten lassen. Noch unerwünschter, wenn man in der freimütigen Beurteilung der Ansichten hervorragender Forscher unziemliche Zuversicht oder gar kleinliche Tadelsucht erblicken wollte. In Wahrheit gebot mir die Achtung vor den Männern, deren Ergebnisse ich im einzelnen vielfach bestreite, diesen meinen Dissens ausreichend zu begründen, während mein Wunsch, den Leser nicht zu blenden, sondern zu überzeugen, es unstatthaft erscheinen ließ, an entgegenstehenden Meinungen vorüberzugehen, ohne ihre Haltbarkeit eingehend zu prüfen.

1. Aeschylus frg. 237 (Nauck) [= 241 der 2. Ausgabe].

Dieses zuerst von Bekker, Anecd. 351, 9, veröffentlichte Bruchstück der *Τοξότηδες* ist bis zur Stunde ungeheilt

¹ Wien 1875, aus den Sitzungsberichten der Kais. Akademie der Wissenschaften.

- 4 geblieben. Doch schimmert Gedanke und Ausdruck aus der Verderbnis noch deutlich genug hervor: „der beutelose Jagdtag bringt dem Waidmann nur vergebliches Mühen“. Also:

οὐπω τις Ἀκταίων' (oder Ἀκτίων') ἄθροος ἡμέρα
κενὸν πόνου πλουτοῦντ' (1. κενὸν πόνον πονουῦντ')
ἐπεμψεν ἐς δόμους.

Vgl. Pers. 682 (Dind.) τίνα πόλις πονεῖ πόνον; — Der einzige mir bekannte Besserungsversuch, derjenige Wagners, richtet sich selbst. Dieser schlug nämlich vor, zu schreiben (Trag. gr. frg. I, 114): κενὸν φόνου πλούτου τ', — wobei man nicht weiß, was unerträglicher ist, die Wahl der zwei Worte φόνος und πλοῦτος zur Bezeichnung der Jagd und ihres Ertrages, oder die Verbindung so unsäglich disparater Begriffe, wie „Mord“ und „Reichtum“.

2. Sophocles frg. 160 [= 159²].

Der bis zu vollständiger Sinnlosigkeit verderbte Vers

γλώσσης μέλισσης τῷ κατερρηκῶτι

läßt sich, wenn ich nicht ganz und gar irre, der Hauptsache nach mit evidenter Sicherheit herstellen. Die „Biene“ steht hier, wie uns der Scholiast zu Oed. Col. 481 (Nauck), der das Bruchstück erhalten hat, mitteilt, statt des von ihr bereiteten „Honigs“ — eine Gebrauchsweise, über die Gottfr. Hermann in Wolfs „Analekten“ (III, 67 ff. [= Opuscula II, 252 sqq.]) ausreichend gehandelt hat. Es ist selbstverständlich „der Honig“ gemeint, der einem Redner „von der Zunge troff“. Bedenkt man nun, daß ein ἐρρὺν κατά leicht, ja fast unausweichlich zu ἐρρηκῶτα oder ἐρρηκῶτι wurde (ähnlich hat Porson bei Aeschylus frg. 362 [= 372²] ἐρρηκῶτα στόμα verbessert zu ἐρρὺν κατὰ στόμα) und daß dieser Fehler eine weitere Zerrüttung des Verses nach sich ziehen mußte, — so wird man es schwerlich verweigen finden, wenn ich schreibe:

γλώσσης μέλισσα . . . ἐρρὺν κατά.

Die Lücke kann man sich in verschiedener Weise — beispielsweise durch τάνδρως oder durch τῷ τότε — ausgefüllt denken. Es war übrigens, da das Drama die Ἀχιλλέως

ἐρασταί, dem troischen Sagenkreise angehörte, vielleicht geradezu von Nestor die Rede, τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος 5 γλυκίων ῥέειν αὐδὴ (Il. A 249) und dessen honigsüße Rede — τὸ Νεστόρειον εὐγλώσσον μέλι — auch Euripides feiert (Frg. 891 [= 899²], wo Barnes das verderbte μέλος so trefflich gebessert hat; [Stadtmüllers μένος gilt mir als verfehlt]). Ellendts vermeintlicher Herstellung: γλώσσης μελίσση τῷ κατερρηκῶτι vermag ich weder mit noch ohne Dindorfs Amendement, wonach στόματι aus dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden zu ergänzen sei (vgl. beider Lex. Sophocl. s. v. γλώσσα), irgendwelchen Geschmack abzugewinnen. Weder der „vom Honig der Zunge“ überströmte „Redner“, noch der in gleicher Lage befindliche „Mund“ wollen mir des Dichters würdig scheinen, dem selbst die Musen gleich Platon die Lippen mit Honig gesalbt hatten. (Vita Soph. p. XII fin. Nauck und Aristoph. frg. 231a Dindorf [= 581 Kock]. Auch „Sophokles“ erkl. v. Schneidewin-Nauck 1⁶, S. 10 u. 26.)

3. Sophocles frg. 235 [= 234²].

Die fast völlig gelungene Wiederherstellung des herrlichen großen Bruchstückes der Tragödie *Θυέστης* gehört zu den schönsten Triumphen der Konjekturealkritik. Doch liefert die Behandlung des Fragments gleichzeitig einen neuen Beleg für die alte Wahrheit, daß eben die trefflichsten Kritiker nicht selten — durch ihre Erfolge zu übergroßer Zuversicht gestimmt — ihr scharfes Messer an Stellen legen, die entweder völlig heil sind oder doch weit gelinderer Heilmittel bedürfen. Haben doch in unseren Tagen nicht weniger als drei Meister der Kritik — Meineke, Nauck und W. Dindorf — hier eine gewaltsame Änderung für unbedingt geboten erachtet, die eine sorgfältige Nachprüfung nicht nur als vermeidlich, sondern als geradezu unmöglich erweist.

Die achthalb Verse schildern das Wachstum einer Zauberebe, die vom Morgen bis zum Abend alle Stadien der Entwicklung durchläuft, und lauten bei Nauck und Dindorf bis auf eine Kleinigkeit in dem noch ungebesserten Schluß übereinstimmend also:

ἔστι γὰρ τις ἐναλία
 Εὐβοίῃς αἶα· τῇδε βάκχειος βότρυς
 ἐπ' ἡμαρ ἔρπει. πρῶτα μὲν λαμπρᾶς ἔω
 κεκλημάτῳται χλωρὸν οἰάνῃθης δέμας·
 6 5 εἴτ' ἡμαρ αὖξει μέσσον ὄμφακος τύπον,
 γλυκαίνεται τε κάποπερκοῦται βότρυς·
 δειλῇ δὲ πᾶσα τέμνεται
 ὁπώρα κᾶτα κίρνεται ποτόν.

Dem aufmerkenden Leser wird es schwerlich entgehen, daß der Hinweis auf das Süßwerden der Traube in einem bestimmten Abschnitt ihres Wachstums (V. 6) an sich wenig passend ist. Denn dieser Vorgang entzieht sich ja durchaus der unmittelbaren Wahrnehmung, und der Dichter weiß doch im übrigen die Entwicklungsphasen des Rebstocks völlig sachgemäß durch Merkmale zu bezeichnen, die für das Auge des Beschauers offen zutage liegen. Neben *χλωρὸν οἰάνῃθης δέμας*, *ὄμφακος τύπον* und *κάποπερκοῦται* dürfte uns jenes *γλυκαίνεται* auch dann befremden — wenn es überliefert wäre. Und ferner: die sehr wohl zu entbehrende, wenn nicht gar lästige Süßigkeit hat aus jenem Verse eine ganz und gar nicht zu entbehrende Zeitbestimmung verdrängt. Denn warum sollten sich, während dem Morgen und dem Abend je ein Entwicklungsstadium des Weinstocks zugewiesen ist — dem ersteren das Emporschießen der Ranken, dem letzteren das Ausreifen der Trauben — in den Mittag deren zwei zusammendrängen: das Erscheinen der noch grünen Beeren und das Dunkelwerden derselben? Warum sollten nicht vielmehr den vier geschilderten Phasen des Wachstums ebenso viele Zeitabschnitte entsprechen — Morgen, Mittag, Nachmittag und Abend? Eben darauf weist aber in ganz unzweideutiger Weise die Überlieferung. Anstatt des von Meineke (zu Theocr. I, 46) vorgeschlagenen und von Nauck wie von Dindorf in den Text gesetzten *γλυκαίνεται* (der erstere hatte früher *πεπαίνεται* vermutet) bieten nämlich die Handschriften der Euripides-Scholien, die uns dieses Bruchstück bewahrt haben (zu Phoeniss. 227 [Scholia in Eurip. ed. E. Schwartz I, 282]) übereinstimmend *καὶ κλίνεται*. Darin

aber gehen sie auseinander, daß die Mehrzahl der Handschriften hierauf ein γέ folgen läßt, während die drittbeste derselben (der Parisinus) statt dessen τέ, der älteste Druck endlich keines von beiden bietet. Diese Divergenz erklärt sich am einfachsten durch die Annahme, daß die Partikel τέ, welche der Zusammenhang gebieterisch fordert, hinter dem im Munde der Spätgriechen gleichlautenden ται von κλίνεται ausgefallen, die Lücke aber einmal richtig, einmal unrichtig 7 und ein drittes Mal gar nicht ausgefüllt worden ist. Zur Anfechtung des Verses aber:

καὶ κλίνεται <τέ> κάποπερκοῦται βότρυς

liegt auch nicht der Schatten eines Grundes vor. Durch τέ-καί wird der genaue Synchronismus der beiden Vorgänge in einer Weise bezeichnet, für die sich eine Fülle von Belegen anführen ließe; doch genüge ein auch in anderer Beziehung sehr lehrreiches Beispiel, das nicht zutreffender gedacht werden kann. Herodot schildert den wunderbaren Temperaturwechsel einer libyschen Quelle, der sogenannten Sonnenquelle, IV, 181: τυγχάνει δὲ καὶ ἄλλο σφι ὕδωρ κορηαῖον ἐόν, τὸ τὸν μὲν ὀρθρὸν γίνεται χλιαρόν, ἀγορῆς δὲ πληθύνουσης ψυχρότερον· μεσαμβρίῃ τέ ἐστι καὶ τὸ κάρτα γίνεται ψυχρόν· τηνικαῦτα δὲ ἄρδουσι τοὺς κήπους· ἀποκλινομένης δὲ τῆς ἡμέρας ὑπείται τοῦ ψυχροῦ, ἐς ὃ δύεται τε ὁ ἥλιος καὶ τὸ ὕδωρ γίνεται χλιαρόν· ἐπὶ δὲ μᾶλλον ἰὸν ἐς τὸ θερμὸν ἐς μέσας νύκτας πελάζει, τηνικαῦτα δὲ ζέει ἀμβολάδην· παρέρχονται τε μέσαι νύκτες καὶ ψύχεται μέχρι ἐς ἡῶ. Sollte aber jemand an der Folge: καί-τέ-καί in diesem Zusammenhang Anstoß nehmen, so kann ihn Xenoph. Anab. I, 8, 1: καὶ ἤδη τε ἦν ἀμφὶ ἀγορὰν πλῆθουσιν καὶ πλησίον ἦν ὁ σταθμὸς κτέ. über die Zulässigkeit dieser Verbindung belehren, während sich die Notwendigkeit derselben im vorliegenden Falle aus der Erwägung ergibt, daß das Subjekt zu κλίνεται, nämlich ἡμᾶς, aus V. 5 zu entnehmen ist, die beiden Verse mithin enger zu verknüpfen waren. Ich schließe die weitläufige Erörterung mit einem Übertragungsversuch der betreffenden Verse, der hoffentlich jeden etwa noch vorhandenen Rest von Zweifel und Unklarheit verscheuchen wird:

Das Frührot blickt auf rankendes Gezweige,
 Des Tages Mitte grüßen grüne Beeren,
 Es sinkt die Sonne — dunkler glüht die Traube,
 Da winkt der Abend und der Winzer bricht
 Die reife Frucht — bald mischt er froh den Trank.

4. Sophocles frg. 396 [= 399²].

Die das Menschenleben ordnende, wahrhaft prometheische Tätigkeit des Palamedes wird wie von Aeschylos (frg. 176 [= 182²], Euripides (frg. 582 [= 578²] und einem Unbekannten, s. adesp. 393 [= 470²], so auch von Sophokles in der Tragödie Nauplios in Versen gefeiert, deren Verderbnisse durch die Bemühungen von Salmasius, Heath, Blomfield und nicht zum geringsten Teil von Nauck nahezu völlig beseitigt scheinen. Doch liest man dieselben noch immer in einer Reihenfolge, die aller Logik Hohn spricht und deren schwere Übelstände durch die wenig glücklichen Versuche von Heath und H. Keil nicht behoben worden sind. Nur Joseph Scaliger hat durch die Versetzung von V. 3 nach V. 8 richtige Einsicht in den Gedankenzusammenhang bekundet, wenngleich dieser Vers mit seinem sinnlosen ταύτας (was durch Herwerdens πάσας, Exerc. crit. p. 14, nicht gebessert scheint) ein immer noch ungelöstes Rätsel geblieben ist. Ich versuche eine neue Anordnung der Verse, von der ich hoffe, daß man sie für die richtige und ursprüngliche halten wird, wenngleich — doch ich lasse Otto Jahn statt meiner sprechen: „*quamquam qui tandem factum sit ut singula membra tam mire disicerentur probabiliter explicari nequit*“ (Philolog. 26, 11).

2 σταθμῶν ἀριθμῶν καὶ μέτρων εὐρήματα
 7 ἐφηῦρε ἀνέφηγεν οὐ δεδειγμένα.
 8 ἔδειξε δ' ἄστρον μέτρα καὶ περιστροφάς,
 3 τάξεις τε ταύτας (?) οὐράνια τε σήματα,
 9 ὕπνου φύλαξι πιστὰ σημαντήρια
 10 νεῶν τε ποιμαντήρσιν ἐνθαλασσίοις,
 11 ἄρκτου στροφάς τε καὶ κυνὸς ψυχρὰν δύσιν.

- 1 αὐτὸς δ' ἔφηυρε τείχος Ἀργείων στρατῶ·
 4 καὶ κεῖν' ἔτευξε πρῶτος· ἐξ ἐνὸς δέκα
 5 καὶ τῶν δέκ' αὖθις ἦυρε πεντηκοντάδας
 6 καὶ χίλιοστῶς καὶ στρατοῦ φρουκτωρίαν.

Bei der Konstituierung des Textes habe ich von den bei Nauck verzeichneten Vorschlägen reichlichen Gebrauch gemacht; ich selbst habe nur V. 1 οὗτος in αὐτὸς geändert und V. 6 das zweite καὶ eingefügt.

5. Sophocles frg. 398 [= 401²].

Ein anderes Bruchstück derselben Tragödie (oder, wahrscheinlicher, des *Ναύπλιος πυρκαεύς*, während jenes wohl dem *Ναύπλιος καταπλέων* angehört) hat seit drei Jahrhunderten 9 eine Flut von Verbesserungsvorschlägen erzeugt,¹ von denen sich die neuesten Herausgeber mit Recht nicht befriedigt zeigen. Dasselbe lautet (Stob. Flor. 104, 3) in der besten Handschrift, derjenigen des Escorial, wie folgt:

τῷ γὰρ κακῶς πράσσοντι μυρία μία
 νύξ ἐστιν εὖ παθόντα ἡτέρα θανεῖν —

während die zwei Parasini statt ἡτέρα darbieten εἴθ' ἑτέρα. Der Sinn wie das Versmaß verlangen gleichmäßig nach εὖ παθόντα die Adversativpartikel δέ, und der Gegensatz zwischen dem Unglücklichen, dem die Nacht sich endlos hindehnt, einerseits und dem Glücklichen andererseits muß darin gipfeln, daß sie dem letzteren wie im Fluge verstreicht, oder (anders ausgedrückt) daß ihm der Morgen graut ehe er sich dessen

¹ Ich kenne die folgenden, in denen sich, wenn ich richtig urteile, Wahrheit und Irrtum gar wundersam vermengen: μυρί' ἂν μία | νύξ ἐστιν, εὖ παθόντι θήτέρα θανεῖν (H. Grotius), μυρία μία | νύξ ἐστιν, εὖ παθόντα θήτέρα θανεῖν (Brunck), ebenso bis auf θάτερα statt θήτερα Ahrens und Ellendt, εὖ παθόντα δ' ἡτέρα φθάνει (Jacobs), νύξ. εὖ παθόντι εὖ δ' ἐστὶ θήτερα θανεῖν (Bamberger), νύξ. εὖ παθόντι καὶ μεθ' ἡμέρας φθίνει | τάχιστα oder φθίνειν | φιλεῖ τάχιστα (Wagner), εὖ παθόντα δ' ἐστὶ διαφθάνειν oder δ' εὐμαρὲς δραθεῖν (Conington), εὖ παθόντι δ' ἡμέρα φανερὶ (Seyffert), εὐπαθοῦντι δ' οὐκ ἔρως θανεῖν (Meineke), εὖ παθόντι δ' εὐθέως φθίνει (Heimsöth), νύξ, εὐπαθοῦντι δ' εὐθὺς ἡμέρα φανεῖ (O. Hense).

versieht. Diesem Gedanken genügt, wie ich meine, vollkommen die leichte Änderung:

*τῷ γὰρ κακῶς πρόσσονται μυρία μία
νύξ ἐστιν, εὖ παθόντα δ' ἡμέρα φθάνει.*

Der Tag kömmt ihm, d. h. seiner Erwartung und vielleicht seinem Wunsche, zuvor, der Tagesanbruch überrascht ihn. Der Dichter hat dabei sicherlich nicht an den sanft und sorglos Schlummernden, sondern weit eher an jenen gedacht, dem die Nacht in Freuden und Lustbarkeit dahinschwindet und der mit Sappho (Frg. 130 Bergk) den Wunsch hegt: „*νύκτα*“ *αὐτῷ „γενέσθαι διπλάσιαν“*. Man denke an Verbindungen wie: *πίνειν τε καὶ εὐπαθεῖν, χορεύειν καὶ ἐν εὐπαθείῃσι εἶναι, ἐν θυσίῃσι τε καὶ εὐπαθείῃσι* (Herod. II, 10 134 u. 174; I, 191; VIII, 99) oder an Plato Resp. I, 347, C.: . . . *ἔρχονται ἐπὶ τὸ ἄρχειν, οὐχ ὥς ἐπ' ἀγαθόν τι ἰόντες, οὐδ' ὥς εὐπαθήσουντες ἐν αὐτῷ, ἀλλ' ὥς ἐπ' ἀναγκαῖον*, vor allem aber an Theognis 473—474: *τῷ πίνειν δ' ἐθέλοντι παρασταδὸν οἰνοχοεῖτω | οὐ πάσας νύκτας γίνεται ἀβρὰ παθεῖν* [und an das neue Pindarfragment, behandelt von E. Rohde, Kleine Schriften II, 352].

Die Situation, der das Bruchstück entstammt, ist schon von Welcker (Griech. Tragöd. I, 190) ohne Zweifel richtig erkannt worden. Es ist sicherlich jene Unglücksnacht, in der die von Troja heimkehrenden Griechen Schiffbruch leiden und von Sturm und Donner umtobt die Hilfe der Götter anflehen, bis Nauplios durch ein verräterisches Feuerzeichen sie vollends ins Verderben lockt (Hygin. fab. 116).

Daß übrigens das von Homer angefangen auf allen Gebieten der dichterischen wie der prosaischen Rede heimische Verbum *φθάνω* bei Sophokles bisher nicht nachgewiesen ist, kann ich nur für ebenso zufällig halten als sein nur einmaliges Vorkommen bei Äschylos.

Wie hier den üppigen Prasser das Morgengrauen, so überrascht anderswo der Hahnenruf die zu mageren Tafelfreuden vereinigten, aber in Wortklauberei und Begriffsspalterei unersättlich schwelgenden Genossen des Menedemos:

ὁ τὴν ἔω καλῶν
κατέλαβεν ὄρνις· τοῖσι δ' οὐδέπω κόρος

(Lycophr. ap. Athenae. X, 420).

6. Sophocles frg. 465 [= 467²].

Zu Soph. Ajas 581—582:

οὐ πρὸς ἱατροῦ σοφοῦ
θρηνεῖν ἐπωδᾶς πρὸς τομῶντι τραύματι

hat ein Scholion die Mitteilung erhalten: καὶ ἐν Ποιμέσι

„λόγῳ γὰρ ἔλκος οὐδὲν οἷ ἢ τυχεῖν“.

Dieselbe Notiz begegnet uns bei Suidas (s. v. θρηνεῖν ἐπωδᾶς), der hier wie sonst mehrfach Sophokles-Scholien exzerpiert hat, die sich nur in der „*ab librario negligenti et imperito*“ des vierzehnten Jahrhunderts geschriebenen Florentiner Handschrift G vorfinden, „*ut Suidam libro usum esse nunc pateat, qui similis fuerit ei, ex quo G. originem duxit*“ (Dindorf, Scholl. in Soph. II, p. V). Da nun die Schreibung ¹¹ des Verses bei Suidas in einem Punkte die augenfällig bessere ist (οἷδα statt οἷ), so schiene mir von der bei ihm erhaltenen abweichenden Fassung des Schlusses auszugehen auch dann methodisch richtiger — wenn sie sich nicht durch innere Gründe empfähle. Dies ist jedoch in unverkennbarer Weise der Fall! Denn χανόν, was jener statt τυχεῖν bietet, paßt an sich aufs trefflichste zu ἔλκος, während der mangelnde Abschluß des Gedankens den Verdacht nicht aufkommen läßt, das Wort entstamme dem Kopf eines Korrektors. Diese Spur führt uns aber, wie ich denke, zu der sicheren Erkenntnis, daß das Bruchstück (von dem Wörtchen πού abgesehen, das Dindorf, ich glaube, mit vollem Recht in πῶ ändert — οὐπω οἷδα wie so häufig ἤδη ποτ' oder ἤδη γὰρ εἶδον, z. B. Eu. El. 369, Frg. 297 [= 295²]) überhaupt nicht verderbt, sondern verstümmelt ist. Ich schreibe:

λόγῳ γὰρ ἔλκος οὐδὲν οἷδά πω χανόν
〈μεμυκέναι〉

„Ich habe noch nie gesehen (oder erfahren), daß eine klaffende Wunde sich durch bloße Worte geschlossen hätte.“ (Beiläufig, *λόγῳ* ist hier ganz so nachdrucksvoll gebraucht wie Aeschyl. Sept. 715: *τεθηγμένον τοί μ' οὐκ ἀπαμβλυνεῖς λόγῳ*). (*Μύω* ist so sehr das vom Zusammenhang erforderte, bezeichnende Wort, daß auch Meineke, wie ich nachträglich sehe, darauf verfallen ist, indem er statt *χανόν* oder *τυχεῖν* schreiben wollte: *μύσαν*. In nicht minder einleuchtender Weise hat auch anderwärts die Annahme der Verstümmelung, — oder richtiger, der unvollständigen Überlieferung — eines Bruchstückes zu dessen Heilung geführt. So Eurip. frg. 458 [= 356²], das Hense (*Lectiones Stobenses* p. 16) fast völlig sicher ergänzt hat: *<ἔσθλοὺς ἐγώ> | ὀλίγους ἐπαινῶ μάλλον ἢ πολλοὺς κακοὺς*, und Eurip. frg. 357 [= 355²], wo Herwerden dem absurden: *ναῦς ἡ μεγίστη κρεῖσσον ἢ μικρὸν σκάφος* die schöne Sentenz abgewann: *<πολλάκις> | ναὸς μεγίστης κρεῖσσον ἦν μικρὸν σκάφος* (*Exercitt. crit.* p. 49). [Man vergleiche auch des Tragikers Theodektes frg. 14 (p. 806²). Die von Mekler, *Lectionum Graecarum specimen* mitgeteilte, evident richtige Verbesserung *γονέων τὰ τέκν' ἔσωσαν αἱ συμβουλίαι* setzt, so meine ich, den Ausfall eines vorangehenden *πολλάκις* fast mit Notwendigkeit voraus.]

7. Sophocles frg. 818

ist handschriftlich (*Scholia in Iliad. Σ 274*) also überliefert:

*ἐν τοῖσιν ἵπποις τοῖσιν ἐκλειμμένος
ἴδιον εἰ χωρῶμεν ἢ παντὶ σθένει.*

- 12 Aus diesem Wust hat die kritische Scheidekunst nach allerhand Fehlversuchen, unter denen Wagners *Ἴλιον ἔσω χωρῶμεν* der ergötzlichste ist, ein ebenso zierliches als verständliches Verspaar herausdestilliert, dem nur mehr eine letzte, leise Nachhilfe not tut:

*Ἐνετοῖσιν ἵπποις τοῖσιν ἐκλειγμένοις
ἥδιον ἂν χωροῖμεν ἢ παντὶ σθένει.*

Ein vornehmer Krieger fordert einen Genossen auf, den Staub der Landstraße und die sonstigen Unbequemlichkeiten

des Marsches zu meiden, indem sie mit windschnellen Rossen dem Heerestroß voraneilen.

Ἐνετοῖσιν und ἡδίων hat Hecker, ἐκλελεγμένοις Schneidewin, χωροῖμεν Nauck und ἔν ich selbst gefunden.

8. Sophocles frg. 853 [= 852²]

ist ganz ebenso sehr ein „*locus conclamatus*“ geworden wie unsere Nr. 5, doch mit dem Unterschiede, daß die Vermutungen der Gelehrten diesmal nicht nach allen Richtungen der Windrose auseinander stoben, sondern sich in einige wenige Kanäle ergossen haben. Ich fasse mich bei der Besprechung des erst kürzlich wieder von Nauck (*Mélanges Gréco-Rom.* III, 290—291), O. Hense (*Kritische Blätter*, 82—83), Cobet (*Mnemos. N. S.* II, 1, 106—107) und Ritschl (*Acta societ. phil. Lips.* II, 2 IX—X) erörterten Bruchstückes so kurz als es die Sache irgend zuläßt.

Dasselbe lautet in den Hss. des Stobäus, Flor. 45, 21, also:

πολλῶν καλῶν δεῖ τῷ καλῶς τιμωμένῳ·
μικροῦ δ' ἀγῶνος οὐ μέγ' ἔρχεται κλέος.

So heil der zweite Vers, so „*flagitiose corruptus*“ (um mit Cobet zu sprechen) ist der erste. Den Schluß desselben hat Nauck vor zwanzig Jahren in der einleuchtendsten Weise gebessert: „*Labores subeundi sunt non ei qui καλῶς τιμᾶται sed ei qui gloriam quaerit: hoc fere dici debuisse manifestum est ex versu altero. Itaque scribendum suspicor: τῷ καλόν τιμωμένῳ.*“ (De tragic. graec. fragm. observatt. crit. p. 30.) Diese ebenso sichere als glänzende Emendation ist seither von stimmfähigen Beurteilern nahezu einmütig als soche 13 anerkannt worden. Nauck selbst hat sie in den Text seiner Fragmentsammlung gesetzt, während er sich über seinen Versuch, auch den Anfang des Verses wiederherzustellen, niemals mit gleicher Zuversicht geäußert hat. „*Merito καλῶν suspicionem movit, quamquam probabilem medelam allatam non vidimus: sententiae conveniet πολλῶν πόνων δεῖ*“, schrieb er in jener Abhandlung (1855), „*fortasse πόνων scribendum*“ in der *adnotatio critica* dieses Sammelwerkes (1856) und (mit einer

durch die zahlreichen Mißerfolge anderer nur mäßig gesteigerten Zuversicht) „wie ich glaube, schrieb der Dichter: πολλῶν πόνων . . .“ in der obgenannten Akademieschrift (1871). Um so viel richtiger hat (meines Bedünkens) Nauck selbst über den Wert seiner Mutmaßung geurteilt als der Feuerkopf Cobet, der diese Konjekturen und jene Emendation auf völlig gleiche Stufe stellt und nicht übel Lust hat, seinen bedächtigeren Vorgänger der Zaghaftheit zu zeihen: „*Recte et acute omnia . . . Nunc omnia pristino nitore splendent . . . τῶν πόνων non est ausus recipere quamquam certum est et manifestum*“. Ich vermag weder in jenes Lob einzustimmen, noch in diesen Tadel. Denn einmal, weder Naucks Annahme, πόνων sei durch den Einfluß des nachfolgenden καλόν in καλῶν verwandelt worden, noch Cobets Voraussetzung einer unrichtig ausgefüllten Lücke scheint so annehmbar, daß man es aufgeben müßte, nach einem gelinderen Heilmittel zu suchen. Zweitens und hauptsächlich aber: ich kann nicht finden, daß diese Herstellung auch nur dem durch den Zusammenhang geforderten Gedanken ein volles Genüge tue. Kein Zweifel, — so gut Euripides schrieb (Frg. 147 [= 134²]):

εὐκλειαν ἔλαβον οὐκ ἄνευ πολλῶν πόνων

oder (Frg. 238 [= 236²]): σὺν μυρίοις τὰ καλὰ γίγνεται πόνοις, — ebenso wohl hätte auch sein älterer Kunstgenosse das schreiben können, was ihm Nauck zweifelnd und Cobet zuversichtlich in den Mund legt:

πολλῶν πόνων δεῖ τῷ καλόν τι μωμένῳ,

Allein er hätte diesem Vers sicherlich nicht als sein augenscheinliches, weil durch die Adversativpartikel δέ mit ihm verbundenes, Gegenstück jenen anderen beigegeben:

μικροῦ δ' ἀγῶνος οὐ μέγ' ἔρχεται κλέος.

- 14 Denn hier ist ja nicht im mindesten von der Zahl, sondern nur von der Beschaffenheit der Leistungen die Rede! — Mit anderen Worten: gehen wir bei unserem Heilbemühen, wie billig, von dem unversehrten der beiden Verse aus, und legen wir, wie gleichfalls billig, auch an diesen winzigen

Überrest sophokleischer Dichtkunst den Maßstab strengster Konzinnität des Gedankens wie des Ausdrucks, — dann finden wir, daß nicht *καλῶν* anzutasten ist, sondern *πολλῶν*. Aus diesem ist, durch Tilgung eines Striches, das von Nauck trefflich erratene *πόνων* zu gewinnen — und damit dürfte denn das auf der hohen See der Konjekturekritik solange umhergetriebene Verspaar endlich in den sicheren Hafen gelangt sein. Es stehen zum mindesten zwei Verse vor uns, die nicht sophokleischer sein könnten:

*πόνων καλῶν δεῖ τῷ καλόν τι μωμένῳ·
μικροῦ δ' ἄγωνος οὐ μέγ' ἔρχεται κλῆος.*

Der zweite Vers ist jetzt nichts als die negative Kehrseite des ersten. Aber je einheitlicher der Gedanke, um so mannigfacher und anmutiger variiert ist der Ausdruck — durch den Wechsel in der Wahl der Worte, in ihrer Zahl und ihrer Stellung (*ἄγων* neben *πόνος*, die Einzahl neben der Vielzahl, das Adjektiv dem Substantiv einmal voran-, einmal nachgestellt). Und nunmehr kommt auch „das Anklingen des Etymon“ zur Geltung (*καλῶν* und *καλόν*, wie Soph. frg. 755: *οὐκ ἔστ' ἀπ' ἔργων μὴ καλῶν ἔπη καλὰ*), jenes „für die tragische Rede so charakteristische Kunstmittel“, durch welches der Dichter „den Gedanken auch musikalisch herauskehrt“. (So Hense a. a. O., der es mir hoffentlich nicht übel nimmt, wenn ich meine, daß er dieses trefflich ausgedrückte Aperçu diesmal in überaus verkehrter Weise anwendet.)

Will man endlich die nicht eben gewöhnliche Verbindung „*πόνων καλῶν*“ durch analoge Ausdrucksweisen gesichert sehen, so sei auf Euripides Herc. 357: *γενναίων δ' ἄρεται πόνων* und insbesondere auf Suppl. 316 ff. verwiesen:

*ἔρεῖ δὲ δὴ τις ὡς ἀνανδρία χερῶν,
πόλει παρόν σοι στέφανον εὐκλείας λαβεῖν,
δείσας ἀπέστης, καὶ σὺς μὲν ἀγρίου
ἄγωνος ἦψω, φαῦλον ἀθλήσας πόνον, —
οὔ δ' εἰς κράνος βλέψαντα καὶ λόγχης ἀκμὴν
χορὴν ἐκπονήσαι [was ein καλὸς πόνος gewesen
wäre], δειλὸς ὢν ἐφεισθέης.*

15

Und nicht, wie an dieser und zweifelsohne auch an unserer Stelle, mit Rücksicht auf das Objekt und die Größe eines Kampfes, einer Gefahr oder Arbeit, sondern im Hinblick auf die Art, wie sie bestanden wird, statuiert auch Aristoteles einen entsprechenden Wertunterschied. (Pol. VIII, 4, 1338b, 29): ὥστε τὸ καλὸν ἀλλ' οὐ τὸ θηριῶδες δεῖ πρωταγωνιστεῖν· οὐ γὰρ λύκος οὐδὲ τῶν ἄλλων θηρίων τι ἀγωνίσαιτο ἂν οὐθένα καλὸν κίνδυνον, ἀλλὰ μᾶλλον ἀνὴρ ἀγαθός.)

Was schließlich die bisher noch nicht erwähnten Mutmaßungen unserer Vorgänger betrifft, so brauchen wir bei Seyfferts übergewaltsamem Vorschlag: πολλῶν γὰρ ἄθλων δεῖ καλῶς τιμωμένῳ nicht zu verweilen. Allein auch das wundersamerweise nun schon fünfmal (von Bamberger, Herwerden [der übrigens 1872 auf den 1861 veröffentlichten Vorschlag wieder zurückkommt], Wecklein, Roscher und zuletzt von Kock) zutage geförderte πολλῶν παλῶν δεῖ trifft nicht nur der im obigen gegen Naucks Vermutung vorgebrachte Einwand, sondern auch der weit schwerer wiegende Einwurf, daß die Vielzahl von πάλη (mag dieses Wort selbst auch nicht, wie letzterer will, hier geradezu „sinnlos“ sein) „in der klassischen Gräzität kaum denkbar“, jedenfalls nicht erhört ist. Und des genialen Theodor Bergk flüchtiger Einfall: πολλῶν κάλων δεῖ, hat vielleicht nicht den ätzenden Spott verdient, mit welchem Nauck ihn überschüttet, aber sicherlich noch weniger die Ehre, in der (durch Hense) modifizierten Gestalt: παντὸς κάλω δεῖ erst jüngst wieder von einem Altmeister unserer Wissenschaft als „höchst wahrscheinlich“ (*non sine magna specie veri*) empfohlen zu werden. Denn auch einem Ritschl werden wir es nicht aufs Wort zu glauben brauchen, daß Redeweisen wie πάντα κάλων ἐξιέναι oder ἐφιέναι sofort auch auf ein kahles παντὸς κάλω δεῖ als eine mögliche, oder gar als eine sprichwörtliche Phrase zu schließen gestatten. [Ich halte meine Schreibung auch neueren Versuchen gegenüber aufrecht. Zu ihrer Empfehlung füge ich noch folgendes hinzu. Die ganz ungewöhnliche Konzinnität des Verspaares offenbart sich darin, daß jeder der beiden Verse in sich

selbst ebenso fest zusammenhängt wie mit seinem Nachbar. Beim Übergang von V. 1 zu V. 2 findet nur behufs der Variation des Ausdrucks eine leise Begriffsverschiebung von vorzüglich zu groß statt; dann folgt wieder der durch die Alliteration unterstützte scharfe begriffliche Gegensatz von Groß und Klein.]

9. Euripides frg. 240 [= 238²].

Dieses Bruchstück der Tragödie Archelaos lautet in den Handschriften des Stobäus (Flor. 29, 14) wie folgt:

*οὐκ ἔστιν ὅστις ἡδέως ζητῶν βιοῦν
εὐκλειαν εἰσεκτίησας, ἀλλὰ χορὴ ποιεῖν.*

16

Daß die Schlußworte des ersten Verses *εὐτελέστατα* sind, wird wohl jeder empfinden, der mit der tragischen Sprache der Griechen vertraut ist. Das Recht, an dieselben die bessernde Hand zu legen, gibt uns aber nicht sowohl dieses dunkle Gefühl als der von Cobet (*Novae Lectiones* 576–577) mit sieghafter Klarheit geführte Nachweis, daß es ein Präsens *βιόω*, *βιοῦν* in alter attischer Sprache niemals gegeben hat, falls uns nicht die Handschriften des Stobäos, die es eben an dieser einen Stelle darbieten, für ausreichende Bürgen einer sonst völlig unbezeugten Sprachform gelten. Und noch ein zweites Unikum müssen wir, wenn wir die zwei Verse für heil halten sollen, einzig und allein auf die Autorität dieser, nicht eben im Geruch besonderer Trefflichkeit stehenden Handschriften hinnehmen — das Verbum *εἰσεκτᾶσθαι*, das sich nicht einmal in späterer Zeit oder in anderen Dialekten belegen läßt. Seine Stelle im Wörterbuch beruht vielmehr ausschließlich auf diesem einmaligen Vorkommen, während sich auch nicht der leiseste Grund absehen läßt, warum das einfache *κτᾶσθαι* dem Dichter hier nicht ebenso genügt haben sollte, wie an zahllosen anderen Stellen. [Ob auch die geschwächte Bedeutung von *ζητεῖν*, vgl. Buermann im *Hermes* X, 370, als bedenklich gelten darf, wage ich nicht zu entscheiden.] All diesen schweren Verdachtsgründen gegenüber scheint auch mir wie Cobet,

Nauck und Herwerden die überlieferte Gestalt dieser Verse unhaltbar und ich glaube, die Hand des Dichters wiederherzustellen, indem ich schreibe:

οὐκ ἔστιν ὅστις ἡδονῆς ζηλῶν βίον
εὐκλειαν εἶτ' ἐκτήσατ', ἀλλὰ χροὴ πονεῖν.

Wem etwa der Ausdruck ἡδονῆς βίος im Sinne des von Aristoteles so genannten ἀπολαυστικὸς βίος für Euripides allzu abstrakt scheinen sollte, der vergleiche Bacch. 389—390: ὁ δὲ τᾶς ἡσυχίας βίοτος. Einen meiner Schreibung des ersten Verses sehr nahekommenen Herstellungsversuch finde ich jetzt zu meiner angenehmen Überraschung in Naucks Sonderausgabe der Euripides-Fragmente (Euripid. tragoediae III², Lips. 1869, p. 58), nämlich: ἡδέος ζήλω βίου [schon Euripideische Studien II, 35, 20, wo auch über βιώω gehandelt wird], ein Versuch, den ich nur darum nicht für gelungen halte, weil er uns nötigen würde, das von demselben Kritiker
17 früher gefundene, überaus passende εἶτα im zweiten Verse wieder aufzugeben. Denn die Partikel bedarf in diesem Zusammenhang notwendig der Anlehnung an ein vorangehendes Partizip. (In der Tat verzichtet Nauck jetzt auf die Herstellung des zweiten Verses, indem er schreibt: „*εισεκτήσατο vitiosum, emendatio incerta*“, während er in Trag. gr. fragm. [1856] εἶτ' ἐκτήσατ' vorschlug, den ersten Vers mit seinem ζητῶν hingegen noch unangefochten ließ). Man vergleiche übrigens, um zu erkennen, wie sehr hier εἶτα am Platze ist, z. B. Frg. 435, 1 [= 432²]: αὐτός τι νῦν δρῶν εἶτα δαίμονας κάλει, Frg. 532, 2 [= 528²]: ἥτις πονηρὰ τᾶργ' ἔχουσ' εἶτ' εὐλέγεις, oder (worauf schon Herwerden, Exerc. crit. p. 38, hinwies) Frg. 421, 3 [= 417, 3²]:

μηδ' ὥς κακὸς ναύκληρος εὖ πράξας ποτέ
ζητῶν τὰ πλείον' εἶτα πάντ' ἀπώλεσεν.

Der unvergleichliche Cobet endlich hat diesem Bruchstück gegenüber mehr diagnostischen Scharfblick als therapeutisches Geschick bewährt. Er hat die Korruptelen zuerst klar erkannt und überzeugend erwiesen, allein während er in betreff des ersten Verses keinen Rat weiß („*in priore*

senario quid lateat nescio“ Mnemos. N. S. II, 100 (1874), empfiehlt er für den zweiten von neuem ein Heilmittel: *εὐδοξίαν ἐκτῆσαι* statt *εὐκλείαν εἰσεκτῆσαι*, welches schon bei seinem ersten Auftreten (Mnemos. IX, 119) Cobets obengenannter Schüler (a. a. O.) mit Gründen zurückgewiesen hat, denen etwas hinzuzufügen weder nötig noch möglich scheint. Denn was läßt sich gegen die Annahme, ein lückenhaftes ΕΥ . . . ΕΚΤΗCΑΤ, das wir zu *εὐδοξίαν ἐκτῆσαι* zu ergänzen haben, sei von einem „*Graeculus stulte*“ zu *εὐκλείαν εἰσεκτῆσαι* ergänzt worden, wohl Treffenderes bemerken als was Herwerden bereits vor zwölf Jahren bemerkt hat: es sei doch allzu gewagt, einem und demselben Menschen die Unkunde zuzuschreiben, die sich in der Bildung jenes *εἰσεκτῆσασθαι* verrät, „*et simul satis acuminis, ut vocabulum quod a sententia requiratur ex ingenio possit supplere idque tale, quale est εὐκλεία, poeticum et prorsus Euripideum*“, wobei Herwerden auf einige der jetzt im *Tragicæ Dictionis Index* s. v. *εὐκλείης* und *εὐκλεία* verzeichneten Stellen hinweist (und ebenso auf *Androm.* 321, 800; *Herc.* 1335, 1370; *Suppl.* 315, 1015; *Hipp.* 1299; *Med.* 415; *Orest.* 30 hätte verweisen können). [Später hat Cobet das Bruchstück in den *Collectanea critica* 216 behandelt und also herzustellen versucht: *οὐκ ἔστιν ὅστις ἥ(συχον ζηλῶν βίον) | εὐδοξίαν ἐκτῆσαι* —.]

10. Euripides frg. 254 [= '252²].

18

Dieses von der Konjekturekritik mit Vorliebe behandelte Bruchstück der Tragödie *Archelaos* bedarf, meines Erachtens, keinerlei gewaltsamer, ja genau gesprochen überhaupt keiner Änderung. Denn als solche kann es nicht gelten, wenn wir das vom Schreiber der Handschrift (des *Antholognomicum Orionis* III, 1) selbst durch darunter gesetzte Punkte als fehlerhaft bezeichnete *εἰ* (wie schon Meineke wollte) zu *ἐκ* mehr ergänzen als verändern, wenn wir ferner aus *νόμοι* „Gesetze“ durch Verrückung des Akzentes *νομοί* „Weiden“ gewinnen und endlich den lückenhaften zweiten Vers durch das Wort *βοῦν* am Schlusse vervollständigen:

ἐκ τῶν δικαίων γὰρ νομοὶ τ' αὐξήματα
 μεγάλα φέρουσι, πάντα δ' ἀνθρώποις <βούει>
 τάδ' ἐστὶ χρήματ', ἣν τις εὖσεβῇ θεόν.

„Nicht Regen und Sonnenschein, nein gerechte Taten sind es, die das Weideland befruchten und ihm reichen Ertrag entlocken, ja die da bewirken, daß den Menschen alles, dessen sie bedürfen, in reicher Fülle zuteil wird. Gottesverehrung ist Reichtum!“ So ungefähr können wir den Gedanken des Dichters umschreiben, der mit der epigrammatisch zugespitzten Schlußwendung Bacons modern-positivistischem Worte: „*Knowledge is power*“ in echt antik-religiöser Weise gleichsam entgegnet hat: „*Piety is wealth!*“

Man vergleiche, wenn es dessen bedarf: Odyss. τ, 109—114, Hesiod. ἐκῆ. 228—235, und Plato Resp. II, 363 B—C (wo die Worte: τοῖς ὁσίοις ἔφασσι θεοὺς διδόναι . . . ὁ μὲν τὰς δρῶς τοῖς δικαίοις κτέ. zeigen, wie nahe die Begriffe der ὁσιότης oder εὐσέβεια und der δικαιοσύνη im antiken Geiste beieinander wohnten und wie grundlos Meinekes Annahme einer Lücke vor V. 3 ist, in der von der εὐσέβεια die Rede gewesen sein soll, Stob. Flor. Vol. IV, XLIV); ferner Herodot. III, 65 (fin.), VI, 139; Sophocl. Oed. R. 25—27 und Nauck zur Stelle (insbesondere Philostr. Vit. Apoll. 3, 20 . . . καὶ τὰς ἀγέλας πονήρως ἔβοσκε [ἡ γῆ]). Ob aber Euripides mit dem Wort αὐξήματα das Wachstum der die Herden nährenden Gräser und Kräuter oder jener selbst bezeichnen wollte, wage ich nicht zu entscheiden. Er stellt das Gedeihen der Herden voran — denn „Herdenreichtum ist in alten Sagen Reichtum überhaupt“ (Preller, Gr. Myth. I², 308; vgl. auch Democr. frg. mor. I: εὐδαιμονίη . . . οὐκ ἐν βοσκήμασι οἰκείη οὐδ' ἐν χρυσῶ) —, jedoch mit einem τέ, als ob nun andere Quellen des Wohlstandes folgen sollten; dann faßt er diese insgesamt in ein πάντα zusammen, eine Veränderung des Gedankenganges, der eine Abänderung des Ausdrucks, δέ statt τέ, zur Seite gehen muß und tatsächlich geht (Krüger, Gr. Gramm. 69, 16, 6).

19 Die Konjekturen meiner Vorgänger sind, so weit ich sie kenne, die folgenden: Schneidewin wollte schreiben: τῶν

γὰρ δικαίων οἱ νόμοι ταῦξήματα | μεγάλα φέρουσι· πάντα δ' ἀνθρώποις τάδε | πάρεστι χρήματ' κτέ. Ranke: οἱ τῶν δικαίων γὰρ νόμοι ταῦξήματα | μεγάλα φέρουσι, πάντα δ' ἀνθρώποις τοι | τάδ' ἐστὶ χρήματ' κτέ. Meineke: ἐκ τῶν δικαίων οἱ νόμοι ταῦξήματα | μεγάλα φέρουσι, πάντα τ' ἀνθρώπει' αἰέ· | τάδ' ἐστὶ χρήματ' κτέ. Herwerden (Ex. cr. 39—40): οἱ τῶν δικαίων γὰρ δόμοι ταῦξήματα | μεγάλα φέρουσιν. . . . „*reliqua, quamvis de sententia satis constet, adeo corrupta sunt, ut manum abstinere satius esse arbitror*“. Wagner, der die drei erstgenannten Vorschläge verzeichnet, findet Rankes Schreibung am befriedigendsten „*praeterquam quod vs. 2 pro δ' fortassis τ' scribendum erit*“ (Trag. gr. frg. II, 125). Nauck hingegen hat, was er einst in der ed. maj. mutmaßte, in ed. min. stillschweigend zurückgenommen durch die Bemerkung: „*vs. 1. et 2 nondum emendati*“, während Dindorf eben jenem Vorschlage πάντ' ἐν ἀνθρώποις entnimmt und das Übrige ungebessert läßt.

11. Euripides frg. 324 [= 322²].

ἔρως γὰρ ἀργὸν καὶ τῷ τοῖς ἀργοῖς ἔφν·
φιλῆϊ κάτοπτρα καὶ κόμης ξανθίσματα,
φεύγει δὲ μόχθους. ἐν δέ μοι τεκμήριον·
οὐδεὶς προσαιτῶν βίοντον ἡράσθη βροτῶν,
ἐν τοῖς δ' ἔχουσιν ἡβητῆς πέφυχ' ὅδε.

Aus der Wolke von Konjekturen, die zur Hebung des metrischen Fehlers im Schlußvers des reizenden Fragmentes aufgeboten wurden, hat sich bisher keine einzige allgemeine Anerkennung errungen. Und mit vollstem Recht: denn um von Jacobs' kaum zu überbietender Geschmacklosigkeit: *θήρο ιτήης* — die Bestie inmitten des Putzgerätes eines üppigen Boudoirs! — zu schweigen gleichwie von der nicht geringen Zahl sprachlich oder metrisch unmöglicher Vorschläge (*ἡδυνπαθῆς* Grotius, *νηπύτης* Salmasius, *ἔχουσι δ' ἐμπέφυκεν ἡβητῆς* ὅδε Pierson, *ἐν τοῖς δ' ἔχουσι πέφυκεν ἡβητῆς* ὅδε Luzac u. Boissonade), so fehlt auch allen übrigen, in wechselnden Verhältnissen, innere Wahrscheinlichkeit und äußere Probabilität, — hat doch in Wahrheit kaum einer derselben

auch nur seinen Urheber dauernd befriedigt. Und dies Urtheil trifft nicht nur Gaisfords zugleich gewaltsames und erschreckend nüchternes: *ἐν τοῖς δ' ἔχουσι χορήματ' ἐμπέφυχ'* ὅδε, Musgraves und Heaths wunderliches *ἀμβάτης* und *ἡγέτης*, Valckenaers längst widerlegtes *ἐν τοῖς δ' ἔχουσ' ἐφηβος ἐμπέφυχ'* ὅδε und Wagners sinnwidriges *ἡδὺ παῖς*, — sondern nicht minder (denk' ich) des letzten eventuellen, kürzlich von Kock wieder vorgebrachten Vorschlag: *ἐγκρατής* und Herwerdens *ἡθὺς ἐμπέφυχ'* ὅδε.¹ Denn um kurz zu sein: die Worte *ἐν τοῖς δ' ἔχουσιν* — *πέφυχ'* bedürfen zum mindesten durchaus keiner näheren Bestimmung, wohl aber würden wir das kahle ὅδε gern mit einem Prädikat bekleidet sehen, das zugleich die Vorliebe des Eros für die Reichen motiviert und wo möglich das köstliche Bruchstück in ein anmutiges Bild wie in seine Spitze auslaufen läßt. In ersterem Betracht scheint mir die Paraphrase des Hugo Grotius: „*delicatus ille non vult nisi cum divitibus morari*“ ganz und gar das Richtige zu treffen. Finden wir nun für diesen Begriff einen malerischen Ausdruck, der zu dem Kreis von Anschauungen stimmt, in dem diese Verse sich bewegen, — ist derselbe überdies als ein seltenes und poetisches Wort der Verderbnis in höherem Maße ausgesetzt und gestattet endlich auch die besondere Art der Verderbnis eine leichte Erklärung, dann werden wir an der Richtigkeit des Gefundenen kaum länger zweifeln dürfen. Darum schreibe ich:

ἐν τοῖς δ' ἔχουσιν ἀβροβάτης πέφυχ' ὅδε.

Die griechische Sprache und Poesie liebt es, einen Zärtling oder Weichling als „weischreitend“ oder „weichfüßig“ zu bezeichnen. Vgl. Aeschyl. Pers. 1072 *γοῶσθ' ἀβροβάται* 21 (von Persern), *Λυδὲ ποδαβρὲ* (im Orakelspruch bei Herod. I, 55) neben *ἀβροδιαίτων* — *Λυδῶν ὄχλος* (Aesch. Pers. 41), *ἀβρὰ βαίνων τρυφερόβιος* (Hesych). Auch Anakreon muß einst *ἀβρόπους* oder *ἀβροβάτης* gebraucht haben, denn nur dazu, nicht zu *ἀβρός* paßt die Erklärung bei Orion. III, 11:

¹ Noch ward (vgl. Philolog. V, 18) vermutet: *ἐμπέφυχ'* ἡβῶν ἀεί, desgleichen ἡθεος, endlich (von Düntzer) *δεσπότης* und *ἐπιβάτης*, „i. e. rector“!

ὁ κούφως βαίνων. (Frg. 134 [109] Bergk); vielleicht legte auch er das Prädikat dem Liebesgott bei oder seinem nächsten Verwandten im griechischen Pantheon, dem Ganymed, von dem es in unseres Dichters Troad. 820—821 heißt: ὃ χρυσέαις ἐν οἰνοχόαις ἀβρὰ βαίνων. — Endlich vergleiche man Medea 1160—1164, wo Glauke das todbringende Prachtgewand und funkelnde Geschmeide nach Art unseres Gretchens vor dem Spiegel prüft und damit angetan selbstgefällig das Gemach durchschreitet: λαβοῦσα πέπλους ποικίλους ἡμίπνευτο, | χρυσοῦν τε θεῖσα στέφανον ἄμφι βοστρύχοις | λαμπρῷ κατόπτρῳ σχηματίζεται κόμην, | ἄψυχον εἰκὼ προσγελῶσα σώματος. | κᾶπειτ' ἀναστᾶσ' ἐκ θρόνων διέσχεται | στέγας, ἀβρὸν βαίνουσα παλλεύκῳ ποδί. Eine leise veränderte Nuance der Bedeutung — mehr Behagen als Üppigkeit — haftet den Worten an in dem wunderbaren Lobgesang auf die Herrlichkeit Athens (Med. 829—830): αἰεὶ διὰ λαμπροτάτου | βαίνοντες ἀβρῶς αἰθέρος.

Der äußerliche Hergang der Verderbnis bedarf für Kundige kaum eines Wortes der Erklärung. Das Auge eines Schreibers glitt sicherlich einmal (wie ähnliches unendlich oft geschah) von dem ersten B auf das zweite über, und der Torso ABATHC wurde nachträglich von einem Halbgelehrten zu ἡβητής „korrigiert“. Und wohlgemerkt, — der bei manchen Kritikern so beliebte „*sciolus*“ ist diesmal eine „*vera causa*“ und kein bloßer Notbehelf. Denn so wenig das an dieser Stelle metrisch fehlerhafte ἡβητής aus dem Rohr des Dichters geflossen sein kann, ebensowenig pflegt doch ein so wohlgebildetes griechisches Wort aus einem bloßen Schreibfehler wie von selber zu erwachsen. Man kann daher von vornherein der Annahme gar nicht entraten, es habe ein Halbwisser an diese Korruptel die letzte, schlimmbessernde Hand gelegt. — Der nunmehr berichtigte Vers hat aber hoffentlich in Zukunft nicht mehr einen Argwohn zu fürchten, wie ihn der von seinem eigenen Besserungsversuch unbefriedigte Herwerden — das Kind mit dem Bade verschüttend — gelegentlich aussprach: derselbe möge wohl einer „*fraus impostoris*“ allein sein Dasein verdanken (Ex. crit. p. 46).

12. Euripides frg. 793 [= 795²].

Dieser Überrest des euripideischen Philoktet erscheint in den Hss. des Stobäus (Eclog. II, 1, 2) gleichwie in den älteren Ausgaben in folgender Gestalt:

τί δῆτα θάκοις ἀργικοῖς ἐνήμεοι
 σαφῶς διόμνυσθ' εἰδέναι τὰ δαιμόνων
 οἱ τῶνδε χειρώνακτες ἀνθρώποι λόγων;
 ὅστις γὰρ ἀνχέῃ θεῶν ἐπίστασθαι πέρι,
 οὐδέν τι μᾶλλον οἶδεν ἢ πείθει λέγων.

Die Fehler des ersten Verses sind längst, das unattische *θάκοις* durch Dindorf(?), das ungriegische *ἀργικοῖς* durch Nauck berichtigt worden, dessen treffliches *θάκοις μαντικοῖς* (vgl. Phoen. 840: *θάκοισιν ἐν ἱεροῖσιν, οὗ μαντεύομαι* oder Soph. Ant. 999: *θακὸν ὀρνιθοσκόπον*) Valckenaers wenig passendes *ἀργικοῖς* mit Recht verdrängt hat. Der letztere hat das Verdienst, an der altherkömmlichen Konstruktion und Interpunktion von V. 2 und 3 zuerst Anstoß genommen zu haben; wenn er auch seinen übereilten Vorschlag, *οἱ τῶνδε* durch *θυνητῶν δὲ* zu ersetzen (ad Ammon. p. 212) auf Heaths Einsprache (Notae sive Lectiones etc. p. 181) wieder zurückzog (Diatriben p. 116 a, b). Dem Vers unter Beibehaltung jenes Wörtchens eine verständliche Konstruktion abzugewinnen ist zweimal versucht worden: von Heath (l. l.), der das Fragezeichen an den Schluß des zweiten Verses hinaufrückte und V. 3 übersetzte: „*homines ipsi sibi artifices harum sententiarum extiterunt*“, und von Meineke, der *ἀνθρώποις* schrieb und den Vers also verstand (adnot. crit.): „*qui talium sermonum mortalibus architecti (auctores) estis*“. Nauck endlich, dem Dindorf, Heimsöth (Bonner Universitätsprogramm, Sommer 1867, S. XIV) und Hense (Kritische Blätter, S. 78) gefolgt sind, interpungiert wie Heath und setzt *οὐ* an die Stelle von *οἱ*.

Die Entscheidung über die Haltbarkeit der Überlieferung sowohl wie über die Zulässigkeit dieser Änderungen hängt im letzten Grunde von unserer Auffassung des Wortes *χειρώνακτες* ab, — ein Punkt, über den sich leider Nauck

so wenig als seine Nachfolger irgendwie erklärt haben. Das nicht eben häufige jonische und poetische Wort kommt ausnahmslos einem *χειροτέχνης* oder *δημιουργός* gleich¹ und so ist denn auch seine nur hier nachweisbare Verbindung mit dem Genetiv sicherlich nach der Analogie von *δημιουργός τινός εἰμι*² zu beurteilen, — höchstens mit dem Unterschiede, daß das in *χειρῶναξ* durchschimmernde *χείρ* mehr auf die unmittelbare Urheberschaft, auf das Machen und Verfertigen hinweist, als dies bei dem seiner sinnlichen Grundbedeutung weiter entrückten *δημιουργός* der Fall ist.

¹ Vgl. Aeschyl. Prom. 45 (Hephaistos spricht von der Schmiedekunst wie V. 47 *τέχνη* lehrt): ὦ πολλὰ μισηθεῖσα χειρωναξία. Choeph. 761 (von der doppelten Mühewaltung der Kinderfrau und des Walkers): ἐγὼ διπλᾶς δὲ τὰςδε χειρωναξίας | ἔχονσ' κτέ. Soph. frg. 759 [= 760²]: βᾶν' εἰς ὁδὸν δὴ πᾶς ὁ χειρῶναξ λεώς (es sind nach Plutarch Mor. 802 b [979, 35 Dübner.] Schmiede gemeint).

Herod. I, 93, 7: ἐξεργάζαντο δὲ μιν οἱ ἀγοραῖοι ἀνθρώποι καὶ οἱ χειρῶνακτες καὶ αἱ ἐνεργαζόμεναι παιδίσκαι. II, 141, 18: ἐπεσθαι δὲ οἱ τῶν μαχίμων μὲν οὐδένα ἀνδρῶν, καπήλους δὲ καὶ χειρῶνακτας καὶ ἀγοραίους ἀνθρώπους. II, 167, 7 (im Gegensatz zu τοὺς τὰς τέχνας μανθάνοντας vorher und τοὺς χειροτέχνας nachher): τοὺς δ' ἀπαλλαγμένους τῶν χειρωναξιών —.

Bei Hippokrates heißen die Ärzte wie *χειροτέχνη* und (in homerischer Weise) *δημιουργοί* (beides vereinigt de prisca med. c. 1 — I, 570, 8 Littré) so auch *χειρωνακται* (II, 242, 2; 318, 3). Im Sinne von Handwerkern überhaupt: *χειρῶναξιν ἄρα τοῦτοισι χρέονται, ὅποσα ἢ σκυτεῖης ἔργα ἢ χαλκείης ἢ ἄλλο ὅτι ἐδραῖον ἔργον* (IV, 232, 10). Von den Herzohren heißt es: καίτοι δοκέω τὸ ποίημα χειρῶνακτος ἀγαθοῦ, indem die Natur oder der Schöpfer mit einem geschickten Handarbeiter verglichen wird (IX, 85—86).

Mit dieser Anwendung des Wortes und seiner Sippe in alter Sprache (wozu allenfalls noch kommt Pseudo-Plato Axioch. 368 B: τοὺς χειρωνακτικὸὺς ἐπέλθωμεν καὶ βαναύστους πονουμένους ἐκ νυκτὸς εἰς νύκτα κτέ. und *χειρωναξίον* im Sinne von Erwerbsteuer Arist. Oecon. II, 1346, a, 4) stimmt auch der nacharistotelische Sprachgebrauch ebenso überein wie die Erklärungen der Lexikographen.

² Z. B. Eurip. frg. 1045, 7 [= 1059, 7]

— εἰ δὲ τοῦ θεῶν

τόδ' ἐστὶ πλάσμα, δημιουργὸς ὦν κακῶν
μέγιστος ἔστι καὶ βροτοῖσι δυσμενής.

Daraus ergeben sich mir die nachstehenden Folgerungen: Sicherlich unhaltbar ist die vormalis übliche Auffassung des Verses als Apposition zu dem in *διόμνυσθ'* enthaltenen *ὑμεῖς*, denn bei ihr entzieht sich *ἄνθρωποι* jeder möglichen Konstruktion und jedem Verständnis, wie denn auch Hugo Grotius und Musgrave in ihren Übertragungen das Wort einfach als nicht vorhanden betrachten. Für Meinekes Versuch aber, diesen Anstoß hinwegzuräumen, spricht schon darum keine günstige Vermutung, weil sich *ἄνθρωποι*, ein in diesem Zusammenhang hochbedeutsames Wort (fragt es sich doch, ob die Wahrsagung göttlichen Ursprungs oder bloßes Menschenwerk sei), durch die Verwandlung in *ἀνθρώποις* zu einem völlig entbehrlichen, wenn nicht gar störenden Zusatz verflüchtigt. Jedenfalls werden wir uns diese Änderung erst dann gefallen lassen, wenn unser Bemühen etwas Besseres zu finden sich als ein vergebliches erweisen sollte. Naucks Vorschlag endlich kann niemand beipflichten, der in *τῶνδε χειρῶνακτες λόγων* mit uns und allen älteren Erklärern (*audaces fabri*, Grotius; *fabri*, Musgrave; *artifices*, Heath; endlich *architecti* oder *auctores*, Meineke) nichts anderes erblickt als Erzeuger oder Verfertiger von Orakelsprüchen, mit einem Worte Fälscher. Denn wenn es fraglich sein mag, ob der Dichter die Behauptung: die Wahrsager sind Lügenschmiede, hier mit kategorischer Gewißheit aussprechen konnte, so ist es völlig unfraglich, daß er dieselbe nicht verneint haben kann. Benjamin Heaths Auffassung des Verses endlich läuft darauf hinaus, daß *ἄνθρωποι* das Subjekt und *οἱ χειρῶνακτες* das Prädikat des Satzes bilde. Nun gehen [zwar die Ansichten über die Grenzen, innerhalb deren es zulässig ist, daß sich dem Prädikat der Artikel beigeselle, noch ziemlich weit auseinander, — eines jedoch wird heute jedermann zugeben. Ginge der Dichter von der Voraussetzung aus, oder könnte er von ihr ausgehen, daß die Orakelsprüche das Werk irgendwelcher *χειρῶνακτες* seien, und erfolgte nunmehr nur die genauere Bestimmung: jene *χειρῶνακτες* sind Menschen, — dann wäre der Artikel vor diesem Worte allenfalls statthaft. Allein

das Gegenteil ist die Wahrheit. Daß jene Sprüche das Erzeugnis von *χειρώναντες*, d. h. daß sie *δεδημιουργημένοι*, daß sie gemacht sind, dies ist der eigentliche, bedeutende Gedanke, alles andere ist rednerischer Schmuck. Das Machwerk wird ein Menschenwerk genannt, in scharfem rhetorischem Gegensatz zu der Voraussetzung göttlicher Eingebung; dem Gedanken wird damit nichts Neues hinzugefügt, denn sobald eine Weissagung auf Erfindung beruht, so beruht sie selbstverständlich auf menschlicher Erfindung. 25 Wer dies erwägt, muß uns notwendig einräumen, daß *οἱ χειρώναντες* als Prädikat (oder gar als Subjekt) des Satzes hier durchaus unmöglich, Heaths Rettungsversuch der Überlieferung mithin mißglückt ist.

Und im Gefolge all dieser grammatischen und logischen Bedenken darf sich vielleicht auch ein ästhetisches schüchtern hervorwagen. Ich möchte Euripides nicht ohne dringende Not die Plumpheit zutrauen, die darin läge, daß er in zwei Versen eine Frage aufwürfe, um sie im dritten mit der unumwundensten Bestimmtheit selbst zu beantworten. Und dies geschieht sowohl nach der Auffassung, die der Vulgata zugrunde liegt (mit wie ohne Meinekes Modifikation derselben) als nach derjenigen, die Heath empfiehlt. Ist nicht vielmehr der folgende Gedankengang der ungleich passendere, — darf ich sagen, der einzig passende? — Philoktet drückt zuvörderst sein Erstaunen aus über die maßlose, über die unbegreifliche Zuversicht, mit der die Wahrsager behaupten, in die Geheimnisse der Götter eingeweiht zu sein. „Oder (so fährt er im zweiten Glied der Doppelfrage fort) — oder sollte zu dieser Verwunderung kein Grund vorhanden sein? Ist dies alles eitel Menschenwerk und ihr selbst nicht Opfer der Selbsttäuschung, sondern Betrüger? Denn wer sich der Kunde göttlicher Dinge berühmt“ — doch hier vertreten uns von neuem kritische Bedenken den Weg. Überliefert ist: *οὐδέν τι μᾶλλον οἶδεν ἢ πείθει λέγων*. Darin ist ohne Frage *πείθει* nach *οὐδέν τι μᾶλλον οἶδεν* nicht griechisch; doch scheint kaum ein drastischeres Heilmittel nötig als das naheliegende und von Nauck angewendete:

πείθει⟨ν⟩ statt *πείθει*. Der erste, oberflächliche Eindruck spricht freilich dafür, daß hier ein stärkeres Wort erfordert wird. Die Konjekturen *ἄπατᾶν*, auf die ich selbst einmal verfiel und auf die jetzt Heimsöth geraten ist (der dieses oder *ψεύδειν*, *ψευδῇ λέγειν* oder *ψευδηγορεῖν* für unerläßlich hält), gehört, wie ich denke, in jene Klasse von Einfällen, welche die erste Überlegung in jedem Denkenden fast notwendig wachruft und die zweite fast ebenso notwendig verdrängt. Denn was muß der Dichter, wenn unsere voranstehende Erörterung nicht von Grund aus verkehrt ist, Philoktet hier sagen lassen? Doch wohl dieses: „Wer sich eines Wissens von den göttlichen Dingen berüht, der berüht sich eines
 26 Scheinwissens, und trachtet ein solches in anderen fortzupflanzen.“ Ob dieses Scheinwissen auf unwillkürlicher Selbsttäuschung oder auf absichtlicher Täuschung anderer beruhe, ob die Wahrsager Betrüger oder Betrogene seien, — diese Frage darf er nicht entscheiden, nicht darum, weil sie ja wirklich eine allgemeine Beantwortung gar nicht zuläßt, sondern weil er selbst sie durch Aufstellung jener Doppelfrage, beziehungsweise durch das erste Glied derselben, für eine offene erklärt hat. Daß aber wie dem Wissen das Scheinwissen, so der wahrhaften Belehrung die Scheinbelehrung, der Überzeugung die Überredung gegenübersteht, — der Berufung auf Tatsachen und zwingende Beweise (*οὐ λόγῳ, ἀλλ' ἔργῳ* — *ἀπόδειξις καὶ ἀνάγκη*) die bloße *πιθανολογία*, — brauchen wir für diese Gedanken und diese Ausdrucksweisen erst an bestimmte Schriftstellen zu erinnern oder auch nur an den allgemeinen Sprachgebrauch der Griechen, vermöge dessen *πιθανόν*, *πιθανότης*, *πιθανολογία* gerade wie *εἰκός*, *εἰκότως*, *εἰκοτολογία* kaum seltener den Begriff der bloßen gewinnenden Scheinbarkeit und Scheinwahrheit ausdrücken als jenen der Wahrscheinlichkeit? An *πείθει*⟨ν⟩ ist daher sicherlich kein Anstoß zu nehmen, und ich freue mich, in dieser Überzeugung mit Otto Hense zusammenzutreffen. Ob desselben ungemein witzige Vermutung: *πείθειν* *λεῶν* notwendig und sicher ist, darüber wird es mir schwer, zu einem abschließenden Urteil zu gelangen. Mir

würde *πείθειν λόγῳ* oder *λόγοις* vollkommen genügen, was Euripides vielleicht nur mit Rücksicht auf den Schluß von V. 3 (*λόγων*) durch das etwas matte *λέγων* ersetzt hat. Das ganze Fragment gewinnt somit folgende Gestalt:

τί δῆτα θάκοις μαντικοῖς ἐνήμενοι
 σαφῶς διόμνυσθ' εἰδέναι τὰ δαιμόνων;
 ἢ τῶνδε χειρῶνακτες ἄνθρωποι λόγων;
 ὅστις γὰρ αὐχεῖ θεῶν ἐπίστασθαι πέρι,
 οὐδέν τι μᾶλλον οἶδεν ἢ πείθειν λέγων. [Als verfehlt

gilt mir F. W. Schmidts Gestaltung des letzten Verses: οὐδέν τι μᾶλλον οὐδέν' ἐκπείθει λέγων in Fleckeisens Jahrbüchern 1875, 12, 848.]

13. Euripides frg. 826 [= 829²].

Dieses Bruchstück der Tragödie Phrixos lautet in den besten Hss. des Stobäus (Flor. 8, 7), wie folgt:

ἀνὴρ δ' ὃς εἶναι φῆς, ἀνδρὸς οὐκ ἄξιον
 δειλῷ κεκλήσθαι καὶ νοσεῖν αἰσχροῦν νόσον.

(*δειλῷ* ist in beiden Parisini, wie es scheint, durch *δειλόν*, 27 *ἀνδρὸς* im Par. B. und wohl auch im Cod. Mendozae durch *ἀνέρος*, *αἰσχροῦν* endlich im letzteren durch *αἰσχρόν* ersetzt.)

Valckenaers Besserungsversuch (Diatribē p. 216, C):

ἀνέρα δέ σ' εἶναι φῆς; ἀνέρος οὐκ ἄξιον

bedarf heutzutage keines Wortes der Widerlegung, da er einen metrischen Fehler (den Trochäus *ἀνδρὸς*) nur durch einen anderen (den Daktylus *ἀνέρος* im fünften Fuße) ersetzt und überdies Formen (*ἀνέρα* und *ἀνέρος*) einführt, die nicht nur dem jambischen Trimeter sondern sogar den anapästischen und trochaischen Versmaßen der Tragiker fremd sind (Nauck, Observatt. p. 50). Düntzers arger metrischer Verstoß: — οὐκ ἄξιον σέθεν, (Philolog. V, 190) sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Nauck endlich hat am angeführten Orte zu schreiben vorgeschlagen:

ἀνὴρ δ' ὃς εἶναι φησίν, ἀνδρ' οὐκ ἄξιον
 δειλὸν κεκλήσθαι καὶ νοσεῖν αἰσχροῦν νόσον.

Ich vermag diesen von seinem Urheber bis heute aufrecht erhaltenen, von Meineke halb und von Dindorf ganz gebilligten Versuch nicht für einen glücklichen zu halten. Geradezu anstößig erscheint mir darin *ἄνδρ'*: denn welcher Dichter oder Prosaiker wird, wenn er den Gedanken ausdrücken will: „Wer ein Mann zu sein behauptet, dem ziemt es nicht, feige zu heißen“ usw., statt dessen sagen: — „dem ziemt es nicht, ein feiger Mann zu heißen“. Feige und Mann — dies sind ja zwei Worte, *qui hurlent d'effroi de se voir accouplés!* Ich weiß wohl, daß eine derartige, nicht durchweg naive, Verderbnis sich kaum mit unbedingter Sicherheit heilen läßt; doch dürfte unser Restitutionsversuch schwerlich durch einen zugleich sinngemäßeren und minder gewaltsamen verdrängt werden. Es hieß nämlich, wie ich denke:

*ἄνθρωπος ὅδ' εἶναι φησιν· ἄνδρὸς ἄξιον,
δειλοῦ κεκλησθαι καὶ νοσεῖν αἰσχρὰν νόσον;*

So mochte wohl Ino in Athamas dringen, der „den Sohn zu opfern sich weigert“ (Welcker, Gr. Trag. II, 613). Man vgl. beispielsweise Soph. Antig. 740: *ὅδ', ὡς ἔοικε, τῇ γυναικὶ συμμαχεῖ*. Die Ursachen der Verderbnis waren, falls ich²⁸ recht sehe, das Asyndeton, dem wir in gleicher Eigenschaft noch ein oder das andere Mal begegnen werden, zweitens und hauptsächlich aber die rhetorische Frage. Wer diese nicht und den Gedanken nur allzu gut verstand, der mußte die Negation vermissen und konnte versucht sein, diesem Mangel abzuhelpen, indem er *οὐκ* einschob. Die Stümperhand, die dann dem gestörten Versmaß mit der Verkürzung von *φησίν* zu *φῆσ'* zu Hilfe kam (welches als zweite Person, *φῆς*, aufgefaßt wieder *ὅδ'* alterieren mußte), hat glücklicherweise den Trochäus *ἄνδρός* und damit das sichere Merkmal der Verderbnis nicht verwischt. Auch für die Wirksamkeit dieser Fehlerquelle werden wir gelegentlich noch einen oder zwei Belege beibringen.

Eine auffallende Familienähnlichkeit mit diesem Bruchstück zeigt ein anderes, dessen klarer Sinn in alter und neuer Zeit durch unrichtige Konstruktion und Interpunktion

wie nicht minder durch völlig grundlose Änderungsversuche immer wieder verdunkelt, ja meines Wissens noch niemals deutlich erfaßt worden ist. Es ist der von Plutarch, de cohib. ira p. 457 C (I, 554 Dübner) erhaltene Vers:

ἄνδρ' ἡδίκησας· ἄνδρ' ἀνεκτίον τόδε;

Ich verweile nicht bei der vor Wytttenbach üblichen falschen Abtheilung: *ἄνδρ' ἀνεκτίον· τὸ δὲ* —, nicht bei dem Verkennen der rhetorischen Frage, über das auch dieser nicht hinauskam, nicht bei Meziriacs Schlimmbesserung: *ἀντανεκτίον*, nicht bei Wagners ebenso nichtigem Vorschlag: *ἄνδρ' τοῦτ' ἀνεκτίον*; Auch Coningtons von Nauck (adesp. 313 [= 382²], p. 699 [= p. 912]) halb gebilligtes *ἄρ' ἀνεκτίον*; soll uns nicht aufhalten, — allein auch die Änderung der Interpunktion, die der zuletzt genannte große Kritiker für nötig hielt, ist unseres Erachtens keineswegs berechtigt. Denn — um nicht weitschweifig zu werden — auf die rhetorische Frage des Dichters:

ἄνδρ' ἡδίκησας, ἄνδρ'· ἀνεκτίον τόδε;

könnte ich wenigstens nur mit einem vernehmlichen Ja antworten. Hieße es freilich: Ein wehrloses schwaches Geschöpf wurde gekränkt — Witwen und Waisen wurden mißhandelt: ist dies zu ertragen? — dann würde unser empörtes Menschengefühl in den unwilligen Ruf ausbrechen: Nein, das ist unerträglich. Allein ein Mann, — ein Mann zumal, dessen Mannheit so überaus stark betont wird, — der wird sich schon selbst zu helfen wissen! Seine Verletzung ist am allerwenigsten geeignet, unser entrüstetes Mitgefühl aufzuregen. Gälte es freilich eine Rechtsverletzung im eigentlichen Sinne, so wäre der Appell an unser beleidigtes Rechtsgefühl immerhin statthaft; allein dann wäre auch durchaus kein Grund vorhanden, das Objekt derselben als Mann zu kennzeichnen, geschweige denn seine Manneseigenschaft durch Wortstellung und Wiederholung so ungemein nachdrücklich hervorzuheben. Doch es ist ja augenscheinlich — und dies geht zum Überfluß auch aus dem Zusammenhang, in welchem der Vers bei Plutarch erscheint, sonnenklar hervor — von einer persön-

lichen Kränkung oder Beleidigung und von der Wiedervergeltung derselben die Rede. Dann ist aber auch das nackte: „das ist nicht zu ertragen“ selber unerträglich und es muß unweigerlich heißen: „das ist für den Beleidigten nicht zu ertragen“. Und wie konnte man nur den Gedanken:

„Einen Mann hast du beleidigt; ein Mann soll dies ertragen?“

jemals verkennen oder den sprachlichen und rhetorischen Ausdruck, den derselbe gefunden hat, jemals bemängeln?

Die Antwort ist einfach genug: die Schuld dieser Irrungen trifft nicht so sehr die Kritiker und Interpreten als die Grammatiker, die über eine durch wenige, aber ganz und gar unzweifelhafte Beispiele bezeugte Konstruktion oder Abart einer solchen bisher beharrlich geschwiegen haben. Man glaubte nämlich bei der Auslegung der drei letzten Worte des Verses nur die Wahl zu haben zwischen zwei Verstößen gegen feststehende Normen der Sprache. Verstand man: *ἄνδρ' ἐνεκτέον τόδε*; so hatte man die Gesetze der Syntax gewahrt, aber gegen die vollkommen gesicherte Regel gefehlt, nach welcher die Elision des *ι* des Dativ bei attischen Dichtern durchaus unstatthaft ist. Verstand man *ἄνδρα ἐνεκτέον τόδε*; so glaubte man in entgegengesetzter Weise zu fehlen. Letzteres ist jedoch ein gewaltiger Irrtum. Alle Welt weiß, daß bei der unpersönlichen Konstruktion der Verbaladjektive die handelnde Person ebensowohl im Akkusativ wie im Dativ erscheinen kann, und alle Grammatiker erklären einmütig ein
 30 *διωκτέον σε* als völlig gleichbedeutend mit *δεῖ σε διώκειν*. Daß jedoch bei dieser Konstruktion neben dem Akkusativ der handelnden Person auch ein Objektsakkusativ erscheinen könne, das finde ich nirgends ausdrücklich angemerkt, weder bei Krüger, noch bei Matthiae, Kühner, Bernhardt, Madvig oder Curtius, und es scheint dies vielfach oder allgemein bezweifelt zu werden. Nur so wenigstens vermag ich Wagners laut geäußerte und aller anderen Kritiker stillschweigende Abneigung zu verstehen, *ἄνδρα* hier als Akkusativ der handelnden Person neben *τόδε* als Objektsakkusativ aufzufassen („*Illud alterum vero ἄνδρ' accusativum esse, qui nonnunquam pro dativo cum adjectivis verbalibus con-*

junctum reperiatur, nemo opinor affirmabit etc.“ III, 214). Doch wünschte ich einen Grund zu erfahren, warum Isokrates, Euagor. 190 B., wenn er statt des stärkeren einen schwächeren Ausdruck hätte wählen wollen, an Stelle dessen was er geschrieben hat: οὐ μὴν δουλευτέον τοὺς νοῦν ἔχοντας τοῖς οὕτω κακῶς φρονοῦσιν, nicht auch hätte schreiben können: οὐ μὴν θεραπευτέον τοὺς νοῦν ἔχοντας τοὺς . . . φρονοῦντας. Doch es bedarf keiner hypothetischen Folgerungen. Bei Plato Resp. III, 413 D: οὕτω νέους ὄντας εἰς δαίματ' ἄττα κομιστέον καὶ εἰς ἡδονὰς αὐτὰ μεταβλητέον, βασανίζοντας — kann man allerdings die Möglichkeit einer Anakoluthie vorschützen, wie sie sich tatsächlich findet Resp. V, 453 D: οὐκοῦν καὶ ἡμῶν νευστέον καὶ πειρατέον σώζεσθαι ἐκ τοῦ λόγου, ἥτοι δελγίνα τιν' ἐλπίζοντας ἡμᾶς ὑπολαβεῖν —. Allein völlig fraglos und unzweideutig ist Xenoph. Mem. III, 11, 2: ὦ ἄνδρες, ἔφη ὁ Σωκράτης, πότερον ἡμᾶς δεῖ μᾶλλον Θεοδότῃ χάριν ἔχειν ὅτι ἡμῶν τὸ κάλλος ἑαυτῆς ἐπέδειξεν, ἢ ταύτῃ ἡμῶν ὅτι ἐθεασάμεθα; Ἄρ' εἰ μὲν ταύτῃ ὠφελιμώτερα ἐστὶν ἢ ἐπίδειξις, ταύτῃ ἡμῶν χάριν ἐκτέον, εἰ δὲ ἡμῶν ἢ θεία, ἡμᾶς ταύτῃ; Und nicht minder Plato Gorg. 507, C—D: εἰ δὲ ἐστὶν ἀληθῆ, τὸν βουλόμενον, ὡς ἔοικεν, εὐδαίμονα εἶναι σωφροσύνην μὲν διωκτέον καὶ ἀσκητέον κτέ (eine Stelle, die auch in ihrem weiteren Verlauf für die Gebrauchsweisen der Verbaladjektive überaus lehrreich ist). [Vgl. auch Phaedr. 272 E fin.].

Dieselbe Konstruktion ist möglicherweise verwischt worden bei Eurip. frg. 846 [= 850²] (Stob. Fl. 49, 4):

ἡ γὰρ τυραννὶς πάντοθεν τοξεύεται
δαίμοις ἔρωσιν· ὃ σε φυλακτέον, πάτερ.

Daß das überlieferte ἥς (Vindob.) oder οἷς (Parisin. A 31 und Codex Mendozae) φυλακτέον περί nicht griechisch sei, hat zuerst Hugo Grotius erkannt, der den Soloecismus durch die Schreibung οὖς — περί nur zur Hälfte geheilt hat. Ihm folgte Valckenaer (ad Herod. III, 53 und Diatribe p. 226 c) mit der scharfsinnigen Entdeckung, daß in περί nichts anderes versteckt ist als ΠΕΡ, d. h. πάτερ. In οἷς aber, was augenscheinlich die frühere Stufe der Verderbnis darstellt, vielmehr

ὁ σε als οὗς zu suchen, dazu bestimmt mich vornehmlich die folgende Erwägung. Der Gedanke: „auf die Fürstenmacht richten sich von allen Seiten die Pfeile gewaltiger Begehrlichkeit“, dient, wie das einleitende γάρ beweist, zur Begründung eines vorangehenden Satzes, der doch nur eine Ermahnung enthalten konnte. Da erscheint mir denn zum Schluß der Hinweis auf diese Zukunftsgefahr in ihrer Totalität: „Darauf nimm Bedacht, o Vater, und danach richte dein gegenwärtiges Verhalten ein“ ein wenig angemessener als eine Ausdrucksweise, die den Kampf mit feindlichen Rivalen mehr in den Vordergrund der unmittelbaren Gegenwart zu rücken scheint. Diesem vielleicht allzu subtilen Argument steht jedenfalls eine schlagende Parallele zur Seite in Eurip. frg. 142 [= 141²] (Andromeda):

ἐγὼ δὲ παίδας οὐκ ἔω νόθους λέγειν·
τῶν γνησίων γὰρ οὐδὲν ὄντες ἐνδεεῖς
νόμῳ νοσοῦσιν· ὁ σε φυλάξασθαι χρεών.¹

(λέγειν schlage ich hier, wie schon Nauck *ed. min.* p. 34 erwähnt hat, zu schreiben vor statt des mir völlig unverständlichen λαβεῖν: „ich dulde nicht, daß man von Bastarden spreche, denn die sogenannten unechten Kinder stehen den echten in keinem Punkte nach und es ist nur ein konventioneller Makel, der ihnen anhaftet“. Nauck vermutete einst, *Observatt.* p. 37, οὐκ ἐρῶ, Enger, *Adnotationes ad. trag. graec. fragm.* p. 8, sehr gewaltsam ἐμὰς δὲ παίδας. An eine sichere Heilung des Schadens ist kaum zu denken.) Die Worte ὁ σε κτέ. enthalten hier eine offene Drohung, wie in Frg. 846 [= 850²] wohl eine versteckte. Sollte übrigens der warnende
32 und drohende Sohn nicht Hämon sein, der Kreon soeben ermahnt haben wird, seine Allernächsten, die zugleich die festesten Stützen seines Thrones sind, nicht durch Härte und Grausamkeit von sich zu stoßen? Das notwendig und an-

¹ Derselbe Halbvers auch Iph. Aul. 989:

— εἴτά σοι τάχα
ὄρνις γένοιτ' ἄν τοῦτι μέλλουσιν γάμοις
θανοῦσ' ἐμὴ παῖς· ὁ σε φυλάξασθαι χρεών.

erkennt falsche Lemma *Ἠλέκτρα* wäre dann aus einer Verwechslung dieser mit der verwandten Gestalt der Antigone zu erklären.

14. Ion frg. 27 (p. 571 [= 737²] Nauck).

Der bis vor kurzem unvollständige Vers hat jüngst seine Ergänzung gefunden durch Emanuel Millers Entdeckung und Verwertung der Florentiner Hs. des Etymol. magnum. (*Mélanges de littérature grecque*, Paris 1868, p. 244):

(ἐπεισας, ἀλλὰ πῖθι Πακτωλοῦ ῥόας.

Man füge noch einen Buchstaben hinzu, der hinter einem fast völlig gleichen sehr leicht ausfallen konnte — C hinter dem ersten E — und statt des widersinnigen: „Du hast mich überzeugt, aber trinke usw.“ tritt, ich möchte sagen, eine ganze Szene vor unser Auge, wie sie in jenem Satyrspiele (*Ὀμφάλη σατυρική*) gar wohl an ihrem Platze war. Omphale will augenscheinlich verhüten, daß der ewig hungernde und durstende Herakles seiner Trinklust maßlos fröhne; zu diesem Behufe scheint sie ihm das edle Naß anfänglich ganz und gar versagt, vielleicht sogar es vor seinen Nachstellungen geborgen zu haben (Frg. 26, 2 οἶνος οὐκ ἐν | ἐν τῷ σκύφει). Doch dieser hüllt sein weltliches Gelüste in den Deckmantel religiöser Skrupel; zum Zweck der Libation zum mindesten müsse Wein herbeigeschafft werden, — und daß derselbe dann nicht wieder verschwinde, dafür gedenkt er wohl selbst zu sorgen. Doch kaum ist der lieben Pflicht genügt — und wir können uns die Züge, die der Heros dabei tut, kaum tief und herzlich genug denken —, so nimmt die Lydierin mit echt weiblicher Hartnäckigkeit die Rolle des Mäßigkeitsapostels wieder auf, indem sie spricht:

ἐσπεισας, ἀλλὰ πῖθι Πακτωλοῦ ῥόας.

„Nun hast du gespendet, zum Trinken aber möge dir Wasser genügen.“

Die kleine Besserung ward schon von Nauck, dem ich sie gelegentlich mitgeteilt hatte, in der Praefatio zu den Euripidis fragmenta p. XIX erwähnt, doch schien es nicht 33 überflüssig, mit einem Wort der Begründung und Ausführung

darauf zurückzukommen. [Die Konjekture ist seither urkundlich bestätigt worden. Vgl. Reitzenstein im Rostocker Universitätsprogramm 1891—1892 und Nauck im Index Dictionis Tragicæ Praefatio p. VI.] Weiteres über diese und andere Darstellungen desselben Themas findet man bei Otto Jahn „über ein pompejanisches den Herakles bei der Omphale darstellendes Wandgemälde“ (Berichte der sächs. Gesellsch. d. Wiss. Philolog.-hist. Klasse 1855 III, IV, insbesondere S. 220—221) und in Köpkes Doktor-Dissertation „de Ionis Chii poetae vita et fragmentis“, Berlin 1836, p. 27 sqq.

In eine ganz ähnliche Situation versetzt uns augenscheinlich das bedeutendste Fragment des gleichnamigen Satyrspiels, welches Ions älterer Zeitgenosse, Achäos von Eretria, verfaßt hat (Frg. 31 [= 33²] — Athenäus XI, 466 F). Auch hier hatte Omphale guten Grund, die ihr und ihrer weiblichen Umgebung ohnehin gar gefährlichen Neigungen der Satyren nicht durch reichlichen Weingenuß zu reizen. Und gewiß, nur einer durstigen Kehle ist der Jubelruf entstiegen, mit dem der Chor der Satyren (*ποιεῖ τοὺς σατύρους τάδε λέγοντας* Athen. l. l.) die Entdeckung eines mächtigen Trinkgefäßes (eines *σύφο*s) feiert, dessen Umschrift ΔΙΩΝΥΧΟ (*Διονύσου*) wohl geeignet war, auch tief gesunkene Hoffnungen neu zu beleben. Hätten die Kritiker das Bruchstück aus dieser Stimmung heraus zu deuten versucht und die Mahnung, die Aristoteles dem dramatischen Dichter erteilt, das Geschriebene auch sofort gespielt zu denken (*ὅτι μάλιστα πρὸ ὁμμάτων τιθέμενον* — Poet. c. 17), auch einigermaßen auf sich bezogen, — der geniale Scherz des Achäus hätte schwerlich so weitwendige und zugleich so unfruchtbare Erörterungen veranlaßt, wie wir sie jetzt bei Dawes Miscell. crit.² 222 sqq. oder bei Wagner III, 68 lesen müssen.

ὁ δὲ σύφορ με τοῦ θεοῦ καλεῖ πάλαι
τὸ γράμμα φαίνων δέλτ' ἰῶτα καὶ τρίτον
Ω Ν τό τ' Υ πάρεστι κοῦκ ἀπουσίαν
ἐκ τοῦπέκεινα σὺν τό τ' Ο κηρύσσειτον.

So lauten die Verse fast durchweg in den besten Hss. des Athenäus, die uns dieselben mit nahezu beispielloser

Treue überliefert haben (nur *φαῖνον* im zweiten und *τό τ'* im dritten Vers mußte erst von Toup aus *φαῖνον* und *τοῦ* gewonnen werden). So lauten sie auch bei Nauck, mit dem ³⁴ ich in allem übereinstimme, nur darin nicht, daß er in V. 3 eine Schwierigkeit findet („*πάρεστιν οὐ καπουσία*“ Porsonus, *qua coniectura difficultas non tollitur*“), von der ich nichts weiß, oder die ich vielmehr durch eine Veränderung der herkömmlichen Interpunktion ganz und gar beheben zu können glaube. Denn so sehr auch die Kritiker von Casaubonus bis Meineke in der Schreibung und Auslegung des V. 3 voneinander abweichen — in einem kommen sie überein, in der Beziehung von *πάρεστιν* und *ἀπουσία* auf die Anwesenheit und Abwesenheit der Buchstaben selbst und in einer dieser Auslegung gemäßen Interpunktion: *ὁ, νῦ τ' αὖ πάρεστι, κ' οὐκ ἄπεστιν ὅ* Casaubonus; *OY. NY παρεστι, κουν απουσιαν εχει* | *Y* oder *εχ Y* Dawes; *O, NY τε, κ' Y παρεστι κ' οὐκ απουσιαν* Tyrwhitt; auch Toup, Schweighäuser und Nauck verbinden *τό τ' Y πάρεστι*, desgleichen Porson, dessen Schreibung *πάρεστιν, οὐ καπουσία* mir leider nicht verständlich ist. Wie Meineke, der dieselbe billigte (Athenae. vol. IV, 215, wo *καπουσία* statt *καπουσία* nur ein Druckfehler ist), sie verstanden haben mag, wünschte man wohl zu wissen. Während Porson selbst ohne ein Wort der Erklärung hinzuzufügen übersetzt: „*cujus etiam absentiam indicant*“ (Tracts and Miscell. Criticisms p. 242), versteht Wagner die vermeintliche Emendation, die er mit dem Ehrenwort „*gregie*“ bezeichnet, gerade umgekehrt als ihr Urheber: „*o, v et v adest. cujus (sc. literae v) praesentiam in contraria parte literae σ et ο testantur*“.

Meine Auffassung der ersten anderhalb Verse ist genau diejenige, welche Nauck durch seine Interpunktion andeutet (indem er nicht gleich Meineke am Ende des ersten Verses, sondern erst hinter *φαῖνον* ein Komma setzt) und die Tyrwhitt durch die Übersetzung ausdrückt: „*poculum autem me jam diu vocat, dei nomen scriptum praeferens*“. Von da ab glaube ich jedoch einen anderen Weg einschlagen zu müssen als die Gesamtheit der bisherigen Herausgeber und Erklärer. Der

Chorführer liest die ersten fünf Buchstaben des Namens Dionysos, mit der Hand auf das Gefäß weisend, zusammen: *δέλτ' ἰῶτα καὶ τρίτον | Ω Ν τό τ' Υ* — mit anderen Worten: er buchstabiert, und buchstabieren heißt nicht einen Satz bilden. Diese bloße Aufzählung bedürfte an und für sich — auch wenn sie nicht, wie wir nachzuweisen trachten
 35 werden, unterbrochen wurde — keiner eigentlichen Konstruktion und keines dieselbe tragenden Verbuns. Und da andererseits *πάρεστι* sich von *κοῦκ ἀπουσίαν* — *κηρύσσεται* nicht ohne die größte Gewaltsamkeit trennen läßt, die letzteren Worte aber, wenn wir dem Dichter nicht die äußerste Geschmacklosigkeit zutrauen wollen, nicht besagen können: die Buchstaben Sigma und O verkünden ihre eigene Anwesenheit, so müssen wir notgedrungen für die beiden engverbundenen Satzglieder ein anderes Subjekt, beziehungsweise Objekt, suchen, — oder vielmehr ich finde ein solches ohne es zu suchen. Der Heureka-gleiche Ausruf *πάρεστι* verkündet, ich möchte sagen triumphierend, das Ergebnis der durch die ersten fünf Buchstaben bereits genügend gesicherten Lesung: „Der Gott ist da, — und daß er nicht ferne ist“ (so hieß es wohl nach einer kleinen Pause) „dies bekräftigen auf der anderen Seite des Trinkgefäßes auch die Buchstaben San und O“. Betreffs der Ausdrucksweise *πάρεστι κοῦκ ἀπουσίαν* — *κηρύσσεται κτ.* („er ist anwesend und nicht seine Abwesenheit verkünden usw.“) brauche ich wohl nicht erst an Wendungen zu erinnern, wie: *καὶ φημὶ δρᾶσαι κοῦκ ἀπαρνοῦμαι τὸ μὴ* (Soph. Antig. 443).

Entgegnet man aber, daß dieser Ausbruch froher Überraschung im Mund desjenigen nicht an seinem Platze ist, der durch diese Entdeckung nicht überrascht sein kann, da er sie gemacht hatte noch ehe er den ersten Vers sprach, — so kann ich die Triftigkeit dieses Einwurfes nicht bestreiten, ebensowenig jedoch die oben dargelegte Argumentation als untriftig erkennen. Hier öffnet sich uns, so weit ich sehe, nur ein Ausweg. Ich denke mir die Schar der Satyren in zwei Halbchöre gespalten und die Verse derart zwischen diese verteilt, daß der zweite Chorführer die An-

führung der Buchstaben, eben da sie ermüdend eintönig zu werden droht, durch jenen Freudenruf unterbricht, um sie in veränderter, überaus anmutiger Weise wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen. (Daß aber Athenäus oder seine Hss. die „*personarum notae*“ hier so wenig wie bei Frg. 3 und 16 [= 2² und 17²] bewahrt haben, kann uns nicht im mindesten wundernehmen.) Erst jetzt, denk' ich, sind wir imstande, die Meisterschaft des Dichters, der mit einem ungemein spröden Stoffe siegreich spielt, in vollem Umfang zu bewundern.

A. ὁ δὲ σκύφος με τοῦ θεοῦ καλεῖ πάλαι

36

τὸ γράμμα φαίνων· δέλτ' ἰῶτα καὶ τρίτον

Ω Ν τό τ' Υ — B. πάρεστι, κοῦκ ἀπουσίαν

ἐκ τοῦπέκεινα σὺν τό τ' Ο κηρύσσειτον.

15. Critias, Sisyphus 1 (Nauck p. 598 [= 771²]).

Die Wiederherstellung des ebenso hoch interessanten als arg zerrütteten Bruchstücks (Sext. Empir. p. 403—404 Bekk.) schreitet nicht eben rasch vorwärts. Während eine Besserung: *γνώναι θεοὺς θνητοῖσιν ἐξευρεῖν* (V. 13) im Lauf der letzten fünfzehn Jahre nicht weniger als dreimal gefunden worden ist (von Herwerden, Ex. crit. p. 74, von Haupt, Hermes II. 332 [= Opuscula III, 386] und geraume Zeit vorher von Köchly, Akad. Vorträge und Reden S. 277) — liegt manch anderer Vers noch vollständig im argen. Ich beabsichtige vorerst nur die These zu erweisen, daß die V. 24 erkennbare Lücke durch das Wort *παντί* auszufüllen, das aus dem vorhergehenden Vers herüber reichende Satzglied mithin zu schreiben ist: *τὸ γὰρ φρονοῦν | ἔνεστι <παντί>*. Um diese Ergänzung jedoch auch anderen als das erscheinen zu lassen, wofür sie mir seit langem gilt, als eine nahezu unbedingt sichere Restitution, zu diesem Behuf muß ich etwas weiter ausholen. Hoffentlich erweist sich dieser Umweg auch in anderer Rücksicht nicht als völlig unergiebig.

Kein Leser unseres Fragmentes kann sich der Wahrnehmung entziehen, daß Kritias — oder richtiger der von ihm redend eingeführte Sisyphos — nicht nur alle Formen des Gottesglaubens gleichmäßig für Fiktionen, wenngleich

für überaus heilsame, erklärt, sondern daß er auch keineswegs bemüht ist, dieselben irgendwie strenge zu sondern. Monotheismus und Polytheismus, die populär naive und die metaphysisch verfeinerte Theologie (*ὡς ἔστι δαίμων* V. 17; *τὸν δαίμονα* V. 39; *τοὺς θεούς* V. 23 und 27; *δαιμόνων γένος* im Schlußvers und *τὸ θεῖον* V. 16) gehen bunt durcheinander, kaum bunter freilich als bei Pindar oder Äschylos, bei Sophokles oder Herodot. Nur dadurch unterscheidet sich der philosophische Dichter von anderen Repräsentanten der großen Übergangsepoche — denn etwas anderes ist doch der
 37 schon bei Homer nachweisbare Keim dieser Begriffsverwirrung (vgl. Lehrs, Populäre Aufsätze S. 128) und seine volle Entfaltung im fünften Jahrhundert — daß er, darin Euripides gleichend, auch die eigentlichen Philosopheme seines Zeitalters zum mindesten durch Seitenblicke berücksichtigt. Oder sollte der Anklang von V. 18:

νόῳ τ' ἀκούων καὶ βλέπων φρονῶν τε καὶ

an Epicharms [Frg. 249 Kaibel]:

νόος ὀρθῇ καὶ νόος ἀκούει, τᾶλλα κωφὰ καὶ τυφλά

oder auch an des Xenophanes [Diels Vorsokratiker Frg. 24 (I² p. 50)]:

οὔλος ὀρθῇ, οὔλος δὲ νοεῖ, οὔλος δέ τ' ἀκούει

ein rein zufälliger sein? Dies muß man wohl im Auge behalten, will man anders die Frage richtig beantworten, was denn *τὸ φρονοῦν* (V. 23) unserem Dichter bedeute und was er von demselben auszusagen vermöge. Daß dies eine Frage sein könne, das hätte ich allerdings nicht für möglich gehalten, wenn nicht erst jüngst noch Köchly (gleichwie vorher Bach und Wagner, nicht aber, wie letzterer irrig meldet, auch Bekker) Normanns Supplement *<θεοῖς>* gebilligt und in den Text aufgenommen hätte. Daß dies unstatthaft sei, läßt sich freilich ohne jede weit ausgreifende Untersuchung erweisen. Denn die Götter auf eine Linie zu stellen mit dem noch nicht denkfähigen Kindesalter (*τὸ μὴ φρονοῦν* Aesch. Choeph. 753) oder mit dem nicht mehr

denkkräftigen Greisenalter (*μη διὰ τὸ γῆρας ἐξεστηκώς ὃ τοῦ φρονεῖν* Isocrat. Philipp. p. 85 fin.) — wem wäre dies jemals in den Sinn gekommen und wer konnte dadurch zur Erwiderung veranlaßt sein: „Das Denken oder das Denkprinzip wohnt bei den Göttern?“ (Köchly übersetzt freilich: „Allwissenheit wohnt bei den Göttern“. Allein diese Übertragung hängt auch nicht mehr durch den dünnsten Faden mit dem Original zusammen, welches sie wiedergeben will.) Doch fassen wir den Gedankenzusammenhang ins Auge, um zu erkennen, nicht sowohl was derselbe nicht zuläßt,¹ als was er erheischt.

Unmittelbar vorher war von der Allwissenheit der Götter die Rede. „Auch was du in der Stille deines Inneren Schlimmes sinnst, es wird den Göttern nicht verborgen³⁸ bleiben“ — *τοῦτ' οὐχὶ λήσει τοὺς θεοὺς*. Hieran reiht sich jenes mit *γάρ* eingeführte Satzglied. Wie kann man nun den Glauben an die Allwissenheit der Götter begründen? Doch nicht anders als durch den Hinweis auf ihre Allgegenwart. So erscheinen die beiden Eigenschaften eng verbunden nebeneinander gestellt bei Xenoph. Mem. I, 1, 19: *Σωκράτης δὲ πάντα μὲν ἡγεῖτο θεοὺς εἰδέναι, τὰ τε λεγόμενα καὶ πραττόμενα καὶ τὰ σιγῇ βουλευόμενα, πανταχοῦ δὲ παρεῖναι* —; und die eine geradezu durch die andere begründet beim Komiker Philemon (ap. Stob. Eclog. I, 2, 32 und I, 10, 10 — Com. gr. frg. IV, 31 u. Addenda [= Frg. 91, II 305 Kock]; die merkwürdigen Varianten der ersten Verse sollen uns hier so wenig kümmern wie die von Hense, Lectt. Stob. p. 15 kürzlich behandelten Schlußworte des letzten Verses):

*ὃν οὐδὲ εἰς λέληθεν οὐδὲ ἐν ποιῶν,
οὐδ' αὖ ποιήσων, οὐδὲ πεποιηκώς πάλαι,
οὔτε θεὸς οὔτ' ἄνθρωπος, οὗτός εἰμ' ἐγώ,
Ἄλλοι, ὃν ἄν τις ὀνομάσειε καὶ Δία.*

¹ In diese Rubrik gehört ohne Zweifel auch Heaths Ergänzung *<αὐτοῖς>*, Musgraves *ἐν ἐστὶ θεῶν* und auch des Hugo Grotius nacktes: *ἐνεσι*, worauf er folgen läßt: *τούσδε τοὺς λόγους αὐτοῖς λέγων* —.

ἐγὼ δ', ὁ θεοῦ ἔστιν ἔργον, εἰμὶ πανταχοῦ,
 ἐνταῦθ' ἐν Ἀθήναις, ἐν Πάτραις, ἐν Σικελίᾳ,
 ἐν ταῖς πόλεσι πάσαισιν, ἐν ταῖς οἰκίαις
 πάσαις, ἐν ὑμῖν πᾶσιν· οὐκ ἔστιν τόπος,
 οὗ μὴ ἔστιν Ἀήρ· ὁ δὲ παρὼν ἀπανταχοῦ
 πάντ' ἐξ ἀνάγκης οἶδε πανταχοῦ παρῶν.

Der Komödiendichter hat hier sicherlich die Lehre und wahrscheinlich auch die Worte des Diogenes von Apollonia (ap. Simplic. in Phys. Arist. fol. 33, a) vor Augen, in denen dieser dem Nus des Anaxagoras ein physisches Substrat leiht, eben die „allverbreitet ungehemmte Luft“, um mit Schillers Marfa zu sprechen: καί μοι δοκεῖ τὸ τὴν νόησιν ἔχον εἶναι ὁ ἀήρ καλεόμενος ὑπὸ τῶν ἀνθρώπων καὶ ὑπὸ τούτου πάντα καὶ (?) κυβερνᾶσθαι καὶ πάντων κρατεῖν. ἀπὸ γάρ μοι τούτου δοκεῖ ὁ νόος εἶναι καὶ ἐπὶ πᾶν ἀρτῆσθαι καὶ πάντα διατιθέναι καὶ ἐν παντὶ ἐνεῖναι. D. h.: „Und als Träger jener“ (im vorhergehenden — Frg. 4 Mullach — als notwendig erwiesenen Welt-) „Intelligenz gilt mir der Stoff, den die Menschen Luft nennen und von ihm scheint mir
 39 alles gelenkt zu sein und er alles zu beherrschen. Denn eben daher scheint mir der“ (von Anaxagoras so genannte) „Νοῦς zu stammen und“ (mittels dieses seines Trägers) „überall hin zu dringen und alles zu ordnen und in allem zu sein“. (Hierin ist ὁ νόος meine, von Mullach — Frg. 6 — bis auf den nicht zu entbehrenden und ich möchte sagen ein Stück Geschichte der Philosophie enthaltenden Artikel vorweggenommene Emendation. [Vorbereitet hat dieselbe Schleiermacher S. 82 f. seiner Abhandlung über Diogenes von Apollonia. Keineswegs überzeugt hat mich Diels, Vorsokratiker I², S. 335 Frg. 5. Dort und S. 334 findet man auch die anderen hier berührten Bruchstücke.] Wie sicher dieselbe ist, erkennt jedermann, der den Zusammenhang aufmerksam erwägt, insbesondere wenn er mit unserer Übersetzung die Künsteleien vergleicht, mit denen sich der an unrechter Stelle — ἀπό in αὐτοῦ — ändernde Panzerbieter, Diogenes Apolloniates p. 60 sqq., abquält, ohne doch dem total unmöglichen ἔθος, ΕΘΟΣ, das aus ΟΝΟOC ent-

standen ist, einen halbwegs erträglichen Sinn zu entlocken. Daß aber Schleiermachers Zweifel an der Abhängigkeit des Diogenes von Anaxagoras und an seinem Eklektizismus an sich haltlos und zum Überfluß durch das ausdrückliche Zeugnis des Theophrast bei Simplicius — ad Phys. fol. 6, a — widerlegt ist, weiß jeder Kenner dieser Dinge.)

Desgleichen schrieb nun auch Kritias ohne Zweifel (vielleicht in direktem Hinblick auf die soeben angeführten Worte seines Zeitgenossen): τὸ γὰρ φρονοῦν | ἐνεστι <παντί>, wobei der Ausfall des letzten Wortes sich von selbst erklärt: „denn der Weltgeist ist in allem“. Auch Heraklit, dem das Feuer jedenfalls als φρόνιμον und die „Luft mit ihren feurigen Phänomenen“ als φρενῆρες galt (vgl. Hippol. IX, 10 — p. 448, 25 Dunck. u. Schneidew., Sext. Emp. 218, 20 Bekk. — Bernays Rh. Mus. IX, 260, und Paul Schusters „Heraklit“ in Acta soc. phil. Lips. III, 186), hat seine Welt-Intelligenz oder ihren stofflichen Träger höchstwahrscheinlich nicht nur γνώμη sondern gelegentlich auch τὸ φρονοῦν genannt, nach Plut. de Is. et Osir. c. 76, p. 382 C (I, 466—467 Dübner): ἡ δὲ ζῶσα καὶ βλέπουσα φύσις ἀμυστὶ (Bernays' Besserung statt ἄλλως τε) ἔσπακεν ἀπορορῆν καὶ μοῖραν ἐκ τοῦ φρονοῦντος ὅπως κυβερνᾶται τὸ σύμπαν καθ' Ἡράκλειτον. Denn daß Plutarch jenes partizipiale Abstractum auch dann anzuwenden liebt, wenn er in eigenem Namen redet, dies spricht bei Lichte besehen eher dagegen als dafür, daß er den Ausdruck auch hier aus eigenen Mitteln hinzutut. Denn bei ihm und anderen späteren Schriftstellern bedeutet τὸ φρονοῦν die Einzel-Vernunft, hier aber notwendig 40 die Welt-Vernunft oder ihren stofflichen Träger. (Plut. Mor. 138 F—I, 164 Dübner; 166 C—I, 197 Dübner; 706 A—II, 860 Dübner. — Vita Demetr. c. 1; Arist. Physiogn. 6, p. 813, b, 9; 11; 20.)

Doch ist jener Sprung von den „Göttern“ zum „Weltgeist“ nicht ein allzu gewagter? Lag für Kritias überhaupt und speziell an dieser Stelle eine Veranlassung vor, die Philosopheme der spiritualistischen Schulen seiner Zeit ernstlich zu berücksichtigen und sie unter die theologischen

Dogmen zu mengen, die er oder sein Sisyphus bestreitet? Beginnen wir mit der letzteren dieser Fragen. Daß unser Dichter alle Vorstellungen und Ausdrucksweisen seiner theologischen und metaphysischen Gegner bunt durcheinander würfelt, dies konnten wir bereits hinreichend erkennen. Es geschah dies von seiten eines so geisteshellen Mannes gewiß nicht ohne die Absicht, diese insgesamt als seine gemeinsamen Gegner zu kennzeichnen und mit denselben Schlägen alle zu treffen. Daß er aber gerade bei der Besprechung der göttlichen Allgegenwart nicht nur die Göttervielheit fallen läßt, sondern die jüngste und am meisten verfeinerte Ansicht allein hervorhebt, dies macht, denk' ich, seinem gesunden Sinn ebensoviel Ehre als seiner Redlichkeit. Denn daß die als menschenartige Persönlichkeiten aufgefaßten Einzelgötter, daß die individuelle Hera oder Artemis wirklich überall zugleich anwesend sei — wer hätte jemals, geschweige denn in einer aufgeklärten, mit dem Begriff der Möglichkeit rechnenden Zeit solch einen Gedanken ernsthaft zu denken vermocht? Je gestaltloser und schattenhafter hingegen, je mehr zum bloßen „Weltgeist“ verflüchtigt die himmlischen Mächte gedacht wurden, um so glaubhafter konnte jene Lehre erscheinen. Somit hat Kritias, vielleicht ohne viel darüber nachzudenken, zugleich dem Gebote einer ehrlichen Polemik und dem instinktiven Bedürfnis gehorcht, nicht zu den Menschen der Vergangenheit sondern zu den Kindern seiner Zeit zu sprechen, indem er diesmal den „Göttern“ den Rücken kehrte und auch nicht bei dem doch immerhin persönlichen „Dämon“ stehen blieb, ja nicht einmal beim „Göttlichen“ Halt machte, sondern bis zum nebelhaften „Weltgeist“ fortschritt. Wie viel aber der Griechen in bezug auf derartige unvermittelte Übergänge vertrug,

41 wie wenig es ihn anfocht, grundverschiedene und, genau genommen, unvereinbare Ansichten von den göttlichen Dingen dicht beieinander zu finden, dies kann wer es noch nicht weiß aus den von Lehrs (Popul. Aufsätze S. 128) angeführten pindarischen Stellen entnehmen.

Und nicht nur hier, auch im eigentlichen Kernpunkt

unseres Bruchstücks, dort wo das theologische Bekenntnis nicht gelegentlich gestreift, sondern ausdrücklich vorgetragen wird, — auch dort hat Kritias nicht die Lehren einer grauen Vorzeit, sondern die spiritualistischen Doktrinen seines Zeitalters im Auge. Denn wie heißt es doch daselbst? „Es gibt ein übermenschliches Wesen, dem Unsterblichkeit zu eigen ist gleichwie das Vermögen rein geistiger (durch kein Körperorgan vermittelter) Wahrnehmung und Erkenntnis, ferner ist dasselbe die Erkenntnisquelle anderer Wesen und schließlich befindet es sich im Vollgenuß göttlicher Macht und Herrlichkeit.“ Nur ein Punkt dieser Paraphrase kann (meines Bedünkens) als zweifelhaft gelten, da ich ein augenscheinlich und anerkanntermaßen verderbtes Wort zu bessern versucht habe, ohne für die unbedingte Sicherheit meiner Änderung eintreten zu können. Ich lasse die drei Verse nebst einer Rechtfertigung meiner Auffassung derselben folgen, wobei es nicht meine Schuld ist, wenn diese nicht jedes polemischen Beigeschmacks entbehrt.

17 ὥς ἔστι δαίμων ἀφθίτῳ θάλλων βίῳ,
νόῳ τ' ἀκούων καὶ βλέπων φρονῶν τε καὶ
παρέχων τε ταῦτα καὶ φύσιν θείαν φορῶν —.

Dem letzten dieser Verse ist schon gar Seltsames begegnet. Anstatt den einzigen Anstoß, den derselbe wirklich bietet, mit behutsamer Hand zu entfernen — ich meine das jeder möglichen Konstruktion widerstrebende *προσέχων*, wofür ich *παρέχων* vermute (vgl. Bast, Commentat. palaeogr. 837 und 934) — hat man mit Granaten auf Sperlinge geschossen. Köchly hat, man möchte fast glauben in der Absicht die gesamte Konjekturealkritik zu verspotten, nahezu den ganzen Vers umgeschrieben:

προσέχων τε πάντα καὶ φρεσὶν φρονῶν ἄγαν

und *προσέχων πάντα* trotz alledem so übersetzen müssen („Auf alles achtet“), als stünde nicht *πάντα* da, sondern *πᾶσι*. Der treffliche Herwerden aber verlor, wie ihm dies in ⁴² jungen Jahren zuweilen begegnet ist, einfach die Geduld und riet V. 19 samt 20—21 „*una litura*“ zu tilgen. Nun liegt

uns V. 20 in arg verderbter, oder vielmehr, wie schon Fabricius sah, in paraphrasierter Gestalt vor, die Paraphrase mag nun dem Sextus selbst oder einem seiner Leser angehören. Aus dieser, aus den Worten: ὑφ' οὗ πᾶν μὲν τὸ λεχθὲν ἐν βροτοῖς ἀκούεται, das Ursprüngliche mit voller Sicherheit wieder zu gewinnen, dies erscheint mir als ein Ding der Unmöglichkeit. Gegen V. 21 ferner, dessen kleine Eingangslücke längst von Normann augenscheinlich richtig ergänzt worden ist, besteht auch nicht der Schatten eines Verdachtsgrundes. Möglicherweise schrieb Kritias: ὃς δὴ βροτοῖσι πᾶν τὸ μὲν λεχθὲν κλύειν | <τὸ> δρῶμενον δὲ πᾶν ἰδεῖν δυνήσεται. Dem V. 19 gegenüber erhebt endlich Herwerden die spezielle Anklage, es sei „*inepte supervacaneum δαίμονι, ἀφθίτῳ βίῳ θάλλοντι, tribuere θείαν φύσιν*“. Dem muß ich jedoch auf das entschiedenste widersprechen. Denn nichts hindert uns das Wort δαίμων hier gerade so als generelle Bezeichnung übermenschlicher Wesen zu verstehen, wie wir dies bei Plato Apolog. 27 D tun müssen. Sokrates gebraucht dort δαίμων im weiteren Sinne zur Bezeichnung des Gattungsbegriffes, zu dem sich Götter und Untergötter (Dämonen im engeren Sinne) verhalten wie species zum genus: τοὺς δὲ δαίμονας οὐχὶ ἤτοι θεούς γε ὑγούμεθα ἢ θεῶν παῖδας; — Und auch ohne solchen ausdrücklichen Beleg hätte man diese Anwendung des Wortes aus einigen seiner sonstigen Gebrauchsarten mit Sicherheit erschließen können. Denn zeigt einerseits die hierarchische Anordnung: „Götter, Dämonen und Heroen“, daß die Begriffssphären von θεός und δαίμων nicht vollständig zusammenfallen, so lehrt andererseits die gelegentliche, aber gar nicht seltene Bezeichnung der Götter als Dämonen (vgl. Nägelsbach, Hom. Theol. 68¹), daß der letztere Begriff nicht (wie etwa der des Heros) ein dem Gottesbegriff widersprechendes positives Merkmal enthält. Vielmehr erklären sich beide Gebrauchsweisen nur aus der Voraussetzung, daß δαίμων von Haus aus der an Inhalt ärmere Begriff ist, — woraus sich ohne weiteres die hier vorliegende dritte Art der Anwendung ergibt. Ein Gott ist ein Dämon und etwas mehr. Darum erscheint er in

der Rangfolge übermenschlicher Wesen dem Dämon (im engeren Sinne) übergeordnet, in der logischen Stufenreihe 43 dieser Wesen hingegen dem Dämon (im weiteren Sinne) untergeordnet; darum allein kann man endlich, sobald es sich nicht darum handelt, die Gesamtheit der Gottesattribute zum Ausdruck zu bringen, den Gott auch Dämon nennen, d. h. den Gattungsnamen an die Stelle des Artnamens setzen. Das bei diesem Anlaß in Sicht kommende logisch-sprachliche Gesetz läßt sich, denk' ich, ganz allgemein also formulieren: so oft ein Wort einmal (im weiteren Sinne gebraucht) die Gattung, ein andermal (in engerer Anwendung) eine dieser untergeordnete Art bezeichnet, muß diese letztere anderen logisch-koordinierten Arten (falls unter diesen solch eine Abstufung überhaupt stattfindet) an Attributenreichtum, und, wo dieser ein Wertmaß darstellt, auch an Wert nachstehen. Man denke an das Verhältnis von Fürst und König, von Tier (oder besser animal) und Mensch. Auch Napoleon kann ein „glücklicher Soldat“ heißen, aber ein Soldat schlechtweg ist eben ein gemeiner Soldat. Der Feldherr ist ein Offizier, die Ratgeber des Monarchen sind Räte, — aber wenn man von Offizieren, Räten, Richtern oder auch Lehrern schlecht hin spricht, wird jedermann zunächst an die unteren Sprossen der hierarchischen Stufenleiter denken. Mit alledem soll natürlich nur auf einige, und zwar die mindest subtilen Gebrauchsweisen des Wortes *δαίμων* hingewiesen werden, — ein Gegenstand, über dessen feinere Verzweigungen wir ja die meisterhafte Erörterung von Lehrs in den „Populären Aufsätzen“ besitzen.

Doch, um von dieser langen Abschweifung zurückzukehren — Kritias geht bei dem Aufbau der Gotteslehre mit gutem Bedacht von der allgemeinsten Vorstellung aus: „es gibt ein übermenschliches Wesen“, welches nun näher bestimmt wird. Und wie? Die erste Bestimmung, „das unverwelkliche Dasein“ ließ und läßt sich nicht mißverstehen. Das zunächst folgende aber: *νόῳ τ' ἀκούων καὶ βλέπων ᾗ ὁρῶν τε* — wundert man sich wohl bei Köchly übersetzt zu finden: „Es lebt ein Gott.... | Der alles sieht und alles hört

und alles merkt“. Der so vieles entschuldigende Hinweis auf den Zwang des Versmaßes gilt wenigstens nicht für Herwerden, der die Worte ganz ähnlich verstanden haben muß, da er auf Grund dieses Verständnisses oder Mißverständnisses die V. 19—21 verurteilt: „*tribus his versibus nihil omnino dicitur quod non multo melius in duobus praecedentibus enarra-
44 verit poeta*“. Fast schäme ich mich, diese ausgezeichneten Philologen, die nur diesmal etwas eilfertig gelesen haben, darauf aufmerksam zu machen, daß Kritias an dieser Stelle noch ganz und gar nicht von der göttlichen Allwissenheit handelt. Diese wird vielmehr erst aus den hier wie später (in dem von uns bereits sattsam erörterten: τὸ γὰρ φρονοῦν κτέ.) aufgestellten Prämissen gefolgert. Oder wäre der an unserem Ort ausgesprochene Gedanke so nichtssagend oder — im fünften Jahrhundert! — so abgenützt gewesen, daß man annehmen müßte (was Köchly und Herwerden voraussetzen scheinen), der Dichter sei über diese Vordersätze hinweg eben nur dem Schlußsatz zugeeilt, ohne ihnen irgend eine selbständige Bedeutung beizulegen.

Und doch wird mit jenen Worten den Theologen, d. h. den theologisch-metaphysischen Zeitgenossen des Kritias, ein Protest in den Mund gelegt gegen nichts Geringeres als die gesamte anthropomorphische Auffassung der göttlichen Dinge! Denn wenn man von der Gottheit behauptet, sie denke nicht bloß sondern sie schaue und höre auch mit dem Geiste¹ (was überdies damals auch ungleich paradoxer klang als heute, — man denke an stehende Verbindungen wie ὁφθαλμοῖσι ἰδεῖν καὶ γνώμῃ νοῆσαι, Ps. Hippocr. de arte § 2—VI, 4, Littré [Apologie der Heilkunst², S. 38, 1f.], oder οὔτε οὖν ὄψει ὁρᾷ μακρότητα οὔτε ἂν γνώμῃ γιγνώσκουι, Antiphon
45 bei Galen. XVIII, 2, 656 Kühn),² so heißt dies mit anderen

¹ „It is even very possible to conceive how the soul may have ideas of colour without an eye or of sound without an ear.“ (Berkeley.)

² Ich möchte das übel zugerichtete Bruchstück nach Bernays (Rh. Mus. 9, 256) und Sauppe (de Antiphonte sophista p. 10) also ordnen: πανταδὲ γινώσκει, ἐν δὲ οὐδὲν αὐτὸ <καθ' ἑαυτὸ>· οὔτε οὖν ὄψει ὁρᾷ μακρότητα οὔτε ἂν γνώμῃ γιγνώσκουι ὁ μᾶλλον ἅπαντα γιγνώσκων. — Für unseren

Worten: sie besitzt keine Sinneswerkzeuge (denn wozu sollte sie das besitzen, dessen sie nicht bedarf?) und sicherlich ebensowenig andere leibliche Organe, sie ist ein rein geistiges Wesen, — was eben die neue Lehre der spiritualistischen Philosophen jener Zeit war.

Das Welt- und Lebensprinzip aber, mochte es nun ein rein geistiges (Gottheit, Weltseele, Weltgeist) oder ein stoffliches (Feuer oder Luft) sein oder auch zwischen beiden Denkweisen in der Mitte schweben (wie der *Noûs* des Anaxagoras, der als *λεπτότατον τε πάντων χρημάτων καὶ καθαρότατον* unverkennbar diese Mittelstellung einnimmt) — dieses zugleich als Quelle aller menschlichen und tierischen Wahrnehmung und Erkenntnis anzusehen, war in jenem Zeitalter gang und gäbe. Ich erinnere wieder, nicht sowohl um der Sache als um des Ausdrucks willen, an Diogenes von Apollonia: *... πάντα τῷ αὐτῷ (τῷ ἄερι) καὶ ζῇ καὶ ὁρᾷ καὶ ἀκούει καὶ τὴν ἄλλην νόησιν ἔχει ὑπὸ τοῦ αὐτοῦ πάντα* (Frg. 6 fin. Mullach), was ebensogut also hätte ausgedrückt sein können: *τὸ αὐτὸ παρέχει ἅπασιν τὸ ζῆν καὶ τὸ ὁρᾶν καὶ τὸ ἀκούειν κτέ.* Und so hat Platon dort, wo er einen Teil der erkenntnistheoretischen Doktrinen seiner Zeit durchmustert (Phaedo, 96, B)

Zweck wichtiger ist es daran zu erinnern, daß die im obigen paradox genannte Ausdrucksweise dies für niemanden in höherem Maße war als für unseren Autor! Denn eben von Kritias erzählt Galen daselbst, er habe die Sinneswahrnehmungen von der intellektuellen Erkenntnis fortwährend und nachdrücklich unterschieden: *Κριτίας μὲν ἐν τῇ πρώτῃ Ἀφορισμῷ τὰδε γράφει* „μῆτε ἂν τῷ ἄλλῳ σώματι αἰσθάνεται μῆτε ἂν τῇ γνώμῃ γινώσκει“, καὶ πάλιν „γινώσκουσιν οἱ ἄνθρωποι εἴ τις μὲν ὑγιαίνει τῇ γνώμῃ“, καὶ ἐν Ὀμιλῶν προτέρῳ. „εἰ δ' αὐτὸς ἀσκήσειας, ὅπως γνώμῃ ἢ (ἢς?) ἱκανός, ἥκιστα ἂν οὕτως ὑπ' αὐτοῦ (wohl ὑφ' αὐτοῦ) ἂν ἀδικη(θ)εῖς“, καὶ πολλάκις ἐν τῷ αὐτῷ καὶ ἐν τῷ δευτέρῳ τῶν Ὀμιλῶν ἀντιδιακρίνων ταῖς αἰσθήσεσι τὴν γνώμην [πολλάκις] εἶρηκεν (das Wort γνώμῃ nämlich, dessen ältere Anwendung Galen hier illustriert). [Anders behandeln die Stelle A. Croiset im Annuaire des Etudes Grecques 1883, 146 f. und Diels Vorsokratiker II² 591.] Verstehe ich den letzten dieser Brocken richtig, so hat Kritias gleich so vielen anderen Attikern ὑφ' ἑαυτοῦ statt ὑπὸ σεαυτοῦ gebraucht (Krüg. 51, 2, 15) und einen Gedanken ausgedrückt, der an Demokrits frg. mor. 23 (Mullach) [= 22 Natorp] anklingt: *... ὥς εἰ τὸ σῶμα δικάζαιτο τῇ ψυχῇ κακώσεως, οὐκ ἂν αὐτὴν ἀποφνεῖν.*

wirklich geschrieben: καὶ πότερον τὸ αἷμά ἐστιν ᾧ φρονοῦμεν (die Lehre des Empedokles und unseres Kritias), ἢ ὁ ἀήρ ἢ τὸ πῦρ ἢ τούτων μὲν οὐδέν (es folgt die zuerst von Alkmeon aufgestellte Hypothese), ὁ δὲ ἐγκέφαλός ἐστιν ὁ τὰς αἰσθήσεις παρέχων τοῦ ἀκούειν καὶ ὁρᾶν καὶ ὁσφραίνεσθαι, ἐκ τούτων δὲ γίγνεται μνήμη καὶ δόξα, ἐκ δὲ μνήμης καὶ δόξης . . . γίνεσθαι ἐπιστήμην. Womit man zum Überfluß noch vergleichen mag die abweichende Fassung desselben Gedankens bei Hippocrat. de morbo sacro c. 14: καὶ τούτῳ (τῷ ἐγκεφάλῳ) φρονέομεν μάλιστα καὶ νοεῦμεν καὶ βλέπομεν καὶ ἀκούομεν καὶ διαγινώσκομεν τὰ τε αἰσχροὶ καὶ καλὰ καὶ τὰγαθὰ καὶ κακὰ κτέ. (Meine von Littré, VI, 386 zum Teil abweichende

46 Schreibung der Stelle beruht der Hauptsache nach auf den von diesem mitgetheilten Lesarten der prächtigen Wiener Hs. διαγινώσκομεν statt γινώσκομεν hat aus dieser und dem Marcianus auch Ermerins aufgenommen; nicht aber καὶ καλὰ statt καὶ τὰ καλὰ, oder τὰγαθὰ statt ἀγαθὰ; und ebenso wenig hat dieser oder Reinhold, der hier nur die Vulgata wiedergibt, die mir unerläßlich scheinende Umstellung der letzten Worte — man las: καὶ κακὰ καὶ ἀγαθὰ — vorgenommen.)

Eines Kommentars werden die Worte: παρέχων τε ταῦτα nunmehr hoffentlich nicht bedürfen! Das überlieferte προσέχων hat nur Fabricius zu rechtfertigen versucht durch den Hinweis auf das völlig singuläre: τοῦτο γὰρ πάννυ πρόσεχε bei Aristides de dictione civili I, 226, wo Normann seither mit vollstem Rechte τούτῳ hergestellt hat (II, 736, 12 Dindorf). Matthiäs gelegentlichen Einfall „συνέχων ἅπαντα“ sollte man vielleicht aus dem Schattenreich, in dem die ἀμνηνὰ κάρηνα verfehlter Konjekturen umherschwirren, ebensowenig heraufbeschwören wie Bachs nichtiges προσσχών (den Anapäst im ersten Fuß konnte sich ja Kritias ebenso wohl erlauben wie Euripides, um von den selteneren Beispielen dieser Lizenz bei den älteren Dichtern zu schweigen) oder Wagners sofort wieder zurückgenommenes προῦστως ἁπάντων oder eines Unbekannten (bei Bekker) φρουρῶν (oder ἐφορῶν) τ' ἄγαν | προσεχῶς τὰ ταύτη, wovon ἄγαν auf

Pseudo-Plutarch zurückgeht ohne damit einen Schatten von Autorität zu gewinnen. Denn einmal verdient der Verfasser der *Placita philosophorum* nicht eben viel Vertrauen, zweitens führt er den Vers auch im übrigen augenscheinlich falsch an: *ὁς ταῦτ' ἀκούει καὶ βλέπει* — und endlich erklärt sich die Verderbnis des Schlusses: *φρονεῖ τ' ἄγαν* insbesondere gar leicht aus dem Abbrechen des Zitats an eben dieser Stelle (*De plac. phil.* I, 11, *Plut. Mor.* 880 F, 1073 Dübner). Daß aber *ταῦτα*, woran man beileibe nicht rütteln darf, nichts anderes bedeutet als *τὸ ἀκοῦειν καὶ βλέπειν καὶ φρονεῖν* oder *τὴν τε ἀκοὴν καὶ ὄρασιν* (die zwei typischen Vertreter der Sinne überhaupt) *καὶ τὴν φρόνησιν* — und daß von dem „übermenschlichen Wesen“, dessen Teile oder Ausflüsse somit Tier- und Menschenseelen sind, nur mehr ein Schritt oder vielmehr kein solcher ist zum Weltgeist oder *φρονοῦν* (vgl. z. B. Lorenz, *Epicharms Leben und Schriften* 47 S. 104—105) — tut es not, dies alles erst auszusprechen oder gar zu erweisen?

Die Schlußworte: *καὶ θεῖαν φύσιν φροῶν* endlich besagen, daß der mit all diesen Eigenschaften und Vermögen ausgestattete *δαίμων* eine Gottheit im eigentlichen Sinne, oder vielmehr, wie der Zusammenhang lehrt, die Gottheit ist. „Mit göttlicher Natur begabt“ oder bekleidet heißt hier das Weltprinzip, weil es gilt seiner „Trefflichkeit, Herrlichkeit, Hoheit“ inne zu werden (*Lehrs a. a. O.* 125; 144) oder auch — was im Grunde dasselbe ist — es als geeigneten Gegenstand der Anbetung zu bezeichnen, denn *θεὸς ὥς τίετο δῆμῳ* sagt Homer, nicht aber *ὥς δαίμων*. Und überwiegt nicht dort, wo die monotheistische oder halb-monotheistische Anschauung der Götterwelt vorherrscht, die Anwendung von *θεός* jene von *δαίμων* ganz außerordentlich? Schließlich mag daran erinnert werden, daß einem Dämon *θεία φύσις* beizulegen noch weit weniger bedenklich ist als wenn man von ihm sagte: er ist ein oder der *θεός*. Denn die Differenz der zwei Begriffe ist gerade in den Adjektiven am schärfsten ausgeprägt, wie denn nach Nitzschs und Nägelsbachs treffender Bemerkung *δαιμόνιος* „einer

Vertauschung mit *θεῖος* schon nicht mehr fähig ist“ (Hom. Theol. 69¹). In ähnlicher Weise hat sich auch *δῖος* von dem sicherlich stammverwandten *δαίμων* begrifflich so weit abgezweigt, daß Hesiod den Phaethon *δαίμονα δῖον* nennen konnte (Theog. 991), womit das superlativische *δῖα θεῶων* bei Homer sich nicht vollständig vergleichen läßt.

II.

Zu Euripides.¹

3

1. Suppl. 520—521.

— ἄνω γὰρ ἂν ῥέοι
τὰ πρόγµαθ' οὕτως, εἰ 'πιταξόµεσθα δή.

Theseus weist die Zumutung des thebanischen Herolds als eine unerhörte, sein Verlangen als ein unerfüllbares zurück: „da müßten ja die Quellen nach aufwärts fließen, wenn wir uns befehlen lassen sollten“. Ähnliche Ausdrucksweisen zur Bezeichnung des Unmöglichen findet man bei Herodot 5, 92, 1 (*ἧ δὲ ὁ τε οὐρανὸς ἔσται ἐνερθε τῆς γῆς κτέ.*) wie bei Euripides selbst (Frg. 688, 2 [= 687, 2²]: *πρόσθε γὰρ κάτω | γῆς εἰσιν ἄστρα . . . | πρὶν ἐξ ἐμοῦ σοι θῶπ' ἐπαντῆσαι λόγον*); und eben derselbe sprichwörtlich gewordene Hinweis auf die Umkehr der Natur war einst bei Äschylos und ist noch in dem berühmten Chorgesang unseres Dichters zu lesen: *ἄνω ποταµῶν ἱερῶν χωροῦσι παγαί* (Med. 410). Vgl. Hesych. *ἄνω ποταµῶν παροιμία . . . κέχρηται καὶ Εὐριπίδης καὶ Αἰσχύλος*; ähnlich Suidas; Zenob. II, 56 (Paroem. gr. I, 47); Lucian apol. pro merc. cond. § 1 und dial. mort. VI, wo Hemsterhuys und Lehmann weitere Belege beibringen (II, 498). Analoges ist bekannt aus Verg. Ecl. I, 59; Ovid. Her. V, 29 und Trist. I, 8, 5; Seneca Med. 373; Theocr. I, 134 (ein Vers, der jetzt für unecht gilt).

¹ Wien 1875, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

An unserer Stelle gibt ein Teil der Übersetzer die Worte sinngemäß wieder: „denn so strömte ja der Quell nach oben“ (Donner); „dann müßte ja bergauf das Wasser rinnen“⁴ (Hartung). Andere liefern ein getreues Spiegelbild des sinnlosen Originals: „rückwärts strömten ja die Dinge (Fritze); „*sursum enim fluere res ita*“ (Fix).

Bedarf es vieler Worte um die Tatsache zu erweisen, daß das poetische *νάμαθ'* — der Plural auch Bacch. 5; Phoen. 126; 659; Herc. 625; Frg. 1068, 5 [= 1083, 5²] — hier ebenso zu *πράγμαθ'* verderbt worden ist wie Iph. Aul. 888 zu *ὄμματ'*, wo Hense erst kürzlich das Richtige mit unzweifelhafter Sicherheit ermittelt hat? — Zum Überfluß vergleiche man Alciph. III, 33, init. (p. 53 Meineke), wo aller Wahrscheinlichkeit nach eine direkte Nachbildung unserer Verse — wenn nicht ihres etwaigen äschyleischen Urbilds — vorliegt: *ἔοικε καὶ τὰ νάματα εἰς τὰ ἄνω ὀνήσεσθαι, εἰ γε οὕτως, ὦ Κορίσκει, ἀφηλικέστερος γεγονώς . . . ἐξᾶς κιθαροδοῦ γυναικός κτέ.*¹

2. Hippol. 104—107.

Das von V. 88 an mit gewohnter Meisterschaft geführte Gespräch des Hippolyt und seines alten Dieners erleidet an dieser Stelle eine Störung, die sich durch Umstellung eines Verspaares mit voller Sicherheit heilen läßt. Bei der überlieferten Ordnung erregt vor allem V. 106 (zu dessen Erklärung man nebenbei nur Bacch. 485, nicht aber das noch genauer entsprechende Frg. 528 [= 524²] heranzieht) einen, wie mich dünkt, auf keine Weise hinwegzuräumenden Anstoß.

¹ Als ich diese Besserung fand, war mein erster Gedanke, sie müsse schon längst gefunden sein. Doch habe ich Ausgabe auf Ausgabe, Erklärungsschrift nach Erklärungsschrift vergebens aufgeschlagen. Nirgends konnte ich auch nur die Andeutung eines Zweifels oder die Anerkennung einer Schwierigkeit entdecken. [Vielleicht habe ich mich oben mit allzu großer Zuversicht ausgedrückt; jedenfalls hat bisher niemand versucht, eine derartige Vorstellung: den Rücklauf aller Begebenheiten als Sinnbild des Unmöglichen angesehen, als irgendwo im Altertum heimisch zu erweisen oder wahrscheinlich zu machen.]

Denn was soll der Tadel der Kypris an einer Stelle, wo schon längst nicht mehr von dieser Göttin die Rede ist? Man stelle 106—107 vor 104—105 und lese:

103 *ΘΕ. σεμνή γε μέντοι κἀπίσημος ἐν βοροτοῖς.*

106 *III. οὐδεὶς μ' ἄρέσκει νυκτὶ θαυμαστὸς θεῶν.*

107 *ΘΕ. τιμαῖσιν, ᾧ παῖ, δαιμόνων χρῆσθαι χρεών.*

104 *III. ἄλλοισιν ἄλλος θεῶν τε κἀνθρώπων μέλει.*

105 *ΘΕ. εὐδαιμονοίης νοῦν ἔχων οἶόν σε δεῖ.*

Auf die spezielle Anpreisung der Aphrodite folgt jetzt die speziell auf diese gemünzte tadelnde Äußerung, — auf die allgemein gehaltene Aufforderung die Götter zu ehren
5 die ebenso allgemeine Erwiderung: nicht jeder braucht jeden zu ehren. Der buchgelehrte Hippolyt zeigt sich, wie billig, der frommen Einfalt des Alten durchaus überlegen. Dieser räumt eine seiner Positionen nach der anderen; die engere, die er zuerst eingenommen, wie die weitere und höhere, in der er — aus der ersteren vertrieben — Schutz gesucht hat. So bleibt ihm denn, nachdem er im Wortgefechte unterlegen, nichts übrig als sich kopfschüttelnd zurückzuziehen, und — äußerlich besiegt, aber nicht innerlich überzeugt — seiner bösen Ahnung in einem Stoßseufzer Luft zu machen, der die höfliche und, wenn man will, abergläubische Form eines Wunsches annimmt, — eines Wunsches, an dessen Erfüllung er selbst so wenig glaubt als der Dichter.

Nur zum Teil mit mir übereinstimmend hat kürzlich Wecklein (Studien zu Euripides im Jahrb. Suppl. VII, 3, 344—345) unsere Stelle behandelt. Warum ich seine Anordnung der Verse (104—107—106—105) nicht billigen kann, ergibt sich aus der obigen Darlegung von selbst. [Weil hat meine Umstellung unbedingt angenommen.]

3. Hippol. 233 ff.

*νῦν δὲ μὲν ὄρος βᾶσ' ἐπὶ θήρας
πόθον ἔστειλλον, νῦν δ' αὖ ψαμάθοις
ἐπ' ἀκυμάντοισι πώλων ἔρασαι.*

Wenn ein so eminenter Forscher und genauer Kenner des Euripides wie Weil zur Rechtfertigung der jetzt allgemein aufgenommenen Lesart *πόθον* (die besten Hss. bieten das sinnlose *ποθέν*)¹ nichts Besseres zu sagen weiß als: *au lieu de dire: „tu partais pour la chasse“ . . . elle dit „tu partais pour le désir de la chasse“* — dann wird man wohl vermuten dürfen, daß die Kritik ihr Werk zu frühe geschlossen, die Interpretation das ihre zur Unzeit begonnen hat. Und ist denn *ὄρος βᾶσ'* „*monte conscenso*“ (wie Fix richtig übersetzt), mit *ἐστέλλου* und der tatsächlichen Situation irgend vereinbar, ja vor *ἐστέλλου* auch nur möglich? Ich wüßte nicht, wie sich den augenscheinlichen Gebrechen der Überlieferung anders oder leichter abhelfen ließe als durch die Schreibung:

*νῦν δὴ μὲν ὄρος βᾶσ' ἐπι θήρας
πόθῳ ἐστέλλου κτέ.*

6

Im übrigen mag man meine Auffassung immerhin grob realistisch schelten: ich kann nicht umhin zu denken, daß die Worte *ὄρος βᾶσ' ἐπι* und desgleichen *ἐστέλλου* etwas mehr besagen wollen als z. B. Paley sie bedeuten läßt: „*for just now having gone (in imagination) to the mountain, you were all eagerness after the chase.*“ Die Amme hat meines Erachtens nicht sowohl die bezüglichen Worte (*πέμπετε μ' εἰς ὄρος· εἶμι πρὸς ὕλην*, V. 215) als die sie begleitende Aktion im Auge, über die uns die Scholien eine so merkwürdige (zu dem Spiel der Rachel, wie Weil bemerkt, genau stimmende) Nachricht bewahrt haben: *ἐνταῦθα δὲ δεῖ τὸν ὑποκρινόμενον κινήσαι ἑαυτὸν καὶ σχήματι καὶ φωνῇ καὶ ἐν τῷ „εἶμι πρὸς ὕλην“ ἀναπηδᾶν, ὡς αὐτὴ πορευομένη.* [Gennadios vermutete *ὡς αὐτίκα πορευομένη*, E. Schwartz *αὐτῆς πορευομένης* (Schol. II, 32, 5.) Und da sich die Erregung der Phädra im folgenden nur steigert — der Ausruf: *πρὸς θεῶν, ἔραμαι πρὸς θούξαι κτέ.* macht wahrlich nicht den Eindruck als wäre er wieder vom Ruhelager aus gesprochen —, so konnte die

¹ Desgleichen der Archetypus des Photius und der Parisin. A. des Suidas s. v. *νῦν δὴ*.

Amme wohl nicht mit Unrecht sagen, sie habe „soeben erst von Jagdlust getrieben sich aufgemacht und den Gang zum Waldgebirge angetreten“. Übrigens lasse ich den Akkusativ *ὄρος* von *ἐπι* abhängen, nicht etwa mit Annahme einer Tmesis von *ἐπιβᾶσα*. *ὄρος ἐπιβαίνειν* heißt: „den Berg besteigen“; in *βᾶσα ἐπ' ὄρος* braucht *ἐπὶ* nicht mehr zu besagen als *εἰς* in *πέμπετε μ' εἰς ὄρος* oder *πρός* in *εἴμι πρὸς ὕλην*; es kann die bloße Richtung bezeichnen, in der Phädra, vom Ruhebett aufspringend, sich bewegt hatte.¹ Endlich, die meiner Auffassung widerstrebenden „Gesetze der nachgestellten Proposition“, die Lehrs (Jahrb. 85, 310—315) ermittelt hat, kann ich nur mit den Einschränkungen gelten lassen, deren Vorhandensein Wecklein (Studien zu Aeschylus, 79—82) überzeugend erwiesen hat.

Doch ich mag in alle dem irren; unerschüttert bleibt, denke ich, die Tatsache, daß das „Verlangen“ nur als das 7 Motiv und die treibende Kraft, nicht aber als das Ziel des Aufbruchs erscheinen kann (also *εστέλλου πόθῳ*, nicht aber *ἐπὶ πόθῳ*).

4. Hippol. 468—470.

οὐδὲ στέγην γὰρ ἦς κατηρεφεῖς δόμοι
καλῶς ἀκριβώσειαν· εἰς δὲ τὴν τύχην
πεσοῦσ' ὅσῃν σὺ πῶς ἂν ἐκνεῦσαι δοκεῖς;

Zur Herstellung der — was auch Monk und Paley sagen mögen — arg beschädigten, wenn auch nicht, wie Kirchhoff meinte, unheilbar zerrütteten ersten anderthalb Verse hat die von einem Scholiasten aufbewahrte Variante: *δόμοι· δοκοί* und noch mehr das folgende Scholion den Weg gewiesen: *οὐδὲ στέγην γὰρ . . . καλῶς ἀκριβώσειαν . . . καὶ τὸ μέτρον τοῦ διαστήματος τῶν δόμων (δοκῶν Weil [und vor ihm Valckenaer nach E. Schwartz a. a. O. S. 61]) φυλάξιαν,*

¹ Vielleicht nicht ohne Rücksicht auf das Landschaftsbild im Hintergrund der Bühne! Der Agrai oder Ardettos genannte Höhenzug, der Kultsitz der „Wildgöttin“ Artemis (*Ἀρροτέρα*) entbehrte zum mindesten nicht jeglichen Waldschmucks. Vgl. Aristoph. Thesm. 114—115, auch Pausan. I, 19, 7.

ὥς μήτε ἐκείνην πολὺ ἀπέχειν μήτε τὴν ἄλλην πλησιάζειν.¹
 εἶτα πρὸς μὲν ξύλων συνθέσεις καὶ (κατὰ las, sicherlich
 richtig, Valckenaer) κανόνας εὐσυνθέτους οὐκ ἐφίκετο τῆς
 ἀκριβείας ἢ τέχνη· σὺ δὲ τηλικαύτην συμφορὰν ἀπταιστώσ
 βούλει παραδραμεῖν. (I, 134 Dindorf.)

Auf dieser Grundlage ist die Restitution der Stelle nahezu
 vollständig gelungen. Markland hat κανών, Weil κατηρεφῆ
 δοκοῖς gefunden (und die Verse trefflich erklärt: *les hommes
 ne doivent pas viser à une conduite trop rigoureusement correcte:
 ils ne peuvent pas même faire un plafond, une toiture d'une pré-
 cision exacte*) nachdem Dr. Seidler δοκοί aufgenommen hatte.
 Statt ἀκριβώσει' ἔν endlich, wie Valckenaer, Dindorf,
 Weil, Madvig schrieben, vermute ich, von Naucks² Aus-
 führungen überzeugt: ἔν—ἀκριβώσσειν. Gegen Monks (in
 erster Ausgabe), Kirchhoffs und Paleys οὐδ' ἔν spricht
 nämlich, meines Erachtens, die Schwierigkeit oder Unmög-
 lichkeit, ἦς dann durch etwas Passendes zu ersetzen (wofür
 doch weder Kirchhoffs εἰς noch Weils εὖ gelten kann),
 mehr aber noch nach meinem Gefühl die Notwendigkeit, den
 Hauptbegriff an der Spitze des Gleichnisses nackt und scharf
 hervortreten zu lassen. Und der Vorwurf der Gewaltsamkeit s
 trifft jene Änderungen, die zwei Annahmen in sich schließen:
 beziehungsweise schließen sollten — den unmotivierten Aus-
 fall von ἔν und die Verderbnis von εἰς oder εὖ zu ἦς —
 wohl stärker als meine Voraussetzung, man habe zwischen
 στέγην und κατηρεφεῖς δόμοι ein Bindeglied benötigt und
 darum ἔν durch ἦς ersetzt.

Doch wenden wir uns zur zweiten Hälfte dieser Verse.
 Sollte noch niemand bemerkt haben, daß die Verbindung τὴν
 τύχην—ὄσσην eine sprachwidrige ist? Dies brachte mich
 auf die Vermutung — für die auch andere Gründe sprechen,
 — τύχην möchte ein Glossem sein und das glossierte Wort

¹ Hieß das nicht einmal: ὥς μήτ' ἐκεῖ λίαν πολὺ ἀπέχειν μήτε τῇ δ'
 ἄγαν πλησιάζειν?

² „Die Elision der dritten Person Singul. im Optativus Aor. 1 Act.
 ist sicherlich der Tragödie fremd, obwohl man sie öfter durch Konjekturen
 einzuschwärzen versucht hat.“ Euripid. Studien I, 49.

verdrängt haben. Zu Versmaß und Zusammenhang wie zum euripideischen Sprachgebrauch würde bestens passen: *εἰς κλύδωνα δὲ* —. Ich schlage die Scholien auf und finde meine Mutmaßung im allgemeinen wie im besonderen bestätigt, ja ich darf wohl sagen, bis zur Evidenz als richtig erwiesen: — *εἰς δὲ πέλαγος ἄδηλον τῆς τύχης* * *ἐκκολυμβῆσαι· οἰκειότατα δὲ τῇ λέξει κέχρηται ὡς ἐπὶ πελάγους καὶ χειμῶνος· ἀκολούθως δὲ καὶ τῷ „πεσοῦσα“ πρὸς τὴν συμφορὰν (I. μεταφορὰν mit A) ἐχρήσατο.* (I, 134 [= Scholien ed. Schwartz II, 61f.]). Womit man sofort vergleiche das Scholion zu der Parallelstelle 822—824:

*κακῶν δ' ὧ τάλας πέλαγος εἰσορῶ
τοσοῦτον ὥστε μήποτ' ἐκνεῦσαι πάλιν
μηδ' ἐκπερᾶσαι κῦμα τῆσδε συμφορᾶς.*

Dasselbe lautet wie folgt: *μηδ' ἐκπερᾶσαι κῦμα· ἀντὶ τοῦ [ἐκκολυμβῆσαι]¹ παρόρπειν, ἐπεὶ καὶ „πέλαγος“ προεῖρηται. ἐνέμεινε δὲ τῇ μεταφορᾷ* (I, 165 [= E. Schwartz II, 99, 5]). Ferner Hesych. s. v. *κλυδώνιον· πέλαγος· χειμῶν· καὶ θόρυβος πραγμάτων.* Letzteres erinnert an Schol. ad Hecub. 118 Dind. (116 Nauck): *κλύδων· ταραχή· θόρυβος* (I, 250 [= E. Schwartz I, 23, 18]) und dieses an Schol. ad Phoen. 859: *κλύδων· καὶ ταραχῇ καὶ ἐν μεγάλῃ ἀνάγκῃ und ταραχῇ καὶ συγχύσει κακῶν* (III, 240 [= E. Schwartz I, 344, 7]). Endlich vergleiche man die Scholien zu Aesch. Pers. 599: — *ὅταν ἐπέλθῃ τοῖς βροτοῖς κλύδων καὶ χειμῶν κακῶν* (p. 473) und zu Soph. Electr. 733: *κλύδων' ἔφιππον· τὴν ἰππικὴν ταραχὴν ἐν μέσῳ ταραττομένην* (II, 263).

- 9 Und somit dürften die Wunden, welche Unverstand und Fahrlässigkeit diesen Versen geschlagen haben, insgesamt erkannt und geheilt sein. Denn Madvigs Vorschlag (Advers. I, 254), auch *πεσοῦσα* und zwar in *πεσόνθ'* zu ändern, wird kaum als zulässig, gewiß nicht als notwendig befunden werden.

¹ Das Wort, das ohne Zweifel auch hier wie oben — wo ich [dem Matthiä vorangegangen war,] eine Lücke vor demselben annehmen mußte — *ἐκνεῦσαι* wiedergeben soll, ist gewiß an die unrechte Stelle geraten.

Unleugbar liegt hier eine *confusio duarum constructionum* vor, für die auch mir augenblicklich keine Belege zur Hand sind, die ich aber darum doch nicht wegemendieren möchte. Es ist als ob wir im Deutschen sagten (und ähnliches spricht und schreibt man gewiß nicht allzu selten): „bei einer Gesundheit wie die deine kannst du auf ein hohes Alter rechnen“ statt streng logisch zu sagen entweder: „bei einer Gesundheit wie die deine kann man usw.“, oder: „bei deiner Gesundheit kannst du usw.“. Wäre nun in unserem Falle die verallgemeinernde Konstruktion (εἰς κλίδωνα . . . ὅσον σὺ — „eine Flut, so gewaltig wie jene in die du gestürzt bist“) nicht gewählt worden, so würde die Darstellung der erforderlichen Kraft ermangeln; wäre sie konsequent festgehalten (also πεσόνθ' geschrieben, wozu man τινὰ zu ergänzen hätte, Krüger 55, 2, 6: „wie kannst du glauben, daß jemand . . . entrinnen könnte?“), so würde der Ausdruck, denk' ich, der Aktualität entbehren. Es stünde ein allgemeiner Gedanke vor uns, wo wir seine Anwendung auf den vorliegenden Fall erwarten. Zu jenem πεσόνθ' aber (wie Madvig wollte) τὸν κανόνα zu denken und ἐκνεύσαι von ἐκνεύω „declino“ abzuleiten, — dies erweist sich (von allem andern abgesehen) schon im Hinblick auf den oben angeführten V. 823 als völlig unstatthaft. Desselben Kritikers Einwand gegen die herkömmliche Auffassung: „*praeterea non quaeritur h. l., possitne Phaedra enatare et evadere*“ hat der Scholiast (s. oben) durch das seiner Paraphrase eingeflochtene Wörtchen ἀπταίστως bereits zutreffend beantwortet. Nicht ob Phädra der auf sie einstürmenden Schicksalsflut entrinnen werde, sondern — und diese Ergänzung bietet der Zusammenhang mit Notwendigkeit dar — ob sie ihr völlig unversehrt, ohne jegliche Einbuße und ohne das mindeste Opfer werde entrinnen können, das ist die Frage. Dadurch hängt die zweite Hälfte dieser Verse mit der ersten zusammen, gleichwie diese sich an den vorhergehenden V. 467 (οὐδ' ἐκπονεῖν τοι χρεὶν βίαν λίαν βροτούς) begründend anschließt.

So wird es denn wohl bei der folgenden Fassung der 10 drei Verse sein Bewenden haben:

οὐδὲ στέγην γὰρ ἂν κατηρεφῇ δοκοῖς
 κανὼν ἀκριβώσσειεν· εἰς κλύδωνα δὲ
 πεσοῦσ' ὅσον σὺ πῶς ἂν ἐκνεῦσαι δοκεῖς;

5. Hippol. 1344—1346.

— ὃ πόνος οἴκων,
 οἶον ἐκράνθη δίδυμον μελάθροισι
 πένθος θεόθεν καταληπτόν.

Wem die Behauptung, *καταληπτός* habe an dieser einen Stelle aktive Bedeutung, durch ihre häufige Wiederholung nicht eben glaublicher geworden ist und wem Musgraves und Madvigs prosodische Wagnisse — *κατασκηπτόν* und *καταβλητόν* (Advers. I, 254) — um nichts annehmbarer dünken, der dürfte gleich uns geneigt sein in der folgenden Stelle des Aristides (II, 460 Dind.) das Wort des Rätsels zu finden: καὶ τί δεῖ παλιρροίας καὶ δίνας λέγειν, ἀμελήσαντα ὅτι οὔτ' αὐτόθεν ὁ Νεῖλος ὀρμᾶται — οὔθ' ὑπὲρ τοὺς καταρράκτας δυνατὸν τὸ ὕδωρ ὑπερβαλεῖν, εἰ μὴ κατ' Αἰσχύλον ὡς ἀληθῶς ἐξ αἰθέρος τις αὐτὸ καταπαλτόν φέρεσθαι θεῖη — Vgl. Soph. Ant. 131: παλτῷ ῥίπτει πυρὶ mit dem Scholion: τῷ κερωννῷ τῷ ἄνωθεν παλθέντι. Daß auch an unserer Stelle das Bild des Blitzes dem Dichter vorschwebt, haben die Übersetzer zum mindesten dunkel empfunden. So Donner:

Weh, Jammer und Not! Welch doppeltes Leid
 Hat über dem Haus,
 Von den Göttern gesandt, sich entladen.¹

6. Iphig. Taur. 695—698.

σωθείς δὲ παῖδας ἐξ ἐμῆς ὁμοσπόρου
 κτησάμενος, ἦν ἔδωκά σοι δάμαρτ' ἔχειν,
 ὄνομά τ' ἐμοῦ γένοιτ' ἂν, οὐδ' ἄπαις δόμος
 οὐμὸς πατρῷος ἐξαλειφθείη ποτ' ἂν.

¹ [Wenn Wecklein nicht irrt, so ist mir schon Burgess mit der obigen Vermutung zugekommen. v. Wilamowitz hat in seiner Ausgabe des Hippolyt (Berlin 1891) die obigen Änderungsvorschläge unberücksichtigt gelassen.]

Orestes spricht im Angesicht des Todes die Hoffnung aus, es werde aus des Pylades und der Elektra Ehe ein Sohn entsprossen, der seinen Namen führen und sein Haus vor dem Erlöschen bewahren werde. So verstehen die Übersetzer und Erklärer mit vollstem Recht die vier Verse, mit alleiniger Ausnahme Gottfried Hermanns, dessen Auf- 11
fassung Paley concis wiedergibt: „σωθέντος σοῦ, ὄνομα ἐμοῦ γένοιτ' ἂν (*because you would relate the circumstances of my death*), and κτησαμένου παιδὸς οὐκ ἂν ἐξαλειφθεῖν δόμος“. Daß Hermann hier wie so häufig von seinem Hang zu subtiler Auslegung irregeleitet worden ist, dies braucht wohl nicht erst umständlich bewiesen zu werden. Denn weder kann der nur allzu bekannte Orestes daran denken sich „einen Namen“ zu machen, noch läßt sich aus dem Wort σωθείς all das herauslesen, was der berühmte Kritiker darin findet. Zum mindesten endlich müßte man durch Marklands Schreibung παιδᾶς τ' die für jene Deutung erforderliche Koordination der beiden Partizipien herstellen; wer wird aber wohl im Ernste daran denken, die tadellose asyndetische Folge zweier Aorist-Partizipien (σωθείς — κτησάμενος), durch die der Grieche die Aufeinanderfolge der Einzelmomente einer Handlung so prägnant auszudrücken liebt, jener Grille zuliebe aufzugeben?

Gedanke und Ausdruck bedürfen für den Kenner griechischer Sitte und Sprache kaum eines Beleges. Nur um Marklands und Badhams unglücklichen Einfall „οὔθ' ἄπας δόμος“ abzuwehren mag an Plato Legg. IX, 878 B erinnert sein: τούτῳ τῷ τρόπῳ ἐπευξαμένους αὐτὸν κληρονόμον καταστήσαι κατὰ νόμον, τὸν δ' ἐξεμαρτόντα ἀνώνυμον ἔῃν καὶ ἄπαιδα καὶ ἄμοιρον κεῖσθαι, oder an Isaëus Menecl. § 36: . . τῷ ἐμῷ παιδίῳ ἐθέμην τὸ ὄνομα τὸ ἐκείνου, ἵνα μὴ ἀνώνυμος ὁ οἶκος αὐτοῦ γένηται und § 37: τελευτήσαντα δ' αὐτὸν ἄπαιδα καὶ ἀνώνυμον βούλεται καταστήσαι (vgl. § 46 und die ganze Rede), gleichwie an Euripides selbst: θανὼν γὰρ οἶκον ὀρφανὸν λείπω πατρός (Orest. 664). [Erwünschte Illustrationen dieses Gedankens bietet Lepage-Renouf, Hibbert Lecture 1879, p. 142 ff.: vgl. jetzt auch Rohde, Psyche 1² 251.]

7. Ion, 1—3.

Ἄτλας, ὁ χαλκίοισι νότοις οὐρανὸν
θεῶν παλαιὸν οἶκον ἐκτρίβων, θεῶν
μᾶς ἔφρυσε Μαῖαν, ἥ μ' ἐγένεατο —

An die prächtige Herstellung dieser Verse, die wir Naucks kritischem Genie verdanken (Mél. gr.-rom. II, 637
12 —638),¹ glaube ich die letzte Hand legen zu können durch Einsetzung des Wortes *Τιτανίδων* in die am Schluß des zweiten Verses offen gelassene Lücke. Denn wenn es wahr ist, daß „*filii quoque Titanum simpliciter Titanes appellantur*“ (W. Gurlitt, de tetrapoli attica, p. 25), so läßt sich das gleiche von dem auch adjektivisch gebrauchten *Τιτανίς* um so sicherer erwarten. Und wenn Euripides des *γηγενῆς Μέρου*s Tochter *Τιτανίδα κόρυνη* nennt (Helen. 382), warum sollte er diese Bezeichnung der Pleione versagen, die als Kind des Okeanos und der Tethys ἀπ' ἀμφοῖν eine echte Titanentochter ist? Man wird somit in Zukunft, unbekümmert um den noch unenträtselten Ursprung der monströsen Verderbnis,² die Verse hoffentlich also schreiben:

Ἄτλας, ὁ χαλκίοισι νότοισιν φέρων
θεῶν παλαιὸν οἶκον, ἐκ Τιτανίδων
μᾶς ἔφρυσε Μαῖαν, ἥ μ' ἐγένεατο —.³

¹ Nach diesem haben auch Heimsöth (Krit. Stud. I, 297) und Wecklein (Ars Soph. emend. p. 192) das Richtige gefunden. Seltsamerweise teilen beide Gelehrte Kirchhoffs Versehen, indem sie Pleione für eine der Pleiaden (ἐκ Πλειάδων), anstatt für die Mutter derselben halten.

² Möglicherweise geht ἐκτρίβων θεῶν auf ἐκ τριῶν θεῶν zurück und dies mag der dem Versmaß anbequeme, verkümmerte Rest einer Marginalglosse sein, in der einst von den vermeintlichen „dreitausend“ Okeaniden die Rede war. Vgl. Hes. Theog. 364 und Apollod. bibl. I, 2, 2: ἐγένοντο δὲ Τιτάνων ἔκγονοι. Ὠκεανοῦ μὲν καὶ Τηθύος [τρισχιλίας] Ὠκεανίδες κτέ. — Sollte übrigens ein Nachhall des ersten Verses noch erhalten sein in den von dem Scholiasten zu Oppian. Halieut. I, 619 aufbewahrten Jamben: Μῦθος παλαιὸς ὥς Ἄτλας νότοις φέρει κτέ. Din-dorfs Restitutionsversuch (s. die Vorrede zu seiner Leipziger Sophokles-Ausgabe vom Jahre 1867, p. V—VI und Herwerdens Ion, p. 70) halte ich für ganz und gar verunglückt.

³ [Dieselbe Vermutung hat Klinkenberg De Euripideorum prologorum etc. (1881) veröffentlicht.]

8. Hecub. 568—570.

ἡ δὲ καὶ θνήσκουσ' ὅμως
πολλὴν πρόνοιαν εἶχεν εὐσχήμως πεσεῖν,
κρύπτουσ' ἃ κρύπτειν ὄμματ' ἄρσένων χρεῶν.

Die von Porson und Kirchhoff zu dieser Stelle gesammelten „testimonia veterum“ lassen sich um ein Zeugnis vermehren, das nicht nur das weitaus älteste ist, sondern welches in der uns noch jetzt vorliegenden Handschrift bereits verzeichnet war ehe einer jener Autoren (der jüngere Plinius,¹ Galen,² Lucian, Hermogenes, Clemens, Eustathius) 13 das Licht der Welt erblickt hatte. In dem noch unveröffentlichten herkulanensischen Papyrus Nr. 831³ nämlich, von dessen Oxfordter Kopie ich ein getreues Faksimile besitze, lesen wir Col. 1: καὶ ἡ (αὐτὰ) τοῖς τραγωδιοποιοῖς (sic) . . . θνήσκουσα ὅμως πρόνοιαν εἶχε μήποτ(ε) ἀσχήμων (πες)εῖν. So ungenau auch das Zitat ist: angesichts des Schwankens der Hss. zwischen εὐσχήμως, εὐσχήμως, εὐσχημόνως und εὐσχήμων (so der zweitälteste Zeuge, Plinius Epist. IV, 11, 9) scheint es mir dennoch für die letztgenannte Lesart den Ausschlag zu geben. Denn wer wäre wohl, aus dem Gedächtnis zitierend, auf das in dieser Verbindung so gewählte Adjektiv verfallen, wenn er ein Adverb gelesen hätte? Und muß nicht dem also verstärkten plinianischen Zeugnis ein Wort weichen, das in dem ganzen weiten Bereich der griechischen Literatur sonst keine Stütze findet als die schwankende des Etym. Magn. (398, 20) und Gud. (221, 40)?

Über den Zusammenhang, in dem jenes Zitat erscheint, wage ich lieber keine Vermutung. Der Verfasser der, wie

¹ Von diesem gilt das Gesagte nicht mit voller Strenge. Denn er zählte 18 Jahre, als Herkulanum verschüttet ward, und es ist ja zur Not eben möglich, daß unsere Hs. erst kurz vor Torschluß geschrieben ward!

² Beiläufig, Kirchhoffs diesmal nicht ganz klare Angaben beziehen sich auf: XVIII, 2, 8 Kühn = VIII, 585 Chartier und XIV, 236 K. = XIII, 941 Ch.

³ [Er wurde eben im Jahre 1875 veröffentlicht, Coll. Alt. X, fol. 71 ff. Seither hat Alfred Körte (Jahrbücher Suppl.-Bd. 17, 578 die zweite der hier behandelten Stellen Col. 4 O. = 2 N. gleichfalls zu restituieren versucht.]

es scheint, über Geisteskrankheiten handelnden (jetzt sechs Halbkolumnen starken) Schrift war — wofür ohnehin die Präsumtion spricht — wahrscheinlich ein Epikureer (vgl. Col. 5: *καθ' ἑπὶ φησὶν Ἐπίκουρος*), vielleicht Demetrius Laco. Darauf führt mich Col. 4: *καὶ ὁ ἰατρὸς Ἰπποκράτης τοὺς ὀφ(θα)λμοὺς φησὶν ἀποκατιδ(εῖν) (sic) δεῖν ἐπὶ τινῶν ἦν (γὰρ αἱ ὄψ)εις πυκνὰ κινεῶνται(ι, μανῆν)αι τοῦ[ε]τους ἐλπίς* (Prognost. c. 7—II, 126 Littré), verglichen mit Erotian s. v. *κλαγγώδεια* (81, 3 Klein), wonach der Epikureer Demetrios eine völlig gleichartige, auf maniakalische Symptome bezügliche Stelle der Praenot. coacae (§ 550 — V, 710 L.) erörtert und, beiläufig bemerkt, erstaunlich mißverstanden hat. Es ist der einzige Epikureer, von dem uns ähnliche Studien bekannt sind. [Die Gleichartigkeit in Schrift und Format mit Papyrus 1012 = Coll. Alt. VII, 1—29 läßt an andere Möglichkeiten denken.]

9. Helen. 441—442.

ὦ γραῖα, ταῦτα ταῦτ' ἔπη καλῶς λέγεις.

ἔξῃστι· πείσομαι γάρ· ἄλλ' ἄνεις λόγον.

Alle Gelehrten, die in jüngster Zeit diese vielumstrittenen Verse behandelten, haben sich in einem gemeinsamen Ver-
 14 sehen begegnet. Schwerlich hätte Dindorf eine Interpolation (Poet. sc. gr.⁵ III, 206), Schenkl eine Überarbeitung der Verse angenommen (Zeitschr. f. öst. Gymn. 25, 445), — sicherlich hätten Madvig (Advers. I, 237), Heimsoeth (Bonner Sommerprogramm 1872, p. 27) und Herwerden (Stud. crit. in poet. sc. gr. p. 38) dieselben nicht in übereinstimmender Weise zu heilen versucht, wenn sie beachtet hätten, daß Kirchhoff genau dieselbe völlig einleuchtende Emendation schon vor zwanzig Jahren veröffentlicht hat (ed. maj. II, p. 504), nämlich:

ὦ γραῖα, ταῦτὰ ταῦτ' ἔπη — λέγειν

ἔξῃστι· πείσομαι κτέ.¹

¹ [Als Fehlversuche dürfen die Vermutungen von Rauchenstein (Philologus XXII, 195): *δεῖνὰ ταῦτ' ἔπη μικρῶς λέγεις*, von F. W. Schmidt (Jahrbücher 1864, 323): *ταῦτα παῦρ' ἔπη κάμοι λέγειν* | *ἔξῃστι* und auch von Nauck (ed. II): *λόγῳ ταῦτα κοῦν ἄλλως λέγεις* gelten.]

Unbefriedigend erscheinen mir die Versuche der vier Kritiker nur dort wo ihre Wege sich scheiden. Denn wenn Kirchhoffs *καὺθις* und Herwerdens *καῶλλως*, „*alio modo (id est, minus iracunde)*“ wenig sinngemäß scheinen, so ist Madvigs und Heimsoeths *πρόως* dies zwar in hohem Grade, zugleich jedoch so gewaltsam, daß nur die Verzweiflung danach greifen könnte. Wie nun, wenn es keiner Änderung eines Buchstabens, ja auch nur eines Striches bedürfte um ein ganz ebenso sinnentsprechendes, wenn nicht noch sinnentsprechenderes Wort zu gewinnen? ΚΑΛΩΣ kann nicht nur *καλῶς*, es kann möglicherweise auch *καλῶς*, d. h. *ἀκαλῶς* bedeuten. Vgl. Hesych. *ἀκαλόν· ἥσυχον, πρόον, μαλακόν*; auch *ἀκαλά· ἄποφα, ἥσυχα*. Etym. M. 44, 20 und 154, 16 wird *ἀκαλῶς* durch *ἡσύχως* wiedergegeben; Apollon. (lex. hom. 20, 27) erklärt *ἀκαλαρρεΐτης* durch *πρόως ῥέων· ἀκαλὸν γὰρ τὸ ἥσυχον*, desgleichen Eustathius (1871, 54) durch *ὁ ἀκαλῶς καὶ ἡσύχως ῥέων*, und *ἀκαλόν* ist ihm (1009, 31) = *πραῦ, μαλθακόν, ἄποφον, ἥσυχον*. Endlich und hauptsächlich, Steph. Byz. bietet s. v. *Παρθένιος* den Vers: *ὥς ἀκαλὰ προρέων, ὥς ἀβροὶ παρθένος εἶσιν*, den man jetzt mit gutem Grunde dem Hesiod zuschreibt (vgl. A. Kaegi in Ritschls Acta II, 2, 442, der ebendort völlig sicher herstellt: *ἀλλ' ἀκαλῶς [statt ἀλλὰ καὶ ὥς] προσάγειν Ἰηπαιῶνι δῶρα*, hymn. hom. in Apoll. pyth. 94).

Dem etwaigen Einwurf aber, das so seltene *ἀκαλός* sei bisher in der Tragödie nicht nachgewiesen, kann ich nicht das mindeste Gewicht beilegen. Es mag dies ein guter Grund sein um eine gewaltsame Änderung abzuwehren; er zählt nichts, wenn es gilt das Überlieferte in seinem Recht zu schützen. Daß das Wort übrigens nicht ausschließlich episch 15 und dialektisch („*ἀκαλὸν γὰρ παρὰ Σικελοῖς τὸ ἥσυχον*“ Herodian. II, 436, 36 Lentz), sondern zu allen Zeiten im Volksmund heimisch war, dies scheint auch die Art zu beweisen, wie noch der Verf. des Etym. M. und Eustathius mit demselben hantieren. [Die Situation ist diese: Menelaos will verhüten, daß das Lärmen der Alten anderes Gesinde herbeirufe und dadurch seine Verjagung bewirke.]

10. Helen. 876 sqq.

ὦ τλήμων, οἶους διαφρυγῶν ἦλθες πόνου,
οὐδ' οἶσθα νόστον οἴκαδ' εἴτ' αὐτοῦ μενεῖς.
ἔρις γὰρ ἐν θεοῖς σύλλογός τε σοῦ πέρι
ἔσται πάρεδρος Ζηνὶ τῶδ' ἐν ἡματι.
"Ἡρὰ μὲν ἢ σοι δυσμενὴς πάροιθεν ἦν, —.

Der zweite dieser Verse leidet an mehrfachen Mängeln des Sinnes wie des Ausdrucks. Vor allem an einem logischen Gebrechen, das sich auf keine Weise bemänteln läßt. Denn Menelaos könnte sehr wohl über sein Zukunftsgeschick auch dann im unklaren sein, wenn die bevorstehende Götterversammlung bereits stattgefunden hätte! Theonoe kann nur sagen wollen: ob du an das Ziel deiner Leiden gelangt bist, das ist ungewiß, — denn im Rat der Götter wird erst heute über dein Schicksal entschieden. Mit der objektiven Ungewißheit der Sache, die im folgenden allein begründet wird, fällt aber die subjektive Ungewißheit, nicht eines gewöhnlichen Sterblichen, nicht des Menelaos, sondern der Seherin, der in die Geheimnisse der Götterwelt eingeweihten Theonoe zusammen. Darum ist οὐδ' οἶδα ebenso möglich, ja notwendig, als οὐδ' οἶσθα sinnlos und unmöglich ist.

Und welche Alternative liegt den Göttern zur Entscheidung vor? Auf der einen Seite: Rettung und Heimkehr (κεῖς πάτραν σῶσαι θέλει 881; σὸν σώσω βίον 889), auf der andern — nicht ein bloßes „Hier-Verbleiben“, sondern der Untergang (νόστον σὸν διαφθεῖραι θέλει 884; σ' ἐνθάδ' ὄντα διολέσω 888).

Mit einem Worte, Euripides schrieb zweifelsohne:

οὐδ' οἶδα, νόστος σ' οἴκαδ' εἴτ' ἄτη μένει.¹

Hiervon hat οἶδα und μένει bereits Herwerden gefunden, *Analecta* trag. p. 209 (Oed. rex, ed. maj., Appendix). Ähnlich z. B. *Iph. T.* 1065—1066: ὁρᾶτε δ' ὡς τορεῖς μία τύχη τοὺς φιλάτους | ἢ γῆς πατρώας νόστος ἢ θανεῖν ἔχει, oder

¹ [Ungenau angeführt ward diese meine Vermutung im kritischen Anhang der Prinz-Weckleinschen Ausgabe.]

Helen. 803: *ξίφος μένει σε μᾶλλον ἢ τοῦμόν λέχος*. (Man vgl. 16 auch Hercul. 307; 1152. Heracl. 60. Phoen. 1638. Troad. 244—245; 431. — Hecub. 688. Alcest. 91—92. Frg. 651, und damit nicht jemand an *οἶκαδ'* rüttle und etwa *ἐνθάδ'* vermute: Iph. T. 534; 1018—1019 und Simonid. Frg. 119, 3 P. L. G.⁴ 470 Bergk). Nicht minder gründlich beschädigt war z. B. der V. 578: *σκέψαι· τί σοι δεῖ πίστεως σαφεστέρας*; (so Rauchenstein, Badham, Madvig statt der Lesart der Handschrift: *σκέψαι· τί σου δεῖ τίς ἐστί σου σοφώτερος*).¹

11. Elektra 1088—1090.

*πῶς οὐ πόσιν κτείνασα² πατρώους δόμους
ἡμῖν προσῆψας, ἀλλ' ἀπηνέγκω λέχη
τάλλότρια, μισθοῦ τοὺς γάμους ὠνουμένη;*

Alle Erklärer, die hier überhaupt etwas erklären, wiederholen mit einem Munde Benj. Heaths Auslegung der von uns hervorgehobenen Worte: „*sed mercedem reportasti alienum torum, nuptiis pretio emtis*.“ Nun könnte aber das *Αἰγίσθου λέχος* (Orest. 619) nur dann ein „fremdes“ heißen, wenn es als das Eigentum einer durch Klytämnestra in ihrem Recht geschädigten Gemahlin bezeichnet werden sollte. So sagt Amphitryo zu Zeus (Hercul. 344—345):

*σὺ δ' εἰς μὲν εὐνὰς κρύφιος ἡπίστω μολεῖν,
τάλλότρια λέκτρα δόντος οὐδενὸς λαβών —.*

Klytämnestras eigenes Ehelager, das übrigens sie selbst doch unmöglich „als Preis gewinnen“ kann, ist ja durch Agamemnons — gleichviel ob gewaltsames oder natürliches — Ende wirklich frei geworden und niemandes Besitztum. Und ferner: nicht ihre Wiederverheiratung bildet jetzt den Gegenstand der Anklage, sondern die Beraubung ihrer

¹ Die zwei gescheitesten unter den älteren Euripides-Kritikern, Musgrave und der unvergleichliche Reiske, haben, wie billig, an der richtigen Überlieferung unseres Verses gezweifelt. Der erstere wollte *νοσιῶν*, der letztere *νοσιεῖς* lesen oder durch eine unmögliche Deutung den guten Sinn erzwingen: „*num reditus te maneat*“ (animadv. 137).

² So Canter statt des groben Fehlers der Handschrift: *πῶς οὐν πόσιν κτείνασ'* οὐ —

Kinder. Die fraglichen Worte müssen das positive Gegenstück zur vorausgehenden Negation bilden, also: „Warum hast du uns nicht unser väterliches Erbe ausgefolgt, sondern — dich (nach griechischer Sprechweise, dein Lager) mit fremdem Gute ausgesteuert? Man schreibe: *ἀλλ' ἐπηνέγκω λέχει | τ'ἀλλότρια* —.

Die evidente Besserung ward übrigens schon vor 44 Jahren nicht nur zur Hälfte,¹ sondern in ihrer Ganzheit von Peter Camper gefunden, was ich selbst freilich erst in diesen Tagen bemerkte, als ich einem Wink v. Wilamowitz-Möllendorffs (*Analecta Euripid.*, pass.) folgend das alte und für veraltet geltende Buch aufschlug.

Man vergleiche: *Phoen.* 1586—1588: — *ἀρχὰς τῆσδε γῆς ἔδωκέ μοι | Ἐτεοκλῆς παῖς σός, γάμων φερνὰς διδούς | Αἴμονι κόρης τε λέκτρον Ἀντιγόνης σέθεν.* Ähnlich *Soph. Trach.* 161—163: *νῦν δ' ὥς ἔτ' οὐκ ὦν εἶπε μὲν λέχους ὅτι | χρεῖή μ' ἐλέσθαι κτῆσιν, εἶπε δ' ἦν τέκνοις | μοῖραν πατρώας γῆς διαιρετὸν νέμοι.* — Für *τ'ἀλλότρια* bedarf es kaum des Hinweises auf Stellen wie *Eur. frg.* 886 [= 894²] oder *Plato Resp.* 344 A: *τυραννίς, ἣ οὐ κατὰ σμικρὸν τ'ἀλλότρια καὶ λάθρα καὶ βίᾳ ἀφαιρεῖται, καὶ ἱερὰ καὶ ὅσια καὶ ἴδια καὶ δημόσια* —. *ἐπιφέρομαι* wird „*proprie de dote, quam uxor offerat*“ gesagt (*Cobet*, *Var. Lect.* 204, wo gleichwie im *Thesaurus* man beifügen mag *Dio Chrys. or.* 15, 466 *Reisk.* [= II, 233, 15 *Arnim*]: *ἀστὴν ἐξ ἀστῶν καὶ προῖκα ἱκανὴν ἐπενηνεγμένην*)², daneben freilich auch *φέρομαι* (*Eur. Androm.* 1282: *μηδ' εἰ ζαπλοῦτους οἴσεται φερνὰς δόμοις* —, *Antiphan. ap. Stob. Flor.* 72, 9, 2: — *γυναικὸς προῖκα πολλὴν φερομένης* —, *Xenoph. Oecon.* VII, 13: *σύ τε ὅσα ἠνέγκω πάντα εἰς τὸ κοινὸν κατέθηκας*, was *Cobet* l. l. nicht anfechten durfte) und *εἰσφέρομαι*:

¹ „*ἐπηνέγκω* Camper“ — so lautet die stereotype Meldung der neueren Herausgeber. Wie übrigens diese — *Kirchhoff*, *Nauck*, *Dindorf* — das *ἐπηνέγκω λέχη* ihrer jüngeren Auflagen verstanden wissen wollen, ist mir völlig unbekannt.

² Man vgl. den analogen Gebrauch von *ἐπιδίδωμι* von *Homer* (*Il.* 9, 147—148) angefangen.

Pollux Onom. 3, 36: ὥστε εἴποις ἂν εἰσενέγκασθαι προῖκα —.

Demosth. or. 27, 814, 3 (Or. att. I, 752): ἔτι δὲ τὴν ἡμετέραν μητέρα πεντήκοντα μνᾶς εἰς τὸν οἶκον εἰσενηνεγμένην.

Theophr. char. c. 22 (24, 20 Foss): καὶ τῇ γυναικὶ δὲ τῇ αὐτοῦ προῖκα (πολλὴν oder τάλαντον wollte Meineke, Philol. 14, 405, mit Unrecht, wie ich ein andermal nachweisen werde, hinzufügen) εἰσενεγκαμένην μὴ προῖσθαι θεράπαιναν —.

Id. c. 28 (30, 24): τῇ γὰρ αὐτοῦ γυναικὶ τάλαντα (wohl 18 τάλαντον nach Dübner und Meineke) εἰσενεγκαμένην προῖκα, ἐξ ἧς παιδίον αὐτῷ γέγονε —.

Cobets grundlose Änderung der ersten Theophrast-Stelle (die auch Foß S. 69 und Meineke a. a. O. 406 zurückweisen) ist um so verwunderlicher, da er die zweite (Mnemos. n. s. II, 65) unbeanstandet passieren läßt. Das Gut der Frau wird in das Haus gebracht (φέρω), wie diese selbst in das Haus geführt, heimgeführt wird (ἄγω).

Herod. V, 39, 16: τὴν ἔχει γυναιῖκα . . . ταύτην ἀπέντα ἄλλην ἐσαγαγέσθαι. — V, 40. 24: καὶ ἄλλην πρὸς ταύτην ἐσάγαγε γυναιῖκα τεκνοποιόν. VI, 63, 1: οὕτω μὲν δὴ τὴν τρίτην ἐσηγάγετο γυναιῖκα ὁ Ἀρίστων —.

Ps. Hippocr. epist. 17 (IX, 368 fin. Littré): ἐκβάλλοντες γαμετὴν ἐτέρην εἰσάγονται —.

Plutarch. Romul. c. 15 (Vitae I, 30, 49 Döhner): — ὥς ἐπ' οὐδὲν ἄλλο ὑπουργήμα τῆς γυναικὸς ἢ ταλασίαν εἰσαγομένης.

Pausan. V, 3, 4: Ἀκτορος γὰρ τοῖς παισὶν ἀδελφὰς ἐσαγαγομένοις διδύμας ἐς τὸν οἶκον —. [Vgl. auch ἐπεισάγω, z. B. im Argumentum Antiphontis or. I.]

Danach ist der ergötzliche Irrtum zu berichtigen, den die verdienstvollen Herausgeber der Papyrus du Louvre begangen haben, indem sie (S. 310) eine Verlobungsanzeige für die Ankündigung einer gerichtlichen Verfolgung hielten. Das — aus dem Jahre 154 v. Chr. stammende — Billet (Planche 33, Nr. 43) lautet wie folgt:

Σαραπίων Πτολεμαίῳ καὶ Ἀπολλωνίῳ (sic) τοῖς ἀδελφοῖς χαίρειν. εἰ ἐρρωσθαι (sic), ἐρρωμαι δὲ καὶ τὸς. συγγέγραμμαι

τῇ Ἑσπέρου θυγατρὶ, μέλλω δὲ ἰσάγειν (sic) ἐν τῷ (sic) Μεσορῇ μηνί. καλῶς ποιήσεις ἀποστεῖλαί μοι ἡμίχουν ἐλαίου. γέγραφα¹ ὑμῖν ἴν' εἰδῇται (sic), παραγενομένου δὲ εἴς(ει) τὴν ἡμέραν. ἔρωσο. L KH Ἐπεὶf KA.

- 19 Also nicht „le sens de poursuivre“ hat hier εἰσάγειν und „des difficultés avec la fille de Hespérus“ — mögen sich allenfalls nach der Hochzeit ergeben haben! Jetzt ist Sarapion ganz glücklicher Bräutigam, der über dem Gedanken an die nahe Vermählung (der Mesore folgt dem Epiph) alles vergißt — auch den Unterschied von Einzahl und Vielzahl, — nur nicht das ärmliche Geschenk, das er sich bei diesem frohen Anlaß in so zwangloser Weise zu erbitten weiß. Hoffen wir, daß die Heirat, die einen alten Familienzwist dieser kleinen Leute abschloß, ohne Störung erfolgt ist und daß den Brüdern „seiner Zeit“ (παραγενομένου, nämlich τοῦ καιροῦ oder χρόνου) die Einladung zum Hochzeitsmahl richtig und rechtzeitig zugeht.

12. Elektra 1109—1112.

οἷμοι τάλαινα τῶν ἐμῶν βουλευμάτων
ὥς μᾶλλον ἢ χρῆν ἤλασ' εἰς ὀργὴν πόσιν.

So klagt Klytämnestra; ihr antwortet Elektra:

ὀψὲ στενάζεις, ἡνίκ' οὐκ ἔχεις ἄκῃ·
πατὴρ μὲν οὖν τέθνηκεν —.

Was bereut Klytämnestra? Daß sie den Gatten zu sehr in Zorn gejagt habe, oder daß sie von ihrer Erbitterung gegen den Gemahl, d. h. gegen Agamemnon, sich zu weit habe fortreißen lassen? Offenbar das letztere. Man schreibe also:

ὥς μᾶλλον ἢ χρῆν ἤλασ' εἰς ὀργὴν πόσει.

¹ Für ein καθό vor γέγραφα bietet der Papyrus so wenig Raum wie der Zusammenhang. In εἰς mit einem Haken darüber kann ich nur εἴσει, nicht εἰς, was keinen Sinn gäbe, erblicken. συγγέγραμμαι τῷ δεῖνα heißt wörtlich: ich habe mit N. N. einen Vertrag geschlossen (vgl. Pap. du Louvre, S. 174); welcher Art dieser Kontrakt war, lehrt der Zusammenhang. Ähnlich Shakespeare, Winter's Tale V, 3:

— With your crowned brother and these your contracted
Heirs of your kingdom my poor house to visit—.

Der einzige, der bisher an der überlieferten Fassung des Verses Anstoß genommen hat, Heinrich van Herwerden, hat denselben zweimal (1867 und 1872) in abweichender Weise behandelt. Beide Male weist er mit Recht auf den Widerspruch hin, in welchem sich der Vers mit dem Prolog des Dramas befindet, und er hätte mit noch besserem Recht seine Unvereinbarkeit mit V. 1117 (τρόποι τοιοῦτοι) behaupten können; denn Klytämnestra kann doch nicht in einem Atem die ἀγριότης ihres jetzigen Gemahls seinem Temperament und ihrer Einwirkung zuschreiben. Doch teilt Herwerden den zähen Irrtum aller (oder fast aller) seiner Vorgänger, indem er ohne Rücksicht auf das folgende annimmt, es sei ²⁰ hier von Klytämnestras Verfahren gegen ihre Kinder die Rede, und demgemäß unter allen Umständen an Aegisth als dem πόσις festhalten muß. Doch wären seine Vorschläge auch dann unannehmbar, wenn wir diese Voraussetzung gelten lassen könnten. Seine erste Äußerung (Anal. trag. p. 211) lautet also: „manifesto haec pugnant cum v. 27. *L(ege)*: πόσις, nam ἤλασ' est 3 pers. et intransitivum“. Dieser Änderungsvorschlag ist schon darum unstatthaft, weil die Gesinnung oder Tat eines anderen nicht den Gegenstand meiner Reue (οἶμοι — τῶν ἐμῶν βουλευμάτων) bilden kann. Die zweite Vermutung: ὥς μᾶλλον ἢ χρεὴν μ' ἤλασ' εἰς ὀργὴν πόσις (Stud. crit. in trag. gr. p. 42) müßten wir aber aus dem einfachen Grunde ablehnen, weil Klytämnestra als Motiv ihres Verhaltens gegen Orest und Elektra niemals — weder vorher noch nachher — den Affekt des Zornes bezeichnet oder bezeichnen kann. Gegen Agamemnon aber (wenn wir — was offenbar Herwerdens Meinung nicht ist — an dessen Ermordung denken) war ihre eigene, im vorangehenden ausführlich begründete, offen eingestandene, ja (wie Elektra — 1067 — meint) bis zur Übertreibung betonte Erbitterung stark genug um keiner fremden Nachhilfe zu bedürfen. Jedenfalls würde das Hereinziehen des Aegisth ihr ganzes bisheriges Verteidigungssystem durchbrechen; will sie doch in ihrem Buhlen nur einen Bundesgenossen gesucht und gefunden haben, mit dessen Beistand sie ihre Unbilden rächen konnte

(1046—1048), — einen Helfer, nicht einen Anstifter der Tat. Doch ich mag nicht gegen Windmühlen kämpfen; darum überlasse ich den (irre ich nicht) letzten noch möglichen Irrweg — ich meine den etwaigen Versuch diesem zweiten Vorschlag dadurch aufzuhelfen, daß man Agamemnon und nicht Aegisth als das Subjekt ansieht — getrost dem Urtheil des einsichtigen Lesers.

Eine merkwürdige Ahnung des Richtigen zeigt die wunderliche Anmerkung Bothes: „*significari videtur altercatio Agamemnonis et Clytaemnestrae illo die quo occisus est; quae de re nihil, quod sciam, traditur ab aliis*“.

21

13. Heraclid. 165 folg.

— κακὸν λόγον

κτῆσει πρὸς ἀστῶν εἰ γέροντος εἵνεκα
 τύμβου τὸ μηδὲν ὄντος, ὡς εἰπεῖν ἔπος,
 παίδων τε τῶνδ' εἰς ἀντλον ἐμβήσει πόδα.
 ἐρεῖς τὸ λῶστον ἐλπίδ' εὐρήσειν μόνον.
 καὶ τοῦτο πολλῷ τοῦ παρόντος ἐνδεές·
 κακῶς γὰρ Ἀργείοισιν οἷδ' ὠπλισμένοι
 μάχονται ἂν ἡβήσαντες, εἴ τι τοῦτό σε
 ψυχὴν ἐπαίρει, χοῦν μέσῳ πολὺς χρόνος,
 ἐν ᾧ διεργασθεῖτ' ἂν. —

Die beste Erklärung des von Kritikern und Exegeten¹ nicht eben glücklich behandelten V. 169 hat immer noch der alte Josua Barnes geliefert: „*sed dices, hoc unum quod optimum est te inventurum esse, spem*“. Lob verdient diese

¹ Jene haben hier buchstäblich nicht einen Stein auf dem anderen gelassen. Statt ἐρεῖς ward (von Heath) ἐπεῖ und (von Madvig) ὅτι εἰς, statt τὸ λῶστον (von Musgrave) τὸ λοιπὸν, statt εὐρήσειν (von Reiske) εὖ πράξειν oder εὖ δράσειν und (von Heath und Madvig) εὐρήσεις, statt μόνον (von Hartung) χάριν vermutet. Die Schäden des Textes und die Mißverständnisse der Interpreten zeigt am grellsten die Übertragung von Fix: „*dices, quod speciosissimum, te spem tantum inventurum esse*“. Ein Kuriosum ist Pflugks (von Klotz gebilligte) Paraphrase: „*quodsi id quod solum aliquam speciem habet commemorare volueris, nihil profecto aliud proferes, nisi suscepto miserorum patrocinio id te adsequuturum, ut bene sperare liceat*“.

Übertragung auch darum weil sie ein zwar unabsichtliches, aber darum nicht minder helles Licht wirft auf den Sitz des Übels, das unübersetzt gebliebene, weil unübersetzbare *μόνον*. Einen anderen Makel des Originals kann auch diese gelungene Kopie nicht verleugnen: — Soeben hatte Kopreus den Beherrscher Attikas vor der üblen Nachrede gewarnt, die ihn treffen würde, falls er um eines lebensmüden Greises und um unbärtiger Knaben willen die Sicherheit seines Landes gefährden wollte (*κακὸν λόγον κτήσει πρὸς ἀστῶν κτέ.*). Darauf antwortet Demophon, welchem der Herold des Eurystheus hier ein Argument leiht, das stärker als alle früher erörterten gegen die Auslieferung der Herakles-Söhne spricht, — (natürlich um auch dieses als hinfällig zu erweisen und so endgültig obzusiegen): *ῥοεῖς τὸ λῶστον κτέ.* 22 Es gilt — wie die Erwiderung (171—174): *κακῶς γὰρ Ἀργείοισιν . . . ἐν ᾧ διεργασθεῖτ' ὧν* unzweideutig lehrt — die Macht und Wehrhaftigkeit des Staates, der einen so unerwarteten Kraftzuwachs nicht von sich weisen soll, dessen er in schlimmen Tagen wohl bedürfen könnte. Der dem Fürsten drohende Vorwurf der Laune und Willkür wird somit von diesem abgewehrt mit dem Hinweis auf das Wohl des Landes, das Interesse des Gemeinwesens. Und da sollte — in diesem mit wunderbarer rhetorischer Kunst geführten Plaidoyer, wo jedem Gedanken der schärfste, wirkungsvollste Ausdruck zuteil wird, — das Wort Staat oder Gemeinwesen gar nicht erscheinen? Es sollte heißen: „ich, der Fürst, werde das Beste erlangen was es gibt“ usw., während das Schwergewicht der Beweisführung eben darauf ruht, daß nicht das Privatinteresse des Herrschers, sondern das Heil des Landes die Flüchtigen zu schützen gebiete? Die beiden Schäden sind im Grunde nur einer. Das überschüssige *μόνον* (als Lückenbüßer erscheint das Wort, um nur Sicheres anzuführen, auch Phoen. 1232 und Helen. 493 am Versausgang) hilft uns den jetzt wahrgenommenen Gedankenabgang ersetzen. Und was sollte der Dichter wohl anderes geschrieben haben als:

ῥοεῖς τὸ λῶστον, ἐλπίδ', εὐρήσει πόλιν“.

Du wirst entgegnen: „die Stadt wird das Beste erlangen was es gibt, eine Zukunftshoffnung“, — worauf blitzschnell, und darum ohne Adversativpartikel, die Duplik folgt:

καὶ τοῦτο πολλῶ τοῦ παρόντος ἐνδεές·

„doch auch dies bleibt weit hinter den Anforderungen der gegenwärtigen Lage“ (der emergency würde ein Engländer sagen) „zurück“. Man vergleiche:

ἐρεῖς· „ἀδύνατον“· ἀπὸ τοῦτο· τοὺς φίλους

ἐν τοῖς κακοῖς χοῇ τοῖς φίλοισιν ὠφελεῖν.

(Orest. 665—666.)

ἐρεῖ τις· „οὐ χοῆν“· ὁ τι δὲ χοῆν, οὐκ εἴπατε.¹

(Eur. frag. 707 [= 708²].)

III.²

- 3 1. Daß der wortkargste und gedankenreichste aller philosophischen Schriftsteller, daß Aristoteles die ergänzende Tätigkeit seiner Leser zu allen Zeiten vielfach herausgefordert hat und infolgedessen auch das Opfer zahlreicher Interpolationen geworden ist, wem kann dies von vorneherein unwahrscheinlich dünken? Daß es sich wirklich

¹ Das wäre wenigstens eine sprachlich und metrisch mögliche und durch gedrungene Gedankenkraft des Euripides würdige Fassung dieses Bruchstücks. Ihm liegt, wie es scheint, eine Situation zugrunde, wie sie zumal im öffentlichen Leben nicht allzu selten vorkommt. Wie oft glauben nicht negative Geister eine Maßregel schon darum tadeln zu dürfen, weil sie von irgendwelchen schlimmen Folgen begleitet ist, ohne zu erwägen, ob ein alles in allem heilsamerer Weg offen stand und ob nicht der betretene die Bahn des geringsten (möglichen) Übels war. [Den überlieferten Worlaut ἀλλὰ τί χοῆν εἴπατε will Leo (Rhein. Mus. XXXIII, 415) unter Verweisung auf Göbel de correptione Attica p. 20f. rechtfertigen. Nauck hat meine Vermutung in der 2. Auflage F. T. G. aufrecht erhalten.]

² Wien 1876, aus den Sitzungsberichten der Kais. Akademie der Wissenschaften.

so verhält, dafür gedenke ich zunächst ein paar neue Belege beizubringen.

Zu der vormals durch die sinnwidrigste Interpunktion jedem Verständnis verschlossenen Stelle Rhet. B 25, 1403 a 5, bemerkt Vahlen, der zuerst Licht in sie gebracht hat: „Aristoteles gibt zwei Wege an, einen durch Beispiele geführten Beweis zu bekräften (l. entkräften). Entweder gibt man zwar zu, daß die Sache, um die es sich handelt, in den meisten Fällen den Ausgang zu haben pflege, den der Gegner durch eine Reihe von Beispielen wahrscheinlich gemacht hat, zeigt aber an einem anders beschaffenen Beispiele, daß es doch nicht immer und notwendig der Fall sei. Läßt sich dagegen kein solches Beispiel entgegenhalten, sondern ist das an den Beispielen als das gewöhnliche Nachgewiesene richtig und ausnahmslos, so bleibt nur die Entgegnung übrig, daß die Beispiele auf den vorliegenden Fall keine Anwendung finden. Dieser aus dem ganzen Zusammenhange klar herausspringende Gedanke verlangt folgende Distinktion und Ergänzung der Worte: *ἐάν τε γὰρ ἔχωμεν <ἐν> τι οὐχ οὕτω, κέλυται, ὅτι οὐκ ἀναγκαῖον, εἰ καὶ τὰ πλείω ἢ πλεονάκις ἄλλως*.¹ *ἐάν τε καὶ τὰ πλείω καὶ τὰ πλεονάκις οὕτω, ⁴ μαχετέον ἢ ὅτι κτλ.*“ (Zur Kritik aristot. Schriften, S. 86). Ich denke, man muß notgedrungen einen Schritt weiter gehen und erklären: Dieser sonnenklare Gedanke verlangt überdies die Ausmerzung einer handgreiflichen Interpolation. Denn wie können die Worte: *ἐάν τε καὶ τὰ πλείω καὶ τὰ πλεονάκις οὕτω*, die doch nur die Übereinstimmung der Mehrzahl der Fälle mit der vom Gegner behaupteten Erfahrungsregel besagen, zugleich weit mehr als dies, nämlich die unbedingt ausnahmslose Geltung derselben bedeuten? Der Möglichkeit, eine Ausnahme von der Regel aufzufinden, kann in der hier gewählten dilemmatischen Form nur eines gegenüber stehen, nämlich die Unmöglichkeit, dies zu tun. Entweder es gelingt, die strenge Gültigkeit jener Er-

¹ Vahlen hat hier stark interpungiert; ich gebe in diesem Punkte den älteren Ausgaben, denen auch Spengel folgt, den Vorzug.

fahrungsregel zu erschüttern, oder — es gelingt nicht, und dann, aber auch nur dann müssen wir den Kampf auf ein anderes Terrain verlegen und die Anwendbarkeit der nicht weiter bestrittenen Regel auf den vorliegenden Fall anfechten. Der Stagirit mußte somit schreiben: *ἐάν τε <μή>, μαχετέον, ἢ ὅτι τὸ παρὸν οὐχ ὅμοιον ἢ οὐχ ὁμοίως ἢ διαφορὴν γέ τινα ἔχει*. Das Auge eines Schreibers war von dem ersten *M* zu dem zweiten abgeirrt und die so entstandene Lücke ist in gedankenloser und auch sprachlich nicht geschickter Weise¹ ausgefüllt worden.

Nicht einmal das Verdienst, eine wirklich vorhandene Lücke erkannt und wenngleich mit noch so geringem Geschick ausgefüllt zu haben, kommt dem Interpolator zu, den *Metaph. I* 4, 1006 b 6, dieselbe elliptische Redeweise zu einem nicht minder täppischen Zusatz verlockt hat. Man liest daselbst: *εἰ δὲ μὴ τεθείη ἀλλ' ἄπειρα σημαίνειν φαίη, φανερόν ὅτι οὐκ ἂν εἴη λόγος κτέ.* Aristoteles behauptet unmittelbar vorher, es verschlage nichts, wenn ein Wort mehrere Bedeutungen habe, nur müßten dieselben an Zahl begrenzt und durch scharfe Begriffsbestimmungen von einander gesondert sein; dann sei es ja nicht anders, als ob jeder dieser Begriffe eine besondere sprachliche Bezeichnung besäße (*τεθείη γὰρ ἂν ἐφ' ἑκάστω λόγῳ ἕτερον ὄνομα*). Hier hingegen soll er erklären: jede verständliche Erörterung
5 hört auf, sobald das dort für möglich Erklärte nicht auch jedesmal wirklich geschieht, d. h. solange es mehrsinnige Namen gibt. Wie stimmt dies zu der eigenen Praxis des Stagiriten — man denke an seinen Gebrauch von *οὐρανός*, und von *λόγος* an eben dieser Stelle: *ὦν ἐνὸς μὲν εἰς λόγος* (definitio) und *οὐκ ἂν εἴη λόγος* (sermo)! — und wie kann ein großer Denker in einem Atem die Unschädlichkeit und die äußerste, jede Möglichkeit der Diskussion vernichtende Schädlichkeit mehrdeutiger Namen behaupten? Und schließlich, wie kann das Satzglied: *ἀλλ' ἄπειρα σημαίνειν φαίη*

¹ Denn καὶ τὰ πλεονάκεις statt ἢ πλεονάκεις ist eine zwiefache Verschlechterung des Ausdrucks.

den Gegensatz bilden zu *εἰ δὲ μὴ τεθείη*? Vielmehr ist *τεθείη* zu tilgen und zu *εἰ δὲ μὴ* das Erforderliche zu entnehmen aus dem Satze, auf den der unserige augenscheinlich Bezug nimmt: *διαφέρει δ' οὐθέν οὐδ' εἰ πλείω τις φαίη σημαίνειν, μόνον δὲ ὠρισμένα* (1006 a 34). (Beispiele für diese Ellipse sind in den aristotelischen Schriften haufenweise zu finden. Ich greife eines heraus, um im Vorübergehen auf eine andere, durch die knappe Redeweise unseres Philosophen veranlaßte Interpolation hinzuweisen. *Rhet. I* 7, 1408 b 5, wird dem Redner der Rat erteilt, „nicht alles Entsprechende zugleich in Anwendung zu bringen, d. h. wenn z. B. der Ausdruck hart ist, die Härte nicht auch durch Stimme und Gebärde auszudrücken“. ¹ *ἐτι τοῖς ἀνάλογον μὴ πᾶσιν ἅμα χρῆσασθαι· οὕτω γὰρ κλέπτεται ὁ ἀκροατῆς· λέγω δὲ οἷον ἐὰν τὰ ὀνόματα σκληρὰ ᾖ, μὴ καὶ τῇ φωνῇ καὶ τῷ προσώπῳ [καὶ] τοῖς ἀρμόττουσιν· εἰ δὲ μὴ, φανερόν γίνεται [ἕκαστον ὃ ἐστίν]· ἐὰν δὲ τὸ μὲν τὸ δὲ μὴ, λανθάνει ποιῶν τὸ αὐτό. ἐὰν <δ> οὖν τὰ μαλακὰ σκληρῶς καὶ τὰ σκληρὰ μαλακῶς λέγεται, ἀπίθανον γίνεται. Zu φανερόν γίνεται ist natürlich statt des sinnwidrigen *ἕκαστον ὃ ἐστίν* nicht zu schreiben, wohl aber zu denken: *ὃ βούλεται* oder *ὃ ποιεῖ ὁ λέγων*. Man merkt die Absicht und man wird verstimmt.)*

Noch mutwilliger scheint eine Interpolation, die uns *Metaph. A* 2, 982 a 13, aufstößt. Aristoteles zählt daselbst die Merkmale auf, aus denen sich der Begriff des Weisen im allgemeinen Bewußtsein aufbaut. Weiterhin will er durch Zergliederung dieser Merkmale den richtigen Begriff von der „Weisheit“ zu gewinnen suchen. So verlangen die Menschen vom Weisen nicht viel weniger als Allwissenheit: 6 darin stecke (so wird *Z.* 21—23 behauptet) die Forderung einer Erkenntnis von der höchsten begrifflichen Allgemeinheit, weil eine solche alle begrifflich untergeordneten Erkenntnisse gewissermaßen in sich schließt. Ferner hält man

¹ Vahlen (a. a. O. S. 87), dessen Vorschlägen, *καὶ* vor *τοῖς ἀρμόττουσιν* zu streichen und *δὲ* vor *οὖν* einzusetzen, ich gefolgt bin.

den Besitz schwer zu erlangenden Wissens für ein Kennzeichen des Weisen: die meisten Schwierigkeiten aber biete wieder der Erwerb des allgemeinsten Wissens, weil dieses von den — allen gleich zugänglichen — Sinneseindrücken am weitesten zurückliegt (23—25); desgleichen gilt *caeteris paribus* derjenige Fachmann für den weiseren, dessen Wissen ein exakteres ist — das Objekt des exaktesten Wissens aber seien die an Umfang weitesten, an Inhalt ärmsten Abstraktionen¹ (25—28) — und nicht minder jener, welcher der bessere Lehrer ist; dies treffe aber von demjenigen zu, der die meiste Einsicht in die Ursachen besitze (28—30: *ἀλλὰ μὲν καὶ διδασκαλική γε ἡ τῶν αἰτίων θεωρητικὴ μᾶλλον· οὗτοι γὰρ διδάσκουσιν οἱ τὰς αἰτίας λέγοντες περὶ ἕκαστον*). Aus der Analyse dieser und der übrigen Merkmale ergibt sich endlich der Schluß, daß die „Weisheit“ die Erkenntnis der obersten Prinzipien und Ursachen sei (982 b 7). Wozu bedürfte es aber dieser ganzen Analyse, wenn ihr Ergebnis schon von vorneherein feststünde? Und dies müßte der Fall sein, wenn der Stagirit wirklich das geschrieben hätte, was ihm unsere Handschriften und freilich auch schon Alexanders Kommentar in den Mund legt: *ἐτι τὸν ἀκριβέστερον καὶ τὸν διδασκαλικώτερον τῶν αἰτίων σοφώτερον εἶναι περὶ πᾶσαν ἐπιστήμην*. Bedarf es noch vieler Worte, um die plumpe, das Schlußresultat dreist vorwegnehmende Interpolation als solche zu erweisen? Die Worte *τῶν αἰτίων* sind die Zutat eines vorwitzigen Lesers.² [Aus einer Bemerkung Susemihls (Busians Jahresberichte 1877 S. 347) ersehe ich, daß vor mir schon Baumann in den Thesen seiner Doktor-Dissertation, also ohne Begründung, diese Tilgung empfohlen hat.]

¹ Hat schon jemand darauf hingewiesen, daß in den merkwürdigen, auch für einen Aristoteles erstaunlich gehaltenen Worten: *αἱ γὰρ ἐξ ἐλατιόνων ἀκριβέστεραι τῶν ἐκ προσθέσεως λεγομένων, οἷον ἀριθμητικὴ γεωμετρίας* Comtes Lehre von der Hierarchie der Wissenschaften wie im Keime beschlossen ist?

² Vgl. auch Rhet. A 2, 1355 b 29: *ἐκάστη τέχνη περὶ τὸ αὐτῇ ὑποκειμένον ἐστι διδασκαλική*.

Ich berühre noch einige Stellen aus den ersten Büchern der Metaphysik. Die Naturphilosophen werden um ihrer unvollkommenen Einsicht in die ursächlichen Prinzipien willen mit ungeschulten Kämpfern verglichen: — *δυοῖν αἰτίαν 7 ἐφίησαντο ἀμύδρως μέντοι καὶ οὐθὲν σαφῶς, ἀλλ' οἷον ἐν ταῖς μάχαις οἱ ἀγύμναστοι ποιοῦσιν· καὶ γὰρ ἐκείνοι περιφερόμενοι τύπτουσι πολλάκις καλὰς πληγὰς, ἀλλ' οὔτε ἐκείνοι ἀπὸ ἐπιστήμης, οὔτε οὗτοι λοίκασιν εἰδόσι λέγειν ὅ τι λέγουσιν· σχεδὸν γὰρ οὐθὲν χρώμενοι φαίνονται τούτοις ἀλλ' ἢ κατὰ μικρόν* (A 4, 985 a 11). Der Vergleich mit den der Theorie des Kampfes unkundigen Streitern, die nur wie zufällig manch einen tüchtigen Hieb austeilen, und der Hinweis auf den unzureichenden Gebrauch, den die Naturphilosophen von den ihnen gelegentlich aufdämmernden Wahrheiten machen, — beides beweist sonnenklar, daß Aristoteles nicht sagen wollte: sie gleichen Männern, die das, was sie sagen, nicht zu sagen wissen, sondern: sie gleichen solchen, die das, was sie sagen, nicht mit Bewußtsein sagen. Also: — *οὔτε οὗτοι λοίκασιν εἰδόσι λέγουσιν ὅ τι λέγουσιν* —. Vgl. Phys. A 4, 188 a 5: — *οὐκ εἰδότως μὲν λέγεται, ὀρθῶς δὲ λέγεται*, und hier 1, 981 b 3: *ποιεῖν μὲν, οὐκ εἰδότα δὲ ποιεῖν ἃ ποιεῖ*. Sie wurden — denn es waren eben geistig hochbegabte Männer, gleichwie jene mitunter erfolgreichen Dilettanten der Arena keineswegs der Körperkraft entbehren dürfen — nicht selten von einer glücklichen Intuition erleuchtet, allein es mangelte ihnen die Einsicht in die prinzipiellen Grundlagen auch der Wahrheiten, die sie im einzelnen Fall erkannten.¹ Aus Bonitzens Übersetzung der Meta-

¹ In sehr ähnlichen Worten und mit nicht minder starkem Selbstgefühl stellt sich der bewußte Kunstverstand des Sophokles dem wirklich oder vermeintlich mehr instinktiven Schaffen seines großen Vorgängers entgegen: *Σοφοκλῆς ἐμέμφετο Αἰσχύλῳ, ὅτι μεθύων ἐγραφε· „καὶ γὰρ εἰ τὰ θεῶτα ποιεῖ“, φησὶν, „ἀλλ' οὐκ εἰδὼς γε“*. (Stob. Flor. 18, 33.) Dasselbe Dictum bei Athenaeus I, 22A und X, 428 F. Danach hat Sophokles gegen Äschylos weder im buchstäblichen noch im figürlichen Sinne den Vorwurf erhoben, daß er im Zustand der Trunkenheit schaffe. Dieser Vorwurf ist eine von dem Literarhistoriker Chamäleon aus dem Ausspruch des Sophokles abgeleitete Folgerung.]

physik (1890) ersehe ich, daß auch ihm die von mir hier vorgebrachte und begründete Besserung vorgeschwebt haben muß. Ich füge noch zwei platonische Parallelen bei: *οἱ χρησµωδοὶ . . . λέγουσι μὲν ἀληθῆ καὶ πολλὰ, ἴσασι δὲ οὐδὲν ὧν λέγουσιν* (Meno 99/100). *ὥσπερ οἱ θεοµάντις καὶ οἱ χρησµωδοί· καὶ γὰρ οὗτοι λέγουσι μὲν πολλὰ καὶ καλὰ, ἴσασι δὲ οὐδὲν ὧν λέγουσι* (Apol. 22 c).

Unter den Aporien, die im Beginn des dritten Buches aufgeführt werden, erscheint auch die Frage: *καὶ εἰ τὰ γένη, πότερον ὅσα ἐπὶ τοῖς ἀτόμοις λέγεται τελευταῖα ἢ τὰ πρῶτα, οἷον πότερον ζῶον ἢ ἄνθρωπος ἀρχή τε καὶ μᾶλλον ἐστι παρὰ τὸ καθ' ἑκάστων* (B 1, 995^b 29). Die gangbare Auf-
 8 fassung der letzten Worte¹ erscheint aus mehr als einem Grunde unzulässig. Von vornherein muß man ja vermuten, daß *μᾶλλον* derselben Alternative gilt, die durch *πότερον* eingeleitet ist, und daß durch *τὲ καί* nicht zwei grundverschiedene Fragen verknüpft sind. Dann aber und hauptsächlich ist der Gedanke, auch das Einzelding könnte möglicherweise ein Prinzip sein, ein Schlag in das Angesicht der gesunden Vernunft! Und dennoch läßt sich den Worten, wie sie in allen Ausgaben erscheinen, ein anderer als dieser Ungedanke nicht entlocken. Man ändere, nicht etwa einen überlieferten Buchstaben, sondern dasjenige, was in verlässlicher Weise gar nicht überliefert sein kann, einen Akzent, und schreibe: — *ἀρχή τε καὶ μᾶλλον ἐστι παρὰ τὸ καθ' ἑκάστων*, d. h. „— welches von beiden Prinzip ist und von welchem man mit besserem Recht behaupten kann, daß es neben den Einzeldingen existiert“. (Denn man darf beileibe nicht *μᾶλλον* mit *ἐστι* verbinden und etwa an ein Mehr von Existenz, an einen höheren Grad der Realität denken. Vielmehr gehört

¹ Schwegler (mit dem Rieckher in allem Wesentlichen übereinstimmend) übersetzt wie folgt: „— und wenn die Gattungen es sind“ (nämlich „Prinzipien und Elemente des Seienden“), „ob dann die obersten oder die dem Einzelnen zunächststehenden, z. B. ob der Gattungsbegriff Tier oder der Artbegriff Mensch Prinzip sei und mehr Prinzip als das Einzelne“. Bonitz schweigt und um nichts beredter ist diesmal Alexander.

μᾶλλον zum ganzen Satz und modifiziert nicht seinen Inhalt, sondern seine Geltung, wie so häufig *μάλιστα*; z. B. 984 a 19: *εἰ γὰρ ὅτι μάλιστα πᾶσα φθορά* —, 998 b 14: *εἰ καὶ ὅτι μάλιστα ἀρχαί* —, 999 a 33: *εἰ ὅτι μάλιστα ἔστι τι παρὰ τὸ σύνολον* —, wo man jedesmal übersetzen muß: „wenn es noch so wahr ist, daß —.“ Zum Gedanken vergleiche man 998 b 20: *ὥστ' ἔσται τό τε ὃν καὶ τὸ ἐν ἀρχαῖ καὶ οὐσίαι* —, 999 a 26: *εἴτε γὰρ μὴ ἔστι τι παρὰ τὰ καθ' ἑκάστα*, oder 30: *δεῖ τι εἶναι παρὰ τὰ καθ' ἑκάστα . . . τὰ γένη εἶναι παρὰ τὰ καθ' ἑκάστα, ἥτοι τὰ ἔσχατα ἢ τὰ πρῶτα* —. Schließlich sei noch daran erinnert, daß bei der herkömmlichen Schreibung und Auffassung der Stelle *παρὰ* von *μᾶλλον* abhängen müßte, diese Konstruktion in den echten Schriften des Aristoteles aber „sehr selten“,¹ wenn nicht gar unerhört ist.

In die Worte: *διὸ εἰκότως μὲν λέγουσιν, οὐκ ἄληθῆ δὲ λέγουσιν· οὕτω γὰρ ἀρμόττει μᾶλλον εἰπεῖν ἢ ὥσπερ Ἐπίχαρμος εἰς Ξενοφάνην* (Met. Γ 5, 1010 a 5) ist gar vielerlei hineingeheimnißt worden, was man bei Zeller, Philos. der Griechen I³ 429—430 [= I⁵ 497], mit annähernder Vollständigkeit verzeichnet findet. „Das Natürlichste ist aber“ — so bemerkt letzterer mit vollstem Recht — „die Vermutung,² er (Epicharm) habe über irgend eine Ansicht dieses Philosophen geäußert, sie sei zwar wahr, aber nicht wahrscheinlich.“ Oder besser: sie sei zwar nicht wahrscheinlich,

¹ „Hierher gehört auch der Gebrauch von *παρὰ* nach dem Komparativ, der übrigens bei Aristoteles sehr selten ist; öfter findet er sich nur in der späten Schrift über die Pflanzen, S. 817 b 32, 819 b 38, 821 a 18.“ (Eucken, über den Sprachgebrauch des Aristoteles, S. 60.) Da auch Bonitzens Index diese Gebrauchsart nur aus der genannten Schrift nachweist, so dürfte Eucken, wie oben angedeutet, noch allzu wenig behauptet haben.

² Die mir längst als volle Gewißheit gilt. Weist doch schon der Ausdruck: *οὕτω γὰρ ἀρμόττει μᾶλλον εἰπεῖν ἢ ὥσπερ* — darauf hin, daß dem Aristoteles eine bestimmte Redewendung und nicht bloß ein Gedanke Epicharms vor Augen schwebt, und führt er von diesem ja auch sonst ausschließlich witzig zugespitzte Dicta, niemals spekulative Meinungen an.

aber wahr. Zu solch schwerwiegendem Lob mochte z. B. dem Syrakusier des Eleaten spiritualistische Theologie und vollständige Abkehr von allem Anthropomorphismus Anlaß geben, die ihm gar wohl als „paradoxe Wahrheit“ gelten konnte. (Man vergleiche z. B. Xenoph. frg. 6 Mull. [= 15 Kaibel] mit Epich. frg. 97 Ahrens [= 173 Kaibel]; an anderes und Allbekanntes brauche ich nicht zu erinnern.) Versuchen wir nun den aristotelischen Ausspruch in der erforderlichen Weise umzukehren, ersetzen wir die Vielzahl durch die Einzahl (*εις Ξενοφάνην*), und stellen wir die bei dem Dichter schwer zu missende Konzinnität des Ausdrucks her, indem wir dem Adverb (*εικότως*) nicht ein Adjektiv (*ἄληθῃ*) entgegensetzen, — dann tritt uns wie von selber ein Vers entgegen, welchen Epicharm zum mindesten sehr wohl geschrieben haben könnte:

*εικότως μὲν οὐκ ἔφα τόδ', ἀλλ' ἀλαθέως ἔφα.*¹

Vielleicht findet dieses Wagnis willigere Vergebung, wenn es mir gelingt, einen bisher nicht glücklich behandelten Vers des vafer Siculus zu ordnen (Frg. 153 Ahr. [= 217 Kaibel]). Als epicharmisch bieten uns nämlich die Scholien zur Ilias (H 93) und Eustathius (ad loc.) die Worte: ὁ τοι κακὸς θαρροεῖ μάλ' αὐτόθεν, ἔπειτα δὲ φεύγει (Eustathius läßt ὁ τοι, die Scholien lassen δὲ aus). Dem gleich sehr danieder liegenden Versmaß und Gedanken hilft die nachfolgende, ich denke allein sach- und sprachgemäße Schreibung auf:

10 ὁ γὰ κακὸς θαρροεῖ μάλ' ἄποθεν,² ἐγγύθεν δὲ φυγγάνει.

¹ [Der Vers ist in dieser Gestalt von Kaibel Com. Graec. frg. I 1, 138 angenommen, aber unter die Pseud-Epicharmen versetzt worden. Auf diese Streitfrage gehe ich hier nicht ein, da ich sie „Beiträge“ VII, S. 5 ff. grundsätzlich behandelt habe.] Man denke an Boileaus oft zitierten Ausspruch: *Le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable*, oder an Agathons: τάχ' ἂν τις εἰκὸς αὐτὸ τοῦτ' εἶναι λέγει κτέ.

² ἄπωθεν, woran Ahrens dachte, widerstrebt dem Metrum, die von uns gewählte Form hingegen gilt jetzt für barbarisch (s. Dindorf im Thesaurus und im Lexic. Sophocl. s. v.). Sollte sie aber nicht durch das von Hesychius bezeugte ἄπυθεν geschützt sein, oder hat gar Epicharm die letztere Form gebraucht, gleichwie er ὄνυμα schrieb (Ahrens, II, 123)?

Mit anderen Worten: der Poltron pflegt ein Renommist zu sein.

Den gerade entgegengesetzten Gedanken enthält der ebendasselbst angeführte Vers eines Tragikers (adesp. 372 [= 449²] Nauck):

ὁ τοι θρασὺς πρὸς ἔργον ἐκ πολλοῦ κακός.

Derselbe unterliegt, wie ich denke, keinerlei kritischen Bedenken, da der naheliegende Einfall, *θρασὺς* und *κακός* müßten den Platz tauschen, durch den Zusammenhang, in welchem das Zitat insbesondere bei Eustathius auftritt, widerlegt wird,¹ und da auch Naucks Äußerung: „*verba ἐκ πολλοῦ suspecta*“ der Begründung zu entbehren scheint. Denn warum sollte die Phrase nicht ganz ebenso zur Bezeichnung räumlicher und zeitlicher Entfernung dienen, wie ihr Widerspiel *ἐξ ὀλίγου* das Gegenteil bedeutet? (Vgl. Thucyd. 2, 61, 2; 4, 108, 5; 5, 64, 3; 5, 65, 5; 5, 72, 1 — von Krüger gesammelte Stellen, durch welche mir dieselbe Ausdrucksweise auch 2, 11, 3 gesichert scheint trotz des im übrigen, wie ich glaube, wohl begründeten Änderungsvorschlags von Nauck, Krit. Bemerkungen V, 70.) [Vgl. auch Antipho or. V, § 19: *τὰ ἐκ πολλοῦ . . . ἐπιβεβουλευμένα* oder Demosthenes or. XXI, § 41: *ὁ δ' ἂν ἐκ πολλοῦ . . . πράττων τις φωρᾶται.*] Endlich sei in bezug auf *πρὸς ἔργον* noch auf Eurip. Heracl. 672 verwiesen: *ἤδη γὰρ ὡς εἰς ἔργον ὥπλισται στρατός*, wo Nauck, ich weiß nicht ob mit Unrecht, *ἐπ' ἔργον* vermutet. [Mein Herstellungsversuch des epicharmischen Bruchstücks 60 Lorenz hat Kaibel Com. Gr. frg. I 1, p. 129—130 nicht überzeugt. Desgleichen hat Nauck sich von meiner konservativen Behandlung des entsprechenden Tragikerverses nicht völlig befriedigt erklärt. Ich komme auf den Gegen-

¹ Ähnliches in Gedanken und Ausdruck bietet Herodot (7, 49 fin.): *ἀνὴρ δὲ οὕτω ἂν εἴη ἄριστος, εἰ βουλευόμενος μὲν ἀρρωδέοι, πᾶν ἐπιλεγόμενος πείσεσθαι χρῆμα, ἐν δὲ τῷ ἔργῳ θρασὺς εἴη* (was Thucyd. 2, 11, 3 *χρηὶ δὲ αἰεὶ κτέ.* in paradoxer Weise umzustülpen scheint), während Antiphon (frg. 15 — Orat. att. II, 151) hierzu das Gegenstück liefert: *κακῶν δ' ἂν εἴη ἐπ' ἀποῦσι καὶ μέλλουσι τοῖς κινδύνοις τῇ γλώττῃ θρασύνεσθαι καὶ τῷ θέλειν ἐπείγειν, τὸ δὲ ἔργον ἂν παρῇ, ὀκνεῖν.*

stand, der nicht jeder grundsätzlichen Bedeutung entbehrt, gern zurück. „Der Furchtsame ist weit vom Schusse mutig“ und: „Der Mutige ist, ehe es zum Handeln kommt, furchtsam“ — beide Wahrnehmungen sind dem Leben entnommen, und es ist unstatthaft, im Banne des einen Gedankens den anderen, ihm entgegenstehenden nach seinem Ebenbild zu modeln. Darum bleibe ich dabei, daß der Tragikervers: ὁ τοι θρασὺς πρὸς ἔργον ἐκ πολλοῦ κακὸς richtig überliefert und keineswegs der Umstellung von θρασὺς und κακὸς oder sonst einer Änderung bedürftig ist. Der antiken Parallele (Anm. 2) möchte ich eine moderne beifügen, nämlich ein Wort Napoleons, das dieser zu Röderer gesprochen hat: *Quand je fais un plan militaire . . . il n'y a pas d'homme plus pussillanime que moi. Je me grossis tous les dangers et tous les maux possibles dans les circonstances* (Taine, Le régime moderne I, 45). Damit verträgt es sich ganz wohl, daß ein andermal, wie in jenem von uns vermutungsweise hergestellten Verse Epicharms der entgegengesetzte Gedanke zum Ausdruck gelangt: der Poltron ist zumeist ein Renommist.]

- 11 So oft ich den bei Plutarch Mor. 75 F (I, 172, 5 Hercher) erhaltenen Vers lese:

πρὸς στάθμῃ πέτρον τίθεσθαι, μήτι πρὸς πέτρῳ στάθμην

- 12 (Nauck, adesp. 298), kann ich mich der — freilich unerweisbaren — Vermutung nicht erwehren, er möchte Epicharm angehören. Der körnige und körnig ausgedrückte Gedanke: „unser Denken muß sich nach den Dingen richten, da die Dinge sich nicht nach unserm Denken richten können,“ scheint mir ganz und gar den handfesten Verstand, den gesunden Mutterwitz des Verfassers von νᾶφε καὶ μέννας' ἀπιστεῖν zu verraten. Und das Versmaß ist eben jenes, dessen er sich mit Vorliebe bedient hat. Denn die Worte mit Hercher oder Wagner in zwei Verse zu verteilen, — welcher letztere übrigens, falls ich Recht habe, nicht auf völlig falscher Fährte war, als er an eines „*philosophi cujusdam officina*“ dachte — davon sollte doch schon die epigrammatisch zugespitzte Antithese abhalten, die in einem Vers zu ungleich

wirksamerer Geltung kommt. [Mein Argument ist von Nauck, Kritische Bemerkungen VIII, 720 verstärkt worden (vgl. Epimetrum XXII, Nr. 28: Epicharmo probabiliter adscribit (Somperz), und Kaibel hat das Bruchstück unter die Pseud-Epicharmea als Fragment 276 aufgenommen.] Für die Einbuße aber, welche die Fragmente der Tragiker durch meine Vermutung (wenn sie als wahrscheinlich befunden wird) erleiden, schafft Plutarch selbst a. a. O. sofort ausreichenden Ersatz. Ich wenigstens kann nicht umhin, in den Worten: *εἰ καθάπερ οἱ τὸ ἀχανὲς θέοντες ἰστίοις πέλαγος* (p. 76, C — I, 91, 15 Dübner) eine poetische Reminiscenz zu erblicken. Es hieß wohl einst bei einem Tragiker:

ἀχανὲς θέοντες (oder *θέουσα* sc. *ναῦς*) *πέλαγος ἰστίων σθένει*, indem die Segel mit Zugtieren verglichen wurden (vgl. Pind. Ol. VI, 22: *σθένος-ἡμίονων*).

2. Die erstaunlichen Derbheiten und Nacktheiten, durch welche Zenons „Staat“ im Altertum (wo man sich auf die gefälligen Interpretationskünste der Neuzeit schlecht verstand)¹ so großen Anstoß erregten, haben auch zu einem Witzwort Anlaß gegeben, welches Diogenes (VII, 4) uns 13 aufbewahrt hat: *ἔως μὲν οὖν τινὸς ἤκουσε τοῦ Κράτητος· ὅτε καὶ τὴν Πολιτείαν αὐτοῦ γράψαντος τινὲς ἔλεγον παίζοντες ἐπὶ τῆς τοῦ κυνὸς οὐρᾶς αὐτὴν γεγραμέναι*. Die letzten

¹ Am weitesten geht in der Beschönigung alt-stoischer Roheit Wellmann („Die Philos. des Stoikers Zenon“ in Fleckeisens Jahrb. 1873, 433 f.). Allein auch Zeller bleibt hinter der Wahrheit zurück, wenn er z. B. Chrysipp die schlimmsten Kruditäten des Diogenes nur „in Schutz“ nehmen laßt (II³, 274 [= II⁴, 321]. Chrysipp hat den Cyniker darum belobt, wie uns Plutarch mit Chrysipps darauf bezüglicher Schrift vor Augen versichert. Denn auf ein wörtliches Zitat aus des letzteren *Πολιτεία* folgen die Worte: *εἶτα μικρὸν ἀπὸ τούτων προσελθὼν ἐπαινεῖ τὸν Διογένην* κτλ. Und um Zenons „Aussagen über die Knabenliebe“ so zu verstehen, wie Zeller dies will, muß man Sextus der Lüge oder des gröbsten, nicht einmal, sondern zehnmal begangenen Mißverständnisses zeihen; sagt er doch völlig unzweideutig: *ὅπου γε καὶ οἱ ἀπὸ τῆς κυνικῆς φιλοσοφίας· καὶ οἱ περὶ τὸν Κιτιέα Ζήνωνα καὶ Κλεάνθην καὶ Χρύσιππον ἀδιάφορον τοῦτ' εἶναι φασιν* — (Pyrrh. hypot. III, 200—168, 18 Bekk.).

Worte sind bisher nicht beanstandet worden. Und doch hätte der Hundeschwanz als Schreibepult längst Bedenken erregen können! Natürlich meinten diese Witzköpfe, Zenon habe jene Jugendschrift nicht mit dem Stilus, sondern mit dem Hundeschweif geschrieben, gleichwie wir von einer rohen Pinselei sagen, sie sei mit dem Kehrbesen gemalt, oder von einem mit rücksichtsloser Grobheit abgefaßten Schriftstücke, es sei mit dem Dreschflegel geschrieben. (Demades spricht von einem Volksbeschluß, den nicht er, sondern der Krieg mit Alexanders Lanzenspitze geschrieben habe, Frg. 8 Sauppe; die mit Blut geschriebenen Gesetze Drakons und die in Geist getauchte Feder des Aristoteles, Bernays „Dialoge“ Anm. 1, zeigen andere Varietäten dieser Bildersprache. [Auch das in Tod statt Tinte getauchte Schreibrohr bei Plutarch, *Moralia* 841 D = 1025, 37 Dübner.]) Allerdings sollte der Hundeschwanz auch an die „Hundephilosophie“ erinnern, und da der Gründer der Stoa nicht zeitlebens zum „Schweif des Hundes“, d. h. zum Anhang der zynischen Schule gehört hat, so war ein auf jene Lehrjahre hinweisendes „noch“ (ἔτι) gar sehr an seinem Ort. Man lese also: *ἔτι τῇ τοῦ κυνὸς οὐρᾷ αὐτὴν γεγραφεῖναι*. [v. Wilamowitzens Einspruch *Philol. Untersuchungen* III, 156 Anm. 5 hat mich nicht überzeugt.]

- Für die Verderbnis *ἔτι* zu *ἐπὶ* bedarf es freilich kaum besonderer Belege, so wenig als für die Verwechslung eines C mit I. Doch mag je ein sicheres Beispiel dieser Korruptelen hier Platz finden. Bei Ps. Hippocr. de arte § 11 (VI, 22, 2 Littré) bieten alle Ausgaben die Worte: *ἐπεὶ τῆς γε τέχνης τὴν δύναμιν, ὁκόταν τινὰ τῶν τὰ ἄδῃα νοσεύντων ἀναστήσῃ, θαυμάζειν ἀξιώτερον ἢ ὁκόταν ἐγχειρήσῃ τοῖς ἀδυνάτοις*. Wie wenig *ἐπεὶ* hierher paßt, lehrt ein Blick auf den Zusammenhang oder auch auf die Übersetzungen, welche die Partikel entweder ignorieren (Littré) oder in unmöglicher
- 14 Weise wiedergeben (Ermerins: „quare“). Die unvergleichliche Pariser Handschrift A zeigt auch hier wenn nicht das Richtige, so doch eine frühere Stufe der Verderbnis: *ἐπὶ τῆς τέχνης*, das heißt: *ἔτι τῆς τέχνης κατέ*.

Bei Herodot VI, 132, 17—18 heißt es von Miltiades, der von den Athenern Schiffe zu einem Unternehmen verlangt, über dessen Ziele er nur die vagsten Andeutungen erteilt: λέγων τοιαῦτα αἶτε τὰς νέας, während Sinn und Sprachgebrauch gleich gebieterisch fordern: τοσαῦτα, — nur so viel sagend, ohne mehr von seinen Absichten zu ver-raten; vgl. die genau entsprechenden Stellen: εἶπας τοσαῦτα ὁ Ἀμύντης μετεπέμπετο τὰς γυναῖκας (VI, 18, 24—25): τοσαῦτα δ' εἶπας ἄγειν (so ist mit den besten Hss. zu schreiben statt ἐπάγειν, Stein setzt sinnwidrig ἀπάγειν) ἐκέλευε τὸν Ἰππιν τοὺς ἰερέας (III, 28, 13), ὁ δὲ ὡς ταῦτα ἤκουσε, εἶπας τοσόνδε ἐχώρεε ἔξω (IX, 111, 19—20); τοσαῦτα εἶπας πρῶτον μὲν κτέ. (I, 128, 11). Ein Schwanken der Hss. zeigt sich in diesem Punkte VI, 140, 1, wo Stein dem Sinn der Stelle und dem herodoteischen Sprachgebrauch zum Trotz τοιαῦτα statt τοσαῦτα schreibt;¹ aus gleichem Anlaß irrt er, wie ich denke, VII, 163, 1; nur VII, 49, 31 (ich zähle die Zeilen immer nach der Bekkerschen Ausgabe) ist Stein dieser Versuchung nicht erlegen. [Man vergleiche auch, wenn es not tut, Plato, Alcibiades II, 149B: τοσαῦτα εἰπεῖν, οὐκέτι περαιτέρω.]

Unter den geistsprühenden Witzworten des Demades, welche H. Diels kürzlich aus einer Wiener Handschrift herausgegeben und im ganzen trefflich erklärt hat (Rhein. Mus. 29, 107f.), ist eines noch durch einen Flecken der Überlieferung verunziert und ward infolgedessen auch vom Herausgeber (wie ich glaube) gründlich mißverstanden. Es ist dies Nr. 4: ὁ αὐτὸς Δημοσθένη ὅμοιον ἔφη ταῖς χελιδόσι· καὶ γὰρ ἐκείναι οὔτε καθεύδειν ἔωσιν οὔτε γοηγορεῖν δύνανται, καὶ Δημοσθένης οὔτε ἡσυχίαν ἄγειν ἐλ' οὔτε ἄξιον οὐδὲν τῆς πόλεως ἐπιβάλλεται. Dazu bemerkt der Herausgeber (S. 110—111):

¹ Die Worte lauten: τότε μὲν τοσαῦτα· ἔτεσι δὲ κάρτια πολλοῖσι ὕστερον κτέ. Damit vergleiche man: τότε μὲν τοσαῦτα, ἡμέρησι δὲ ὕστερον ὡς εἴκοσι κτέ. (III, 65, 1); τότε μὲν τοσαῦτα, μετὰ δὲ κτέ. (IV, 150, 23—24); τότε μὲν ἐς τοσοῦτο ἤλασαν· ἐπεὶ δὲ ἡ κυρὴ ἐγένετο κτέ. (V, 50, 1); ταῦτα μὲν ἐπὶ τοσοῦτο ἐλέγετο, μετὰ δὲ εὐφρόνη τε ἐγένετο κτέ. (VII, 12, 1); τὰ μὲν ἀπὸ Σικελίης τοσαῦτα, ἡερικυραῖοι δὲ κτέ. (VII, 168, 1); ταῦτα μὲν νυν ἐς τοσοῦτο ἐγένετο (VIII, 125 fin.).

- 15 „Demosthenes soll also darin den Schwalben gleichen, daß diese mit ihrem Zwitschern im Schlafe stören, ohne jedoch durch ihr Wachen (wie Hunde) zu nützen. Es läge nahe, für *γοηγορεῖν* ein passenderes Wort wie etwa *ᾀδειν* zu verlangen, zumal da *γοηγορεῖν* jedenfalls der Originalfassung fremd gewesen ist (s. Lobeck, Phrynich. p. 119), allein mir scheint überhaupt die ganze Erklärung von *καὶ γὰρ* — *ἐπιβάλλεται* späterer Zusatz. Denn man denkt doch bei dem Vergleiche sofort an das *χελιδονίζειν*, womit die Griechen gerne unverständliches Sprechen bezeichnen (Aeschyl. Ag. 1050 D. u. a.), so daß Demades auf die stammelnde Sprache des Demosthenes, die ihm zuerst so hinderlich war, anspielt.“ [Man vergleiche jetzt Leo Sternbach, der Wiener Studien X, 222 das ebenso geistvolle als böartige Wort des Demades seiner ursprünglichen Gestalt näher gebracht hat. Er tilgt die im Gnomologium Vaticanum vollständig fehlende und eine schiefe Deutung enthaltende Nutzanwendung: *καὶ Δημοσθένης* — *ἐπιβάλλεται*, und er nimmt meinen in einer Anmerkung zögernd vorgebrachten Eventualvorschlag, *ἐγοηγορεῖν* durch *ἐγείρειν* zu ersetzen, an. So hat denn der Vergleich des Demosthenes und seiner Staatsreden mit den Schwalben und ihrem Gezwitz also zu lauten: *καὶ γὰρ ἐκεῖναι οὔτε καθεύδειν ἔωσιν οὐδ' (von Sternbach gerechtfertigt) ἐγείρειν δύνανται.*]

- 16 Demosthenes und seine Staatsreden werden mit der Schwalbe und ihrem Gezwitz verglichen, das „nicht leise genug ist, um uns ruhig schlafen zu lassen, und nicht laut genug, um uns zu unserem Tagwerk zu erwecken“. Die Wirkung ist eben ein gestörter, unruhiger, unterbrochener Schlummer, und diesem sollte augenscheinlich der Zustand Athens unter dem Einflusse der „halben“ demosthenischen Kriegspolitik gleichen.

Ein dem Bion beigelegter Ausspruch ist, so viel ich sehe, bisher nicht richtig verstanden worden: *τὸ γῆρας ἔλεγεν ὄρμον εἶναι τῶν κακῶν· εἰς αὐτὸ γοῦν πάντα καταφεύγειν* (Diog. L. IV, 48). Das Wörtchen *γοῦν* nötigt uns nämlich, falls es nicht völlig bedeutungslos sein soll, zu einer Auf-

fassung dieses Dictums, das ein sehr geistreiches bon-mot an die Stelle einer ziemlich trivialen Sentenz setzt. Irgend jemand, wahrscheinlich ein Dichter, hatte zum Preise des Greisenalters das kühne Wort gesprochen: „Das Alter ist der Übel sichrer Port“ (vielleicht: τὸ γῆρας ὥσπερ ὄρμος ἐστὶ τῶν κακῶν, s. unten). Darauf erwidert der witzige Borysthenite: „Du magst wohl Recht haben, zum mindesten versammeln sich in ihm alle Übel“. Er verwandelte also ¹⁷ das überschwänglichste Lob in den beißendsten Tadel bloß indem er dem Genitiv κακῶν eine andere, grammatisch ebenso berechnete Deutung lieh und somit aus der Zuflucht vor den Übeln die Zuflucht- und Versamlungsstätte dieser selbst machte. Jene Verherrlichung des beschaulichen und leidenschaftslosen Alters aber, in dem die Menschen wie in sicherem Hafen geborgen von den Stürmen des Lebens ausruhen, mag uns freilich ausschweifend erscheinen; dem Altertum war aus Gründen, die ich hier nicht weitläufig ausführen mag, diese Auffassung geläufig genug.¹ Man vgl. den ganzen ἐπαινος γήρας betitelten Abschnitt in der Blumenlese des Stobäos oder Heraclit. alleg. hom. c. 61 fin.: *πολιὰ δὲ καὶ γῆρας, ἱεροὶ τῶν τελευταίων χρόνων λιμένες, ἀσφαλὲς ἀνθρώποις ὄρμισμα*. Zum Ausdruck aber vgl. man Aeschyl. Suppl. 471 (Dind.): — *κοῦδαμοῦ λιμὴν κακῶν*, Critias frg. 2, 20 (Bergk, P. L. G. II⁴ p. 281): *ὑπνον-τὸν καμάρτων λιμένα, π. ὕψους* p. 21, 9 Jahn [= 17, 13 Vahlen⁴]: *ἀλλ' ἡμῖν μὲν δυσδαιμονοῦσιν ἀπόκειται λιμὴν κακῶν ὁ θάνατος*. Ebenso nennt Aeschyl. frg. 343 [= 353²] (Nauck) den Tod *μέγιστον ὄρμα τῶν πολλῶν κακῶν*.

Ein ähnlicher Scherz, wie er hier dem Bion in den Mund gelegt wird, findet sich zweimal beim Komiker Antiphanes (ap. Stob. Floril. 116, 14 — von Cobet Var. Lect. p. 164 behandelt und vortrefflich erklärt — und 15, auch Paroemiogr. gr. II, 774):

¹ Was in Jacob Grimms Rede „über das Alter“ („Auswahl“ S. 156—157) vielleicht mit allzu leisen Strichen angedeutet ist.

πρὸς γὰρ τὸ γῆρας ὡς πρὸς ἐργαστήριον
ἅπαντα τὰνθρώπεια προσφοιτᾷ κακὰ

[II, 120, Nr. 255 Kock]

und

τὸ γῆρας ὥσπερ βωμός ἐστι τῶν κακῶν·
πάντ' ἔστ' ἰδεῖν εἰς τοῦτο καταπεφευγότα

[II, 116, Nr. 240, 3/4 Kock].

Vielleicht sollte man das von Arsenius dargebotene γὰρ in den Text aufnehmen und τοῦτο durch τόδε ersetzen. Möglich, aber auch nur möglich ist es, daß βωμός ein bloßer Schreibfehler für ὄρμος ist;² dann hätte auch der Komiker an den Vers eines Tragikers parodierend angeknüpft:

18 „τὸ γῆρας ὥσπερ ὄρμος ἐστὶ τῶν κακῶν“·
πάντ' ἔστ' ἰδεῖν γὰρ εἰς τόδε καταπεφευγότα.

Sicherlich ist dies in dem von Stobäos a. a. O. Nr. 9 aufbewahrten Bruchstück aus den *Χαλκεία* des Menander [Frg. 509 Kock] geschehen:

„οὐκ ἂν γένοιτ' ἐρῶντος ἀθλιώτερον
οὐδὲν γέροντος“ — πλὴν ἕτερος γέρων ἐρῶν.
ὃς γὰρ ἀπολαύειν βούλεθ' ὦν ἀπολείπεται
διὰ τὸν χρόνον, πῶς οὗτος οὐκ ἔστ' ἄθλιος;

Oder glaubt man wohl, es könnte sich Menander ohne solchen parodistischen Anlaß so possenhaft ausgedrückt

¹ Man poche nur nicht allzu sehr auf die Unwahrscheinlichkeit der Annahme, daß ein in den Zusammenhang an sich so wohl passendes Wort wie βωμός einer bloßen Buchstabenverderbnis oder einem Gedächtnisfehler entstamme. Der Zufall spielt bisweilen gar seltsam mit den Texten. Bei Galen, de usu part. I, 2 (III, 4, 3 Kühn [= I, p. 3 Helmreich]) liest man: οὐκὸν γυμνὸς οὐδ' ἄοπλος οὐδ' εὐτρωτός οὐδ' ἀνυπόδειος ἀνθρώπος. Wer könnte hier eine Irrung wittern, wenn es nicht sonnenklar wäre, daß dem Schreibenden Platons Worte: τὸν δὲ ἀνθρώπον γυμνὸν τε καὶ ἀνυπόδητον καὶ ἄστρωτον καὶ ἄοπλον (Protag. 321 C) vorschweben und εὐτρωτός mithin (da an eine absichtliche Veränderung eben dieses einen Wortes und seine Ersetzung durch ein gerade so ähnlich klingendes nicht zu denken ist) entweder auf einem lapsus memoriae des Autors oder wahrscheinlicher auf einem Fehler seines Platon-Exemplares beruht? (Denn daß Galen selbst so schrieb, scheint der Gegensatz δυστρωτότερον (Z. 5) zu lehren, wenngleich εὐτρωτός anderweitig nicht nachgewiesen ist.)

haben: „es gibt nichts Elenderes als einen verliebten Greis, es wäre denn ein anderer verliebter Greis“? Am gelungensten war der Spaß, wenn der zweite verliebte Alte den ersten, pathetisch deklamierenden, mit den Worten *πλὴν — ἐρῶν* geradezu unterbrach; dann mag der erste die Rede wieder aufgenommen und jener Sentenz ihre Begründung hinzugefügt haben. [Naber, dem Nauck, Bemerkungen zu Kocks Komikerfragmenten S. 116 zustimmt, vermutet: *πλὴν ἕτερος γεραίτερος*.]

Einem Verse des euripideischen Philoktet hingegen (791, 1 [= 793, 1²] N.), der bei Stob. Flor. 39, 13 und bei Clem. Strom. VI, 739 Pott. ohne Zusatz erscheint, haftet in einem dritten Zitat (Stob. Flor. 59, 18) eine Zutat an, die meines Erachtens nur das Werk eines Komikers sein kann:

„μακάριος ὅστις εὐτυχῶν οἶκοι μένει“.

ἐν γῇ δ' ὁ φόβτος καὶ πάλιν ναυτίλλεται.

Kaum hat der Kaufmann das Land betreten, so vergißt er die Vorsätze, die er auf hoher See gefaßt hatte, — nicht minder rasch als Horazens Wucherer die seinen.

In welcher Ausdehnung die verwandte Sentenz des 19 Äschylos und Sophokles eine Domäne der komischen Dichter geworden ist, lehren die Zusammenstellungen Naucks zu Aesch. frg. 310 [= 317²]. Hatte doch dieser Kritiker unzweifelhaft Recht, als er den zweiten Vers des Bruchstücks dem Äschylos absprach und einem Komiker zuwies. (Auch hier wird der erste Vers gelegentlich allein angeführt, bei Stob. Flor. 39, 14, wo er dem Sophokles zugeschrieben wird, Frg. 849 [= 848²]). Oder, genauer gesprochen, auch der Vers des Äschylos war einer Figur der Komödie in den Mund gelegt worden:

A. *„οἶκοι μένειν χρὴ τὸν καλῶς εὐδαίμονα.“*

B. *καὶ τὸν κακῶς πράσσοντα; A. καὶ τοῦτον μένειν.¹*

¹ Wie plump erscheint doch Dindorfs Vorschlag (zu Clem. Strom. VI, 739, wo das Bruchstück neben dem oben behandelten euripideischen und neben einer parodistischen Nachbildung Menanders erscheint, wo man also gleichsam in die Werkstätte all dieser Parodien hineinblickt), den zweiten Vers als „spurius“ zu tilgen!

Und nicht minder sicher ist desselben Kritikers Annahme, daß bei Theopomp (ap. Athenae. IV, 175 B):

*Εὐριπίδου τᾶρ' ἐστὶν οὐ κακῶς ἔχον·
τάλλότρια δειπνεῖν τὸν καλῶς εὐδαίμονα*

das Verbum *δειπνεῖν* dem Komödiendichter angehört, während Euripides *φεύγειν* oder etwas Ähnliches geschrieben hatte (Eurip. frg. 886 [= 894²]). Ganz ebenso liegt uns, wenn ich nicht irre, in dem Verse:

οὐδὲν φρονεῖ δίκαιον ἐστυκῶς ἀνὴρ

(Jacobi, Supplem. CCCLXVII) der nur durch Vertauschung eines Wortes parodierte Vers eines Tragikers vor. Und was die Lachmuskeln der Hörer reizen sollte war eben dies, daß sich mitten in die wohlgewählten und würdevollen Worte das unflätige *ἐστυκῶς* grell kontrastierend hineinschob. Dem Sinn und Versmaß würde *ὀργισθεῖς* entsprechen oder *οἰνωθεῖς*. Vgl. Eurip. 429 [= 425²]: *ὅστις γὰρ ἀσπῶν πλέον ἔχειν πέφυκ' ἀνὴρ, | οὐδὲν φρονεῖ δίκαιον* — und Soph. 844 [= 843²] — *πᾶς γὰρ οἰνωθεῖς ἀνὴρ | ἥσσω μὲν ὀργῆς ἐστι*
20 *κτέ.* Solche zerstreute Partikeln der tragischen Rede pflegen gelegentlich einmal zu einem Verskrystall zusammenzuschließen.

Wie viele Parodien würden uns bei Aristophanes verborgen bleiben, wenn wir die Scholien nicht besäßen, und wie viel Derartiges mag noch in den Bruchstücken der Komiker unerkannt und unerkennbar schlummern. Doch auch das Erkennbare ward nicht immer wahrgenommen. Sogleich in der nächsten Nummer bei Jacobi-Meineke: *ἄνδρες Ἑλλήνων ἄριστοι, καταβαλεῖν παρώστασιν* sind die ersten drei Worte — wie der Widerspruch zwischen dieser pomphaften Einleitung und der Trivialität der Fortsetzung lehrt — augenscheinlich der Tragödie entnommen, gerade wie das analoge *ἄνδρες Ἑλλήνων ἄχροι* (Eurip. 701 [= 703²] von Aristophanes (Acharn. 496 Dind.) scherzhaft umgebildet und von Alexis (ap. Athenae. XV, 691 F) parodistisch wiederholt wurde. Und sollte wirklich noch niemand den parodistischen Anklang an das allbekannte: *ἐχρῆν γὰρ ἡμᾶς σύλλογον ποιουμένους κτέ.* (Eurip. 452 [= 449²] erkannt haben

in den bei Jacobi-Meineke (CCCLXIX) aus Orionis gnomol. p. V, 27 Ritschl, angeführten Versen eines Komikers:

ἔδει γὰρ ἡμᾶς τῷ θεῷ θύειν ὅταν
 γυνὴ κατορύττη(θ', ὅταν δὲ νομοφικούς
 δόμους ἐσέλθῃ, τότε ἀποδύρασθαι τύχην)?¹

Hart an die Parodie streift mitunter die polemische Anspielung, und so will ich denn diese Ährenlese mit dem Nachweis eines bisher nicht bemerkten indirekten, aber herben Tadels schließen, den ein princeps tragoediae gegen den anderen schleudert. Dort, wo sich Platon auf das heftigste gegen die Dichter ereifert, welche die Gottheit, den Urquell alles Guten und nur des Guten, den Menschen auch Böses zufügen lassen, führt er mit Ausdrücken schwerer Anklage und Verdammnis zwei Verse des Äschylos an (Resp. II, 380 A), die seither als der Typus dieser Ketzerei und Blasphemie gegolten haben (τὰ τοιαῦτα δυσφημήματα Plut. 21 Mor. 1065 B) und vor welchen die Jugend nicht nachdrücklich genug gewarnt werden konnte (ders. 17 B):

— θεὸς μὲν αἰτίαν φύει βροτοῖς,
 ὅταν κακῶσαι δῶμα παμπήδην θέλῃ

Aesch. frg. 151 [= 156²].

Nun kennt man des Euripides strenge Anforderungen an die Sittlichkeit der Götter, die ihn gelegentlich bis zur Verwerfung der unwürdigen Bestandteile des Mythenglaubens führen;² man vergleiche z. B. was Nauck in der seiner Ausgabe vorangeschickten Abhandlung, Anm. 54, zusammengestellt

¹ So mag man beispielsweise das in seinen Schlußworten schwer verderbte und verkürzte Bruchstück ergänzen. Überliefert ist: κατορύττεται τάφῳ, οὐχ ὅταν γομεῖν. Sollte τάφῳ richtig sein, so müßte es wohl heißen: γυνὴ τάφῳ κορύπτει(θ'), doch scheint der derbere Ausdruck der Absicht des unbekannten komischen Dichters besser zu entsprechen.

² Darüber, wie über die Moral des Euripides im allgemeinen, handelt in ausgezeichneter Weise Ernest Havet in seinem lange nicht genug gekannten und geschätzten Werke: Le christianisme et ses origines (L'hellénisme), Tome I, p. 103f. — Xenophanes, Euripides, Platon, Epikur, — diese vier Personen bezeichnen einige der Hauptstapfen in der fortschreitenden Versittlichung des antiken Götterglaubens.

hat, insbesondere Frg. 294, 7 [= 292, 7²]: *εἰ θεοὶ τι δρῶσιν αἰσχρόν, οὐκ εἰσὶν θεοὶ* oder Iph. Taur. 391: *οὐδένα γὰρ οἶμαι δαιμόνων εἶναι κακόν*. Nicht minder bekannt ist seine Neigung, den großen Vorgängern, Sophokles und vornehmlich Äschylos, etwas am Zeuge zu flicken; man vergleiche gleichfalls Nauck ebendasselbst Anm. 83: „*maxime illud memorabile est, quod Aeschylum et Sophoclem audet in tragoediis oblique perstringere*“. Wer wird es nun bezweifeln wollen, daß der Dichter diesen beiden so verschiedenen Tendenzen seines Wesens gleichzeitig gerecht ward, als er die Verse schrieb:

*σῶσαι γὰρ ὁπότεν <δῶμα> τῷ θεῷ δοκῇ,
πολλὴν δίδωσι πρόφασιν εἰς σωτηρίαν*
(frg. 1074 [= 1089²]).

In dem nachdrücklich und gleichsam gegensätzlich vorangestellten *σῶσαι* (auch der lautliche Anklang an *κακῶσαι* wird nicht ganz zufällig sein) liegt meines Bedünkens eine unverächtliche Bekräftigung meiner Annahme. Die Ergänzung *δῶμα* soll natürlich nicht die Frage umgehen; wer meiner Auffassung beipflichtet, wird dieses Supplement (mit welchem
22 jene keineswegs steht und fällt) nicht unwahrscheinlich finden; an sich ist es vielleicht nicht schlechter als Naucks *ἄνδρα* und besser als das von H. Grotius am Versende hinzugefügte *τινέ* oder das von Düntzer (Philol. V, 191) statt dessen vermutete *βροτόν*. Wenn ich hingegen mit H. Grotius das metrisch unmögliche *πολλὰς προφάσειν δίδωσιν* in *πολλὴν δίδωσι προφάσιν* verwandle, so leitet mich hierbei hauptsächlich die Erinnerung an Frg. 408, 2 [= 404²]: *πολλὴν δίδωσιν ἐλπίδ'* —, die wohl Meineke und neuerlich H. Diels entschwunden war, als sie *προφάσεις* durch *λαβὰς* ersetzen wollten. Und nicht minder dünkt mir O. Hense im Unrecht zu sein, wenn er (Krit. Blätter, 81) *προφάσεις δίδωσι <χοῦτος>* zu schreiben vorschlägt und gegen „die Interpolation von Grotius“ einen kritischen Kanon ins Feld führt, den er selbst sofort wenn nicht dem Buchstaben, so doch dem Geiste nach gröblich verletzt. Denn seine These: „Umstellungen der Worte können doch nur dann probabel sein, wenn damit

nicht weitere Änderungen verknüpft sind“, kann doch nur besagen wollen, man solle nicht ohne Not gewaltsame Änderungen häufen. Was ist aber, so darf ich wohl Freund Hense fragen, in Wahrheit weniger gewaltsam: seine Tilgung des völlig sinngemäßen *πολλός* und dessen Ersetzung durch das im besten Fall müßige *χοῦτος*, oder unsere Annahme, Theophilus habe sich diesen Vers des Euripides durch Umwandlung der nicht eben gewöhnlichen Einzahl in die Vielzahl und durch Herstellung der natürlichen Wortfolge mundgerecht gemacht, gerade wie er eine Zeile später den Vers des Thestios (ein Tragiker, den sich der gelehrte (!) Bischof aus dem Thyestes des Euripides erschaffen hat) um Versmaß und Feinheit des Ausdrucks völlig unbekümmert zu dem plumpen Machwerk vergrößert hat: *θεοῦ θέλοντος σφίzzη κἄν ἐπὶ ῥιπὸς πλέης* (statt: *θεοῦ θέλοντος κἄν ἐπὶ ῥιπὸς πλείους*, Frg. 401 [= 397²] N.).¹ Nicht H. Grotius, sondern den Bischof von Antiochien trifft mit Grund der Vorwurf der Interpolation, und interpolierten Texten gegenüber sind gelinde Heilmittel nicht besser an ihrem Platze als gewaltsame Änderungen gegenüber von naiven Verderbnissen.

3. Aeschyl. Pers. 629—632 (Dind.) liest man wie folgt: 23

*Γῆ τε καὶ Ἑρμῇ βασιλεῦ τ' ἐνέρων
πέμψατ' ἐνερθε ψυχὴν ἐς φῶς.
εἰ γάρ τι κακῶν ἄκος οἶδε πλέον,
μόνος ἄν θνητῶν πέρας εἴποι.*

Ich habe gegen das Wort *θνητῶν* längst einige Bedenken auf dem Herzen, über die ich gern einmal das Urteil der Äschylos-Kritiker² vernehmen möchte. Kann der Geist des

¹ Theophil. ad Autolyc. II, 87b; vgl. H. Diels' (Rhein. Mus. 30, 172ff.) lehrreichen Aufsatz über: „eine Quelle des Stobäus“.

² Einer der vorzüglichsten von diesen, Wecklein, glaubt in Erwiderung einer Anfrage, die ich an ihn zu richten mir erlaubte, „versichern zu können, daß an *μόνος ἄν θνητῶν* noch niemand gedacht hat“. Wichtiger ist es, daß er meine Mutmaßung billigt, während ihn vorher Oberdicks Umstellung der zwei Worte *ἄκος* und *πέρας* nahezu befriedigt hatte. [Auch Weil hat meine Vermutung, *Revue de Philologie* 1884, p. 30 gebilligt und in den Text seiner letzten Äschylos-Ausgabe aufgenommen.]

abgeschiedenen Darius, der hier heraufbeschworen wird, füglich ein „Sterblicher“¹ heißen? Und — dies zugegeben — warum sollte er als solcher bezeichnet werden, da es ja an sich völlig gleichgültig ist, ob ein Mensch oder ein Gott die ersehnte Hilfe bringt? Und endlich, wird nicht, indem man *κακῶν* auch zu *πέρας* denken muß, der Ausdruck pleonastisch? Sobald das Heilmittel eines Übels gefunden ist, ist ja selbstverständlich auch sein Ende gefunden. Darum vermute ich, daß der Dichter nicht *θνητῶν*, sondern *θρήνων* geschrieben hat. Dieselbe Verderbnis hat das Wort auch Eurip. frg. 577 [= 573²] erfahren, wenn anders (wie ich denke) die Änderung von Burgess wohl begründet ist: *ἀλλ' ἔστι γάρ τοι κἂν κακοῖσιν ἡδονή | θρήνων τ' (codd. θνητοῖς) ὀδυρμοὶ δακρῶν τ' ἐπιρροαί.* Im übrigen vgl. man die augenscheinliche Nachbildung unserer Stelle bei Eurip. frg. 904 [= 912²], 9—13 (schlagend verbessert von Nauck, Krit. Bem. VI, 337): *πέμψον δ' ἐς φῶς ψυχὰς ἐνέρον — εὐρεῖν μόχθων ἀνέπαυλαν.*

Ein Ausspruch des Antipater, der in meiner Bearbeitung von Philodemus de ira (p. 113) mit dem traurigen Zeichen des Kreuzes versehen ist, konnte dank Büchelers Vorgang und durch Nachprüfung des Originalpapyrus endgültig geordnet werden: *ὁ δ' Ἀντίπατρος εἰ καὶ πρὸς τὰ θηρία θυμοῦ χρεία πυνθάνεται, καὶ πρὸς τοὺς ἀνταγωνιστάς τῶν ἀλειπτῶν* 24 *κραυγαζόντων „ἔνευ θυμοῦ“.* Der Stoiker, wahrscheinlich der jüngere dieses Namens,² leistet hier dem Epikureer erwünschte Beihilfe gegen die gemeinsamen — peripatetischen — Gegner und ihre geistvoll illustrierte Lehre von der Unentbehrlichkeit der Leidenschaften, insbesondere des Zornmuts (vgl. Philod. l. l. mit Plut. De cohibenda ira c. 9. Mor. p. 554—

¹ Man möge mir nicht Sophocl. frg. 515 [= 518²], wo die Sache anders liegt, entgegenhalten: *βιοτῆς μὲν γὰρ χρόνος ἔστι βραχύς, | κρυφθεὶς δ' ἐπὶ γῆς κείται θνητὸς | τὸν ἅπαντα χρόνον.*

² Der Tyrier ist zwar minder berühmt als der Tarsenser, allein er steht dem Autor zeitlich und, wie es scheint, auch persönlich nahe genug, um eine genauere Bezeichnung entbehrlich zu machen. Vgl. Comparetti, Papiro ercol. ined. p. 103 und meine Bemerkungen in Jen. Lit. Ztg. 1875, Art. 539 (zu Ende).

555 Düb. und Frg. p. 46). Er glaubt die Behauptung der Aristoteliker ad absurdum zu führen durch die Frage, ob denn auch im Kampfe mit wilden Tieren der Zornmut unerläßlich sei, während doch selbst die Fechtlehrer ihren Zöglingen zurufen: „nur keine Leidenschaft“. (Derartige Ausrufe der *ἀλείπτει* kennt auch Epictet, Dissert. III, 26, 22.) Bücheler ward auf die Fechtmeister geführt (Zs. f. öst. Gymn. 1864, 587) durch die rechtzeitige Erinnerung an Seneca de ira II, 14, 2: *nec cum ira suadet feriunt, sed cum occasio; Pyrrhum maximum praeceptorem certaminis gymnici solitum aiunt is quos exercebat praecipere ne irascerentur*. Die „Bestien“ verdanke ich dem Papyrus, in welchem ich (Jan. 1867) statt der Zeichen IP des Oxforder Apographum sicher zu erkennen glaubte PI; auch den zu *Ἀντίπατρος* gehörenden Artikel, den dieses Apographum darbietet, glaubte ich, wenngleich mit etwas geringerer Sicherheit, daselbst wahrzunehmen.

Nur die tiefe Entfremdung, die bis vor nicht langer Zeit zwischen der klassischen Philologie und der Geschichte der Wissenschaften bestanden hat, läßt es begreifen, kann es aber freilich nicht im mindesten entschuldigen, daß die Werke eines der größten wissenschaftlichen Genies aller Zeiten, daß die Schriften des Archimedes sich noch im Zustande der traurigsten Verwahrlosung befinden. Ein Beispiel mag genügen. Den Schluß der wundervollen Schrift über die Sandzahl bilden die Worte: *διόπερ φήθην καὶ τινὰς οὐκ ἀνόρμοστον εἶη ἔτι ἐπιθεωρῆσαι ταῦτα*. So liest man noch in der Oxforder Ausgabe von 1792 — und daß dies die jüngste Ausgabe ist, gereicht den Philologen nicht zur Ehre — und auch in einer neueren englischen Übersetzung des Buches finde ich die sinnlosen Worte nicht minder sinnlos wiedergegeben. 25 Archimedes schrieb an Gelon gewendet, dem der Arenarius gewidmet ist und den er wenige Zeilen vorher wieder anredet: *διόπερ φήθην καὶ τὴν οὐκ ἀνόρμοστον εἶμεν ἐπιθεωρῆσαι ταῦτα*. (So ward ehemals auch in dem angeblichen Briefe des Archytas an Platon bei Diog. L. VIII, 80 statt *τὴν* gelesen *τινὰ*). [Eine Parallele bietet Kaiser Julian or. VII, 205 C. = I, 265 Hertlein: *μικρὰ δὲ ὑπὲρ τοῦ μύθου . . . οὐκ*

ἀνάρμοστον ἐμοί τε φάναι ὑμῖν τε ἀκοῦσαι. Meine Besserung ist auch von Theodor Bergk (Fünf Abhandlungen usw. S. 161f.) gefunden worden. Heiberg (Archimedis opera II) hat sie in den Text aufgenommen, jedoch mit einer von Madvig vorgeschlagenen Modifikation (ὥθήθη καὶ καὶ τὴν οὐκ ἀναρμοστεῖν), die ich nicht als wohl begründet ansehen kann].

Dem Argumentum des Oedip. tyr. folgt in den Sophokles-Hss. eine Erörterung der Frage: διὰ τί τύραννος ἐπιγράφεται. Da heißt es unter anderem (p. 105, 21 Nauck): χαριέντως δὲ ΤΥΡΑΝΝΟΝ ἅπαντες αὐτὸν ἐπιγράφουσιν ὡς ἐξέχοντα πάσης τῆς Σοφοκλέους ποιήσεως. Irgend etwas χαριέντως zu tun ist nicht eben häufig die Sache „aller Welt“, vielmehr pflegt es das Vorrecht jenes erlesenen Kreises zu sein, welcher auch den Griechen nicht ἅπαντες und auch nicht οἱ πολλοί, sondern οἱ χαριέντες heißt. Um so besser für alle Welt, wenn dies eine Mal wenigstens so gehässige aristokratische Vorurteile verstummen müssen. Doch das herrliche Kompliment wird sogleich von zwei Seiten arg durchlöchert. Die vorangehende Zeile meldet uns nämlich, daß das Drama (wie freilich satksam bekannt) zum Unterschiede vom Ödipus auf Kolonos eben Oedipus tyrann. genannt ward, und die nächste Zeile erzählt von Einigen (εἰσὶ δὲ καὶ), welche diesen Ödipus gar nicht τύραννος (weder mit noch ohne Beisatz), sondern πρότερος nannten mit Rücksicht auf die Zeitfolge der Handlung und auch auf die Epoche der Aufführung. So müssen wir denn, minder allerweltsfreundlich als die Handschriften, notgedrungen annehmen, daß Witz und Geistesanmut auch diesmal das Eigentum einer bevorzugten Minderheit waren, und daß gleichfalls nur Einige das Meisterwerk des Dichters den Tyrannen oder Herrscher schlechtweg betitelt haben: χαριέντως δὲ ΤΥΡΑΝΝΟΝ ἅπλῳς τινὲς αὐτὸν ἐπιγράφουσιν κτέ. Vgl. Argum. Ajac. (3, 13 N.): ἐν δὲ ταῖς διδασκαλίαις ψιλῶς ΑΙΑΣ ἐπιγράφεται. [Diese Besserung ist ungefähr gleichzeitig von Wecklein gefunden und mitgeteilt worden.]

Das von Halm (Lect. stob. 2, 37) behandelte demokritische Bruchstück (addend. ex edit. Froben. ap. Gaisford., Vol. IV, p. 372 ed. Lips.) läßt sich — nur in den ersten

Worten nicht mit völliger Sicherheit — also ordnen: *διηνεκῆς* <ἀνής> αἰτία (cod. ἐπὶ)¹ πᾶσι ἀνθρώποισι ἢ τοῦ πλούτου ἐπιθυμία· μὴ κτηθεῖς (cod. κτηθεῖσα) μὲν γὰρ τρῦχει, κτηθεῖς (cod. 26 κτηθεῖσα) δὲ βασανίζει τῇσι φροντίσι, ἀποκτηθεῖς (cod. ἀποκτηθεῖσα) δὲ τῇσι λύπῃσι. [Anders Diels, Vorsokratiker I², 446. 1.]

Den ersten Schritt zur Herstellung eines ungleich bedeutenderen Fragments des Abderiten hat derselbe Gelehrte einige Zeilen vorher getan. Den Sinn desselben (ap. Stob. Flor. 46, 48) hatte bereits Jacobs (dessen Detailbehandlung des Bruchstücks eine keineswegs glückliche ist) klar erkannt und dargelegt: „*inter vitia, quibus civitates ad popularem formam descriptae laborant, hoc quoque esse dicit Democritus, quod, novis quotannis magistratibus creatis, iis qui jus ad severam legem dixerint, anno suo elapso iisdem fiant obnoxii, quorum prius coercuerint insolentiam* (Lect. stob. 19). Das Fragment lautet, von einigen mutwilligen Verderbnissen neuerer Herausgeber befreit, also: οὐδεμία μηχανὴ τῷ νῦν κατεστῶτι ὁυσμῶ μὴ οὐκ ἀδικεῖν τοὺς ἄρχοντας, ἢν καὶ πάνν ἀγαθοὶ ἔωσι. οὐδὲν γὰρ ἄλλῳ ἔοικε ἢ ἐουτῷ τὸν αὐτὸν ἐπ' ἐτέροισι γίνεσθαι. δεῖ δὲ κως οὕτω καὶ ταῦτα (τοῦτο κατὰ ταῦτα?) κοσμηθῆναι, ὅκως [ὁ μὴδὲν ἀδικέων?] ἢν καὶ πάνν ἐτάζῃ² τοὺς ἀδικέοντας, μὴ ὑπ' ἐκείνους γενέσθαι, ἀλλὰ τις ἢ θεσμὸς ἢ τι ἄλλο ἀμυνεῖ τῷ τὰ δίκαια ποιεῦντι.

Das verderbte Gleichnis aber kann, wenn es schön und kräftig sein soll, kaum einer anderen Sphäre entnommen sein als der Tierwelt (auf die Tierfabel nimmt auch Frg. 21 Mull. Bezug — τῇ Αἰσωπηίῃ κυνὶ ἰκέλῃ —; staatliche Verhältnisse durch Analogien aus dem Tierleben zu illustrieren, hat auch Demokrits jüngerer Zeitgenosse Antisthenes verstanden, bei Arist. Polit. III, 13, 1284a 15). Man schreibe mit gelindeste Änderung: ἢ τῷ τὸν αἰετὸν ἐπ' ἐρπετοῖσι

¹ Aus ΑΙΤΗΗ ward zuerst ΕΠΗ, dann ΕΠΙ. Dialektische Änderungen habe ich nicht ausdrücklich angemerkt, so wenig wie bei den späterhin zu erörternden Stellen der hippokratischen Schriften.

² Nämlich ὁ ἄρχων. Die Worte ὁ μὴδὲν ἀδικέων geben meines Erachtens einen schiefen Sinn, desgleichen τις, was man nach ἐτάζῃ einzusetzen sich versucht fühlen könnte.

γίνεσθαι (wovon τῷ statt ἐωυτῷ schon Halm a. a. O. gefunden hat). Das Schicksal der rechtsprechenden Obrigkeit, die durch Volkswahl und Rechenschaftspflicht von eben den Übeltätern abhängig ist, deren Schlechtigkeit sie im Zaume halten soll, wird mit jenem des königlichen Adlers verglichen, der in die Gewalt niedrigen Gewürmes gegeben wäre. Für den Kampf der Adler und der Schlangen (an diese denkt Demokrit auch Frg. 20 [Vorsokratiker I², 431, 9], wo κινέδῃ und ἐρπετά gleichfalls mit Feinden und Ver-
 27 brechern verglichen werden) bedarf es keiner neuen Belege; nur für die ethische Bedeutung dieses Streites sei verwiesen auf Fab. aesop. 120 Halm oder Aelian. hist. anim. 17, 37 (man beachte insbesondere die Worte: εἰδὼς οὖν ὁ γεωργὸς τὸν μὲν εἶναι Διὸς ἄγγελον καὶ ὑπηρέτην, εἰδὼς γε μὴν κακὸν θηρίον τὸν ὄφιν — p. 429, 4 Herch.); ähnlich Plut. de Is. et Osir. c. 50 — 454, 17 Dübn.; die Schlange als Typus des Bösen auch Fab. aesop. 153 H. oder Arist. Rhet. II, 23, 1400 b 22; man denke an ὄφιν τρέφειν und anderes Sprichwörtliche bei den Parömiographen usw. [Vgl. den kritischen Apparat in Henses Stobäus IV, 211, 9ff. Diels glaubt meiner Änderung entraten zu können, Vorsokratiker I², 432f. u. II, 1² 726. An letzterem Ort will er den Text nur „vorläufig unangetastet“ lassen und denkt an die Möglichkeit eines Ausfalls.]

In betreff der metrischen Grab-Inschrift des Akademikers Telekles, durch deren Veröffentlichung und Bearbeitung sich G. Kaibel kürzlich ein neues Verdienst erworben hat (Bullettino, 1873, p. 248—249) lassen sich natürlich mancherlei mehr oder weniger wahrscheinliche neue Vermutungen aufstellen. Nur rücksichtlich der letzten Zeile muß entweder ein Irrtum des Herausgebers oder ein Fehler des Steinmetzen angenommen werden, denn die vier Vokale ε, α, ο und ε können nicht in einem Dactylus Platz finden. Ich bin daher überzeugt, daß mit Ersetzung jenes Α durch ein Α ἐσθλός zu schreiben ist, woraus sich fast mit Notwendigkeit die Schreibung ergibt:

δῆμος Ἀθηναίῳ ν δ' ἐσ[θλ]ός ἔτεισε χάριν.

Man vgl. Z. 2—3:

σῆς δ' Ἀκα]δημείης, Τηλέκλεες, οὐκ ἀβόητ[ος
δόξα παρ'] ἰφθίμοις ἔπλετο Κεκροπίδαι[ς·

wo ich nur Kaibels mir nicht recht griechisch scheinendes σῆ in σῆς verändert habe; „deine Akademie“ muß so viel heißen wie „die Schule Platons unter deiner Führung“. Ob eine staatliche Ehrenbezeugung oder nur die Teilnahme weiter Volkskreise an der Bestattung des Schulhauptes gemeint ist, muß dahingestellt bleiben; für beides fehlt es nicht an genau zutreffenden Analogien. [Auf diese Grabinschrift bin ich in meiner Besprechung von Kaibels Epigrammata Graeca zurückgekommen.]

Eine hochbedeutsame Stelle, in welcher der Vater der Medizin die Methode der Heilkunst seiner Zeit gegen die Neuerungen der Naturphilosophen verteidigt und sich über die Vervollkommnungsfähigkeit seiner Wissenschaft in überaus merkwürdiger Weise ausspricht, ist bis zur Stunde ausnahmslos mißverstanden und unrichtig geschrieben worden. Dieselbe (Hippocr. de prisc. med. § 12 — I, 596 Littré ²⁸ [= I, 13, 5 Kühlewein]) muß nämlich notwendig also lauten: οὐ φημι δὲ διὰ τοῦτο δεῖν τὴν τέχνην ὥς οὐκ ἐοῦσαν οὐδὲ καλῶς ζητούμενην τὴν ἀρχαίην ἀποβαλέσθαι, εἰ μὴ ἔχει περὶ πάντα ἀκρίβειαν, ἀλλὰ πολὺ μᾶλλον διὰ τὸ ἐγγύς, οἶμαι, εἶναι τοῦ ἀτρεκεστάτου οὐ δύνασθαι ἥκειν λογισμῷ προσίεσθαι καὶ ἐκ πολλῆς ἀγνώσεως θωρυμάζειν τὰ ἐξευρημένα, ὥς καλῶς καὶ ὀρθῶς ἐξεύρηται καὶ οὐκ ἀπὸ τύχης.

οἶμαι bieten nahezu alle Hss. außer dem Parisin. A, εἶναι nur dieser. Daß die Verschmelzung beider Lesarten allein zum Ziele führt, scheint mir unwidersprechlich. Denn ohne εἶναι ist jede Konstruktion unmöglich; das bescheidene, abschwächende οἶμαι aber wird von der ohne solche Einschränkung überkühnen Behauptung, ich möchte sagen gebieterisch, gefordert und ist überdies der Weise des Autors vollkommen gemäß; vgl. § 5 med.: *πρῶτον μὲν, οἶμαι, ὑφείλον;* § 11 init.: *τῷ μὲν, οἶμαι, μεμαθηκότι;* § 15 init.: *ὥς ἐγὼ οἶμαι* und *ἀλλ' οἶμαι* usw. Dieselbe unvergleichliche Hs. hat uns οὐ (sic) geliefert, was Littré für die Negativpartikel hielt, die aller-

dings in diesem cod. zumeist, wenn nicht immer, den spir. asp. zeigt. Während keiner von Littrés Nachfolgern die neuen handschriftlichen Lesarten zu verwerten verstand, hat der scharfsinnige Struve ohne solche Hilfe schon vor langen Jahren das Richtige der Hauptsache nach gefunden: „pro ὁμοῦ lege ὅπου vel potius ὅποι¹ et δύνασθαι est pro δύναιτο vel ἡδύνατο“ (Opusc. II, 78).

Das vornehmste Hindernis der fortschreitenden Entwicklung der Medizin erblickt Hippokrates in der Schwierigkeit, wenn nicht gar Unmöglichkeit, genaue direkte Beobachtungen anzustellen; vgl. § 9: δεῖ γὰρ μέτρον τινὸς στοχάσασθαι· μέτρον δὲ οὐδὲ σταθμὸν οὐδὲ ἀριθμὸν οὐδένα ἄλλον, πρὸς ὃ ἀναφέρων εἴσῃ τὸ ἀκριβές, οὐκ ἂν εὐροίης ἄλλ’
 29 ἢ τοῦ σώματος τὴν αἴσθησιν —. (Dieselbe Zusammenstellung von Maß, Zahl und Gewicht, vgl. auch Sophocl. frg. 396 [= 399²], als der Elemente des exakten [d. h. quantitativ bestimmten] Wissens, wie es bei moralischen Gegenständen nicht zu erreichen sei, bietet Plato, Euthyphr. 7b—c.) Wo uns aber die exakte Beobachtung und der ebenso beschaffene Versuch im Stiche lassen, dort muß das Raisonnement ihre Stelle vertreten, welches zwar im Gegensatz zur „leeren“, durchaus nicht verifizierbaren, „Hypothese“ (§ 1) ein „berechtigtes“ heißt (λογισμῷ προσήκοντι, § 14; vgl. Ps. Hippocr. de arte § 11: ὁ μὲν γάρ, ἐπεὶ οὐκ ἦν αὐτῷ ὄψει ἰδεῖν — λογισμῷ μετρίει), das aber doch, dies ist der Gedanke des Hippokrates, zu vager Natur ist, um uns den höchsten Grad der Exaktheit erreichen zu lassen. Angesichts dieser in der Natur der Sache liegenden Hemmnisse — die somit weder der Methode der Wissenschaft, noch ihren Pflegern zur Last

¹ οὗ in οἷ zu ändern möge sich niemand beifallen lassen. Vgl. Hippocr. aphor. I, 21 (IV, 468 L.): ἂ δεῖ ἄγειν, ὅκου ἂν μάλιστα ἔπει, ταύτη ἄγειν oder (um bei einem jonischen Zeitgenossen unseres Autors zu bleiben) Herod. III, 39: ὅκου γὰρ ἰθύσεις στρατεύεσθαι oder II, 119: τὸ ἐνθεῦτεν δὲ ὅκου ἐτράπετο, wo Krügers Zweifel („ὅκοι?“) nicht berechtigter ist als Steins Tadel („strenger wäre ὅκοι oder ὅκη, doch —“). Der gleiche Gebrauch von οὗ ist bei Xenophon und Demosthenes wohl bezeugt und vollkommen glaublich trotz der pedantischen Nivellierungsversuche neuerer Gelehrter (Cobet, N. L. 338 und Thes. I. gr. 2359a).

fallen — findet der Vater der Heilkunst die bisher erzielte Annäherung an exaktes Wissen geradezu erstaunlich und ist nicht abgeneigt, der künftigen Vervollkommnung der Wissenschaft verhältnismäßig enge Grenzen zu ziehen. Modern gesprochen, Hippokrates ist keineswegs für die Schwierigkeiten blind, die der direkten, induktiven Forschung auf seinem Wissensgebiete entgegenstehen, und er erkennt in der Anwendung der deduktiven Methode nur einen unzulänglichen Ersatz. Und wer möchte ihn darob tadeln, da die grundlegenden physiologischen Induktionen, auf denen alle berechtigten Ableitungen fußen müssen, erst in unseren Tagen durch Methoden des Beobachtens und Experimentierens gefunden werden, von denen der koische Arzt keine Ahnung haben konnte; und eben dieselben Methoden sind es ja, auf welchen die Möglichkeit der exakten Verifikation jener Ableitungen ausschließlich beruht (vgl. unsere Bemerkungen zu Mills Logik, II, 165).

An einer anderen Stelle derselben Schrift bietet uns der kostbare Kodex — der einige Zeilen weiter die in allen übrigen Hss. [mit Ausnahme des Marcianus] fehlende Erwähnung des Empedokles erhalten hat — die Berichtigung eines bisher wunderlicherweise nicht wahrgenommenen Textfehlers. Den Satz nämlich: πάντων δὲ ἄριστα διακρίται ὠνθρωπος, ὅταν πέσσῃται καὶ ἐν ἡσυχίῃ ἢ μηδεμίαν δύναμιν ἰδίην ἀποδεικνύμενος (§ 19 fin.) hätte man wohl längst als korrupt erkennen sollen, da doch Hippokrates nicht füglich sagen kann: „der Mensch befindet sich am besten, wenn er gekocht wird“ und die Worte absolut nichts anderes be-³⁰deuten können. Man hat es bisher jedoch vorgezogen, den Fehler durch ungenaue Übersetzungen oder durch willkürliche Änderungen der umgebenden Worte zu verdecken (Ermerins, Reinhold). In *A* aber ist, unter einer Rasur zwar, aber noch vollkommen deutlich erkennbar geschrieben: παύετε (sic), daß heißt παύεται. Zur Verbindung ὅταν παύεται¹ καὶ ἐν ἡσυχίῃ ἢ, „wenn er rastet und ruht“,

¹ Oder παύεται τε?

vgl.: καὶ πλείονος δέονται ἀναπαύσιός τε καὶ ἡσυχίης (§ 11 med.).

Während jedoch dieses Kleinod der Pariser Bibliothek eine Überlieferung vertritt, die wir einmal, dank Littrés glänzendem Scharfsinn und allbeherrschender Erudition, bis auf Rufus von Ephesus und die ihm vorliegenden alten ἀντιγραφα zurückverfolgen können (I, 510), versagt uns dasselbe ein andermal jeden Dienst einem Fehler der gesamten Tradition gegenüber, um dessen Heilung sich schon Galen vergebens bemüht hat. Im Beginne seiner Schrift de victu acut. (§ 2) erklärt nämlich Hippokrates, er selbst strebe zwar nach universeller Beherrschung aller Teile seiner Kunst,¹ doch müsse er jenem Arzt den Preis zuerkennen, der sich in der Behandlung der akuten Krankheiten — ὁ τοῦς πλείστους τῶν ἀνθρώπων κτείνει — vor anderen hervortue. Hierauf fährt er nach kurzer Aufzählung eben dieser Krankheiten wie folgt fort: ὅταν γὰρ μὴ λοιμώδους νούσου τρόπος τις κοινὸς ἐπιδημήσῃ, ἀλλὰ σποράδες ἔωσι αἱ νοῦσοι καὶ παραπλήσιοι, ὑπὸ τούτων τῶν νοσημάτων ἀποθνήσκουσι μᾶλλον ἢ ὑπὸ τῶν ἄλλων τῶν ξυμπάντων. Wie unpassend oder zum mindesten doch wie schwer verständlich hier das Wort παραπλήσιοι ist, haben alle Erklärer und Herausgeber, Galen an der Spitze, empfunden. Der berühmte Arzt bemerkt in seinem Kommentar (XV, 429 K.) mit Recht, die nicht seuchenartigen Krankheiten würden mit besserem Fug

31 „unähnliche“ als „ähnliche“ heißen, und läßt uns schließlich nur die Wahl (δυοῖν οὖν θάτερον), entweder die seither zur Vulgata erhobene „Lesart“ (recte die Schlimmbesserung) μὴ παραπλήσιοι anzunehmen, oder unter den ähnlichen Krankheiten solche zu verstehen, die zwar nicht einander,

¹ Dieser den Meister kennzeichnende und ehrende Gedanke tritt in voller Schärfe erst dann hervor, wenn man den Text von einer lästigen Dittographie befreit, die freilich gleichfalls älter als Galen zu sein scheint: ἐμοὶ δὲ ἀνδάνει μὲν [ἐν] πάσῃ τῇ τέχνῃ προσέχειν τὸν νόον — μάλιστα δ' ἂν ἐπαινέσαιμι ἡγετὸν κτε. Vgl. de prisc. med. § 20: τοῦτο δὲ οἶόν τε καταμαθεῖν, ὅταν αὐτὴν τις τὴν ἡγετικήν ὀρθῶς πᾶσαν περιλάβῃ (I, 622 L.).

wohl aber den früher genannten, nämlich den gewöhnlichen (τουτέστι ταῖς συνήθεσιν) ähnlich seien! Diesem mit so schneidiger Schärfe ausgesprochenen Machtgebote des „Schätze verleihenden“ Pergameners hat sich die Gesamtheit seiner Nachfolger fast ohne Widerrede gebeugt. Erst jüngst hat der (beiläufig bemerkt) als Hippokrates-Kritiker maßlos überschätzte Ermerins erklärt: „*solam vulgatam ferri posse*“ (continuat. epimetri ad edit. Hippocr. p. 2), und selbst Littré, der selbständig denkende Littré (der offenbar vor den wenigen besseren Hss., die μή nicht kennen — in A fehlt leider das streitige Wort selbst¹ —, die gebührende Achtung hegt) übersetzt Galens zweiter Alternative gemäß wie folgt: „*quand il ne règne pas épidémiquement une forme commune de maladies pestilentielles, mais que les affections, étant sporadiques, sont semblables à celles qui sévissent habituellement alors il meurt par les maladies aiguës bien plus de monde que par toutes les autres réunies*“ (II, 233—235). Da wünschte ich denn doch von meinem ehrwürdigen Freunde eine befriedigende Antwort auf die folgenden zwei Fragen zu erhalten. Erstens, darf uns Galens Autorität zu dem Glauben verleiten, Hippokrates habe die nicht seuchenartigen Krankheiten den gewöhnlichen „ähnlich“ genannt, da es doch eben die gewöhnlichen selbst sind? Und zweitens: wenn wir dies zugeben und auch die monströse Ellipse mit in den Kauf nehmen, an welcher Stelle des griechischen Originals findet sich denn das Äquivalent der völlig sinngemäßen, dem Zusammenhang einzig entsprechenden Worte: „*bien plus de monde*“? Soll das matte μάλλον allein so viel besagen können? Hippokrates schrieb ohne Zweifel: ὅταν γὰρ μὴ λοιμώδεις — αἱ νοῦσοι, καὶ πολλαπλήσιοι ὑπὸ τούτων τῶν νοσημάτων ἀποθνήσκουσι μάλλον ἢ κτέ. — Sein Gedanke ist nämlich augenscheinlich dieser: die akuten Krankheiten bilden weitaus die wirksamste aller natürlichen Todesursachen; denn ihnen erliegt — wenn wir von den ge-

¹ Ich folge hier Littrés Angaben, da ich diesen Teil der Hs. bisher nicht nachvergleichen habe.

legentlichen Verheerungen der Seuchen absehen — ein Multiplex der Opfer aller anderen Krankheiten zusammengekommen.

Die sonst, wie es scheint, in der hippokratischen Sammlung durchgängig ausgemerzte jonische Form des Wortes (z. B. 324, 4; 358, 4; VI, 178, 3 v. u.; 188, 1 v. u., desgleichen *δεκαπλήσιος* mehrfach in de prisc. med.) hat hier frühzeitig dieselbe Verderbnis erfahren, die sich bei Herodot zum mindesten zweimal (III, 135 med. und VIII, 140, 1 fin.) nach Gaisfords Angaben in eine der besten Handschriften (Steinii pace sei es gesagt), in den cod. Sanctroftian. eingeschlichen hat!¹ Und auch von anderen und von viel weitgreifenderen Jonismen haben sich in der früh durchkorrigierten hippokratischen Sammlung nur unter dem Schutz gelegentlicher alter Korruptelen und Mißverständnisse vereinzelte Spuren erhalten, so von der Nichtaspirierung der Tenuis vor folgendem starken Hauch. (In de aer. aqu. et loc. § 21, II, 74 L., bieten sämtliche Hss. *ἀπὸ τῶν*, wo der Artikel sinnlos ist und sicherlich einst geschrieben stand: *ἀπ' ὅτεων ἡμιστὰ εἰκὸς εἶναι ἄνδρα οἶόν τε λαγνέειν*.) — Daß aber durch *μᾶλλον* der in *πολλαπλήσιοι* liegende Komparativbegriff erneuert wird, — sollte es nötig sein, dafür erst auf Krügers Schulgrammatik § 49, 7, 5 (desgleichen zu Xenoph. Anab. 4, 6, 11 oder 7, 4, 11) oder auf Herod. I, 31 (wo Stein eine unzureichende Erklärung bietet); I, 32; VII, 143; IX, 7 u. a. m., oder auf Nauck-Schneidewins Zusammenstellungen zu Sophocl. Antig. 86 zu verweisen? Fast könnte es so scheinen. Wenigstens mußte v. Leutsch erst kürzlich den gleichen Sprachgebrauch bei eben unserem Autor (Hippocr. aphor. IV, 21—IV, 508 L.: *μᾶλλον κακίον*) gegen Ermerins Neuerungssucht verteidigen (Philol. 30, 264). Und auch Philologen werden nicht müde, Eurip. frg. 554 [= 550²]:

*ἐκ τῶν ἀέλπτων ἢ χάρις μείζων βροτοῖς
φανεῖσα, μᾶλλον ἢ τὸ προσδοκώμενον*

¹ Das Umgekehrte hat einmal Hartungs Eilfertigkeit verbrochen in seiner Bearbeitung einer Schrift des nicht-jonisch schreibenden Philodem!

mit Änderungsvorschlägen und Athetesen heimzusuchen. Vielleicht bin ich zu stumpfsinnig, um die unausgesprochenen Motive der Kritiker zu erraten und zu würdigen, die ausgesprochenen halten jedenfalls einer unbefangenen Prüfung nicht Stand. [In Kühleweins Ausgabe I, 111 begegnet zur Lesart „*πλείους ἢ* A. V., *μᾶλλον ἢ* M.“ die Bemerkung: „Gloss. reiec. Wil.“ (amowitz). Wenn diese Bemerkung sich auch auf die Lesart des Marcianus bezieht, so sei nebst allem, was im Voranstehenden bemerkt ist, auch *De prisca medicina* 6 (I, 582 Littré = I, 7, 7 K.) hervorgehoben: *δεκαπλασίως ἂν μᾶλλον κτέ.*]¹

Ich berichtige im Vorübergehen eine Phrase des Justin. Martyr (Apolog. I, c. 25—69b—c), die wohl nur darum bisher ungebessert geblieben ist, weil die Werke der Kirchenschriftsteller in neuerer Zeit wenigstens so selten von Sprachkundigen gelesen oder auch herausgegeben werden: — *θεῶ δὲ τῷ ἀγεννήτῳ καὶ ἀπαθεῖ ἑαυτοὺς ἀνεθήκαμεν, ὃν οὔτε ἐπ' Ἀντιόπην καὶ τὰς ἄλλας ὁμοίως οὐδὲ ἐπὶ Γαννυμήδην δι' οἷστρον ἐληλυθέναι πειθόμεθα, οὐδὲ λυθῆναι βοηθείας τυχόντα διὰ Θετίδος ὑπὸ τοῦ ἑκατοντάχειρος ἐκείνου, οὐδὲ μεριμνῶντα (I. οὐδὲ μὴν τιμῶντα) διὰ τοῦτο τὸν τῆς Θετίδος Ἀχιλλέα διὰ τὴν παλλακίδα Βρισηίδα ὀλέσαι πολλοὺς τῶν Ἑλλήνων (vgl. B, 3—4: ἄλλ' ὃ γε μερμήριζε κατὰ φρένα, ὡς Ἀχιλλῆα τιμήσει, ὀλέσαι δὲ πολέας ἐπὶ νηυσὶν Ἀχαιῶν)* — und wende mich zu einem Patienten der kritischen Klinik, der seit geraumer Zeit in der Abteilung der Unheilbaren einen unbestrittenen Platz behauptet hat.

Von Agathon oder Likymnios (schwerlich von dem ersteren, den wir als Prosaschriftsteller sonst nicht kennen)

¹ „*vitium in eo cognoscitur quod μᾶλλον non habet quo pertineat*“ Kock, Verisim. (Fleckeisens Jahrb. Suppl. VI, 1, 163). „*μείζων, quod cum proximo μᾶλλον consociari nequit*“ Enger (adnot. ad trag. graec. fragm. p. 19). Und auch Musgraves Ergänzungsversuch, Herwerdens (Stud. crit. in poet. scen. gr. p. 98) und Naucks Verdammungsurteile wollen mir nicht besser begründet scheinen, wenn man gleich den beiden letztgenannten Kritikern gewiß nur das vorwerfen kann, daß sie den zweiten Vers, weil er entbehrlich ist, darum auch schon für verwerflich halten.

führt Dionysios von Halikarnass (de admir. vi dic. in Demosth. c. 26—1035, 6 R.) ein Bruchstück an, welches den Mißbrauch gorgianischer „Klangfiguren“ zu versinnlichen bestimmt ist: *καὶ ταῦτα τὰ πάρισα οὐ Δικύμνιοι ταῦτ' (Δικύμνιοι οἱ εἰπόντες?) εἰσίν, οὐδ' Ἀγάθωνες οἱ λέγοντες· ὕβριν ἢ πρὶν μισθῶ ποθεῖν ἢ μόχθον πατρίδων* —. Dieser Verderbnis gegenüber hat sich vor fast fünfzig Jahren Spengel (Art. script. p. 91: „*talpam me esse maximum fateor*“) und erst kürzlich Blass (Att. Beredsamkeit 76, 4 [= I², S. 86 A. 5]) vollständig ratlos bekannt. Wer jedoch mit der griechischen Kursivschrift einer Zeit, zu der die ältesten bisher bekannten Handschriften
 34 dieses Buches nicht hinanreichen (vgl. Usener in Jahrb. 1873, S. 145f. [, desgleichen H. Schenkl in Wiener Studien II, 26]) vertraut ist¹ und sich einiger schlagender Parallelen zu rechter Zeit erinnert, der wird die ersten zwei verderbten Worte wenigstens mit voller Sicherheit herzustellen wissen und durch diesen Erfolg ermutigt an der Restitution auch des folgenden nicht gänzlich verzweifeln. Ich denke, der Schüler des Gorgias schrieb also: *Ὑβριν καὶ Κύπριν ἀιστωτίον ἢ μόχθω πατρίδων* — „Lust und Gewalt sind auszutilgen, oder es sind zwei Drangsale der Städte“. Vgl. frg. trag. adesp. 337 [= 409²]: *Ὑβρις τὰδ', οὐχὶ Κύπρις ἐξεργάζεται* (vielleicht eben von Agathon?), Maneth. apotelesm. IV, 495: *μοιχείας τ' ἀγαπῶντες, ἐν αἷς ὕβρις, οὐ κύπρις ἄρχει*. (Protagoras bei Plato Prot. 322d: — *τὸν μὴ δυνάμενον αἰδοῦς καὶ δίκης μετέχειν κτείνειν ὡς νόσον πόλεως*, — Euripid. Hippol. 386: *ἡ δ' ἄχθος οἴκων* — die falsche Scham nämlich.) Vielleicht glaubte der Rhetor (und rhetorische Tugendlehrer?) das Wort des ephesischen Weisen: *ὕβριν χρὴ σβεννύνειν μᾶλλον ἢ πυρκαϊήν* (Heraclit. frg. 103 Bywater = 43 Diels) zu einem vollständigen Kanon hellenischer Sittenlehre erweitern zu sollen. Und wer sind denn die Todfeinde der „sozialen Tugend“

¹ Ich denke an jene Kompendien von ἦ und καί, welche „*prope-modum solo spiritu*“ unterschieden werden können (Bast, Comment. palaeogr. p. 815), und desgleichen an die so häufige Verwechslung von η und κ (insbesondere κω); vgl. auch Vollgraff, Stud. palaeogr. p. 65 oder Cobet, Mnemos., N. Ser. I, 8.

oder *σωφροσύνη* der Griechen, wenn nicht die „Überhebung“ — in des Wortes umfassendster Bedeutung — und die in gleich weitem Wortsinne verstandene „Sinnenlust“ (*ὦ παῖδες, ἢ τοι Κύπρις οὐ Κύπρις μόνον κτέ.* Sophocl. frg. 856 [= 855²] —, *ὦ θεοί, τίς ἄρα Κύπρις ἢ τίς ἡμερος κτέ.* id. frg. 789 [= 790²])? [Die Verbesserung von *ποῖν* zu *Κύπριν* wird in Usener-Radermachers Apparat (Dionysii Opuscula I, 186) Moritz Schmidt zugeschrieben. Der Anfang des Satzes ist bei Usen.-Rad. anders gegliedert. Vgl. auch Weil in *Revue de Philol.* IV, 128.]

Der Itazismus hat dem Schluß des siebenten Hetären-gesprächs des Lucian seine feine Spitze abgebrochen. Des unerfahrenen Töchterchens allzu erfahrene Mutter hegt nicht die leiseste Hoffnung, daß Chäreas auch angesichts der „Zehn-tausend-Taler-Mitgift“ seiner „Tränen, Küsse und Schwüre“ eingedenk bleiben werde. Sie erwartet von der Zukunft zuversichtlich die unerwünschte Bestätigung ihrer trüben Vorhersagen: „möchte ich Unrecht behalten — doch ich will dich schon erinnern“, — *γένοιτο μὴ* (l. *γένοιτό μοι*) *ψεύδεσθαι*. *ἀναμνήσω* δέ σε, *ὦ Μουσάριον, τότε.* So leidet der Satz nicht ³⁵ mehr an einem inneren Widerspruch und das auch im Vorangehenden jedes Bezugs ermangelnde *ψεύδεσθαι* schwebt nicht haltlos in der Luft.

Das Anthol. pal. V, 56 verzeichnete reizende Epigramm des Meleager ist von Abschreibern und Kritikern meines Bedünkens gleich sehr mißhandelt worden. Auf den richtigen Weg führt uns, denk' ich, die einfache Erwägung, daß man nur vor dem flieht, was man scheut oder haßt, also:

*τὴν πρὸς ἀχθομένην¹ ψυχὴν ἂν πολλάκι καίης,
φεύξῃ, Ἐρως· καὶ αὐτὴ, σκέτλι, ἔχει πτέρυγας.*

¹ cod. *νηχομένην*, Saumaise *ιηχομένην*, Jacobs *χηραμένην* (!) und „*in notis mss.*“ *γ' ἡδομένην* (!), Hecker *περινηχομένην*, wozu Dübner — der die Überlieferung als verderbt bezeichnet, ohne eine Herstellung zu wagen — mit Recht bemerkt: „*quod velim explicuisset*“.

Amor und Psyche.

Wenn du sie oftmals brennst, sie, der das Feuer verhaßt ist,
Flieht sie von dannen; auch sie, Böser, hat Flügel wie du.

Daß Meleager den Hiatus nach dem *ι* des dat. sing. mehr als seine Vorgänger Asklepiades oder Poseidippos gemieden haben sollte (vgl. V, 209, 1, wo ἡόνι εἶδε zwar auf einer Konjekture von Jacobs, aber auf einer sicheren beruht), dies anzunehmen ist keinerlei Grund vorhanden. [Andere Vermutungen jetzt bei Stadtmüller, Anthologia Graeca I, 105.]

Dem Steckbrief, welcher wider zwei Sklaven erlassen wurde, die am 9. August des Jahres 245 v. Chr. unter Mitnahme verschiedener Habseligkeiten aus Alexandrien entwichen sind, — diesem denkwürdigen Aktenstücke, aus dem uns noch der Duft alexandrinischer Polizeistuben entgegenringt, hat Letronne (Papyrus du Louvre, p. 177f.)¹ eine

¹ Diese hochwichtige Publikation hat in der deutschen Gelehrtenwelt auffallend wenig Beachtung gefunden. Auch für die Beobachtung sprachgeschichtlicher Erscheinungen bieten jene Urkunden manches dankenswerte Material. So begegnet uns in dem Briefe des Mazedoniens Apollonios, des Klausners ἐν τῷ πρὸς Μέμφιν μεγάλῳ Σαραπικήῳ (sic) [Pap. 41, Z. 10 — S. 306] derselbe Parasitismus des *g*, oder wohl richtiger des *j*, der sich in der heutigen mazedonischen Volkssprache in *διανογοῦμαι* wieder findet (Philistor III, 129). Und damit läßt sich auch das in einem Bittgesuch der Zwillingsschwester (die sich ihre Schriftstücke wohl zumeist von ihrem Beschützer, dem gleichfalls mazedonischen Klausner Ptolemäus verfassen ließen) vorkommende *βοιηθόν* vergleichen (Pap. 27, Z. 23 — S. 278). [Daß dieser Parasitismus nicht ausschließlich mazedonisch sei, das hat mich Gustav Meyer, Griechische Grammatik § 52, Anm. 2 gelehrt.] — Überraschend wirkt es auch, die Erweichung des *g* zu *j* in demselben Worte beobachten zu können, in welchem diese Besonderheit den alten Tarentinern eigen war und auch zu Athen schon vom Komiker Platon verspottet ward. So schreiben eben jene Zwillingsschwester in einer ihrer zahlreichen Bittschriften (Pap. 26, Z. 14 — S. 275): ὅταν ἐβήμεν (l. ὅτ' ἀνέβήμεν, vgl. Z. 4 und 24 ἀναβᾶσιν und ἀναβάναι, auch Brunet de Presle über die Lage des Serapeum in seinem „Mémoire“) κατ' ἀρχάς εἰς τὸ ἱερόν, παραχρῆμα μὲν ὀλίγας ἡμέρας —, desgleichen Z. 9: δι' ὀλίγων. (Beiläufig, Z. 38 ist ὕφ' statt ἐφ' und 51 αἰρῶσθε statt αἰεῖσθε aus dem Faksimile in den Text zu setzen.) In Nr. 4, Z. 8 der „thebanischen Papyrusfragmente im Berliner Museum“ hat Parthey diese Form verkannt, indem er statt ὀλίον schrieb ὄλιον

so reiche Fülle von Belehrung zu entlocken gewußt, wie dies 36 eben nur die unvergleichliche Kombinationsgabe und Gelehrsamkeit dieses hervorragenden Altertumsforschers vermochte. Doch hat sich derselbe durch die irrige Lesung eines Buchstabens zu lexikalischen und grammatischen Gewaltsamkeiten verleiten lassen, die seiner keineswegs würdig sind. An jener Stelle nämlich, wo von der Personsbeschreibung des ersten Sklaven zur Aufzählung der von ihm entwendeten Gegenstände übergegangen wird, zeigt (in Devérias Faksimile, nicht in Wattenbachs „Schrifttafeln“ Taf. 3, wo die irrige Lesung bereits den Zeichner beeinflußt zu haben scheint) das einzige daselbst verstümmelte Wort (Z. 9) zwischen Δ und CIN nicht die Reste eines Ε, sondern Spuren, die weit eher auf Υ hinweisen. Es ist der linksstehende der *ἀνωθεν ἰσόμετροι ῥάβδοι δύο* (um mit Theodektes zu sprechen) erhalten und außerdem ein zum C hinübergreifender Bindestrich, wie er sogleich im zweitnächsten Worte, *χρυσίου*, sehr ähnlich wieder- 37 kehrt. Es war daher nicht nötig, dem Worte *δέσις* die Bedeutung „Geldbörse“ aufzudrängen und in der Verbindung: *δέσιν ἔχων χρυσίου ἐπισήμου μναιεῖα Γ* eine unerhörte Ellipse anzunehmen (p. 187). Das Wort gehört vielmehr noch zur Angabe der „besonderen Kennzeichen“, die es in sehr erwünschter Weise vervollständigt: *ἐστιγμένος τὸν δεξιὸν καρπὸν γράμμασι βαρβαρικοῖς δυσίν*, *ἔχων χρυσίου κτέ.* Und in der Tat, was hätten wir von dem Polizeichef denken sollen, der bei einem so wichtigen Merkmale, wie es die „am rechten Handgelenk eingeätzten fremdländischen Buchstaben“ sind, die Zahl derselben anzugeben vergessen hätte? — Daß der

und meinte, man „könnte eher *ὄλκον*“ erwarten. Auch in dem amtlichen Schreiben eines hochgestellten Funktionärs am Hofe Euergetes II. (Pap. 63, Z. 103 — S. 365) liest man: *οὐκ ὀλίους δὲ καὶ τῶν ἐν τῷ στρατιωτικῷ γενομένων καὶ τὴν ἀναγκαίαν τροφὴν μόλις ἔχόντων* —. Es ist dies eine Stelle von hoher historischer Bedeutung. Denn wenige Zeilen später tönt uns aus der Klage (?) über den wirtschaftlichen Verfall der Kriegerkaste, deren Mitglieder sich zum großen, „ja zum größten Teil“ genötigt sehen, ihre Feldfrüchte schon zur Winterszeit gegen hohen Diskont (*μειζόνων διαφορῶν*) auf dem Halm zu verkaufen, der Schwanengesang der uralten ägyptischen Aristokratie entgegen!

Meister auch in der Auslegung der zunächst folgenden Worte geirrt hat: *πίνας I, κρίκον σιδηροῦν ἐν ᾧ λήκυθος καὶ ξύστραι* — es sollte dies ein „bracelet“ oder „collier de fer“ sein, dessen sich der Flüchtling nur mittels der Feile entledigen konnte und „sur lequel on avait représenté un lécythus avec une strigile de chaque côté comme symbole de la fonction de l'esclave“! — dies mag, wenn es not tut, ein Blick auf den dieser Beschreibung genau entsprechenden Badeapparat lehren, den das Museo nazionale zu Neapel bewahrt und der sich auch in Beckers Gallus (III, 86) abgebildet findet. Letronnes Argument: „*Ne devait-on pas croire, que le première chose que ferait le fugitif serait de jeter l'instrument de servitude qui pouvait à l'instant le faire reconnaître pour esclave échappé* —?“ (p. 198) ist augenscheinlich unstichhaltig. Niemals ward die Anfertigung eines Verzeichnisses gestohlener Gegenstände von derlei subtilen Erwägungen beeinflusst. Ein solches muß gleich jedem anderen Inventar einfach vollständig und genau sein; vermag doch niemand vorherzusagen, welches Objekt — und würde es selbst vom Diebe weggeworfen — auf die Spur des Flüchtligen führen wird.

1.

IV.¹

1. Äschylos Perser 723 Kirchhoff = 734 Wecklein schreibe man: *Βακτρῶν δ' ἔρρει πανόλης δῆμος, οὐδὲ τις πέρι*. Es ist, wie so häufig, ein Gedanke nach seiner positiven und negativen Seite gewendet; vgl. Immanuel Bekker, Homer. Blätter 2, 222; Vahlen zur „Poetik“ c. 1 usw. Aus *πέρι* ist wohl zunächst durch Vermittlung eines Glossems *περιῶν* und daraus *γέρον* geworden. *πάρα* = *πάρεστι* begegnet bei Äschylos wie bei Sophokles ungemein häufig; *πέρι* wird von Hesychios s. v. durch *περισσόν, περίεστι* erklärt.

¹ 1890, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

Das Bruchstück der äschyleischen *Τοξότιδες* Frg. 242 Nauck² ist noch immer nicht endgültig geordnet. Ich halte nicht nur des Salmasius Besserung *ῥέπει βολή* (aus *ρεπιβουλη* der Handschrift) für völlig sicher; auch Naucks Vorschlag, den Satz als Frage zu verstehen und demgemäß *ἄδων ταῖς* in *μῶν ταῖσιν* zu verwandeln, gilt mir als zweifellos richtig. Es bleiben nur noch die sinnlosen Buchstaben *αστειμη* im 2. Verse übrig. Ich empfehle, das Fragment wie folgt zu schreiben:

*μῶν ταῖσιν ἄγναῖς παρθένοις γαμηλίῳν
λέκτρον ἀμειδίης βλεμμάτων ῥέπει βολή;*

Der diesmal schalkhafte Dichter läßt eine seiner dramatischen Personen, dieselbe, welche in dem nächstfolgenden Bruchstück die Blicke jungvermählter Frauen so kundig zu deuten weiß (*νέας γυναικὸς — ἱπογνώμονα*), die Frage aufwerfen, ob denn auch nur Jungfrauen, denen das Ehelager noch 2 fremd ist (*ἄγναῖς — γαμηλίῳν λέκτρον*), das Auge stets züchtig zu Boden senken, ohne durch ein kokettes oder ein verschämtes Lächeln Regungen der Gefallsucht oder ein geheimes Sehnen zu verraten. [Man vergleiche *γάμων ἄγνοι* in Platons Gesetzen VIII, 840D und *ἄγνή γάμων* im neuen Menanderfragment (*Ἐπιτρέποντες* v. 322 — p. 49 Lefèvre).]

2. Antholog. Pal. IX, 11, v. 4 scheint durch F. W. Schmidts Konjektur *φανοῖς* (Kritische Studien III, 144—145) statt des überlieferten *φωναῖς* nicht befriedigend hergestellt. Ich lese:

*τυφλὸς γὰρ λιπόγυιον ἐπωμάδιον βάρους αἶρων
ταῖς κείνου γλῆναις ἀτραπὸν ὠρθοβάτει.*

Ich nehme hierbei an, daß *φωναῖς* nicht einer Buchstabenverderbnis, sondern der unrichtigen Ergänzung einer einstmaligen Lücke seinen Ursprung verdankt. [Aus Stadtmüllers Ausgabe Anthol. Graeca III, 1, p. 7, ersehe ich, daß meine Vermutung längst vorweggenommen war. Doch mag sie von neuem empfohlen sein, da sie bisher nicht zum Siege gelangt ist.]

3. Aristoteles Metaphys. A7, 1072b, 31 sqq. lautet der bisher, soviel ich sehen kann, von niemandem beanstandete

Text wie folgt: ὅσοι δὲ ὑπολαμβάνουσιν, ὥσπερ οἱ Πυθαγόρειοι καὶ Σπείσιππος, τὸ κάλλιστον καὶ ἄριστον μὴ ἐν ἀρχῇ εἶναι, διὰ τὸ καὶ τῶν φυτῶν καὶ τῶν ζώων τὰς ἀρχὰς αἷτια μὲν εἶναι, τὸ δὲ καλὸν καὶ τέλειον ἐν τοῖς ἐκ τούτων, οὐκ ὀρθῶς οἴονται. Sinn und Verstand kommt in die Stelle, wie ich meine, nur dann, wenn wir voraussetzen, daß nach ἀρχὰς das Prädikat αἰσχρὰς ausgefallen und der Ausfall durch das zu ἀρχὰς beigeschriebene Glossem αἷτια gedeckt worden ist. Wie wenig der überlieferte Text ein befriedigendes Verständnis gestattet, dies kann zu allem Überfluß Bonitzens ganz und gar nicht zu demselben stimmende Erklärung lehren: „*inducti nimirum in hunc errorem rerum singularum comparatione, quarum elementa sane et causae proximae ipsis sunt imperfectiora*“. Man vergleiche auch die Parallelstelle *N* 4, 1092a, 11: οὐκ ὀρθῶς δ' ὑπολαμβάνει οὐδ' εἴ τις παρεικάζει τὰς τοῦ ὅλου ἀρχὰς τῇ τῶν ζώων καὶ φυτῶν, ὅτι ἐξ ἀορίστων ἀτελῶν δὲ αἰεὶ τὰ τελειότερα, διὸ καὶ ἐπὶ τῶν πρώτων οὕτως ἔχειν φησίν, ὥστε μηδὲ ὅν τι εἶναι τὸ ἐν αὐτό.

4. Eth. Eudem. VII, 14, 1248a, 29ff. ist augenscheinlich zu schreiben: καὶ διὰ τοῦτο ὃ οἱ πάλοι ἔλεγον εὐτυχεῖς καλοῦνται οἱ <οἱ> ἐν ὁρμήσωσι κατορθοῦσιν ἄλογοι ὄντες.

5. Aristoteles Eth. Nicom. IV, 7, 1123b, 8: ὁ δὲ μεγάλων ἑαυτὸν ἀξιῶν ἀνάξιος ὢν χαῦνος· ὁ δὲ μειζόνων ἢ ἀξίος οὐ πᾶς χαῦνος. Der Zusammenhang verlangt, daß hier ein ³geringerer Grad der χαυνότης bezeichnet werde. Ich vermute daher: ὑπόχαυνος. Das seltene Wort, welches im übrigen nur einmal aus Herakleides, der bei Athenaeus XIV, 624e zitiert wird, nachgewiesen ist, konnte gar leicht mißverstanden und verderbt werden.

6. Täuscht mich nicht alles, so bedarf die bedeutsame Stelle, an welcher Aristoteles die Grundgesetze der Ideenassoziation zum erstenmal dargelegt hat, einer kleinen kritischen Nachhilfe. Περὶ μνήμ. καὶ ἀναμνήσ. 2, 451b, 18. διὸ καὶ τὸ ἐφεξῆς θηροῦμεν νοήσαντες (l. ὁρμήσαντες) ἀπὸ τοῦ νῦν ἢ ἄλλου τινὸς καὶ ἀφ' ὁμοίου ἢ ἐναντίου ἢ τοῦ σύγγενος.

7. Aristot. Polit. I, 2, 1252a, 31 ff.: τὸ μὲν γὰρ δυνάμενον

τῇ διανοίᾳ προορᾶν ἔρχον φύσει καὶ δεσπόζον, τὸ δὲ δυνάμενον τῷ σώματι ταῦτα ποιεῖν (1. διαπονεῖν) ἐρχόμενον φύσει καὶ δοῦλον. So glaube ich, zumal im Hinblick auf V, 4 fin.: ἅμα γὰρ τῇ τε διανοίᾳ καὶ τῷ σώματι διαπονεῖν οὐ δέ, die Stelle ordnen zu müssen. Denn in τῷ σώματι ταῦτα oder in ταῦτα τῷ σώματι ποιεῖν mit Bernays die körperliche „Verrichtung der empfangenen Befehle“, von welchen kein Wort dasteht, zu erblicken, scheint mir unmöglich. Das erste φύσει habe ich mit Thurot getilgt, das zweite mit dem codex Aretinus und Susemihl vor statt nach καὶ gestellt.

8. Aristot. Rhetor. II, 2, 1379b, 9 dünkt mich der in οἱ μὲν οἱ δὲ enthaltene Gegensatz nur dann ein mehr als scheinbarer zu sein, wenn wir mit Änderung eines Buchstabens schreiben: καταφρονεῖν γὰρ πάντες οἱ τοιοῦτοι φαίνονται καὶ οἱ μὲν ὡς ἡττόνων, οἱ δ' ὥσπερ (statt ὡς παρ') ἡττόνων. Die einen läßt man die Inferiorität ihrer Stellung empfinden, die anderen behandelt man so, als wäre ihre Stellung eine inferiore. Zu ὥσπερ im Sinne von *quasi* vergleiche Plato Phaedr. 270d: ἑοῖκοι ἔν ὥσπερ τυφλοῦ πορεύε, Hipp. min. 373 b: καὶ ἑοικεν ὥσπερ κακονοροῦντι, Menex. 235c: ἀναγκασθήσεται ὁ λέγων ὥσπερ αὐτοσχεδιάζειν. [Für den Gebrauch von ὥσπερ im Sinne von *quasi* liefert Bonitz im Index 872b, 48ff. zahlreiche Beispiele, denen allenfalls noch ὥσπερ μέτοικος aus Politik III, 1278a, 37 beizufügen ist. Neuerlich hat man das überlieferte οἱ μὲν ὡς ἡττόνων οἱ δ' ὡς παρ' ἡττόνων zu rechtfertigen versucht, indem man die Verachtung (καταφρονοῦσιν) das eine Mal auf die Gaben (ἡττόνων als Genetiv von ἡττονα), das andere Mal auf die Geber beziehen wollte. Allein solch eine Unterscheidung ist dem ganzen Zusammenhange fremd, und gelinder als die zu diesem Behuf empfohlene Transposition erscheint mir die Änderung eines Buchstabens. Für jenen Gebrauch von ὥσπερ ist Rhetorik II, 3, 1380 b, 15 besonders bezeichnend. Die Erzürrten werden besänftigt, wenn die Objekte ihres Zorns ein schlimmeres Übel erfahren haben, als die ihnen zugedachte Vergeltung betragen würde: denn da glauben sie

gleichsam gerächt zu sein — ὥσπερ εἰληφέναι γὰρ οἴονται τιμωρίαν.]

9. Artemidor. Oneirocrit. II, 66 (p. 158, 4 ff. Hercher) dürfte also zu schreiben sein: καὶ ὅταν γε φαίνεται (sc. ἡ χειρὶ δῶν), οὐδέποτε ἐσπέρας ἔδει ἀλλ' ἔωθεν ἡλίου ἀνίσχοντος, οὓς ἂν ζῶντας (l. νυστάζοντας) καταλαμβάνη ὑπομνήσκουσα τῶν ἔργων. An Schlaftrunkenheit oder Halbschlaf zu denken, empfiehlt sowohl die Morgenstunde, in welcher der tiefe Schlaf vorüber zu sein pflegt, wie das Gezwitscher der Schwalbe, welches nur aus jenem, nicht aus diesem zu erwecken geeignet ist.

- 4 10. Im Verzeichnis demokriteischer Schriften begegnet uns der Buchtitel Ἱητρικὴ γνώμη (Laert. Diog. IX, 48), der sich meines Erachtens dem Verständnisse ganz und gar entzieht. Es ist wohl nicht allzu vermessen, wenn ich vermute, daß der Mann, der „über alles gedacht hat“, auch die Störungen des Seelenlebens in den Bereich seiner Betrachtung zog, daß jene Schrift den ältesten Versuch einer Seelenheilkunde enthielt und ihre Aufschrift Ἱητρικὴ γνώμης gelautet hat. Von πυρετοὶ ἀπτόμενοι γνώμης, von der νάρκωσις und der ἀτονία der γνώμη ist in den hippokratischen Büchern oft genug die Rede (s. Foes. Oecon. hippocr.). Über diesen Gebrauch des Wortes γνώμη habe ich „Apologie der Heilkunst“² mehrfach gehandelt. Aus den demokriteischen Bruchstücken mag Frg. mor. 22 Mullach [= Vorsokratiker I², 425, 9] hier erwähnt sein: τούτων οὐκ ἰμείρεται τὸ σκῆνος ἀλλ' ἡ τῆς γνώμης κακοφύη. Sollte meine Vermutung richtig sein, so mochte die Beschäftigung des abderitischen Weisen mit Seelenkrankheiten den Anstoß zu Erzählungen gegeben haben, wie der 17. hippokratische Brief (IX, 356 Littré) deren eine enthält.

Das bei Stobäus Florileg. XLVI, 45 erhaltene Bruchstück des Demokritos (Frg. mor. 194 Mullach [= Vorsokrat. I², 432, 5]) dürfte wie folgt zu schreiben sein: Δίκης καὶ ἀρετῆς μεγίστην μετέχει μοῖραν ὁ τιμὰς ἀξίως τὰς μεγίστας ταμιεύων. Hierbei habe ich ἀξίως aus ἀξίας, ταμιεύων aus τάμνων gewonnen und τὰς μεγίστας aus der Pariser (A) und Wiener

Handschrift aufgenommen. [Anders behandelt die Stelle Diels, dessen Vermutungen Hense Stob. IV, 210 für wahrscheinlich hält.]

11. Die Schreckensbotschaft von der Besetzung Elateas durch Philipp war abends nach Athen gedrunken. Die in der *θόλος* bei der Mahlzeit versammelten Prytanen verließen eiligst die Speisehalle und trafen in der sofort von Tumult erfüllten Stadt alle Maßregeln, welche erforderlich waren, damit das souveräne Volk am nächsten Morgen über die in so verhängnisvoller Weise veränderte Lage beraten und beschließen könne. *καὶ μετὰ ταῦθ' οἱ μὲν εὐθὺς ἐξαναστάντες κτέ.* — so erzählt uns Demosthenes De corona 169. Daß dieser Satz durch einen Schreibfehler (*ἐνεπίμψασαν*) entsteht und wie er im wesentlichen zu heilen ist, dies ist kürzlich von Paul Girard in der Revue de Philologie XI, 25 ff. in völlig überzeugender und, wie ich meine, keinerlei Einspruch duldender Weise dargelegt worden. Die Prytanen waren nicht töricht genug, eine Feuersbrunst auf dem Markt- 5 platz zu entzünden, das Eigentum der Budenbesitzer zu gefährden und die herrschende Panik zu vermehren, bloß um eines Feuersignales willen, welches weit angemessener auf einer der zahlreichen die Stadt umgebenden Höhen als auf der tiefgelegenen Agora entzündet worden wäre. Sie haben vielmehr, wenngleich zu ungewohnter Stunde und in verstärktem Maße, sicherlich nur das getan, was sie, wie uns der Scholiast zu den Acharnern V. 22 lehrt, jedesmal taten, wenn es den Vollbesuch der Volksversammlung herbeizuführen galt: *ἀνεπιτάννυσαν γὰρ τὰ γέγρα καὶ ἀπέκλειον τὰς ὁδοὺς τὰς μὴ φερούσας εἰς τὴν ἐκκλησίαν καὶ τὰ ὥνια ἀνήρουν ἐν ταῖς ἀγοραῖς, ὅπως μὴ περὶ ταῦτα διατρέβοιεν.* Wenn ich hier auf dies alles zurückkomme, so geschieht es nur, um Girards Besserung ein klein wenig zu modifizieren und ihr dadurch um so größere Sicherheit zu verleihen. Nicht nur Cobets auf einigermaßen verschiedener Auffassung der Stelle beruhende und nicht von Gewaltsamkeit freie Schreibung *περιεπιτάννυσαν* ward von Girard mit Recht zurückgewiesen; auch sein eigener Vorschlag, *ἀνεπιτάννυσαν* in den Text zu

setzen, scheint das Maß des Notwendigen noch ein wenig zu überschreiten. Es genügt die Annahme, daß Demosthenes geschrieben hat: *καὶ τὰ γέρο' ἐνεπετάναντο* — „und sie ließen die Schranken auf dem Markt aufrichten“ —, daß die sechs Buchstaben ETANNY ganz oder teilweise unleserlich geworden sind und daß schließlich die kleine Lücke falsch ergänzt worden ist.¹

12. Man tut Unrecht, den Verfasser der dorischen sogenannten *Διαλέξεις* für einen Stümper zu erklären, wie dies von Dümmler *Akademika* S. 251 geschehen ist. Seine Exemplifikation erscheint uns oft überbreit und überdeutlich; aber warum sollte man eben diesem Unbekannten gegenüber vergessen — woran wir selbst bei Platon so häufig gemahnt werden —, daß die Gemeinplätze von heute die Paradoxien eines anderen Zeitalters gewesen sind? Der Gang seiner Erörterungen ist leider nicht immer genügend durchsichtig: 6 allein dort, wo er uns klar vor Augen liegt, zeigt er mehrfach eine überraschende Schärfe des Gedankens und eine wahrhaft erstaunliche Strenge des Schlußverfahrens, so cap. 6 [Diels *Vorsokr.* II, 1², 646, 6] in dem freilich verderbt überlieferten, aber mit leichter Mühe zu bessernden Satze: *καὶ αὐ μὲν τις μὴ διδάξει, οὐ σαμείον· αὐ δ' ἐν<α> τιν<α> διδάξει, τεκμήριον, ὅτι δυνατόν ἐντι διδάξει*. Mit anderen Worten, ein einziger affirmativer Fall genügt, um die Möglichkeit eines Vorganges zu erweisen, während negative Instanzen, und wäre ihre Zahl auch eine noch so große, nicht das Gegenteil zu erhärten vermögen. Noch frappanter ist ebendort (Mullach I, 551a, [Vorsokratiker a. a. O. 19]) das Sätzchen: *καὶ οὐ λέγω ὡς διδακτόν* (so Schanz *Hermes* 19, 370 nach A) *ἐντι, ἀλλ' ὅτι οὐκ ἀποχρῶντί μοι τῇραι αὐ ἀποδείξεις*. Der Verfasser hat im vorangehenden nicht weniger als fünf

¹ Curt Wachsmuth (*Die Stadt Athen im Altertum* II, 1, 459, A. 2) äußert keinen Zweifel an der Richtigkeit der Überlieferung. Ich schließe aus den von ihm angeführten Stellen jedoch nur, daß die Korruptel eine alte ist. Denn der ungeheuerliche Widerspruch zwischen dem Zweck und dem angewandten Mittel bleibt auch nach seiner Darlegung derselbe, der er vorher war.

Beweise gegen die Lehrbarkeit der Tugend angeführt, sie insgesamt eingehend zergliedert und als unstichhaltig erkannt. Dennoch will er nicht behaupten, daß die gegnerische These falsch sein müsse; er unterscheidet vielmehr mit einer im Altertum nahezu unerhörten Strenge zwischen der objektiven Unwahrheit einer Behauptung und der Unzulänglichkeit der bisher zu ihren Gunsten vorgebrachten Argumente. — Der in der Widerlegung des vierten dieser Beweisgründe vorkommende Satz: αἱ δὲ τις μὴ μαθὼν κτέ. [Vorsokratiker a. a. O. 9ff.] ist bereits von Schanz a. a. O. 383—384 der Verständlichkeit um vieles näher gebracht worden. Doch möchte ich weder καὶ nach εὐφρύνῃς mit meinem Vorgänger einfach tilgen, noch dünkt es mich wahrscheinlich, daß die dorische Form συναρπάξαι einer Verderbnis ihr Entstehen verdanke. Die Stelle läßt sich meines Erachtens im strengsten Anschluß an die Überlieferung also ordnen: αἱ δὲ τις μὴ μαθὼν παρὰ σοφιστῶν (so A nach Schanz a. a. O. 377) ἱκανὸς ἐγένετο, εὐφρύνῃς καὶ (l. εὐφρύνῃς κα) γενόμενος ὁράδιως συναρπάξαι τὰ (l. κα) πολλά, ὀλίγα μαθὼν —. Der Autor will mit einer brachylogischen Wendung, die leicht mißverstanden werden konnte, sagen: Wenn jemand, ohne Sophistenunterricht genossen zu haben, dennoch tüchtig geworden ist, so muß daran erinnert werden, daß ein von Natur reich Begabter überhaupt nur wenig zu lernen braucht und gar vieles gleichsam unterwegs aufrafft und mühelos in sich aufnimmt.

13. In Kaibels „Epigrammata Graeca“ ist das erste der beiden Distichen des Grabepigramms Nr. 55, nachdem Köhler (C. I. A. II, 3, 4302) die Reste von ἡλικίαν auf 7 dem Steine gesehen hat, mit Wahrscheinlichkeit also zu ergänzen:

Πα[τρὶς φέρον μῆγα πένθος nom. patr.] ἡδὲ Φιλ[ίην;
μητρὶ θάνεις λιπαράν] ἡλικί[αν] προλιπών.

Ebenda Nr. 794 glaube ich das erste der zwei von Kaibel wohl mit Recht getrennten Distichen (in dem ersten spricht die Göttin als solche, in dem zweiten die Bildsäule)

durch Hinzufügung der zwei Worte *ἐν ὁπαδοῦ* am Schluß des Hexameters sachgemäß ergänzen zu können:

*Ἀσπί]δα καὶ Νείκην Παλλὰς χειρὶ θ[εῖσ]α [ἐν ὁπαδοῦ·
„ὅπ]λων οὐ χρήζω πρὸς Κύπριν ἐρχομένη.“*

Die in Paphos befindliche Statue unterschied sich — so müssen wir voraussetzen — von der athenischen Parthenos wesentlich darin, daß sie unbewehrt war und die Nike nicht auf der Hand trug. Der Dichter läßt die Göttin diesen Unterschied geistreich und anmutig dadurch begründen, daß sie im Begriff, die Liebesgöttin zu besuchen, sich der Kriegswehr entledigt habe. Sie hätte die Abzeichen des Kampfes und Sieges auch auf die Erde legen können, etwa wie Hektor seinen Helm (*ἐπὶ χθονὶ πολυβοτείρῃ*); angemessener aber ist es, und hauptsächlich es steht hier geschrieben, daß sie dieselben einer Hand anvertraut, welche sie bis zu ihrer Wiederkehr bewahren soll. Diesen Hüter wird man nun schwerlich passender bezeichnen können als durch das allgemeine *ὁπαδός*. Die Stellung von *ἐν* ist nicht befremdlicher als in H 313 = I¹669 *κλισίησιν ἐν Ἀτρεΐδαο γέγοντο*. Der von Studniczka (Vermutungen zur griechischen Kunstgeschichte, S. 7) vorgebrachte Einwand gegen die Ergänzung *ὅπλων*, „Schild und Nike“ könnten „unter dem Ausdruck ‚Waffen‘ unmöglich zusammengefaßt werden“, scheint der poetischen Freiheit und dem Streben nach bündiger Kürze, welches allezeit dem Epigrammendichter eignet, nicht völlig gerecht zu werden.¹

Daß die Anfangsbuchstaben der vier Verse, welche Kaibels Nr. 357 bilden, Π, Α, Χ, Σ, sich als Pax lesen lassen, dürfte schwerlich ein bloßes Spiel des Zufalls sein. Man beachte den gekünstelten Ausdruck im dritten Verse: *χρήσιμος ὀνόμασιν*, *Ἀλεξάνδρεια δὲ μήτηρ*, der auf akrostichischen Zwang zu weisen scheint, desgleichen das (frei-

¹ Löwy, Inschriften griechischer Bildhauer Nr. 532, verzeichnet viele, darunter einige dem unserigen nahestehende Restitutionsversuche. Eine neue, meines Erachtens wenig gelungene, Deutung des Epigramms wird in „Bonner Studien“ (zu Ehren Kekulés) S. 216—217 vorgeschlagen.

lich nicht immer bedeutsame) Kreuz neben der Grabschrift; und mit Pax vergleiche man endlich das in jüdischen und jüdisch-christlichen Grabinschriften so häufig wiederkehrende *ἐν εἰρήνῃ ἢ κοίμησις αὐτοῦ* u. a. m.

14. Die Handschriften und Herausgeber des Laertius Diogenes (X 31) lassen Epikur Unsinn sprechen in dem Satze: *πᾶσα γὰρ αἴσθησις ἄλογός ἐστι καὶ μνήμης οὐδεμιᾶς δεκτική*. Denn daß die Sinneswahrnehmung für die Erinnerung empfänglich sei, diese ungereimte Voraussetzung zu verneinen, konnte weder dem Gargettier noch einem andern Philosophen jemals in den Sinn kommen. Welcher Gedanke in dem verderbten Worte steckt, dies lehrt unzweideutig die der Behauptung nachfolgende Begründung: *οὔτε γὰρ ὑφ' αὐτῆς κινεῖται οὔτε ὑφ' ἑτέρου κινηθεῖσα δύναται τι προσθεῖναι ἢ ἀφελεῖν* (*κινεῖται* habe ich mit Usener, Epicurea 105, 14 eingesetzt). Die Sinneswahrnehmung kann weder durch sich selbst, noch durch etwas anderes eine Veränderung erleiden, welche den Wert ihrer Aussage verringert; die Sinnes-täuschung liegt, wie Epikur dies anderweitig mehrfach ausspricht, *ἐν τῷ προσδοξαζομένῳ*, in dem, was das Urteil hinzutut, „die Wahrnehmung als solche“ ist „immer und unter allen Umständen wahr“ (Zeller III, 1³, S. 387). Wäre die Stelle lückenhaft überliefert, so würde man dort, wo wir jetzt *μνήμης* lesen, am ehesten *βλάβης* oder *φθορᾶς* einsetzen. Jetzt dürfte es am geratensten sein, *μνήμης* durch *λύμης* zu ersetzen. Man vergleiche Verbindungen, wie sie bei Aristot., Eth. Nicom. X, 5 (1176a, 20), bei Philo, Vita Mosis I, 20 oder bei Cleomedes, Circul. doct. p. 107 Bake begegnen, *φθοραὶ καὶ λύμαι*, *ἐπὶ λύμῃ καὶ φθορᾷ*, *λύμη καὶ διαφθορά*.

15. Euripides Hippol. 151—154: *ἢ πόσιν τὸν Ἐρεχθεῖδαν | ἀρχαγὸν τὸν εὐπατρίδαν | ποιμαίνει τις ἐν οἴκοις | κρυπτὰ κοῖτα λεγέων σῶν*; Hier wird *ποιμαίνει* von Erklärern und Übersetzern, wenn ich nicht irre, durchweg mißverstanden. Denn weder „fallere“ kann das Wort bedeuten, noch „gefesselt halten“, noch auch „amuser, c'est à dire charmer et tromper“, sondern es besagt sicherlich so viel als: „lenken“

9 oder „gängeln“. Es wird nicht bloß gefragt: Besitzt Theseus eine Maitresse? sondern: Besitzt er sie und beherrscht sie ihn? Dahin zielt offenbar die Paraphrase des Scholiasten: *βουκολεῖ*. Im übrigen vergleiche man, wenn es nottut, Eurip. frg. 744 N.²: *ποιμαίνειν στρατόν* oder Soph. frg. 399 N.², Z. 9: *νεῶν τε ποιμαντῆρσιν ἐνθαλασσίοις*.

16. Die Verse der Iphigeneia auf Tauroi, in welchen Pylades die wiedervereinigten Geschwister ermahnt, ihre Zärtlichkeitsbezeugungen zu beendigen und die von der Gunst des Schicksals dargebotene Gelegenheit zu rascher, rettender Tat ohne Säumen zu ergreifen, dürften bis auf ein Wort endlich wohlgeordnet sein. Weil hat, gewiß mit vollstem Rechte, *καιρὸν λαβόντας* (v. 908) in *καιρὸν λαχόντας* verändert, und seine völlig sinngemäße Paraphrase läßt mir nur den einen Skrupel zurück, daß der vom Zusammenhang in Wahrheit geforderte Gedanke: *„il est digne d'hommes sages de ne pas vouloir, en sortant de la voie ouverte par la fortune, quand une occasion leur est échue, courir après de vains plaisirs“* nicht ganz und gar in den überlieferten Textesworten zu finden ist. Oder können *ἄλλαι ἡδοναί* wirklich eitle, nichtige, verräterische Freuden bedeuten? Ich glaube diesen Anstoß in zugleich befriedigender und nicht eben gewaltsamer Weise beseitigen zu können, indem ich zu schreiben vorschlage:

*σοφῶν γὰρ ἀνδρῶν ταῦτα, μὴ ἁβάντας τύχης,
καιρὸν λαχόντας, ἡδονὰς σαθρὰς λαβεῖν.*

17. Eurip. Alcest. 280 ff. bietet die Verbindung der Sätze ernste Schwierigkeiten dar, wie die so ganz verschiedene Interpunktion bei Nauck und Kirchhoff deutlich zeigt. Mir scheint das Satzgefüge, wenn es nicht unförmlich werden soll, mit 286 abschließen zu müssen. Doch vermag ich allerdings das nunmehr (so bei Kirchhoff und Prinz) sich ergebende Asyndeton nicht mit dem Gang der feierlich eingeleiteten und im übrigen so wohlgesetzten Rede in Einklang zu bringen. Ich vermute, daß der aus dem Vorangehenden gar leicht zu entnehmende Begriff des *ζῆν* zum Behuf der Erklärung hinzugeschrieben ward, in den Text eingedrungen

ist und aus diesem die erforderlichen, die Gedankenverbindung vermittelnden Partikeln verdrängt hat. Euripides schrieb, so meine ich, 287f.:

ἄλλ' οὐ γὰρ ἠθέλησ', ἀποσπασθεῖσά σου
σὺν πασὶν ὀρφανοῖσιν κτέ.

10

Nur so fällt, wie mich dünkt, auf den die ganze Stelle beherrschenden Hauptbegriff das volle ihm gebührende Gewicht: „das alles konnte ich, aber ich wollte es nicht, wenn ich dich entbehren und meine Kinder verwaisen lassen sollte.“

18. Eurip. Troad. 469: ὦ θεοί· κακοὺς μὲν ἀνακαλῶ τοὺς συμμάχους. Wer den Vers richtig übersetzt: „Ihr Götter! Schlechte Helfer ruf' ich an in euch“ (Donner, Hartung), „*ignavos quidem opitulatores (vos) invoco*“ (Musgrave, Fix), der muß den Artikel als nicht vorhanden betrachten; wer ihn berücksichtigen will, dem bleibt nur eine verkünstelte Deutung übrig, wie sie uns bei Paley begegnet: „*The allies I am repeatedly invoking are indeed treacherous ones.*“ Mit dem Artikel aber, der sich ebensowenig emendieren als rechtfertigen läßt — denn der Gedanke ist abgeschlossen und duldet nicht den mindesten Zusatz —, muß eben darum auch das Hauptwort fallen. Und was sollte dieses, da es völlig sinngemäß ist, anderes sein als ein Glossem? — „Die Erklärung mit ihrem Artikel füllte gerade den Raum des Originalen wieder aus“ — diese Worte Heimsöths (Krit. Studien I, 183) scheinen auf τοὺς συμμάχους gerade so gut zu passen wie auf τὴν τύχην Hippolyt. 469 (s. meine „Beiträge zur Kritik und Erklärung gr. Schriftsteller“ II, Nr. 4 [hier S. 218ff.]). Nur war es dort mit Hilfe der Scholien möglich, die Richtigkeit unserer Annahme urkundlich zu erhärten, während uns diesmal innere Gründe einen, allerdings nicht vollwichtigen, Ersatz für äußere Beglaubigung bieten; vgl. Hesychios: συλλήπτορα· συναγωνιστήν, συνεργόν, σύμμαχον. Durch συνεργός und βοηθός erklären die Scholien das seltene Wort (es findet sich in der Tragödie sonst nur Agam. 1469 Kirchhoff = 1508 Wecklein und Iphig. Taur. 95) auch zu Orest. 1230. Wie nahe es

lag, *συνλήπτορας* durch *συμμάχους* zu erklären, beziehungsweise zu ersetzen, mag ein Blick auf die folgenden Bruchstücke lehren, deren nahe Verwandtschaft bereits Clemens von Alexandrien aufgefallen war (Strom. VI, 741 Pott.):

Soph. frg. 374: οὐκ ἔστι τοῖς μὴ δοῶσι σύμμαχος τύχη.

frg. 841: οὐ τοῖς ἀθύμοις ἡ τύχη ξυλλαμβάνει.

- 11 Eurip. frg. 432: αὐτός τι νῦν δοῶν εἶτα δαίμονας κάλει·
τῷ γὰρ ποιοῦντι καὶ θεὸς ξυλλαμβάνει.

Ebenda 924 heißt es von Paris und seinem Urteil: *ἔκρινε τρισσὸν ζεύγος ὅδε τρισσῶν θεῶν*. So liest Kirchhoff, und Nauck hat nur *τρισσῶν* mit Wunder durch *τριῶν* ersetzt. Ich möchte an Kenner unseres Dichters die Frage richten, ob der Pleonasmus dieser Stelle ihnen erträglich dünkt. Suppl. 623 und 1201 sind anders geartet. Auch liebt es Euripides in solchen Fällen, der einen Zahlenbestimmung eine zweite gegenüberzustellen. Man vergleiche *Electr.* 1306 f.: *μία δ' ἀμφοτέρους | ἄτη πατέρων δικάναισε*, *Iph. Aul.* 1137: *κάμός γε καὶ τῆσδ', εἷς τριῶν δυσδαιμόνων*, *Iph. Taur.* 1065: *ὁρᾶτε δ' ὡς τρεῖς μία τύχη τοὺς φιλάτους, | ἡ γῆς πατροφᾶς νόστος ἢ θανεῖν ἔχει*, *Troad.* 368 f.: *οἱ διὰ μίαν γυναῖκα καὶ μίαν Κύπριν | θηρόντες Ἑλένην μυρίους ἀπώλεσαν*, *ib.* 457: *ὡς μίαν τριῶν Ἑρινὸν τῆσδέ μ' ἐξάξων χθονός*, *ib.* 780 f.: *τάλαινα Τροία, μυρίους ἀπώλεσας | μᾶς γυναικὸς καὶ λέχους στυγροῦ χάριν*, *Ion* 539: *ἸΩΝ. ἡ τύχη πόθεν πόθ' ἔκει; ΕΞΟΥ. δύο μίαν θαυμάζομεν*, *Helen.* 731 f.: *κρεῖσσον γὰρ τόδ' ἢ δυοῖν κακοῖν | ἔν' ὄντα χρῆσθαι*, *Orest.* 1244: *τρισσοῖς φίλοις γὰρ εἷς ἀγών, δίκη μία*, *Androm.* 516 f.: *δύο δ' ἐκ δισσοῖν | θνησκετ' ἀνάγκαι*, *ib.* 909: *κακόν γε λέξας ἐν' ἄνδρα δίσσ' ἔχειν λέχη*, wo man wohl nur zwischen dieser Schreibung Kirchhoffs und jener des Hugo Grotius: *δίσσ' ἐν' ἄνδρ' ἔχειν λέχη* die Wahl hat. Auf Grund dieser Stellensammlung (einiges andere aus Sophokles und Homer bietet Nauck zu den Trachinierinnen V. 884, auch zu 460; ebenda 941 hat Nauck das ebenso rhetorische *εἷς δυοῖν* aus *ἐκ δυοῖν* trefflich hergestellt) habe ich *Electr.* 649 längst gebessert: *ὑπερετίτω μία*

(statt μέν) δυοῖν ὄντοιν τόδε — eine Besserung, mit deren Veröffentlichung Wecklein mir zuvorgekommen ist (Fleckeisens Jahrbücher, 7. Suppl.-Bd., S. 375—376). Und so dürfte auch an unserer Stelle wahrscheinlich zu schreiben sein:

ἔκρινε τρισσὸν ζεύγος εἰς ὃδ' ὦν θεῶν.

19. Eurip. Electr. 426f.: ἐν τοῖς τοιοῦτοις δ' ἡνίκ' ἂν γνώμης πέσω, | σκοπῶ τὰ χρήμαθ' ὥς ἔχει μέγα σθένος | ξένοις τε δοῦναι κτέ.

Die hier folgende Reflexion über den Wert des Reichthums kann der in knappen Verhältnissen lebende Landmann sehr wohl an die Lage, in der er sich eben befindet, anknüpfen, nicht etwa an eine Reflexion über diese Lage! Ich zweifle daher nicht daran, daß hier eine sehr alte, aber im 12 Grunde leichte Verderbnis vorliegt und die zwei Verse ursprünglich gelautet haben:

ἐν τοῖς τοιοῦτοις δ' ἡνίκ' ὦ, γνώμης ἔσω¹

σκοπῶ τὰ χρήμαθ' κτέ.

Zu γνώμης ἔσω vergleiche man Hippol. 510: ἡλθε δ' ἄρτι μοι γνώμης ἔσω oder den verwandten Ausdruck Med. 316: ἀλλ' εἴσω φρενῶν | ὁρῶδία μοι μή τι βουλεύσης κακόν, desgleichen Soph. Philoct. 1325: καὶ ταῦτ' ἐπίστω καὶ γράφου φρενῶν ἔσω oder Aesch. Agam. 1005 Kirchhoff = 1036 Wecklein: ἔσω φρενῶν λέγουσα πείθω νιν λόγῳ. — ἡνίκα mit dem Konjunktiv ohne ἂν vermag ich nicht mit voller Sicherheit nachzuweisen, da Theokrit oder Pseudo-Theokrit XXIII, 29—30 von Haupt mit Wahrscheinlichkeit als Interpolation bezeichnet worden ist (Opusc. I, 139) und Aesch. frg. 304 N.², v. 7 ἡνίκα αὐανθῇ (von Dindorf im Lexicon Aeschyleum s. v. ἡνίκα angeführt), gleichwie Coningtons ἡνίκα' ἐξανθῇ nur auf Konjektur, wenngleich auf sehr wahrscheinlicher, beruht. Doch erscheint der Konjunktiv nach dem Relativpronomen (vgl. Nauck zum Oed. R. 1231 und Wecklein zur Medea 516), ebenso nach ὅπου Eurip. Electr. 972, desgleichen nach ἐπεὶ (vgl. Dindorf, Lexicon Aeschyl. s. v.) und anderen Zeit-

¹ Die Handschrift der Elektra bietet γνώμη πέσοι, was Kirchhoff, das Zitat bei Stobaeus γνώμης πέσω, was Nauck in den Text setzt.

partikeln, s. Kühner, Gr. Gramm.² S. 206, so häufig, daß unsere Herstellung in diesem Betracht keinem Bedenken unterliegt. Dahingestellt mag es bleiben, ob nicht *ἐν τοι τοιούτοις* ohne *δέ*, welches letztere in der Anführung bei Stobaeus Floril. 91, 6 fehlt, das Ursprüngliche ist. *ἐν τοι τοιούτοις* wäre ebenso gesagt wie *ἀλλ' ἐν τοι κακοῖς* nach Gottfried Hermanns Restitution bei Sophokles, Electr. 208. [So fehlt *ἂν* auch Bakchylides IX, 23f., vgl. Kenyon zur Stelle p. 74. Auch bei Antiphon haben die Herausgeber mitunter die Partikel schulmeisternd eingeführt.]

20. In den von H. Schenkl (Progr. des Wiener Akademischen Gymnasiums 1888) herausgegebenen „Florilegia duo graeca“ ist I, 3 (p. 6), wie ich meine, also zu verbessern: *Ἐν οἴνῳ μὴ πολυλόγει ἐπιδεικνύμενος παιδείαν· ὀχληρὰ (statt χολερὰ) γὰρ ἀποφθέγγῃ.*

Nr. 53 tritt auch der zweite Trimeter deutlich hervor, sobald wir den Vers von zwei interpolatorischen Zutaten, nämlich dem Artikel vor *πονηροῦς* und den Worten *οἱ νόμοι* vor *ἐξευρημένοι* befreien; man lese also:

*Ὁ μὴδὲν ἀδικῶν οὐδενὸς δεῖται νόμον·
πρὸς γὰρ πονηροῦς εἰσιν ἐξευρημένοι.*

21. Das einzige uns erhaltene größere Bruchstück des Sophisten Hippias, welches Clemens von Alexandrien (Strom. VI, 745 Pott.) bewahrt hat [Vorsokratiker II, 1², 584], dürfte meines Erachtens im wesentlichen wie folgt gelautet haben:

τούτων ἴσως εἴρηται τὰ μὲν Ὅρφεϊ τὰ δὲ Μουσαίῳ, τὰ δὲ Ἡσιόδῳ τὰ δὲ Ὀμήρῳ, τὰ δὲ τοῖς ἄλλοις τῶν ποιητῶν, τὰ δὲ συγγραφεῦσι, τὰ μὲν Ἑλλήσι, τὰ δὲ βαρβάροις, ἄλλω <ἄλλα> ἄλλαχού. ἐγὼ δὲ ἐκ πάντων τούτων τὰ μέγιστα <ἐκλεξάμενος> καὶ <τὰ μάλιστα> ὁμόφυλα συνθεῖς οὕτω καινὸν καὶ πολυειδῆ τὸν λόγον ποιήσομαι.

Geändert habe ich hierbei nur, um größere Konzinnität des Ausdruckes zu erzielen, *ἐν συγγραφαῖς* in *συγγραφεῦσι* und *τούτων* in *οὕτω*. Hingegen mußte ich annehmen, daß der überlieferte Text mehrfach durch Lücken entstellt ist.

Die Einschiegung von ἄλλα vor ἀλλαχοῦ wird vom Zusammenhang erfordert und entspricht zugleich einer Neigung jenes Zeitalters, wie sie z. B. in der Rede des Polos bei Plato, Gorg. 448c deutlich hervortritt (ἐκάστων δὲ τούτων μεταλαμβάνουσιν ἄλλοι ἄλλων ἄλλως). [Man vergleiche auch die Parechesen der Tragiker, über die Nauck zu Aias V. 866 gehandelt hat.] So glaubte ich denn auch die Worte τὰ μέγιστα καὶ ὁμόφυλα συνθεῖς auf diesem Wege zugleich sinn- gemäßer und minder gewaltsam herstellen zu können, als dies meinen Vorgängern — Cobet, der im Logios Hermes I, 232 μέγιστα in βέλτιστα zu ändern vorschlug, oder Nauck, der μέγιστα καὶ ὁμόφυλα durch μάλιστα ὁμόφυλα ersetzen wollte (Krit. Bemerk. V, 76) — gelungen ist. Unbedingt notwendig schien es mir, die eng zusammengehörigen Satzglieder τὰ μὲν — Μουσαίῳ und τὰ δὲ — Ὀμήρῳ aneinanderzurücken (man vergleiche z. B. die ähnliche Zusammenstellung bei Philodem περὶ εὐσεβείας S. 80 meiner Ausgabe) und die hier an unrechter Stelle erscheinenden Worte ἄλλα ἀλλαχοῦ, welche auf die Mitteilungen der Geschichtsschreiber ganz ebenso sehr wie auf jene der Dichter zielen, nach Beseitigung des wenig passenden Zusatzes κατὰ βραχὺ am Ende des Satzes unterzubringen. Kaum einem Zweifel scheint es mir zu unterliegen, daß das Bruchstück aus der Einleitung der Συναγωγῇ des Sophisten und nicht, wie Carl Müller, Fgm. 14 hist. Graec. II, 62 und nach ihm Dindorf in seiner Ausgabe des Clemens III, 137 annahmen, „ex prooemio declamationis alicuius“ herstamme. Von dem einzigen sonstigen Bruchstück jenes groß angelegten Sammelwerkes (Athen. XIII, 609a), welches man gewiß nicht mit C. Müller als eine bloße συναγωγὴ τῶν ἐνδόξων γυναικῶν ansehen darf, hat vielleicht Hesychius einige Worte erhalten s. v. Θαοργηλία: ἔστιν „ἢ Θαοργηλία Μιλησία μὲν τὸ γένος, εὐπρεπὴς δὲ τὴν ὄψιν καὶ τὰλλα σοφὴ“ —.

22. Die Stelle des hippokratischen Νόμος, welche den glänzend durchgeführten Vergleich des Bildungserwerbes mit den Bedingungen gedeihlichen Pflanzenwuchses einleitet, ist durch einen meines Wissens bisher nicht bemerkten

Fehler der Überlieferung entstellt.¹ Das Wort *θεωρίη* (IV, 640 Littré) ist sinnlos und wohl sicherlich aus *εὐφορίη* verderbt; man lese demnach: *όκοίη γάρ τῶν ἐν γῇ φρουμένων εὐφορίη, τοιήδε καὶ τῆς ἡγετικῆς μάθησις*. Fast genau die entgegengesetzte Buchstabenkorruptel begegnet uns, wenn ich nicht irre, bei Alkidamas *περὶ σοφιστῶν* 28 in dem Satze: *ἀλλ' ὥσπερ ἀνδριάντων καλῶν ἀληθινὰ σώματα πολὺ χείρους τὰς εὐπορίας ἔχοντα πολλαπλασίους ἐπὶ τῶν ἔργων τὰς ὠφελείας παραδίδωσιν* —. Empfiehlt es sich doch, wie ich meine, mehr, das verderbte *εὐπορίας* durch *θεωρίας* als mit Vahlen, welchem Blaß folgt, durch *εὐπροπείας* zu ersetzen.

23. Der Verfasser der Schrift „Von der alten Medicin“ vergleicht die Kost der Kranken mit jener der Gesunden und erklärt die erstere für nicht schädlicher, als die letztere dies im Vergleiche zu jener der Tiere ist: *εἰ δέ τις σκέπτοιτο τὴν τῶν καμνόντων διαίταν πρὸς τὴν τῶν ὑγιαίνοντων, εὖροι ἂν οὐ βλαβερωτέραν ἢπερ τὴν τῶν ὑγιαίνοντων πρὸς τὴν τῶν θηρίων τε καὶ πρὸς τὴν τῶν ἄλλων ζώων* (De prisca medicina 8 — I, 586 Littré [= I, 8, 7 Kühlewein]). Wer sieht nicht, sobald er darauf aufmerksam gemacht ist, daß der Begriff der Schädlichkeit in diesen Zusammenhang paßt wie die Faust aufs Auge? Nicht schädlich, sondern kraftlos, schwächlich, weichlich ist die Krankenkost, *οὐκ ἰσχυρὴν ἐντίθουσιν*, um mit Demosthenes (Olynth. II, 33) zu sprechen; und die Eigenart einer *διαίτης ἀπαλῆς καὶ ἀνάνδρου* (Plato Phaedr. 239b) ist es, die man hier bezeichnet zu finden mit Fug erwarten darf. Man schreibe *βλακικωτέραν*, und die Stelle scheint definitiv geordnet. Daß sie heilungsbedürftig ist, hat übrigens Littré in den Vorbemerkungen zum zweiten
 15 Band (S. LII) erkannt, ohne jedoch über tastende Versuche hinauszukommen, während Ermerins' Schreibung *εὖροι ἂν οὐχ ἡσσαν βλαβεράν* zugleich sinnwidrig und gewaltsam ist.

¹ [Ich hatte zu viel gesagt. Bemerkt hat den Fehler Reinhold in seiner Ausgabe, aber sehr unzulänglich behandelt durch die Schreibung: — *φρουμένων, θεωρίη τοιήδε καὶ τῆς ἡγετικῆς μαθήσιος* I, 37.]

Ebend. c. 22 (I, 628—629 L. [= I, 28, 5 Kühlewein] glaube ich die von Littré begonnene Herstellung eines schwer verderbten Satzes einen Schritt weiter führen zu können. Die Grundlage jener Herstellung, das bisher in A allein nachgewiesene *ὥσπερ*, habe ich auch im Marcianus wieder gefunden, der im übrigen mit den geringeren Pariser Handschriften übereinstimmt: *οὐ γὰρ ἂν ὥσπερ ἦν· Ἐν κοιλίῃ ἐν ἡί (sic) τὸ ὑγρὸν ἔξω τε περιέχει αὐτὴ ἡ κοιλίη ἐν ἡί (sic) τὸ ὑγρὸν. καὶ ἐξαγγίζοιτ' ἂν καθέκαστην ἡμέρην· ἀλλ' ὅταν ἦ καὶ —*. Man schreibe: *οὐ γὰρ ἂν ἐν σπληνὶ ὥσπερ ἐν κοιλίῃ ἐνείη τὸ ὑγρὸν, ἔξω τε περιέχοι αὐτὸ καὶ ἐξαλίζοιτ' ἂν καθ' ἐκάστην ἡμέρην κτέ.*

Die ersten Worte des Schlußkapitels der merkwürdigen Schrift (I, 634 L.) glaube ich, hierin Littré folgend, in engstem Anschluß an die Lesarten A's schreiben zu sollen: doch vermag ich die Annahme nicht zu entbehren, daß ein Wort (*ἐσκέφθαι*) an eine unrechte Stelle geraten, und daß die Überlieferung eine nicht völlig lückenlose ist. Ich vermute: *περὶ δὲ δυναμίων χυμῶν, αὐτῶν τε ἕκαστος ὃ τι δύναται ποιεῖν τὸν ἄνθρωπον, καὶ πρότερον εἴρηται· <χρὶ δ' αὐτῶν> καὶ τὴν συγγένειαν ἐσκέφθαι ὥς ἔχουσι πρὸς ἀλλήλους.*

24. Im wichtigen 17. Bruchstück des Melissos (Simplic. in Aristot. de caelo I init., 509b, 36 Brandis) scheint es mir unbedingt nötig, *ἰδία* in *ἴδια* zu ändern und demgemäß zu schreiben: *γαμένοις γὰρ εἶναι πολλὰ ἴδια καὶ εἶδεα καὶ ἰσχὺν ἔχοντα πάντα ἐτεροιοῦσθαι ἡμῖν δοκεῖ καὶ μεταπίπτειν κτέ.* [Vorsokratiker I², 148 u. II, 1², 679.] Die überlieferte Lesart ist keineswegs sinngemäß. Denn mit *γαμένοις* — *ἡμῖν* stellt sich der samische Philosoph für einen Augenblick auf den Boden der gewöhnlichen Weltansicht, und diese verlangt von den Einzeldingen (den *πολλά*) keineswegs ewigen Bestand, wohl aber feste Sonderung der Eigenschaften und der Arten. Parallele Äußerungen von Zeitgenossen des Melissos habe ich kürzlich zusammengestellt in „Die Apologie der Heilkunst“, S. 109 und 170.

25. Oracula Sibyllina III, 333 braucht man nur ein O in € zu verwandeln, um einen Anstoß zu beseitigen, welcher

das Verständnis getrübt und sogar an der Echtheit des Verses hat zweifeln lassen. Der Sibyllist schrieb ohne
 16 Zweifel: *γαῖα δ' ἔρημος ἅπανα σέθεν καὶ ἔρημα πόλῃες* (statt *πόλῃος*) — „Dein ganzes Land wird eine Wüste sein und Wüsteneien deine Städte“. Man vergleiche vor allem Jesaias I, 7: *ἡ γῆ ὑμῶν ἔρημος, αἱ πόλεις ὑμῶν περὶκανστοι* und XXXV, 2: *καὶ ἐξανθήσει — τὰ ἔρημα τοῦ Ἰορδάνου*. [Gebilligt von Rzach in den Addenda seiner Ausgabe p. XIX.]

VI, 15 lautet in Friedliebs Ausgabe wie folgt: *ἐκ δὲ μῆς σπειρῆς ἄρτου κόρος ἔσσεται ἀνδρῶν*. Alexandre billigt in den „Curae posteriores“ die Schreibung des Lactantius *πήρης* statt *σπείρης*. Der Vers leidet in dem einen wie in dem andern Falle zugleich an einem Zuviel und an einem Zuwenig. Die Erwähnung des Brotes, *ἄρτου*, erscheint neben dem Brotsack, *πήρα*, überflüssig, neben dem Netz, welches an die Speisung mit Fischen denken läßt, sogar störend; jedenfalls fehlt aber die Hauptsache, der Hinweis auf die große Zahl der wunderbar Gespeisten. So läge es denn nahe genug, *ἄρτου* zu tilgen und ein Wort wie etwa *χιλίων* an seine Stelle zu setzen. Doch es bedarf dessen nicht. Die zwiespältige Überlieferung hat je einen Teil des Echten erhalten, und es gilt nur, die zwei getrennten Hälften wieder zu vereinigen, um das Ursprüngliche zu gewinnen: *ἐκ δὲ μῆς πήρης σπείρης κόρος ἔσσεται ἀνδρῶν*. Bedeutet doch *σπείρα* nicht nur die Kohorte, sondern die Menge überhaupt, wie denn Hesych und nach ihm Suidas das Wort durch *πλήθος* erklären, und Lykophron es in diesem Sinne auch mit *κακῶν* verbindet. Haben sonst Dittographien so häufig die Texte geschädigt, so war es diesmal der bloße zufällige Schein einer solchen, welcher die Überlieferung gespalten, eine Lücke erzeugt und deren willkürliche Ausfüllung hervorgerufen hat.

- 17 27. Eine augenscheinlich sprichwörtliche Redensart ist bei Philodem *περὶ ῥητορικῆς* B (V. H.² IV, 44 = V. H.² IV, 107) erhalten in den Worten: *οὐδὲ κελεύομεν αὐτὸν ψῆφον ἐν πελάγῃ ζῆτεῖν*, welche die Oxfordter Abschrift des erstgenannten Stückes unversehrt bewahrt hat (vgl. Usener

Epicurea 96, 3, der drei, aber durchweg ungenügende Kopien vor Augen hatte). Philodem hat durch detaillierte Anführungen aus den Schriften des Schulhauptes die hier von ihm vertretene These bewiesen und glaubt daher nicht denjenigen zu gleichen, welche uns ein Steinchen im Meere suchen heißen. Sollte es nicht der wenig veränderte Anfang eines Komikerverses sein, der uns hier vor Augen liegt? (Beispielsweise: *ῥῆφρον κελεύεις ἐν πελάγει ζητεῖν ἐμέ.*)

Doch ehe ich den geöffneten Band schließe, will ich mindestens eine so gut als vollständig herstellbare Kolumne jenes Teiles von Philodems Rhetorik hierhersetzen (V. H.² IV, 80 = Ox. II, 88 [jetzt in Sudhaus' Philodemi Valumina Rhetorica I, 58f., das Obige I, 97]):

(ὕπομνησθήτω)-	(ἐπι)στημῶν ἂν τε τῶν	18
1 σα(ν δ)ὲ καὶ τοῦτο(ν, διό)-	στ(ο)χαστικῶν. τ(ὰ) δ' ἐκ πα-	
τι τέχνη(ν) τοιαύτ(ην) λ(ε)-	ρατηρήσεως καὶ τινος	20
γοντες εἶναι τὴν ῥητο-	ιστορίας συνησκημένα	
ρικὴν (οἶαν) ἂν τις εἴποι	τέχνας ἢ συνήθειαι τῶν	
5 τὴν ἐκ παρατηρήσε-	Ἑλλήνων οὐ πάνυ τι προ(σ)-	
ως ποιᾷς συνησκη(ημέ)-	αγο(ρ)εῦει κατὰ τὸν κύρι-	
νην ἔξιν, καθ' ἣν ὥς (ἐ)πὶ	ον τρόπον, ἀλλ' ἔστιν ὅ-	25
(τὸ) πολὺ καὶ κατὰ τὸ εὖ-	τε καταχωρήμενη. καὶ	
λογον περιγίνεται τὸ	(γ)ὰρ (ἐ)νίοτε καὶ τοὺς	
10 προκείμενον τέλος, τὸ	ἐν (το)ῖς θα(ύ)μασιν συντ(ό)-	
τῆς τέχνης ἴδι(ο)ν αὐτῆς	νους τεχνίτας καλεῖ καὶ	
ἀναιροῦνται. θεωρεῖται	τὸ δεξιῶς ξύλα σχίσαι	30
γὰρ ἐμ μεθόδῳ τοῦτο	καὶ <σ>υνθεῖναι καὶ ἐνεδρεῦ-	
καὶ τινι παραδόσει κοι-	σαί τ(ι)να πονη(ρ)ῶς τ(ε)χ(νι)-	
15 ὧν τινων διατεινόν-	(κ)ὸν λέγει καὶ τέχνας τὰς	
των ἐπὶ τὰ κατὰ μέρος,	(ἐ)ν ταῖς κωμωδίαις καὶ	
ἄ(ν) τ' οὖν ἡ τῶν παγίων	πα(ν)τὸ το(ύ)τοις παραπλήσι(ον). 35	

28. In jener Episode des platonischen Theätet, welche das philosophische Leben mit begeistertem Schwunge schildert und feiert, begegnen zwei Worte, über welche die Übersetzer und Erklärer eilig hinweghuschen, und die ebenso wenig einen verständlichen Sinn ergeben, als sie mit dem

gehobenen Ton der Rede irgendwie in Einklang zu bringen sind. Man liest nämlich 372e: ἡ δὲ διάνοια ταῦτα πάντα ἡγησαμένη μικρὰ καὶ ὥς οὐδὲν ἀτιμάσασα πανταχῇ φέρεται κατὰ Πίνδαρον, τὰ τε γῆς ὑπέρνεσθε καὶ τὰ ἐπίπεδα γεωμετροῦσα, οὐρανοῦ τε ὑπὲρ ἀστρονομοῦσα, καὶ πᾶσαν πάντη φύσιν ἐρευνωμένη τῶν ὄντων ἐκάστου ὅλου, εἰς τῶν ἐγγύς οὐδὲν αὐτὴν συγκαθειῖσα. Die zwei durchschossenen Worte können, dies wage ich kühnlich zu behaupten, nicht so, wie sie dastehen, von Platons Hand herrühren; sie können auch nicht auf Interpolation beruhen, da sie nichts erklären oder auch nur zu erklären scheinen. Eben ihre vollständige Unangemessenheit macht es wahrscheinlich, daß sie nur einer fast unabsichtlichen Buchstabenverderbnis der allerleichtesten Art ihr Dasein verdanken. Dieser Anforderung genügt unsere Herstellung: ἐκάς τοῦ ὅλου. Daß ἐκάς im übrigen der Sprache Platons fremd ist — von attischen Prosaikern ge-
 19 braucht nur Thukydides das Wort —, dies dürfte uns selbst dann nicht beirren, wenn die Färbung der Stelle eine minder poetische wäre. Fehlt es doch bei Platon auch sonst nicht an *ὀλιγάκις* und selbst an *ἑπᾶς λεγόμενα* der attischen Prosa, wie *ναυτίλος* und fast sicherlich auch *κάρτα*, vgl. Rutherford, *The new Phrynichos*, p. 8 und 20.¹

Und da ich einmal den Theätet in der Hand halte, will ich der von einer Wolke unnötiger und unglücklicher Konjekturen bedeckten Stelle 149d gedenken, die, wie ich meine, durch die gelindeste aller Änderungen, die Verwandlung eines N in Δ, zu heilen ist. Unter den Obliegenheiten der Hebammen wird auch die Herbeiführung von Fehlgeburten erwähnt in dem Satze: καὶ ἐὰν νέον (l. δέον) ὃν δόξη ἀμβλίσκειν, ἀμβλίσκουσιν; „und wenn man im Notfall eine Fehlgeburt herbeizuführen beschließt, sind nicht sie es, welche sie herbeiführen?“ Derartiger Notfälle zählt z. B. Soranus *περὶ γυναικείων παθῶν* p. 59 Dietz = p. 82 Ermerins mehrere auf.

¹ [Nicht verschweigen will ich, daß Rohde laut brieflicher Mitteilung diese Vermutung nicht gebilligt, sondern ihr die Schreibung ἐκάστου <καὶ τοῦ> ὅλου vorgezogen hat.]

Die Verbindung *δεῖον ὄν* statt des bloßen *δεῖον* — was Heindorf hier zu schreiben vorschlug — vermag ich zwar nicht nachzuweisen; aber es ist nicht abzusehen, weshalb dieses Partizip nicht auch hier, wie so häufig, adjektivisch gebraucht und dann gleich einem *ἀδύνατον*, *ἀναγκαῖον* usw. mit *ὄν* verbunden werden sollte. Jedenfalls würde das alleinstehende *δεῖον* hier nicht im Sinne von „wenn es nötig ist“ verstanden, sondern vom Leser zu *δόξη* bezogen worden sein.

29. Hermann Sauppe und Gottfried Hermann haben eine Stelle des plutarchischen *Ἐρωτικός* XIII, 4 (*Moralia* 923—924 Dübner) wie folgt hergestellt: *ἀκούεις δὲ δῆπου τὸν Εὐριπίδην ὡς ἐθορυβήθη ποιησάμενος ἀρχὴν τῆς Μελανίπης ἐκείνης* 'Ζεὺς, <ὅστις ὁ Ζεὺς> οὐ γὰρ οἶδα πλὴν λόγῳ', *μεταλαβὼν δὲ χορὸν* [δι' ἐχθρόν libri, corr. Sauppe] *ἄλλον* (ἐθάρορει <γὰρ inser. Hermann> ὡς ἔοικε, τῷ δράματι γεγραμμένῳ πανηγυρικῶς καὶ περιττῶς) *ἤλλαξε* (conl. Sauppe, *ἀλλ' ἤλλαξε* libri) *τὸν στίχον ὡς νῦν γέγραπται* 'Ζεὺς, ὡς λέλεκται τῆς ἀληθείας ὑπο. Der Einwand der Gewaltsamkeit, der sich gegen die Herstellung erheben läßt, wird, wie ich meine, beseitigt und somit das Wesentliche derselben gesichert, wenn wir *ἀλλ'* vor *ἤλλαξε* nicht einfach tilgen, sondern annehmen, daß *ἀντήλλαξε* — der Dichter hat gegen den alten Vers diesen neuen eingetauscht — das Ursprüngliche ist. Ward ANT durch einen leichten Buchstabenfehler in AAA verwandelt, so war damit die Konstruktion aus den Angeln gehoben und die Auslassung von *γὰρ* nach *ἐθάρορει* wie mit Notwendigkeit hervorgerufen.

Neben den vielen trefflichen Besserungen, welche Sauppe im Göttinger Winterprogramm 1883—1884 („Emendationes Plutarcheae“) teils, wie die eben besprochene, verteidigt, teils neu vorgebracht hat, findet sich auch ein Änderungsvorschlag, den man wohl für entbehrlich halten kann. Der zweite Satz der *Coniugalia Praecepta* lautet wie folgt: *ἐν μὲν γὰρ τοῖς μουσικοῖς ἔνα τῶν ἀθλητικῶν νόμων ἱππόθορον ἐκάλουν, μέλος τι τοῖς ἵπποις ὀρμῆς ἐπεγεργτικόν, ὡς ἔοικεν, ἐνδιδόντα πρὸς* (so Reiske, die Handschriften *περί*) *τὰς ὁχείας*. Sauppe be-

anstandet p. 13 *ἐνδιδόντα* und will statt dessen *ἐπ'ιδόντες* schreiben. Der ausgezeichnete Hellenist scheint hier der technischen Bedeutung des Wortes *ἐνδόσιμον* und der ihr entsprechenden häufigen Verwendung von *ἐνδιδόναι* vergessen zu haben, z. B. Athen. XII, 520d: *ἐνέδοσαν τοῖς ἵπποις τὸ ὀρχηστικὸν μέλος* oder Polyaen. Strateg. I, 10: *αὐλὸς ἡγεῖται Λακωνῶν εἰς πόλεμον ἰόντων, καὶ τὸ ἐμβατήριον αὐλὸς ἐνδίδωσι τοῖς μαχομένοις*.

Einige Zeilen vorher hat Sauppe auf das Vorhandensein einer Verderbnis hingewiesen (Plutarch De fortuna c. 3 fin.), die sich jedoch, wie ich meine, in zugleich gelinderer und befriedigenderer Weise als durch die vorgeschlagene Änderung von *σφῶν* in *ἐργῶ* beseitigen läßt. Nachdem die zahlreichen Vorzüge, welche die Tiere vor den Menschen auszeichnen, aufgezählt sind, wird die intellektuelle Überlegenheit unseres Geschlechtes und die auf ihr beruhende Herrschaft über die Tierwelt emphatisch hervorgehoben: *ἀλλ' ἐν πᾶσι τούτοις ἀτυχέστεροι τῶν θηρίων ἐσμέν· ἐμπειρίᾳ δὲ καὶ μνήμῃ καὶ σοφίᾳ καὶ τέχνῃ κατ' Ἀναξαγόραν <ἐπὶ> σφῶν τ' αὐτῶν χρώμεθα καὶ βλίστομεν καὶ ἀμείλομεν καὶ φέρομεν καὶ ἄγομεν συλλαμβάνοντες, ὥστ' ἐνταῦθα μηδὲν τῆς τύχης, ἀλλὰ πάντα τῆς εὐβουλίας εἶναι*. Der Alleinbesitz höherer Geisteskräfte, welchen die Menschen mit keinem andern Wesen teilen, wird meines Erachtens durch *ἐπὶ σφῶν αὐτῶν* (= *ἐφ' ἡμῶν αὐτῶν*, vgl. Kühner, Gr. Gramm.² II, 497) sehr angemessen ausgedrückt. Der Ausdruck besagt soviel wie „ganz allein, getrennt von allen anderen“ — eine Gebrauchsweise, die von Homer angefangen, *H* 194: *σιγῇ ἐφ' ὑμείων*, häufig begegnet und, irre ich nicht, vorzugsweise der alten Prosa eigentümlich
 21 ist. Vor allem vergleiche man eben Anaxagoras bei Simplicius in Arist. Phys. 33b (p. 156, 13 sqq. Diels): *νοῦς δὲ ἐστὶν ἄπειρον καὶ αὐτοκρατὴς καὶ μέμικται οὐδενὶ χρήματι* (= 38b, p. 176, 32 sqq. D.), *ἀλλὰ μόνος αὐτὸς ἐφ' ἑαυτοῦ ἐστίν*. *εἰ μὴ γὰρ ἐφ' ἑαυτοῦ ἦν, ἀλλὰ τεφ' ἐμέμικτο ἄλλῳ κτέ.* (Ich verzichte auf die Herstellung der Dialektformen, bemerke aber im Vorübergehen, daß meines Erachtens im folgenden zu schreiben ist: *καὶ πρῶτον ἀπὸ τευ* [statt *ἀπὸ τοῦ*]

σμικροῦ,¹ und daß die Worte ὁμοίως ὡς καὶ μόνον ἔόντα ἐφ' ἑαυτοῦ von der Hand eines Interpolators herrühren, der μόνον im Sinne von μονωθέντα verstanden hat.) Desgleichen ebend. 35 b, 164, 28 D.: ὅτε τοῦλάχιστον μὴ ἔστιν εἶναι, οὐκ ἂν δύναίτο χωρισθῆναι, οὐδ' ἂν ἐφ' ἑαυτοῦ γενέσθαι κτέ. Ebenso vergleiche man die Schrift De natura hominis 4—VI, 40, Littré—: ἀνάγκη γάρ, ὅταν τούτων τι (so A statt ὁπόταν τι τουτέων) χωρισθῇ καὶ ἐφ' ἑαυτοῦ στῇ, οὐ μόνον τοῦτο τὸ χωρίον, ἐνθεν ἐξέστη, ἐπίνοσον γίνεσθαι κτέ.; nicht minder 2 (VI, 36 L.): εἰκὸς γάρ εἶναι μίαν γέ τινα ὥρην, ἐν ᾗ φαίνεται αὐτὸ (sc. τὸ αἶμα) ἐφ' ἑωυτοῦ ἐνέον. Anderes stellt Kühner a. a. (). S. 432 und Baehr zu Herodot I, 142 (Σάμιοι δὲ ἐπ' ἐωυτῶν μοῦνοι, vgl. 173: ἱρὸν ἰδρύσαντο ἐπὶ σφέων αὐτῶν) und III, 155 zusammen.

30. Daß die subtile Argumentation des Eleaten Zenon unter der Hand der Schreiber nicht allzu schlimmen Schaden genommen hat, darf uns billig wundernehmen. Die im großen und ganzen verständliche und treue Überlieferung bei Simplikios scheint mir an zwei Stellen einer Nachbesserung bedürftig; einmal dort, wo Zenon den Beweis führt, daß aus dem unendlich Kleinen niemals eine endliche Größe hervorgehen kann: ἐν δὴ τούτῳ δείκνυσιν, ὅτι οὐ μήτε μέγεθος μήτε πᾶχος μήτε ὄγκος μηθείς ἐστιν, οὐδ' ἂν εἴη τοῦτο. „εἰ γὰρ ἄλλω ὄντι, φησί, προσγέναιτο, οὐδὲν ἂν μείζον ποιήσαιεν· μεγέθους γὰρ μηδενὸς ὄντος, προσγενομένου δὲ (l. μέγεθος γὰρ μηδὲν ἔχοντος προσγενομένου)² οὐδὲν οἶόν τε εἰς μέγεθος ἐπιδοῦναι“ (Simplicius in Phys. I, 3, 30a, p. 139, 11f. Diels). Desgleichen bedarf 22 es in der entgegengesetzten Argumentation, welche die unendliche Ausdehnung der Dinge erhärten soll, einer kleinen

¹ Nicht von „dem Kleinen“, sondern von „einem kleinen Punkte“ aus ließ Anaxagoras den vom Νοῦς erteilten Bewegungsanstoß sich verbreiten. Mit ἀπὸ τευ σμικροῦ ἤρξατο περὶ χωρῆσαι mag man die gleichartige Wendung bei Herodot I, 58 vergleichen: ἀπὸ σμικροῦ τευ (oder τεο) τὴν ἀρχὴν ὁρμώμενον κτέ.

² δὲ hat schon Zeller getilgt I⁴, 541, Anm. 1. Zu dem von mir hergestellten Ausdruck vergleiche man einige Zeilen nachher: δὲ δείκνυσιν προδείξας ὅτι οὐδὲν ἔχει μέγεθος κτέ.

kritischen Nachhilfe: προδείξας γὰρ ὅτι „εἰ μὴ ἔχοι μέγεθος τὸ ὄν οὐδ' ἂν εἴη“, ἐπάγει „εἰ δὲ ἔστιν, ἀνάγκη ἕκαστον μέγεθός τι ἔχειν καὶ πάχος καὶ ἀπέχειν αὐτοῦ τὸ ἕτερον ἀπὸ τοῦ ἑτέρου. καὶ περὶ τοῦ προύχοντος ὁ αὐτὸς λόγος. καὶ γὰρ ἐκεῖνο ἔξει μέγεθος καὶ προέξει αὐτοῦ τι. ὅμοιον δὴ τοῦτο ἅπαξ τε εἰπεῖν καὶ αἰεὶ λέγειν· οὐδὲν γὰρ αὐτοῦ τοιοῦτον ἔσχατον ἔσται οὔτε ἕτερον πρὸς ἕτερον (l. ὥστε ἕτερον πρὸ ἑτέρου) οὐκ ἔσται. οὕτως εἰ πολλὰ ἔστιν, ἀνάγκη αὐτὰ μικρὰ τε εἶναι καὶ μεγάλα, μικρὰ μὲν ὥστε μὴ ἔχειν μέγεθος, μεγάλα δὲ ὥστε ἀπειρα εἶναι“ (a. a. O. 141, 1 ff.).

[Zu einem Zusatz veranlaßt mich der Umstand, daß ich den ersten der oben vorgebrachten Änderungsvorschläge durch eine geringe Modifikation erheblich verbessern zu können glaube. Statt μέγεθος γὰρ μηδὲν ἔχοντος προσγενομένου οὐδὲν οἶόν τε ἐς μέγεθος ἐπιδοῦναι möchte ich jetzt schreiben: μέγεθος γὰρ μηδενὸς ἔχοντος προσγενομένου κτέ. Ich möchte Zenon lieber sagen lassen: „denn wenn nichts hinzutritt, was eine GröÙe besitzt, so kann nichts an GröÙe zunehmen,“ als: „denn wenn etwas hinzutritt, was keine GröÙe besitzt“ usw. Die Wortstellung, so dürfte man mir erwidern, ist eine künstliche. Gewiß, so antworte ich; sie dient eben zur scharfen Hervorhebung des Hauptbegriffes. Zugleich erklärt sich so die von mir angenommene Korruptel am leichtesten. Wer Abschreiberart kennt, weiß, daß die treue Bewahrung einer Wortverbindung, wie ich sie hier voraussetze, nahezu in den Bereich des Unmöglichen gehört. Aus μέγεθος — μηδενὸς mußte fast notwendig μεγέθους — μηδενὸς werden, woraus sich die weitere Entstellung (έόντος statt ἔχοντος) und die Hinzufügung von δὲ nach προσγενομένου wie von selbst ergab. Diels' Versuch, die Integrität der Überlieferung dieser Bruchstücke zu retten (Vorsokratiker I², 132f. und II, 1², 676), scheint mir keineswegs gelungen. Das lehrt, meine ich, schon seine Übersetzung, zumal des von mir an zweiter Stelle behandelten Satzes: οὐδὲν γὰρ αὐτοῦ τοιοῦτον ἔσχατον ἔσται οὔτε ἕτερον πρὸς ἕτερον οὐκ ἔσται. „Denn kein derartiger Teil des Ganzen wird die äußerste Grenze bilden, und nie wird einer ohne Beziehung

zu einem anderen sein.“ Von dem mangelnden Korrelat zu οὔτε zu schweigen, nicht von der Beziehung eines Teiles zu einem anderen hatte Zenon hier zu handeln versprochen; die These, die dieser Satz begründen soll, lautet vielmehr: ἀνάγκη — ἀπέχειν αὐτοῦ τὸ ἕτερον ἀπὸ τοῦ ἐτέρου· καὶ περὶ τοῦ προὔχοντος ὁ αὐτὸς λόγος· καὶ γὰρ ἐκεῖνο ἔξει μέγεθος καὶ προέξει αὐτοῦ τι. Den zur Begründung dienenden Satz glaubte und glaube ich daher für verderbt halten und also berichtigen zu müssen: οὐδὲν γὰρ αὐτοῦ τοιοῦτον ἔσχατον ἔσται οὔτε (l. ὥστε) ἕτερον πρὸς ἕτερον (l. πρὸ ἐτέρου) οὐκ ἔσται.]

V.¹

1. Aeschyl. frg. 360 N.² Die von Bernardakis (Plut. 1 Mor. V, 486, vgl. Naucks Trag. dict. ind. p. X) nach der Lesart des cod. Palat. 170 berichtigten Worte παύσυβριν δίκην πυρός erinnern so auffällig an Heraklits ὑβριν χρὴ σβεννύειν μᾶλλον ἢ πυραϊήν (frg. 103 Byw. [= 43 Diels]), daß man schwerlich an ein zufälliges Zusammentreffen zu denken hat. Vielleicht entdecken andere auch sonstige heraklitische Anklänge bei Äschylos.² Ein solcher liegt kaum vor in dem Verse: ἃ δ' αἰ, παρὼν φρόντιζε, μὴ παρὼν ἀπῆς (Stob. ecl. III, 10 = III, p. 194, 10 Wachsm.-Hense verglichen mit Heraklit frg. 3 B. [= 34 D.]), da von der mangelnden Verbürgung seines äschyleischen Ursprungs abgesehen, dem Dichter nicht sowohl der heraklitische Ausspruch als das von diesem angeführte Sprüchwort vorgeschwebt haben mag. Ein Nachhall dieser sprüchwörtlichen Redensart begegnet übrigens auch in Augustins Confessiones VI, 13: *adereo itaque absens etc.*

2. Alexander Lycopolit. ed. A. Brinkmann p. 26, 11 ist das *ῶ* der Überlieferung nicht mit Combefis in *ὥς* sondern

¹ Wien 1895, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

² [Das hat jetzt in weitem Ausmaße versucht M. J. Husung in seiner Doktor-Dissertation Quaestiones Aeschyleae, Greifswald 1911.]

in ὦν zu verändern. Eine Parallelstelle läßt über die Richtigkeit dieser Verbesserung keinen Zweifel bestehen. Man vergleiche

<p>p. 26, 11: εἴτε οὖν ὦν εἶχεν τῇ ἀτάκτῳ κινήσει; ταῦτα ἔλεγεν, πῶς οὐ φανύλη ἡ δόξα; εἴτε τῇ θείᾳ δυνάμει, ἀμφί- δοξον ἤδη τὸ δόγμα —.</p>	<p>p. 34, 9: τίνι ποτὲ ὦν εἶχεν; ἀρά γε τῇ μιχθείσῃ πρὸς αὐτὴν θείᾳ δυνάμει; . . . ἀλλὰ τῇ ἀτάκτῳ κινήσει;</p>
--	--

- 2 P. 28, 3 schreibe man: καὶ τέμνοντες καθάπερ <κα>τὰ μέρη. In betreff des p. 14, 9 ausgefallenen Wortes kann man wohl nur zwischen ἕμερος und ἐπιθυμία schwanken; das letztere konnte vor ἐπῆλθεν gar leicht ausfallen. [Der erste dieser Vorschläge ward gleichzeitig von Kroll in der Berliner philolog. Wochenschrift vom 16. XI. 1895 mitgeteilt.]

3. In den so überaus wertvollen Bruchstücken einer Sophistenschrift, die Blaß im *Προτρεπτικός* des Jamblichos entdeckt hat, harren noch einige Stellen ihrer Besserung. P. 97, 2 Pist. glaube ich κακῶν tilgen zu müssen. Wäre das Wort echt, so müßte man als Gegensatz auch ein ἀγαθὸν erwarten. Beides ist jedoch gleich sehr entbehrlich. Man vermißt nichts in dem Satze: ἀλλὰ συντραφῆναι τε αὐτῇ δεῖ καὶ συναυξηθῆναι τῶν μὲν εἰργόμενον [κακῶν] καὶ λόγων καὶ ἡθῶν, τὰ δ' ἐπιτηδεύοντα καὶ κατεργαζόμενον σὺν πολλῷ χρόνῳ καὶ ἐπιμελείᾳ. [Dieselbe Tilgung hat auch Diels vorgenommen, Vorsokratiker II, 1², 630, 33.]

P. 97, 21 ist die überlieferte Wortstellung καὶ ἀπειναι κρεῖσσον αὐτὸ ἢ παρῆναι tadellos. Warum Blaß (Kieler Fest-Progr. 1889, S. 14) hier die Worte umgestellt hat (αὐτὸ κρεῖσσον), ist mir unerfindlich. Ebendort Z. 24 entspricht dem vorangehenden ἀγαθὸς τελῶς das bloße πάγκακος, während das diesem beigefügte τελῶς aus dem Vorigen zur Unzeit wiederholt scheint. [Ebenso Diels a. a. O. 631, 12.]

P. 98, 24 sind die von den Herausgebern mit vergeblichen Konjekturen heimgesuchten Worte ὅτι τοῦτο ἢ ζωὴ ἐστίν ἢ ψυχὴ meines Erachtens zu tilgen. Der Ursprung der Interpolation liegt in der mißverstandenen freieren Konstruktion:

φιλοψυχοῦσι μὲν ταύτης οὖν φείδονται κτέ., wobei ταύτης auf das in φιλοψυχοῦσι enthaltene ψυχὴ zurückgeht. Ähnlichen freien Konstruktionen begegnen wir in diesen Bruchstücken mehrfach. [Anders Diels a. a. O. zu 631, 31.]

P. 100, 13 wird der unklare Satz sofort durchsichtig, wenn wir schreiben: σὺν ἀλλήλοις δὲ εἶναι αὐτοὺς καὶ <ἅμ' ἐν> ἀνομίᾳ διαιτᾶσθαι οὐχ οἶόν τε κτέ. [Zum Teil übereinstimmend κἂν ἀνομία, Diels a. a. O. 632, 30.] Unmittelbar vorher hat das von Blaß vor πρὸς αὐτὴν eingeschobene τὰ die Konstruktion verdunkelt. πρὸς αὐτὴν heißt so viel als: im Hinblick auf sie (die Notwendigkeit).

Erstaunlicherweise haben die Herausgeber bisher keinen Anstoß genommen an dem ungeheuerlichen Sätzchen p. 104, 4: πῶς γὰρ ἂν ἄλλως εἰς ἓνα μοναρχία περισταίῃ, εἰ μὴ κτέ., was doch nicht minder sinnlos ist, als wenn es hieße: πῶς ἂν εἰς μόνον μοναρχία περισταίῃ; Natürlich ist μοναρχία zu tilgen und das Subjekt aus dem Vorangehenden zu entnehmen, wenn nicht vielmehr die Konstruktion eine unpersönliche ist, etwa wie in dem verwandten Sätzchen Herodots (III, 82): 3 ἐκ δὲ τοῦ χρόνου ἀπέβη ἐς μοναρχίην —.

4. Im § 18 des Aristeas-Briefes (S. 66 der Ausgabe von Moritz Schmidt = Merx, Archiv f. wiss. Erforschung des alten Testaments I, 306) ist augenscheinlich eine kleine Lücke zu erkennen und also auszufüllen: ἔθος γὰρ ἐστι, καθὼς καὶ σὺ γινώσκεις, ὅφ' ἥς ἂν ἡμέρας <ῥας> ὁ βασιλεὺς ἀρχηται χρηματίζειν μέχρις οὗ κατακοιμηθῇ πάντα ἀναγράφειν τὰ λεγόμενα καὶ προσσόμενα. [Ob <ῥας> nach ἡμέρας einzusetzen oder ob dieses Wort selbst durch ῥας zu ersetzen ist, wie später Mendelssohn wollte — beide Vorschläge verzeichnet jetzt Paul Wendland in seiner Ausgabe S. 79 —, verschlägt wenig. Doch dürfte Wendland mit Recht mir gefolgt sein, weil die Annahme jener Lücke ein gelinderes Heilmittel ist als die Voraussetzung dieser Korruptel.]

5. Aus Ariston (augenscheinlich aus den Ὀμνια des Keers dieses Namens) wird bei Stobaeus III, 20, 69 (III, 554 Wachsm.-Hense) die Gnome angeführt: τὴν κακολογίαν ἢ ὀργὴ φαίνεται ἀπογεννώσα ὥστε ἢ μήτηρ οὐκ ἄστεια. Den

Weg der Verbesserung hat Bücheler mit der Ergänzung *ὡς τέκνα* betreten. Ich glaube, die begonnene Herstellung zu vollenden, indem ich zu schreiben vorschlage: *τὴν κακολογίαν ἢ ὀργὴν φαίνεται ἀπογεννώσα ὡς τέκνα καλὴ μητέρα οὐκ ἀστῆα*. Schimpf- und Scheltreden, die Früchte des Zornes, sind etwas Niedriges und Gemeines und verhalten sich zu dem edeln und männlichen Affekt wie unschöne Kinder zu einer schönen Mutter. Dies durfte zwar kein Stoiker oder Epikureer, wohl aber ein Peripatetiker schreiben, dem die Affekte nicht etwas schlechthin Verwerfliches sind, ja dem der Zornmut als das unerläßliche Organ des Kampfes und der Strafe, als eine der „Sehnen der Seele“ galt oder als einer der Krieger, ohne welche der Feldherr (die Vernunft) zur Untätigkeit verurteilt ist (vgl. Philodem de ira col. 31 ff. und Plutarch de cohib. ira 7—9 [= I, 553 ff. Dübner] und frg. 17 Dübner). [An der Erörterung der vielverhandelten Frage „nach der Scheidung der beiden homonymen Philosophen aus Keos und Chios, des Peripatetikers und des Stoikers“, hat sich kürzlich in gründlicher Weise August Mayer (Philologus Suppl.-Bd. XI, S. 485—605) beteiligt. Einzelne der Anführungen aus den angeblichen *Ὅμοια* des Ariston, so das bekannte Spinnwebengleichnis (vgl. A. Mayer, S. 555), können nur dem Stoiker, andere (so der oben behandelte Vergleich) können nur dem Peripatetiker angehören. So geht denn meine eigene — gelegentlich schon von Kießling angedeutete — Meinung dahin, daß diese Exzerptensammlung von jemandem angefertigt wurde, der zwischen den Werken der beiden Philosophen nichts weniger als sorgfältig unterschied, sie vielmehr gleichmäßig nach geistreichen Gleichnissen abgesucht hat. Diese Hypothese könnte abenteuerlich scheinen, wenn nicht über die Zuweisung der unter dem Namen Ariston überlieferten Schriften von altersher (vgl. Laërt. Diog. VII, 163) Streit und Unsicherheit bestanden hätte. Ein neckischer Zufall hat es gefügt, daß es neben den aus Schriften der beiden Homonymen kontaminierten *Ὅμοιώματα* ein dem Keer mit Recht beigelegtes Buch *Ἐρωτικὰ ὅμοια* gegeben hat. Statt von dem *Ὅμοια* des Keers hätte

ich oben von einem dem Keer angehörigen Stücke der 'Ομοιώματα betitelten Kompilation sprechen sollen.]

6. Der unter Demokrits Namen gehende Ausspruch bei Stobaeus IV, 79 (III, 237 Wachsm.-Hense) läßt sich am leichtesten durch Einsetzen eines Wörtchens heilen: *Ἀνοήμονες ζωῆς ὀρέγονται, <ἀντὶ> γήραος θάνατον δεδοικότες*. „Die Toren hängen am Leben, indem sie statt (wie sie sollten) das Alter (und seine Beschwerden) vielmehr den Tod fürchten.“ Vgl. Plato Phädr. 260c: *κατὰ πράττειν ἀντ' ἀγαθῶν*. Wird doch *ἀντὶ* „oft brachylogisch mit seinem Substantiv für einen entsprechenden Satz gebraucht“ (Krüger, Gr. Gr. § 68, 15, 1). [Der vorgeschlagene Einschub ward angenommen von Diels. Vorsokratiker I², 423, 1 und II, 1², 725, 1.]

7. Ein witziges Wort des Kynikers Diogenes möchte ich vor Anfechtung, beziehentlich vor Schlimmbesserung schützen. Es lautet bei Stob. floril. 6, 52 M. (= III, p. 295, 1 Wachsm.-Hense): *Διογένης οὐδὲν εὐωνότερον εἶναι μοιχοῦ διωρίζετο τὴν ψυχὴν τῶν δραχμῆς ὠνίων προσιέμενον*. Diogenes ⁴ will damit sagen: nichts Geringwertigeres gibt es als den Störer des ehelichen Friedens — nach seiner Selbstschätzung nämlich, da er sein Dasein um das aufs Spiel setzt, was er um eine Drachme haben könnte. Nauck wollte *εὐωνότερον* in *ἀνοούστερον* oder *ἀνοώτερον* ändern (Mélanges Gréco-Rom. VI, 113). Meine oben gegebene Erklärung befriedigte ihn nicht, da *εὖωνος* nicht „billig verkaufend“ bedeuten könne. Gewiß nicht. Auch wäre das nicht der hier erforderte Gedanke. Allein man durfte doch wohl *εὖωνος* gerade so wie *ἀνάξιος* nicht nur von Dingen gebrauchen, die tatsächlich um einen geringen Preis verkauft werden, sondern auch ohne Rücksicht auf wirklichen Kauf und Verkauf von dem Geringwertigen oder als solches Veranschlagten. Nun bewertet sich eben der *μοιχός* nach der Meinung des Kynikers selbst so niedrig, daß er sein Leben um dessentwillen hergibt, was für eine Drachme erhältlich ist. Zum Gedanken vergleiche man die gleichfalls dem Diogenes zugeschriebene Aufforderung an einen Jüngling: *εἴσελθε εἰς πορνεῖόν που, ἵνα μάθῃ ὅτι τῶν ἀναξίων τὰ τίμια οὐδὲν διαφέρει* (Plutarch de educ. puer. 7 fin.).

[Vgl. auch Plutarch Amatorius 16 = Moralia I, 928, 22 Dübner: σκοπῶμεν οὖν εὐθύς, ὅτι τῆς Ἀφροδίτης τοῦργον . . . ὥνιον ἐστὶ δραχμῆς.]

Ein anderes derselben Sphäre angehöriges Dictum des Diogenes ist von Cobet mißverstanden und kritisch mißhandelt worden. Demetr. de elocut. § 261 schreibt: προσπαλαίων καλῶ παιδί Διογένους διεκινήθη πως τὸ αἰδοῖον. τοῦ δὲ παιδὸς φοβηθέντος καὶ ἀποπηδήσαντος „θάρρει, ὦ παιδίον“, εἶπεν, „οὐκ εἰμὶ ταύτῃ ὁμοιος“. Die Pointe liegt natürlich darin, daß der Vernunftmensch Diogenes die animalische Regung wie etwas seinem Wesen Fremdes von sich abschüttelt und sie nicht seiner Persönlichkeit, sondern dem ungeberdigen Körperteil zugerechnet wissen will. „Glaube nicht“ — so sagt er etwa — „daß ich diesem (ταύτῃ, zu denken ist τῇ πόσθῃ) ähnlich, d. h. daß ich so zuchtlos bin wie dieses.“ Cobet aber verstand dies so wenig, daß er dazu schrieb: „*Pro absurdo ὁμοιος lege ΦΟΒΕΡΟΣ*“ (Mnemos. N. S. V, 276).

Aus den mannigfachen bei Nauck verzeichneten Brechungen des Frg. trag. adesp. 284 (wozu noch kommt Gnomol. Paris. ed. Sternbach n. 24) darf man wohl die Urform des von Diogenes mit Vorliebe im Munde geführten Dichterwortes gewinnen: ἄπολις ἄοικος, βίον ἔχων ἐφ' ἡμέραν.

8. Das auf einer Hermensäule verzeichnete Epigramm, über welches einst Böckh und Gottfr. Hermann so heftig stritten, wird jetzt von Kirchhoff (Corp. inscr. Att. I, Nr. 522, 5 p. 216) also gelesen: ἐν μέσ(σ)ῳ Κεφαλῆς τε καὶ ἄστειος. Über den den Hexameter schließenden Gottesnamen Ἐρμῆς besteht kein Zweifel; nur die sechs vorangehenden Buchstaben haben noch keine befriedigende Deutung gefunden. Ich schlage vor, ἀγλαὸς zu lesen, was der Fourmontschen Abschrift, vom letzten Buchstaben abgesehen, der ja unmöglich richtig überliefert sein kann, so gut als völlig genau entspricht. Vgl. Kaibel Epigr. Gr. 812, 1.

9. Sollte noch niemand in dem von Damascius de principiis p. 382 ed. Kopp (= I, 322 Ruelle) überlieferten wichtigen Bruchstück des Eudemos (Fragmenta coll. Spengel p. 171, 17) die Lücke bemerkt und ausgefüllt haben, die den Bericht

über einen Hauptpunkt der Zoroastrischen Religion bis zur Unverständlichkeit entstellt hat? Man schreibe wie folgt: οὔτοι δ' οὖν μετὰ τὴν ἀδιάκριτον φύσιν διακρινομένην ποιούσι τὴν διττὴν συστοιχίαν τῶν κρειττόνων <τε καὶ φανλοτέρων δαιμόνων, ὧν> τῆς μὲν ἡγεῖσθαι τὸν Ὁρομάσδην, τῆς δὲ τὸν Ἀρειμάνιον.

10. Eurip. Hel. 34 liest man οὐρανοῦ ξυνθεῖς' ἄπο. Es ist von dem Trugbild der Helena die Rede, das Hera geschaffen und an ihrer Statt dem Paris übergeben hat. Soviel ich weiß, hat niemals und nirgendwo οὐρανός etwas anderes bedeutet als den Himmelsraum oder die Himmelsdecke. Die hier erforderte Bedeutung von Äther oder Himmelsstoff ist (von der nicht hierher zu ziehenden empedokleischen Kunstsprache abgesehen) nur für diese Stelle erfunden worden. Auch daran darf erinnert werden, daß asyndetisch aneinander gereihete Aorist-Partizipien in ihrer Abfolge der Folgeordnung der durch sie wiedergegebenen Vorgänge zu entsprechen pflegen, was hier nicht der Fall ist. Ich zweifle nicht daran, daß eine kleine Lücke vor Alters ungeschickt ausgefüllt worden ist, und schlage vor, also zu schreiben:

δίδωσι δ' οὐκ ἔμ', ἀλλ' ὁμοιώσας' ἐμοὶ
εἶδωλον ἔμπνουν, οὐρανοῦ καθεῖς' ἄπο,
Πριάμου τυράννου παιδί —.

Eurip. frg. 92:

ἴστω τ' ἄφρων ὢν ὅστις ἄνθρωπος γεγώς
δῆμον κολούει χρήμασιν γανροῦμενος.

Die beste Rechtfertigung des vielfach ohne ausreichenden Grund angefochtenen ἄνθρωπος liefert die Darlegung desselben 6 Gedanken in den jüngst von Blaß einem Sophisten zugewiesenen Bruchstücken bei Jamblichos Protrept. c. 20. Dort liest man p. 104, 6ff. Pist.: δεῖ γὰρ τὸν ἄνδρα τοῦτον, ὃς τὴν δίκην καταλύει καὶ τὸν νόμον τὸν πᾶσι κοινὸν καὶ συμφέροντα ἀφαιρήσεται, ἐδαμάντινον γενέσθαι, εἰ μέλλει συλῆσειν ταῦτα παρὰ τοῦ πλήθους τῶν ἀνθρώπων εἰς ὃν παρὰ πολλῶν σάρκινος δὲ καὶ ὅμοιος τοῖς λοιποῖς γενόμενος κτέ. Nur ein Übermensch — dies will der Dichter sagen —

könnte das vollbringen, was für unsereins, was für einen Menschen von Fleisch und Blut, der nur auf seinen Reichtum zu pochen vermag, ein vernunftloses Wagnis wäre. [Noch näher lag es, auf Platons „Gesetze“ IX, 856B hinzuweisen: *ὁς ἂν ἄγων εἰς ἀρχὴν ἀνθρώπων δουλώται μὲν τοὺς νόμους κτέ.*, wozu Constantin Ritter in seinem Kommentar völlig zutreffend bemerkt: „Das Wort (*ἀνθρώπος*) ist stark betont: *θεός* oder *νόμος* soll im Staate herrschen Eine vollständige Verkehrung dieses Verhältnisses ist es, wenn ein Mensch über die Gesetze erhoben wird“. Wie hier von Menschen-Herrschaft, so wird anderwärts von Menschen-Furcht oder Menschen-Scheu gesprochen. So verstehe ich Demokrits Mahnung, man möge die Menschen nicht mehr als sich selbst scheuen: *μηδὲν τι μᾶλλον τοὺς ἀνθρώπους αἰδεῖσθαι ἑωυτοῦ κτέ.* Unnötig war es daher, *ἀνθρώπους* mit Cobet durch *ἄλλους* zu ersetzen oder dieses Wort zwischen *τοὺς* und *ἀνθρώπους* einzuschalten, was Diels, Vorsokratiker S. 452, 21 der 1. Auflage getan, in der 2. Auflage I, 432, 9 meiner Einsprache Folge leistend (II, 1², S. 726, 2) zu tun unterlassen hat. Man vergleiche auch, was ich im folgenden Nr. 14 zu Philemon frg. 75 beigebracht habe.]

In betreff des Bruchstücks 334 muß ich eine alte [, von Nauck angeführte] Vermutung nicht sowohl zurücknehmen als modifizieren. Nicht abtrennen möchte ich nunmehr die zwei letzten Verse, wohl aber sie einer zweiten Gesprächsperson zuweisen. A (v. 1—3) mißbilligt es, daß B sich in einen eiteln Wortstreit mit Schlechten (so verallgemeinert ausgedrückt) einläßt und dadurch auf ihr Niveau herabsteigt. B (v. 4—5) rechtfertigt sein Verhalten, indem er es für unerträglich erklärt, die von Schlechteren ausgehende Beschimpfung stillschweigend hinzunehmen. Dem *κακοῖσι* in v. 2 entspricht genau *κακίωνων* in v. 5.

Eurip. frg. 832 ist es vielleicht nicht überflüssig, das ungewöhnliche *εἰς ταῦτ' ἐπρασσον* durch eine Parallele zugleich zu beleuchten und der Änderungslust gegenüber zu stützen. Eine solche bietet Sophocl. frg. 555, d. h. die von einem Grammatiker angeführte Phrase *εἰς ὀρθὸν φρονεῖν*. Man

kann sich die letztere Wendung vielleicht so verständlich machen, daß man das *ὀρθόν* als das Ziel des *φρονεῖν* ansieht und an unserer Stelle als das Endziel des *πράσσειν*, das ja niemals in zwei Fällen ein völlig identisches ist, die Summe des aus dem individuellen Lebensschicksale resultierenden Glücks oder Unglücks ansieht. Dann will der Sprechende mit den Worten:

*εἰ δ' εὐσεβῆς ὢν τοῖσι δυσσεβεστάτοις
εἰς ταῦτ' ἔπρασσον, πῶς τὰδ' ἂν καλῶς ἔχοι;*

ungefähr dieses sagen: was nützt mir meine Frömmigkeit, wenn ich mit den Unfrömmsten schließlich an das gleiche Lebensziel gelange?

Eurip. frg. 833:

7

*τίς δ' οἶδεν εἰ ζῆν τοῦθ' ὃ κέκληται θανεῖν,
τὸ ζῆν δὲ θνήσκειν ἐστί; πλὴν ὅμως βροτῶν
νοσοῦσιν οἱ βλέποντες, οἱ δ' ὁλωλότες
οὐδὲν νοσοῦσιν οὐδὲ κέκτηνται κακὰ.*

Die zwei durchschossenen Worte hat Nauck „*verba vitiosa*“ genannt. Ein begreifliches, aber, wie ich glaube, ein übereiltes Urteil. Suchen wir die Verse getreu wiederzugeben, so kommt uns auch im Deutschen eine ganz ähnliche Partikelverbindung in den Sinn, nämlich: „nur freilich“. Zuerst sagt der Dichter: „Wer weiß, ob nicht das, was wir Tod nennen, in Wahrheit Leben, das Leben aber Tod ist?“ Dann hebt er mit beißender Schärfe einen Unterschied hervor, der zugleich einen Nachteil auf der Seite des Lebens darstellt. Er hätte sich ebensogut also ausdrücken können: *ὅμως δὲ μόνον οἱ ζῶντες νοσοῦσιν κτέ.* Die Einschränkung der in jener rhetorischen Frage angedeuteten Behauptung wird durch *πλὴν*, der Widerspruch gegen die darin enthaltene Gleichstellung von Leben und Tod durch *ὅμως* hervorgehoben. Die Verbindung der beiden Partikeln mag immerhin ungewöhnlich, vielleicht unerhört sein; ich denke nicht, daß dies einen ausreichenden Verdachtsgrund bildet, wenn eben diese Verbindung eine der Gliederung des hier dargelegten Gedankens vollständig entsprechende ist.

11. Ein paar Besserungsvorschläge zu dem auf Gorgias bezüglichen Teile des Libellus de Melisso Xenophane et Gorgia seien dem letzten trefflichen Herausgeber zur Erwägung empfohlen. 979 fin. (= 191, 5 Apelt) ist mir die Ergänzung <εἶναι δεῖν>, soweit das zweite Wort in Betracht kommt, nicht wohl verständlich, während εἶναι zwar dem Gedanken gemäß, aber entbehrlich erscheint. Man wird nichts vermissen, wenn man die Stelle mit den übrigen Ergänzungen des Herausgebers wie folgt liest: ἐνὸς δὲ <μὴ> ὄντος, οὐδ' ἂν <ὅλως> εἶναι οὐδέν. μὴ <γὰρ ὄντος ἐνὸς> μηδὲ πολλά. εἰ δὲ μήτε <ἐν, φησίν>, μήτε πολλά ἔστιν, οὐδὲν ἔστιν.

980a, 16/7 = 192, 9/10 (Apelt) ist, meine ich, zweimal ταῦτα durch ταὐτὰ zu ersetzen in dem Satze: καὶ γὰρ ὥσπερ ἐκεῖ πολλοὶ ἂν ταὐτὰ ἴδοιεν, καὶ ἐνταῦθα πολλοὶ ἂν ταὐτὰ διανοηθεῖεν. Die Identität der Erkenntnis ist so wenig wie
 8 jene der Sinneswahrnehmung eine Bürgschaft gegenständlicher Wahrheit. Ebendort Z. 17/8 (= 980b, 2) verlangt λέγει ein Objekt, also doch wohl: καὶ <λόγον> λέγει ὁ λέγων, ἀλλ' οὐ χρώμα οὐδὲ πρᾶγμα. Doch ist hier ein Zweifel möglich, so gilt dies nicht von 193, 17 (= 980b, 14). Dort muß Gorgias mehr beweisen wollen als bloß dies, daß die Empfindungen des einen mit jenen eines anderen kaum vollständig übereinstimmen. Auch fehlt das beim Optativ αἰσθοίτο unentbehrliche ἄν. Beide Anstöße verschwinden durch die Schreibung: ὥστε σχολῇ ἄλλω γ' ἂν (statt πᾶν) ταὐτὸ αἰσθοιτό τις. Das nachdrückliche γέ findet im Zusammenhang seine volle Rechtfertigung; geht doch unmittelbar vorher: φαίνεται δὲ οὐδ' αὐτὸς αὐτῷ ὅμοια αἰσθανόμενος ἐν τῷ αὐτῷ χρόνῳ, ἀλλ' ἕτερα τῇ ἀκοῇ καὶ τῇ ὄψει, καὶ νῦν τε καὶ πάλαι διαφόρως —. [Der letzte meiner Vorschläge γ' ἂν statt πᾶν war von Wilson, Classical Review 1892, p. 17 vorweggenommen worden, wie ich aus Diels' Ausgabe des Libellus, Berlin 1900, ersehe.]

12. Herodot I, 34. Herwerdens Erinnerung, daß ἀπόλλυμι von Herodot niemals im Sinne des Verlierens, sondern nur in jenem des Verderbens gebraucht werde, ist voller Beachtung wert, und einleuchtend richtig ist die von

ihm daraus gezogene Folgerung, daß in *αἰχμῇ σιδηρῇ* das Subjekt zu *ἀπολεῖ* zu suchen ist. Soweit folge ich ihm und schreibe daher beide Worte als Nominative, nicht als Dative. Weiter vermag ich ihm jedoch nicht zu folgen. Denn keineswegs ergibt sich aus dieser Veränderung nunmehr auch die Nötigung, das Partizip *βληθέντα* zu tilgen. Das Traumgesicht verkündet dem Krösos in betreff seines Sohnes Atys, „daß eine eiserne Lanzenspitze ihn treffen und verderben werde“, *ὡς ἀπολεῖ μιν αἰχμῇ σιδηρῇ βληθέντα*. Das letzte Wort antasten heißt die Fülle des herodotischen Ausdruckes beschneiden; und wie mißlich dies ist, weiß jeder Kenner der Diktion des Halikarnassiers.

13. Die Stelle des Hippokrates oder wer sonst der Verfasser des herrlichen Buches „Über Luft, Lage und Wasser“ sein mag (Litré II, 84, 1 = Kühlewein I, 67, 4 ff.), hat meines Erachtens also zu lauten: [*ἀπό*] *τούτων εἰκὸς αἰσθάνεσθαι καὶ τὴν γένεσιν ἐν τῇ συμπήξει τοῦ γόνου, ὥστ' ἄλλοτ'* ἄλλην καὶ μὴ τῷ αὐτῷ τὴν αὐτῇ γίνεσθαι ἐν τε τῷ θέρει καὶ τῷ χειμῶνι κτέ. Die Tilgung von *ἀπό* und die Einschaltung von *ἄλλοτε* rührt von Koraes her; ich habe *ὥστε* hinzugefügt und dadurch dem Satz, wie ich glaube, eine gegen jede Anfechtung gesicherte Gestalt gegeben. Auch der Ursprung der Lücke ist nicht schwer zu erklären; konnte doch das Auge eines Schreibers gar leicht von OY in *γόνου* auf OT in *ἄλλοτ'* abspringen, da T und Y in den Handschriften oft kaum, wenn irgendwie zu unterscheiden sind.

Prognost. c. 3 (II, 120 L. = I, 82, 6 K.) schlage ich vor, das Sätzchen (in dessen Schreibung ich mit Littré übereinstimme) *ἀλλὰ προλέγειν ἀπ' ἀμφοῖν κίνδυνον ἐσόμενον* von seiner Stelle zu rücken. Denn das Vorangehende enthält nichts, worauf *ἀπ' ἀμφοῖν* sich beziehen könnte. Ist doch hier nur von einem Symptom, dem Zähneknirschen im Fieber, die Rede. Wenn dieses Symptom *μανικὸν καὶ θανατωδὲς* heißt, so erwächst uns daraus doch keineswegs das Recht, das eine Anzeichen in zwei zu zerlegen, wie dies Littré mittels der folgenden Übersetzung tat: „*Le grincement et le délire, s'ils se réunissent, présagent du danger par*

leur réunion.“ Weder von zwei Symptomen noch von ihrer Vereinigung wird mit einem Worte gesprochen. Auch fehlt es nicht an einer direkten Widerlegung der Littréschen Deutung. Sie liegt in den jenem Sätzchen unmittelbar nachfolgenden Worten: *ἦν δὲ καὶ παραφρονέων τοῦτο ποιῇ, ὀλέθριον γίνεται κάρτα ἤδη.* Jene von Littré vorweggenommene Vereinigung des Zähneknirschens mit einer Bewußtseinsstörung wird hier ausdrücklich aufgeführt und kann daher unmöglich schon im vorangehenden zwischen den Zeilen gelesen werden. Auch begreift man nicht, was nach *θανατῶδες* noch *κίνδυνον ἐσόμενον* besagen soll. Das wäre doch ein wunderbarer Antiklimax. Da nichts auf eine Verderbnis hinweist, so bleibt uns nur die Wahl zwischen der Annahme einer Lücke und einer Umstellung. Denn Ermerins’ Tilgung des an sich tadellosen Sätzchens ist gewalttätige Willkür. Jeder Anstoß schwindet, wenn man den Satz um wenige Zeilen hinaufrückt und an die Stelle anschließt: *ἐπὶ γαστέρα δὲ κεῖσθαι, ᾧ μὴ σὺνηθές ἐστι καὶ ὑγιαίνοντι οὕτω κοιμᾶσθαι, παραφροσύνην τινὰ σημαίνει ἢ ὀδύνην τῶν ἀμφὶ τὴν κοιλίην τόπων* (ich folge auch hier Littrés Schreibungen, doch sind die Abweichungen von Kühleweins neuem Text nicht von wesentlichem Belang). Hier wird wenn nicht von zwei Symptomen, so doch von einer zwiefachen Möglichkeit der Auslegung eines Symptoms gehandelt. Und hieran schließen sich passend die Worte *ἀλλὰ προλέγειν—ἐσόμενον* an, die dann bedeuten: mag der Grund jener ungewöhnlichen Lage der eine oder der andere sein, in beiden Fällen ist das Symptom ein gefahrdrohendes.

- 10 14. Der (bald Menander bald Philemon zugeschriebene) Doppelvers eines Komikers:

*ὁ μὴ γέλωτος ἄξιος ἂν ᾗ γέλως,
αὐτοῦ γέλωτος πέφυκε κατὰ γέλως —*

ward noch von Meineke in so schlechter Überlieferung vorgefunden, daß er nach vergeblichen Herstellungsversuchen hinzufügt: „*nisi versus est politicus*“ (IV, 274, Frg. 181). Sternbachs Mitteilung (Appendix gnomica im Anhang zu Photii

patriarchae opusculum paraeneticum, Krakau 1893) bietet einen ungleich handlicheren Text. Ich schiebe nur ein Wörtchen ein und ersetze *ἄξιος* durch *ἄξιον*, und die ursprüngliche Gestalt des Verspaares ist augenscheinlich wiedergewonnen:

ὁ γέλως, ἐάν <τι> μὴ ἦ γέλωτος ἄξιον,
αὐτοῦ πέφυκε τοῦ γελῶντος κατάγελως.

Ein anderes aus derselben Quelle (der Comparatio Menandri et Phil.) stammendes Verspaar scheint noch an einem mit leichter Mühe zu beseitigenden Gebrechen zu leiden. Ich meine die Verse 238 f. (bei Wilh. Meyer, Die athenische Spruchrede usw., Bayrische Akad.-Abh., München 1891, S. 64 [288]):

γέρων γενόμενος μὴ γάμει νεωτέρων·
ἄλλον γὰρ ἔξει, παιδαγωγήσεις δὲ σύ —

wozu Nauck (Mél. Gréco-Rom. VI, 1, p. 132) bemerkt: „Passender dürfte sein *μοιχὸν γὰρ ἔξει*“. Gelinder in jedem Sinne ist wohl die Schreibung *ἄλλος γὰρ ἔξει*. Man vergleiche, wenn dies not tut, Callimach. epigr. 28 v. 5 f.

Ἀυσανίη, σὺ δὲ ναίχι καλὸς καλός· ἄλλὰ πρὶν εἰπεῖν
τοῦτο σαφῶς, ἡχώ φησί τις· „ἄλλος ἔχει“.

Mangel an Lebenskenntnis hat Nauck mitunter zur unrichtigen Behandlung der das Leben selbst abspiegelnden Äußerungen der komischen Dichter vermocht. So wenn er zu Menanders Frg. 623 K:

τοὺς τὸν ἴδιον δαπανῶντας ἀλογίστως βίον
τὸ καλῶς ἀκούειν ταχὺ ποιεῖ πεινῆν (so statt πᾶσιν
Bentley) κακῶς

bemerkt (a. a. O. S. 120): „Statt *τὸ καλῶς ἀκούειν* wäre ein Ausdruck wie *τὸ πόλλ' ἀναλοῦν* deutlicher und angemessener“. Was sollte — so darf man vielmehr fragen — *τὸ πόλλ' ἀναλοῦν* nach *τὸν ἴδιον δαπανῶντας βίον*? Nauck vergaß hier, daß Verschwender, die „leben und leben lassen“, die „das Geld unter die Leute bringen“, sich zumeist 11 großer Beliebtheit erfreuen. Dem großen Haufen „erscheint jeder Sparer in dem Licht eines Aufspeicherers . . .

Wer hingegen sein Vermögen in unproduktivem Verbrauch ausgibt, wird so angesehen, als ob er ringsum Wohltaten verbreitete, und er ist ein Gegenstand so großer Gunst, daß ein Teil dieser Popularität ihm selbst dann treu bleibt, wenn er das verausgabt, was nicht ihm gehört“. Diese Sätze J. S. Mills (*Polit. Economy*, Buch I, Kap. 5, § 5) bilden den besten Kommentar zu dem mißverstandenen Bruchstück des Menander.

Ebensowenig hätte Nauck, wenn er das Leben des gemeinen Mannes im Süden zu beobachten Gelegenheit gehabt hätte, den von Aristophon frg. 1 (II, 276 K.) veranschaulichten Gedanken, daß der Winter die Übel der Armut an den Tag bringe, einen seltsamen genannt und das von Kock in vollkommen befriedigender Weise erklärte Bruchstück mit Änderungsvorschlägen heimgesucht (a. a. O. S. 96). Hätte er sich endlich erinnert, daß die Geburt von Söhnen allezeit und wohl bei allen Völkern ungleich erwünschter war als jene von Töchtern (vgl. z. B. Schrader, *Sprachvergleichung und Urgeschichte* 387 f., H. Spencer, *Justice* 171, Daniell, *Handbuch der Geographie* I, 236, „Der Mädchenmord in Indien“, *Neue Freie Presse Abendbl.* vom 14. Juli 1887 usw.), er hätte nimmermehr das eben hierauf bezügliche Fragment des Poseidippos (IV, p. 516 Mein. = III, 338 K.) angetastet (*Mél. Gr.-Rom.* V, 244). Daß er übrigens in seiner von unermesslicher Belesenheit und von staunenswerter Kombinationsgabe zeugenden Besprechung der Kockschen Fragmentsammlung vielfach irre gegangen ist, dies hat mir der treffliche Mann in dem letzten Briefe, den ich von ihm empfang, bereitwillig zugestanden, wie er denn seine Beantwortung von „ἔθνος bei Menander und Antiphanes (S. 118)“ einen „ganz abscheulichen Flüchtigkeitsfehler“ nannte.

Um der Sache willen seien hier noch einige in jener Abhandlung enthaltene Änderungsvorschläge kurz besprochen. In Menander frg. 249, 3 ff.: — ἄλλ' ἐκεῖνος ῥῆμά τι | ἐφθέγγατ' οὐδὲν ἐμψυχές, μὰ τὸν Δία, | τῷ „γνώθι σαυτόν“, οὐδὲ τοῖς βοωμένοις | τοῦτοις — will Nauck τοῖς βοωμένοις durch θουλουμένοις ersetzen. Dazu scheint uns nicht die

mindeste Nötigung vorzuliegen. Von Herodot (III, 39: *πράγματα βεβωμένα ἀνὰ τὴν Ἰωνίην*, VIII, 14: *ἐβώσθη ἀνὰ 12 πᾶσαν τὴν Ἑλλάδα*) bis auf die spätesten Autoren liegt eine lange Reihe von Belegen für die hier erfordernte Bedeutung von *βοῶσθαι* vor. Unmittelbar hierauf bespricht Nauck Menandr. frg. 252:

*τὸ γὰρ προθύμως μὴ πονήσαντας τυχεῖν
εὐδαιμονίας εἶωθ' ὑπερηφανίαν* (so Meineke statt *ὑπερηφανίας*)
ποιεῖν.

„In dieser von anderen hergestellten Fassung bleibt noch anstößig das ganz unpassende *προθύμως*: es war zu schreiben... *προχείρως*.“ Zur Rechtfertigung von *προθύμως* genügt es, auf die bekannte Wahrnehmung zu verweisen, daß „sehr häufig... in der Absicht, ein Wort nachdrücklich hervorzuheben, die Negation demselben nachgesetzt wird“ (Kühner II, 739 ähnlich Krüger 67, 10). Nauck hätte sich bloß des Frg. trag. adesp. 439 zu erinnern brauchen:

σοφὴ μὲν ἤμην, ἀλλὰ πάντ' οὐκ εὐτυχῆς.

Philemon frg. 75 (II, 498 K.) lauten die ersten zwei Verse nach den Handschriften (des Stob. floril. 102, 4) wie folgt:

*ἄνθρωπον ὄντα ῥᾶδιον παραινέσαι
ἔστιν, ποιῆσαι δ' αὐτὸν οὐχὶ ῥᾶδιον.*

Die Worte *ἄνθρωπον ὄντα* gehören zum ganzen Satze und vornehmlich zu dessen zweitem Gliede. Sie sind als Apposition zu einem hinzuzudenkenden *τινὰ* aufzufassen. Eine prosaische Paraphrase hätte etwa also zu lauten: *ῥᾶδιον μὲν ἐστὶ τὸ παραινεῖν, χαλεπὸν δὲ τὸ ἃ τις παραινεῖ καὶ αὐτὸν ποιεῖν ἄνθρωπον ὄντα*. Die in jenen zwei Worten enthaltene Erinnerung an die menschliche Schwäche, der es leicht fällt, gute Ratschläge zu erteilen, schwer aber, sie selbst zu befolgen, scheint mir hier nicht weniger am Platz wie in so vielen anderen Fällen; z. B. Menandri monost. 8 (IV, 340 Mein.): *ἄνθρωπος ὢν μέμνησο τῆς κοινῆς τύχης*, Eurip. frg. 1075 N.²: *θεοῦ βίον ζῆν ἀξιοῖς ἄνθρωπος ὢν* oder Dionys. archaeol. V, 4: *ἀνθρώπους δ' ὄντας μηδὲν ὑπὲρ τὴν ἀνθρώ-*

πίνην φύσιν πονεῖν. [Vgl. auch Polybios 37, 9 in. Hultsch = 36, 17 Büttner-Wobst.] Anders dachte Bentley, der statt ἀνθρώπων ὄντα zu schreiben vorschlug ἄλλω πονοῦντι. Ihm sind Meineke, Kock und auch Nauck gefolgt. Daß jedoch diese Textesänderung eine unnötige ist, glauben wir soeben gezeigt zu haben; daß sie falsch ist, beweist, wie wir meinen, das ποιῆσαι des zweiten Verses, das aufs beste zu unserer Auffassung, aber ganz und gar nicht zu derjenigen 13. Bentleys stimmt. Auf letzteren Umstand hat Nauck a. a. O. (S. 102) hingewiesen. Nur zieht er freilich aus dieser Inkongruenz die Folgerung, daß, wer Bentleys „einleuchtende Emendation . . . billigt“, nun auch „unbedingt V. 2 πονήσαι statt ποιῆσαι schreiben“ müsse. Uns will vielmehr scheinen, daß es auch diesmal der Fluch einer verfehlten Konjekture ist, daß sie fortzeugend weitere verfehlte Konjekturen hervorbringt.

Das von Stob. III, c. 12, 5 Wachsm.-Hense = Com. IV, 292 Mein. [= III, 216 Kock] mitgeteilte Bruchstück des Menander: κρεῖττον ἐλέσθαι ψεῦδος ἢ ἀληθές κακόν haben die Kritiker bisher wohl allzu schüchtern angefaßt. Man hat sich damit begnügt, den wankenden Bau des Verses zu stützen, indem man entweder ein überflüssiges δέ einschob (κρεῖττον δ') oder das völlig sinngemäße ἐλέσθαι durch ein jedenfalls nicht sinngemäßeres, aber mit konsonantischem Anlaut versehenes Verbum wie λέγεσθαι, δέχεσθαι u. dgl. m. ersetzte. Man übersah dabei, daß der Verbindung ἀληθές κακόν nicht füglich das bloße ψεῦδος entsprechen kann. Der Vers mag ursprünglich also gelautet haben: ἀγαθὸν ἐλέσθαι ψεῦδος ἢ ἀληθές κακόν, während das zur Vervollständigung des Gedankens Erforderte im Schluß des vorangehenden, vom Gnomologen weggelassenen Verses enthalten war. [Darin etwa: κρεῖττον <λέγω, | ἀγαθόν> ἐλέσθαι κτέ.]

15. Moschion frg. 9 (Fragm. trag. Gr. 861 N.²) ist das schöne Bild eines unglücklichen, tiefgesunkenen Fürsten in seinem Anfang verstümmelt. Aus dem sinnlosen σὺν αἴσι (sic), σὺν αἴσι oder συνέσει der Handschriften möchte ich σύννους ὁ gewinnen:

σύννοους ὁ δόξη πρόσθε καὶ γένει μέγας
 Ἄργους δυνάστης λειπὸς ἐκ τυραννικῶν
 θρόνων, προσέκτην θαλλὸν ἡγκαλισμένος
 ἔστειχεν, εἰς γῆν ὄμμα συννεφὲς φορῶν κτέ.

Die letzten zwei Worte habe ich in der ihnen von Meineke-Nauck und Herwerden verliehenen Gestalt angeführt. Was dieser Vers mit einer gewissen Ausführlichkeit schildert, das faßt jenes Eingangswort wie in einen Strich zusammen. Das Substantiv *σύννοια* wird von den drei großen Tragikern gebraucht. Daß das Adjektiv bisher weder bei ihnen noch bei einem ihrer Nachfolger nachgewiesen ist, darf schwerlich als ein Einwand gegen unsere Vermutung gelten.

16. Jene Verse des Parmenides, die Simplicius im Kommentar zur Physik I, 3 (p. 145, 23ff. Diels [= Vorsokratiker I², 120, 1—4]) anführt, glaube ich ohne Änderung ¹⁴ eines Buchstabens durch bloße Umstellungen verbessern zu können, indem ich sie also schreibe:

οὐδὲ διαίρετόν ἐστι· ἐὼν γὰρ ἐόντι πελάζει·
 οὐδέ τι τῇ μᾶλλον, πᾶν δ' ἔμπλεόν ἐστιν ἐόντος,
 οὐδέ τι χειρότερον, τό κεν εἶργοι μιν συνέχεσθαι.
 τῷ ξυνεχὲς πᾶν ἐστίν, ἐπεὶ πᾶν ἐστὶν ὁμοῖον.

Für völlig sicher gilt mir die Umstellung der zwei Halbverse 24 und 25. Denn einen Sinn gibt nur die Verbindung *οὐδέ τι χειρότερον, τό κεν εἶργοι μιν συνέχεσθαι*. Den Zusammenhang des Stoffes oder des Seienden kann nicht ein Plus, sondern nur ein Minus oder ein Minimum, wenn nicht ein Fehlen von Stoff beeinträchtigen. Da nun hier (anders als in dem verwandten Verse *οὐ γὰρ ἀποτμήξει τὸ πέλον τοῦ ἐόντος ἔχεσθαι*) vom Leeren nicht die Rede ist, so muß eine Annäherung an das Leere, eine weitgehende stoffliche Verdünnung gemeint sein. Vgl. Aristot. de gener. et corrupt. I, 8, insbesondere die Worte: *οὐδ' αὖ πολλὰ εἶναι μὴ ὄντος τοῦ διείργοντος*, auch des Verfassers Griech. Denker I, 442f. [I³, 438].

In den uns nur durch die lateinische Übersetzung des Caelius Aurelianus bekannten Versen des Parmenides ist

v. 143—144 Stein, wie ich meine, die Interpunktion zu ändern (beziehentlich Karstens Interpunktion wiederherzustellen) und v. 147 statt *permixto in corpore*, wo *permixto* aus dem vorangehenden Vers irrtümlich wiederholt ist, vielmehr zu schreiben *mixtae uno in corpore*. Danach hätten die sechs Verse zu lauten:

Femina virque simul Veneris cum germina miscent
venis, informans diverso ex sanguine virtus,
temperiem servans, bene condita corpora fingit.
at si virtutes permixto semine pugnent
nec faciant unam mixtae uno in corpore, dirae
nascentem gemino vexabunt semine sexum.

[Ungeändert ließ das obige gleichwie dieses Bruchstück Diels, Vorsokratiker a. a. O. S. 124f.]

17. Den bei Philodem und bisher nur bei ihm nachgewiesenen Worten *ἀδιαληψία* und *ἀδιαληπτεύω* (vgl. „Philodem und die ästhetischen Schriften“ usw. 59f.) ist noch hinzuzufügen das Derivat *ἀδιαλήπτειμμα* in dem Satze (Vol. Herc.² X, 76 col. XI): *βλέπεις γε (δ)ὴ ὥς ἂν (ἢ π)ερὶ τὰ τοσαῦτα καὶ τοιαῦτα θεωρήματα γυμναζομ(έν)η διάνοια οὐκ ἂν ἔξω γένοιτ(ο) παντὸς ἀδιαληπτέυμ(ατος)*. Auch das Adjektiv *ἀδιάληπτος* und das Adverb *ἀδιαλήπτως* begegnen ebendasselbst 77 col. XIII und 75 col. VIII. Selbst für die Entscheidung der Frage nach der Autorschaft dieser Schrift, die Körte (Metrodori Epicurei Fragmenta, Leipzig 1890) ohne zulänglichen Grund dem Metrodor zugewiesen hat, dürfte diese sprachliche Wahrnehmung nicht ohne Belang sein.

18. Platon, Staat 387b: *οὐκοῦν ἔτι καὶ τὰ περὶ ταῦτα ὀνόματα πάντα τὰ δεινὰ τε καὶ φοβερά ἀποβλητέα, Κωνυτοῦς τε καὶ Στύγας καὶ ἐνέρους καὶ ἀλίβαντας, καὶ ἄλλα ὅσα τούτου τοῦ τύπου ὀνομαζόμενα φρίττειν δὴ ποιεῖ ὥς οἴεται πάντας τοὺς ἀκούοντας*. Das sinnlose *οἴεται* der Handschriften ist noch immer nicht gebessert. Weder *οἶόν τε* noch *ὅσα ἔτη* noch *οἰκέτας* noch das jüngst vorgeschlagene *ὄντα* vermag zu befriedigen. ὥς anzutasten ist kein Grund vorhanden, und da empfiehlt es sich doch am meisten, an einen Vergleich zu denken, und zwar mit Wesen, deren Furchtsamkeit eine

notorische ist [also etwa mit Täubchen, wie in Kaiser Julians Or. VII, 204b = I, 264, 17 Hertlein, oder mit Schäfchen]. Schrieb nicht Platon *ὡς οἶδια*? Man vergleiche des Photios Glosse *οἶδια· προβάτια*. Die Glosse könnte wenigstens aus des Boethos *λέξεων Πλατωνικῶν συναγωγή* oder aus seiner Schrift *περὶ τῶν παρὰ Πλάτωνι ἀπορουμένων λέξεων*, die Photios gekannt und verwertet hat, geschöpft sein (vgl. Nabers Prolegomena p. 55). [Noch näher kommt der Überlieferung die Form *οιότια*, ein, wie es scheint, von Platons Lieblingsdichter Sophron gebrauchtes Deminutiv, vgl. Kaibel, Com. Graec. Fragm. I, 1, 73.]

Plato oder Pseudo-Plato, Hippias maior 283a: *ἐναντίον γὰρ Ἀναξαγόρα φασὶ συμβῆναι ἢ ὑμῖν καταλειφθέντων γὰρ αὐτῷ πολλῶν χρημάτων καταμελῆσαι καὶ ἀπολέσαι πάντα οὕτως αὐτὸν ἀνόητα σοφίζεσθαι*. Das allzu derbe, durch den Zusammenhang ganz und gar nicht gerechtfertigte *ἀνόητα* ist sicherlich durch *ἀνόνητα* zu ersetzen. Ich bemerke nachträglich, daß diese Vermutung schon von einer Handschrift, nämlich vom Paris. F, dargeboten wird. Stallbaum erwähnt sie, verwirft sie aber mit der meines Erachtens törichtten Begründung: „*Sed vera est lectio vulgata qua ad νοῦν illud Anaxagorae alluditur.*“ Die Zürcher Herausgeber, K. F. Hermann, M. Schanz finden jene Lesart wohl darum, weil sie keinen urkundlichen Wert besitzt, nicht einmal der Erwähnung wert. [Burnet erwähnt die Lesart, ohne sie zu nutzen.]

19. Schwer verständlich ist es mir, daß die Herausgeber des Thukydides die spartanische Rede des Alkibiades (VI, 92) noch nicht von einem offenbaren Emblem befreit haben. Ein solches ist doch dort mit voller Sicherheit zu erkennen, wo in einen ganz allgemein gehaltenen Satz ein die spezielle Nutzenanwendung enthaltendes Wort eingefügt ist. Und solch eine Einschaltung konnte um so leichter dort erfolgen, wo der völlig generell ausgedrückte, dem Leser die 16 spezielle Anwendung überlassende Gedanke von Sätzen umgeben ist, die solcher Allgemeinheit entbehren. All dieses trifft in unserem Fall zusammen. Alkibiades will das Mißtrauen beseitigen, das sein vaterlandsfeindliches Vorgehen

sogar bei den Feinden seines Vaterlandes wachrufen könnte, und spricht also zu den Spartanern: *φυγὰς τε γάρ εἰμι τῆς τῶν ἐξελασάντων πονηρίας καὶ οὐ τῆς ὑμετέρας, ἣν πείθησθέ μοι, ὥφελιάς, καὶ πολεμιώτεροι οὐχ οἱ τοὺς πολεμίους που βλάψαντες [ὑμεῖς] ἢ οἱ τοὺς φίλους ἀναγκάσαντες πολεμίους γενέσθαι· τό τε φιλόπολι οὐκ ἐν ᾧ ἀδικοῦμαι ἔχω, ἀλλ' ἐν ᾧ ἀσφαλῶς ἐπολιτεύθην· οὐδ' ἐπὶ πατρίδα οὔσαν ἔτι ἡγοῦμαι νῦν ἵεναι, πολὺ δὲ μᾶλλον τὴν οὐκ οὔσαν ἀνακτᾶσθαι. καὶ φιλόπολις οὗτος ὀρθῶς, οἷχ' ὅς ἂν τὴν ἑαυτοῦ ἀδίκως ἀπολέσας μὴ ἐπ' ἡ, ἀλλ' ὅς ἂν ἐκ παντὸς τρόπου διὰ τὸ ἐπιθυμεῖν πειραθῇ αὐτὴν ἀναλαβεῖν.* Die letzten Worte erinnern mich übrigens an einen noch nicht mit Sicherheit hergestellten, vielleicht nicht mit Sicherheit herstellbaren Vers des Euripides (frg. 1045 N.²). In den Worten *μὴ κάμνε πατρίδα σὴν λαβεῖν πειρώμενος* ist das Simplex *λαβεῖν*, wie längst erkannt, nicht haltbar. Ob aber Bothes und Mählys *πατρίδι συλλαβεῖν* das Richtige trifft, darf wohl bezweifelt werden. Nicht eben gewaltsamer und an sich wahrscheinlicher ist wohl unsere Vermutung: *μὴ κάμνε πατρίδ' (oder πάτραν?) ἀναλαβεῖν πειρώμενος.* Oder irre ich mit der Annahme, daß *πειρώμενος* eher auf diesen als auf jenen Gedanken zu führen scheint?

VI.¹

- 1 1. Die uns in so wunderbarer Weise wiedergegebenen Dichtungen des Bakchylides hat F. G. Kenyon (von den Herren Jebb, Sandys, Palmer, Purser und Friedrich Bläß aufs trefflichste unterstützt) mit einem Kommentar versehen von einer Güte und Reichhaltigkeit, wie derlei in dem ersten Erklärungsversuch eines neuentdeckten Werkes nicht häufig anzutreffen ist. Von ernsteren Irrungen ist mir in demselben bisher nur eine einzige aufgefallen. Ich meine die Annahme, daß in der sechsten, an Lachon von Keos

¹ Wien 1898, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

gerichteten Ode auf ein anderes, zur Feier desselben Sieges bestimmtes und schon früher zu Olympia vorgetragenes Epinikion bezug genommen werde (The poems of Bacchylides, London 1897, p. 61). Diese Annahme beruht auf einer m. E. unzulässigen Auslegung der Verse 4ff.

δι' ὅσσα πάροιθεν
ἀμπελοτρόφον Κίον
ἄεισάν ποτ' Ὀλυμπίᾳ
πύξ τε καὶ στάδιον κρατεῦ[σαν]
στεφάνοις ἐθείρας
νεανίαι βρῶντες.

Schon das eine Wörtchen *ποτέ* konnte an der Richtigkeit dieser Interpretation ernste Zweifel wecken. Desgleichen scheint es unstatthaft, in den so eng verbundenen Worten 2 *πύξ τε καὶ στάδιον* das letzte auf den von Lachon, das erste auf den von einem anderen Athleten errungenen Sieg zu beziehen. Und auch an sich hat es ja gar geringe Wahrscheinlichkeit für sich, daß bei derselben olympischen Feier mehrere Keer in verschiedenen Kampfspielen den Sieg davongetragen haben. Endlich scheinen uns auch die Worte *δι' ὅσσα* in Kenyons Wiedergabe „*has won glory, on account of which they sang hymns*“ keine angemessene Wiedergabe erfahren zu haben. Der Sinn der Stelle scheint vielmehr dieser zu sein: „Lachon hat sich in Olympia mit Ruhm bedeckt kraft derselben Vorzüge, durch welche schon vorher seine Heimat Keos, im Faustkampf und im Wettlauf gleich siegreich, zu Olympia gefeiert worden ist.“ Der Dichter geht hier, wo es einen Sohn seiner Heimat zu feiern gilt, vom Preise des einen Kämpfers sofort zu dem des gemeinsamen Vaterlandes über.

Von den vier Worten, die in der Einleitung (p. XLIX) als verderbt bezeichnet werden, „ohne daß eine überzeugende Emendation vorgebracht worden ist“, scheinen mir drei eine annehmbare Erklärung zu gestatten.¹

¹ Auch die vierte Stelle XIX, 15 rechtfertigt jetzt v. Wilamowitz, Gött. gel. Anz. 1898, S. 143.

Ob nämlich ἀσαγέοντα IX, 13 wirklich verderbt ist, darf mindestens bezweifelt werden. Der Herausgeber bemerkt dazu (p. 72): „for this word as it stands no explanation can be offered; and, unless it is to be supposed that it is a word which, with all its cognates, has escaped the ancient lexicographers, some emendation is necessary.“ Dem gegenüber mag doch daran erinnert werden, daß das Substantiv σάγη (Rüstung, Bekleidung) schon bei Äschylos nachweisbar, daß ein davon abgeleitetes ἄσαγος und ein daraus geformtes ἀσαγέω etwa neben einem prosaischen ἀσαγέω keineswegs analogiewidrige Bildungen sind (vgl. Lobecks Rhematicon p. 199, 200, 203; desgleichen ἄσαγος: ἀσαγέω = ἄσωτος, ἀπληστος, ἄλογος: ἄσωτεύομαι, ἀπληστεύομαι, ἄλογεύομαι), und unser Befremden nicht in höherem Maße erregen dürften, als manche andere der zahlreichen neuen Worte, von denen ungefähr jeder zehnte Vers dieser Dichtungen eines aufweist (102:1070). Gesprochen wird an unserer Stelle von Archemoros, dem 3 Kinde des Lykurgos, das seine Pflegerin Hypsipyle auf einer Wiese liegen ließ (so Euripid. frg. 754), während sie dem Heros Adrastos und seinen Genossen den Weg zu einer Quelle wies, an der sie ihren Durst löschen wollten. Das Kind wird von einer Schlange gebissen und getötet. So viele andere an sich zur Situation wohl passende Epitheta sich hier ersinnen lassen, so scheint doch kein ernster Grund vorhanden, das überlieferte ἀσαγέοντα = γυμνόν (unbewehrt) anzutasten. Eine Schwierigkeit bleibt allerdings übrig. An den wenigen Dichterstellen, die σάγη darbieten, wird die erste Silbe kurz gemessen, während das Versmaß hier die entgegengesetzte Messung erheischt. Daß dies angesichts mancher prosodischer Eigentümlichkeiten, welche diese Überreste darbieten, ein ausreichender Grund zur kritischen Anfechtung ist, wird sich schwerlich behaupten lassen.¹

Noch etwas zuversichtlicher möchte ich das als korrupt bezeichnete ἀπάρχει XII, 6 in Schutz zu nehmen versuchen.

¹ Hugo Jurenka glaubt die Kürze metrisch rechtfertigen zu können. Bakch. habe auch anderweitig (z. B. V, 160) die „Form des Epitriten ∪ ∪ — — statt ∟ ∪ — — angewendet“.

Mit nicht sehr viel geringerer Kühnheit hat Pindar an der auch vom Herausgeber erwähnten Stelle Nem. IV, 46 dieses Zeitwort gebraucht. Der Sinn des Verbuns ist wohl dort ohne Zweifel der, den Metzger in seiner Übersetzung ihm beilegt, nämlich: „eröffnet den Reigen“. Die Verbindung mit dem Akkusativ *με* bietet an sich gewiß keinen Anstoß, wie ein Blick in den Thesaurus zeigen kann. Die ganze Stelle: — *ἐς γὰρ ὀλβίαν | ξείνοισί με πότνια Νίκα | νᾶσον Αἰγίνας ἀπόρχει | ἐλθόντα κοσμήσαι κτέ.* wird unter der Voraussetzung verständlich, daß dies die erste Ode ist, die Bakchylides zu Ehren eines Ägineten gedichtet hat. Die Siegesgöttin läßt ihn — das will der Dichter sagen — bei diesem Anlaß den Verkehr mit den äginetischen Gastfreunden eröffnen. Diese Voraussetzung wird, wie wir meinen, nicht durch des Herausgebers Hinweis auf den pindarischen Sprachgebrauch widerlegt, vermöge dessen „*ξείνο:, when applied to the person to whom another comes, always implies the pre-existence of ties of hospitality*“ (p. 108). Auch zugegeben, daß eine aus Pindars Dichtungen abgeleitete Sprachnorm ohne weiters auf seinen Zeit- und Kunstgenossen zu erstrecken ist, bleibt uns doch die angesichts der örtlichen Nähe von 4 Keos und Ägina und in Anbetracht der weitverzweigten Verbindungen des berühmten Oheims unseres Dichters wahrlich nicht gewaltsame Auskunft übrig, daß ein Band der Gastfreundschaft diesen auch vor seinem ersten Besuche der benachbarten Insel mit Bewohnern derselben verknüpft hatte.¹

Zu *αἶονα πορφυρέαν* (XVII, 112) möchte ich endlich zu bedenken geben, ob nicht etwa *ῥιῶν*, dor. *ῥιῶν*, hier in einem übertragenen Sinne gebraucht sein kann, ähnlich demjenigen, in dem das Wort den Rand der Augen bezeichnet hat nach Pollux II, 71: *ῥιῶν δὲ πᾶσα ἡ τῶν ὀφθαλμῶν περιγραφὴ* (gewiß von Hesych schlecht erklärt als „Ufer des Tränenstromes“). Konnte es nicht den Rand oder Saum eines Gewandes be-

¹ Mittlerweile ist *ἀπόρχει*, wenngleich nicht in genau gleicher Weise und nicht mit voller Sicherheit geschützt worden von Crusius Philol. LVII, 182 und v. Wilamowitz a. a. O. [Jebb hingegen (p. 336 seiner Ausgabe) zweifelt an der Echtheit von *ἀπόρχει*.]

deuten, ganz so wie ora vom Rand des Bechers, des Schildes, der Wunde und auch des Gewandes (ora vestimentorum Festus p. 182, 19 Otrfr. Müller) gebraucht wird. Dahin gestellt mag es bleiben, ob der Purpursaum statt des mit einem solchen versehenen Kleides oder ohne solche Synekdoche zu verstehen ist (über derartige πορφυραὶ ῥάβδοι, die theils angenäht, theils angewebt wurden, vgl. Pollux VII, 52f.).

2. Die Reden des Dion von Prusa haben vor wenigen Jahren einen Herausgeber gefunden, der sich als der würdige Erbe seiner Vorgänger, eines Casaubonus, Reiske und Emperius, erwiesen hat. So vieles Johannes v. Arnim auch an diesen schwer beschädigten Texten mit sicherem Urteil gebessert hat: fast noch höher veranschlagen wir die aller Bemäntelung und Beschönigung abholde Unumwundenheit, mit der er auch auf solche Anstöße und Schwierigkeiten hinweist, deren Beseitigung oder Lösung ihm nicht gelungen ist. Dieser an den Leser gerichteten Aufforderung zu tätiger Mitarbeit sind einige Änderungsvorschläge entsprungen, von denen ich nur jene hier mitteile, die entweder v. Arnims Billigung erfahren haben oder doch nicht mit entscheidenden Gründen von ihm zurückgewiesen worden sind.

Dio or. XI (I, 122, 11f.) möchte ich mit leisester Besserung also schreiben: *ἕτερον δέ, ὅτι τὴν ἀρχὴν αὐτῆς καὶ τὸ τέλος*
 5 *μάλιστα ἐπεβούλευσεν ἀφανίσαι κἀμποιῆσαι* (statt *καὶ ποιῆσαι*)
τὴν ἐναντίαν δόξαν ὑπὲρ αὐτῶν.

Or. XXXI (I, 238, 13f.) hat der Herausgeber ein von ihm gar häufig mit Erfolg gebrauchtes Heilmittel zur Unzeit, wie wir meinen, angewendet. Man wird im Gedankengang weder einen Überschuß noch einen Mangel empfinden, wenn man die Worte *οὐδαμῇ γὰρ ἰδεῖν ἔστι — εὖ πεπόνθασιν* wieder von den Ausschattungsklammern befreit und in der ganzen Stelle keine andere Störung der Überlieferung voraussetzt als den Ausfall eines einzigen Buchstaben. Zu den vielen Argumenten, durch welche Dion die Unzulässigkeit der in Rhodos beliebten Zuweisung älterer Ehrenstatuen an neue Eigentümer zu erhärten sucht, tritt hier die folgende Erwägung: So unrecht es auch ist, irgend jemandem das zu

entziehen, was er auf rechtmäßige Weise erworben hat, so begeht doch derjenige noch ein besonderes Unrecht, welcher ein von ihm verliehenes Dank- oder Ehrenzeichen dem Geehrten entzieht. Das besondere Unrecht besteht darin, daß man einen Trefflichen und einen Wohltäter schädigt. Werden doch Ehren niemals Schlechten oder solchen gewährt, von denen man keine Wohltaten empfangen hat. Um wieviel schlimmer es aber ist, Guten etwas wegzunehmen als anderen Menschen und die Wohltäter zu schädigen, als den ersten Besten zu beleidigen, sieht jedermann ein. Diesen Gedankenfortschritt stört nur das eine Wort *τιμὰς* Z. 15, da in diesem Satze nicht mehr der Spezialfall der Ehrenentziehung, sondern das, wovon dies ein Sonderfall ist, nämlich die Entziehung eines Gutes und die Schädigung überhaupt behandelt werden muß. Ich setze die ganze Stelle hierher: *πρὸς τούτῳ δ' ἂν ἴδοι τις καὶ ἕτερον. ὁ μὲν ἀφαιρούμενος ἀπλῶς ὁ τις ἔχει δικαίως ὅτῳ δήποτε τρόπῳ κτησάμενος κατ' αὐτὸ τὸ προᾶγμα ἁμαρτάνει, φύσει τι ποιῶν ἄτοπον· ὁ δὲ τῶν ὑφ' ἑαυτοῦ δεδομένων ἐν μέρει τιμῆς καὶ χάριτός τινα ἀποστερῶν οὐ μόνον τὸ κοινὸν τοῦτο παραβαίνει, καθ' ὃ προσήκει μηδὲνα βλάπτειν, ἀλλὰ καὶ χρηστὸν ἄνδρα ἀδικεῖ, καὶ τοῦτον ὃν ἥκιστα αὐτῷ προσήκει. οὐδαμῇ γὰρ ἰδεῖν ἔστι τοῖς φανύοις τὰς τιμὰς διδομένας οὐδὲ ὑφ' ὧν μηδὲν εὖ πεπόνθασιν. ὅσῳ δὴ χεῖρον τὸ τοὺς ἀγαθοὺς ἀφαιρεῖσθαι τιμὰς (1. ἀφαιρεῖσθαι τι ἡμᾶς) ἢ τὸ τοὺς ἄλλους καὶ τὸ τοὺς εὐεργέτας βλάπτειν τοῦ τὸν τυχόντα ἀδικεῖν οὐδὲνα λανθάνει.*

Or. XLIX (II, 96, 20 f.) genügt es den einsichtigen Leser auf zwei Einschiebsel aufmerksam zu machen und allenfalls in betreff des ersten derselben auf Demosthenes or. XXXV, 6 § 32 zu verweisen. Die Stelle lautet also: *οὔτε γὰρ τὸν οἶνον ἐκ τοῦ κεράμου κρίνουσιν οἱ νοῦν ἔχοντες· πολλάκις γὰρ εὐρήσεις ἐν σπουδαίῳ κεράμῳ τὸν [ἐκ τῶν καπηλείων] οἶνον ἐξεστηκότα· οὔτε τὸν ἄνδρα [τὸν πεπαιδευμένοι] ἐκ τοῦ σχήματος.*

Or. LIX (II, 134, 7) empfehlen sich vielleicht durch ihre paläographische Begreiflichkeit die nachfolgenden Ergänzungen, durch welche der Satz diese Gestalt gewinnt:

δυσχερῇ γε μὴν τᾶνδον ὁράματα, ὧ ξένε, τελαμῶνές τε <αἵματός τε> ἀνάπλειοι <καὶ πύου> καὶ ἄλλα σημεῖα τῆς νόσου. Zur Partikelverbindung τε—τε-καὶ—καὶ vergleiche man allenfalls Xen. Mem. II, 2, 5: ἡ δὲ γυνὴ ὑποδεξαμένη τε φέροι τὸ φορτίον τοῦτο, βαρυνομένη τε καὶ κινδυνεύουσα καὶ σὺν πολλῷ πόνῳ διενεγκοῦσα κτέ.

Or. LXXX (II, 224, 5) hat Casaubons *συγγέοντα* (statt *συνέχοντα*) und von Arnims *ἀραῖον* (statt *Ἀθηναῖον*) die Restitution der verderbten Stelle wesentlich gefördert. Es erübrigt, meine ich, die Lesarten der zwei Handschriftenklassen τὸν δὲ und τὸν zu kombinieren und das Sätzchen demgemäß also zu schreiben: *πᾶσα γὰρ ἀνάγκη τὸν συγγέοντα τόνδε τὸν θεσμόν ἀραῖον ὑπάρχειν*. Zwischen diesem Herstellungsversuch und v. Arnims *πᾶσα γὰρ ἀνάγκη τὸν συνέχοντα τὸ <πᾶν> θεσμόν ἀραῖον ὑπάρχειν* wird man jedenfalls zu wählen haben. [Dazu vergleiche man *Inscriptiones Graecae Siciliae et Italiae* n. 1018: Ἄττει θ' ὑψίστῳ καὶ *συνέχοντι τὸ πᾶν*. Wohl besser als *Epigrammata Graeca* n. 1024, 2.] An der Richtigkeit dieses sicherlich sehr geistvollen Vorschlages hat mich zunächst der Umstand zweifeln lassen, daß keine der bekannten Bedeutungen von *ἀραῖος* dem so entstehenden Zusammenhange wohl zu entsprechen scheint. Denn das Natur- oder Weltgesetz ist doch an sich weder „fluchbeladen“ noch „fluchbringend“; es wird das letztere nur durch seine Verletzung, und diese im Geiste zu ergänzen, will mir bedenklich scheinen. Nimmt man meinen Vorschlag an, so muß man natürlich *τόνδε τὸν θεσμόν* auf das einige Zeilen vorher gelesene *τὸν μὲν τοῦ Διὸς θεσμόν* zurückbeziehen.

- 7 3. In Kaiser Julians Rede VI, 201 b (I, 260, 11 Hertlein) hat sich eine Konjekture des Petavius im Texte festgesetzt, die dem Gedankenzusammenhang gar wenig zu entsprechen scheint. Nicht im mindesten gewaltsam und ungleich angemessener scheint es mir, die Worte *εἴτε παιδείαν* statt in *εἴτε παιδιάν* in *εἴτ' ἐπήρειαν* zu verwandeln und danach den Satz wie folgt zu lesen: *παρόρησίαι δὲ χρηστέον αὐτῷ* (wer nämlich ein wahrer Kyniker sein will) *πρῶτον ὀπόσου*

πέφυκεν ἄξιος ἐπιδειξαμένῳ, ὥσπερ οἶμαι Κράτης καὶ Διογένης, οἱ πᾶσαν μὲν ἀπειλὴν τύχης καὶ εἴτ' ἐπήρειαν εἴτε παροινίαν χρὴ φάναι τοσοῦτον ἀπέσχον τοῦ δυσκόλως ἐνεγκεῖν ὥστε κτέ. Es ist im folgenden von der Gelassenheit die Rede, mit welcher Diogenes seine Gefangennahme durch Piraten, Krates seine körperlichen Gebrechen ertrug, und daß die hierbei in Verwendung kommenden Verba *ἐπαιζειν* und *ἔσχωπτεν* dem vermuteten *παιδιᾶν* keinerlei Stütze bieten, braucht dem verständigen Leser kaum erst gesagt zu werden.

4. Bei Lysias or. XII, § 10 liest man: *εἰσελθὼν εἰς τὸ 8 δομάτιον τὴν κιβωτὸν ἀνοίγων, Πείσων δ' αἰσθόμενος εἰσέρχεται* —. Lysias war in das Gemach eingetreten, in welchem sich seine Geldtruhe befindet; der habgierige Peison sieht ihn mit dieser beschäftigt und tritt nun gleichfalls ein. Es scheint wenig glaublich, daß ein guter griechischer Schriftsteller die Gedanken nuance, die das Hinzutreten des Peison von dem Eintritt des Lysias unterscheidet, unausgedrückt gelassen haben sollte. Man darf mit Fug vermuten, daß nicht *εἰσέρχεται*, sondern *ἐπείσέρεχεται* von der Hand des Lysias herrührt, gerade wie Herodot in einem verwandten Falle (I, 37) geschrieben hat: *ἀποχρεωμένων δὲ τοῦτοις τῶν Μυσῶν, ἐπείσέρεχεται ὁ τοῦ Κροίσου παῖς ἀκηχοῶς τῶν ἐδόντο οἱ Μυσοί*. Die Zeichen ΕΠ und ΕΙC sind in der Schriftart der Papyri oft kaum zu unterscheiden. Es mag wohl einmal *εἰσεισέρχεται* geschrieben gewesen und dann „berichtigt“ worden sein.

Beiläufig: im § 5 derselben Rede hat die von der Mehrzahl der Herausgeber beliebte Tilgung des *καὶ* vor *τοιαῦτα λέγοντες* geringe Wahrscheinlichkeit für sich. Nicht größere aber, wie ich meine, Cobets der naturgemäßen Konstruktion des Satzgefüges wenig entsprechendes *καὶ τοι ταῦτα* —. Sollte nicht *〈ταῦτα〉 καὶ τοιαῦτα* das Ursprüngliche sein? Eine andere kleine Lücke dieser Rede (§ 30) fülle ich in der Hauptsache mit Sauppe übereinstimmend, aber vielleicht in ein wenig plausiblerer Art so aus, daß ich schreibe: *ἀλλ' ἐν τῇ ὁδοῇ σφῆξεν τε αὐτὸν 〈παρὸν〉 καὶ τὰ τοῦτοις ἐψηφισμένα συλλαβῶν ἀπήγαγεν*. Jene unberechtigte Tilgung eines *καὶ* bei Lysias

9 erinnert mich an eine Stelle der ersten Rede § 24, wo einige Herausgeber gleichfalls ein καὶ tilgen zu müssen glaubten in dem Satzglied: ἀνεωγμένης τῆς θύρας καὶ ὑπὸ τῆς ἀνθρώπου παρεσκευασμένης. Andere wollten ὑπὸ streichen oder außer καὶ auch noch ἀνεωγμένης als Glossem zu παρεσκευασμένης tilgen (vgl. Frobergers Ausgewählte Reden des Lysias, Leipzig 1868, S. 179). Derselbe gibt die Worte ὑπὸ τῆς ἀνθρώπου παρεσκευασμένης durch *quae ad hoc erat subornata, comparata* wieder und weist zur Begründung dieser seiner Auffassung auf Demosthenes XLVII, 8 hin: ἔφη τοὺς μάστιγας ψευδεῖς εἶναι καὶ ὑπ' ἐμοῦ παρεσκευασμένους, desgleichen auf § 42 der lysianischen Rede: οὐκ ἂν δοκῶ ὑμῖν καὶ θεράποντας παρασκευάσασθαι κτέ., ohne zu bemerken, daß beide Stellen seine Auffassung jenes Sätzchens nicht begünstigen, sondern widerlegen. Will doch der Angeklagte jede Arglist, jedes Bestreben, den Störer seines häuslichen Friedens in einen Hinterhalt zu locken, in Abrede stellen. Dann durfte er nimmermehr von seiner Magd sagen, sie sei παρεσκευασμένη gewesen. Man vergleiche außer dem oben Angeführten etwa noch Polyæn Strategemata VI, 51: Θήρων Ἀκραγαντίου δορυφόρους μὲν ἔχων ἐν ἀπορήτῳ παρεσκευασμένους. Die von Scaliger, Taylor, Francken, Kaiser und Froberger angefochtene Stelle ist vollkommen richtig überliefert und bietet dem Verständnis nicht die mindeste Schwierigkeit, sobald wir παρεσκευασμένης auf θύρας beziehen: „da die Türe geöffnet und von der Person in acht genommen ward“. Die Magd hatte nämlich, wie ihr § 23 aufgetragen ward (ἐπιμελεῖσθαι τῆς θύρας), darauf zu sehen, daß die Türe nicht wieder geschlossen werde.

5. In Platons Symposion 216 D spricht Alkibiades wie folgt: ὁρᾶτε γὰρ ὅτι Σωκράτης ἐρωτικῶς διάκειται τῶν καλῶν καὶ αἰεὶ περὶ τούτους ἐστὶ καὶ ἐκπέπληκται, καὶ αὖ ἀγνοεῖ πάντα καὶ οὐδὲν οἶδεν ὡς τὸ σχῆμα αὐτοῦ τοῦτο· οὐ σιληνῶδες; σφόδρα γε. τοῦτο γὰρ οὗτος ἔξωθεν περιβέβληται, ὥσπερ ὁ ἐγλυμμένος Σιληνός· ἐνδοθεν δὲ κτέ. Wir müßten viele Seiten anfüllen, wollten wir alle die kritischen und hermeneutischen Versuche anführen und erörtern, zu denen

diese Stelle den Anlaß gegeben hat. Es genüge darauf hinzuweisen, daß so vortreffliche Platokenner, wie Otto Jahn, Badham, Hug, Schanz und Teuffel die Worte *καὶ αὖ* bis *οὐδὲν οἶδεν* tilgen zu müssen glaubten. Der zuletzt genannte Gelehrte hat diese Athetese (Rhein. Mus. XXIX, 148) wie folgt begründet: „Die Worte unterbrechen störend den Zusammenhang zwischen *Σωκράτης ἐρωτικῶς διάκειται* 10 *τῶν καλῶν* und *ὡς τὸ σχῆμα αὐτοῦ*, verwechseln Unwissenheit und Negieren des Wissens und springen vom ethischen Gebiete unvermittelt auf das der Intelligenz über, während doch auch die nachfolgende positive Ausführung . . . lediglich auf dem ersteren sich hält.“ Demgegenüber scheint es notwendig, auf jene Gebrauchsart des Wortes *εἰδέναι* hinzuweisen, der man z. B. in Sophokl. Antig. 71: *ἀλλ' ἴσθ' ὅποιά σοι δοκεῖ* und 301: *παντὸς ἔργου δυσσέβειαν εἰδέναι* oder Philoktet 960: *πρὸς τοῦ δοκοῦντος οὐδὲν εἰδέναι κακόν* und Frg. 703, 2: *ὃς οὔτε τοῦπεικῆς οὔτε τὴν χάριν | οἶδεν* oder in Eurip. Hel. 923 (Kirchhoff): *τὰ δὲ δίκαια μὴ εἰδέναι* begegnet, die jederman aus den homerischen Wendungen: *ἀγρία, ἀπηνέα, ἥπια εἰδέναι* u. dgl. kennt, und deren Ursprung vielleicht am deutlichsten wird, wenn wir neben Simonides oder Pseudo-Simonides: *παντοίης ἀρετῆς ἴδριες ἐν πολέμῳ* (Poetae lyriici graeci III⁴, 424) etwa Sophokles El. 608 stellen: *τῶνδε τῶν ἔργων ἴδρις*. Wer hieran erinnert wird oder es nicht vergessen hat, dürfte nicht den leisesten Anstoß empfinden, wenn ihm die platonischen Worte etwa in der folgenden gekürzten Fassung vorlägen: *καὶ αὖ ἀγνοεῖ πάντα καὶ οὐδὲν οἶδεν, ὡς τὸ σχῆμα αὐτοῦ τοῦτο, σιληνῶδες. τοῦτο γὰρ οὕτως* (besser wohl *οὕτως*)¹ *ἔξωθεν περιβέβληται κτέ.* Fraglich kann nur das eine scheinen, ob es not tut, die drei hier ausgelassenen Worte, nämlich *οὐ* und *σφόδρα γε*, wirklich zu tilgen. Hierüber zu entscheiden fällt nicht ganz leicht. Der Konstruktion erwächst auch aus der überlieferten Textgestalt keine ernste Schwierigkeit. Denn zu

¹ Vgl. z. B. Hippias min. 369 A: *ἀλλ' οὐκ ἔχω, ὦ Σώκρατες, νῦν γε οὕτως* —.

οὐδὲν οἶδεν ein *τοιοῦτον* hinzuzudenken und auf dieses die Worte *ὡς τὸ σχῆμα αὐτοῦ τοῦτο* zu beziehen, hätte ein griechischer Leser keinen Augenblick Bedenken getragen. Nur das fragende *οὐ σιληῶδες*; kann überflüssig und darum störend scheinen, da dieser Vergleich bereits an der Spitze der Lobrede 215 A vorgebracht ward, und gerade die Ähnlichkeit der äußeren Erscheinung dort als eine zweifellos feststehende Tatsache galt (*ὅτι μὲν οὖν τὸ γε εἶδος ὁμοίος εἰ τούτοις κτέ.*). Doch wird die Wiederholung durch die gesteigerte Lebendigkeit, welche die Rede durch diese Zwischenfrage und ihre Beantwortung gewinnt, wohl als gerechtfertigt gelten dürfen. Und somit empfiehlt es sich am meisten, das kritische Messer ganz und gar beiseite zu legen, statt etwa, woran ich vormals dachte, *οὐ* zu tilgen und *σφόδρα γε τοῦτο γὰρ* so zu verbinden. Denn für die Fernstellung von *γὰρ* ließen sich zwar völlig sichere Beispiele vorbringen (s. Kaibels *Epigrammata graeca* p. 683 b und Bakchylides p. 19), aber die Partikelverbindung *σφόδρα γε* ist bei Plato so sehr der Antwort zugeeignet, daß es bedenklich wäre, sie dieser Funktion zu entziehen, um so mehr da der Inhalt des Satzes nicht eigentlich einer durch *σφόδρα* auszudrückenden Steigerung fähig ist.

6. Bei Teles *περὶ φυχῆς* p. 24f. Hense scheint es geratener, ein *εἰς* vor *εἰς* als ein *οὐδεὶς* (mit v. Wilamowitz) nach *τὰ ἄβατα* einzuschieben. Man schreibe also: *οὐδὲ γὰρ νῦν εἰς τὸ Θεσμοφόριον ἐξουσίαν ἔχω, οὐδ' αἱ γυναῖκες εἰς τὸ τοῦ Ἐνναλίου, οὐδ' <εἰς> εἰς τὰ ἄβατα.*

Ebenda p. 38, 9 Hense ist in dem Zitat aus Krates *οὕτως* sicherlich unrichtig überliefert, *αὐτὸ* wenigstens entbehrlich. Der Sinn kann kein anderer sein als dieser: „Du wirst — als Philosoph — den vollen Beutel ohne Überhebung betrachten und bei dem Anblick des geleerten keine Pein empfinden.“ Man wird daher wohl am besten tun zu schreiben: *ἀλλὰ καὶ πληρὲς ὃν ἀτύφως* (statt *αὐτὸ οὕτως*) *ὅψει καὶ κενούμενον ἰδὼν οὐκ ὀδυνηθήσῃ.* In ganz ähnlichem Zusammenhange gebraucht das Wort Marc Aurel Comment. I, 16: *χρηστικὸν ἀτύφως ἅμα καὶ ἀπροφασίστως, ὥστε παρόντων μὲν ἀνεπιτηδεύτως ἅπτεσθαι,*

ἀπόντων δὲ μὴ δεῖσθαι. Vergleiche auch VIII, 33: ἀτύγῳς μὲν λαβεῖν, εὐλύτως δὲ ἀφεῖναι, wo nebenbei bemerkt, Naucks Vorschlag εὐλύτως durch ἀλύπως zu ersetzen, an sich unberechtigt war und vor allem durch jene Anführung aus Krates widerlegt wird, die mit den Worten beginnt: *δυνήσῃ τὸ φασκώλιον ῥαδίως λῦσαι καὶ τῇ χειρὶ ἐξελὼν εὐλύτως δοῦναι κτέ.*

7. Über die Autorschaft von Theophrasts Charakteren scheint jetzt insoweit eine Einigung erzielt zu sein, daß die von Jebb und zuletzt von mir („Über Charaktere Theophrasts“, 1888) bekämpfte Exzerptentheorie seither von niemandem mehr verteidigt worden ist. Hingegen ist die von mir ebenda vertretene Ansicht, daß die Definitionen nicht von Theophrast selbst den Charakterbildern vorangestellt worden seien, nicht zu allgemeiner Geltung durchgedrungen. Und doch kann man den Widerspruch in einem Falle, in betreff der ersten 12 der theophrastischen Skizzen, mit Händen greifen, indem die Ironie der Definition die „Selbstverkleinerung“, jene des Charakterbildes aber die „Mystifikation“ ist. Die Spitze dieses Gegensatzes läßt sich nicht dadurch abstumpfen, daß man, wie dies in der neuesten Bearbeitung (Theophrasts Charaktere, Leipzig, Teubner 1897, S. 7) geschieht, die *προσποιήσεις ἐπὶ χεῖρον* als das Bestreben auffaßt, „die Annahmen und Erwartungen des anderen herabzumindern“. Von allem übrigen abgesehen: wie will man diese Auffassung mit dem scharfen Kontrast vereinigen, der zwischen der Ironie der Definition und der Großsprecherei besteht: *ἡ δὲ προσποιήσις ἡ μὲν ἐπὶ τὸ μείζον ἀλαζονεία, ἡ δ' ἐπὶ τὸ ἔλαττον εἰρωνεία* (Eth. Nicom. II, 7). Es darf ganz und gar unmöglich heißen, daß ein und derselbe Autor jene mit der aristotelischen genau übereinstimmende Definition an die Spitze des Charakterbildes gestellt und diesem dann unter anderen einen Zug einverleibt habe von der Art jenes *ἤδη ποτὲ καὶ αὐτὸς οὕτω διαλογίσασθαι*, der für sich genommen weit eher der Kategorie der *ἀλαζονεία* als ihres geraden Gegenteiles zugerechnet werden müßte, der aber hier, wo der *εἰρων* als Mystifikator erscheint, sehr wohl an seinem Platze ist. Für die textkritische Behandlung ist jedoch dieser Punkt von geringem

Belange, da wir ja alle darüber einig sind, daß die Definitionen durchweg peripatetisches Gepräge tragen und ihre Fassung daher mit diesem Maße gemessen werden darf. Legen wir diesen Maßstab an die Begriffsbestimmung der ἀνελευθερία, so gelangen wir zu der, ich meine sicheren Entscheidung, daß sie nur an zwei vergleichsweise geringen Schäden leidet, an der Verschreibung von ἀφιλοτιμία zu ἀπὸ φιλοτιμίας, die von Casaubonus geheilt, und an dem Ausfall eines εἰς vor δαπάνην, der von Ussing erkannt worden ist. Danach hat die Definition wie folgt zu lauten: ἡ δὲ ἀνελευθερία ἐστὶ περισσεία τις ἀφιλοτιμίας εἰς δαπάνην ἔχουσα. Der nahe-
 13 liegende, auch in der Leipziger Ausgabe erhobene Einwand, diese Ausdrucksweise sei geschraubt (S. 177), hält vor einer gründlichen Erörterung nicht Stich. Zu jener auf den ersten Blick befremdlichen Verbindung, die fast einem „Überfluß an Mangel“ gleichzukommen scheint, hat eben der Umstand geführt, daß die Bezeichnungen der beiden Kontrastbegriffe, φιλοτιμία sowohl als ἀφιλοτιμία, zu einem neutralen Gebrauche hinneigen. Hierüber belehrt uns Aristoteles im siebenten Kapitel des zweiten und im zehnten des vierten Buches der nikomachischen Ethik. Die richtige Mitte ermangle in diesem Falle, so erfahren wir dort, einer ihr zugeeigneten Sonderbezeichnung. Dadurch geschehe es denn, daß die Worte, welche eigentlich die beiden Extreme auszudrücken bestimmt sind, einander diese leere Stelle streitig machen und sie „gleich einem Stück wüsten Landes“ von beiden Seiten usurpieren. So komme es, daß man die zwei Worte auch in lobendem Sinne gebrauche. Man preise den ἀφιλότιμος als einen μέτριος καὶ σώφρων, den φιλότιμος als einen ἀνδρώδης καὶ φιλόκαλος. Hieraus ergibt sich, wie wir meinen, die Rechtfertigung der Überlieferung. Ein sittliches Gebrechen muß sich nach peripatetischen Grundsätzen als ein Zuviel oder Zuwenig, als eine ὑπερβολή oder ἑλλειψις kennzeichnen lassen. Das leistet das zu einer neutralen Verwendung hinneigende und, wie wir soeben sahen, darum auch in lobendem Sinne gebrauchte ἀφιλοτιμία nicht in ausreichendem Maße, weshalb es, um eine tadelnswerte Eigenschaft völlig unzwei-

deutig zu bezeichnen, die Zutat *περιουσία* nicht nur erträgt, sondern erfordert.

Doch ich will die Leipziger Ausgabe und das der *ἀνέλευ-
θερία* gewidmete Blatt nicht aus der Hand legen, ohne mein Bedauern darüber auszusprechen, daß die zwei vortrefflichen Besserungen Madvigs und Münsterbergs: *ἐπιγράψας μέλανι* (statt *μὲν*) *αὐτοῦ τὸ ὄνομα* und: *ὃν αὐτὸν* (statt *αὐτὸς*) *φορεῖ* der Aufnahme in den Text nicht würdig befunden worden sind. Und auch zum unmittelbar vorangehenden Charakterbild, dem des „Eitlen“ (*μικροφιλότιμος*) möchte ich einige kritisch-exegetische Bemerkungen nicht unterdrücken. Der Schluß des Charakterbildes ist bisher überhaupt darum mißverstanden worden, weil man die hier in Frage kommende Bedeutungsnuance des Verbuns *εὐημερεῖν* nicht scharf genug ins Auge gefaßt hat. Der Eitle, der als Prytane dem Volke den Ausfall der Opfer zu verkünden hatte, erzählt seinem Weibe, als er nach Hause kommt, von seinem kolossalen Erfolge (*καὶ ταῦτα ἀπαγγέλλας ἀπὼν διηγῆσασθαι οἶκαδε τῇ αὐτοῦ γυναικί, ὡς καθ' ὑπερβολὴν εὐημερεῖ*). Die letzte Verbalform hat Casaubonus vollkommen richtig aus dem überlieferten *εὐημερεῖν* hergestellt. Man vergleiche Teles *περὶ φυγῆς* p. 25, 10 Hense: *οὐκ ἠδῶς Φιλίμων' ἡγωνισμένον γὰρ ποτε αὐτοῦ καὶ ἀπηλλαχότος ἀστείως συναντῶντές τινες, 14* „ὡς εὐημέρηκας“ *ἔφασαν „Φιλῆμον“*. (Auf manches ähnliche verweisen die Wörterbücher.) Ganz ebenso wird bekanntlich *εὐδοκιμεῖν* verwendet und im entgegengesetzten Sinne *δυσημερεῖν*. So in dem witzigen Ausspruch, der dem Demades zugeschrieben wird: *δυσημερῶν ἐπὶ τινος δημηγορίας ἔφη ὥσπερ ἀγωνιστοῦ γίνεσθαι δυσημερίαν οὕτω καὶ ἀκροατοῦ*. Als Diels (Rhein. Mus. XXIX, S. 112—113) dieses Apophthegma aus einer Wiener Handschrift herausgab, erinnerte er daran, daß *δυσημερεῖν* „hier in der speziellen Bedeutung ‚durchfallen, Fiasko machen‘ steht, wie Athen. XII, 585 C“ (*Μενάνδρῳ τῷ ποιητῇ δυσημεροῦσαντι καὶ εἰσελθόντι εἰς τὴν οἰκίαν κτέ*). Dadurch erledigt sich auch der Anstoß, welchen die Kritiker, darunter kein geringerer als Meineke, an der Verbindung *διηγῆσασθαι ὡς εὐημερεῖ* genommen haben, da man solcherlei

nicht erzählen, sondern höchstens sagen könne, — was die Leipziger Herausgeber dazu geführt hat, Casaubons *εὐήμερεϊ* durch *εὐημερῶν* „in einem Übermaß von Glücke (schwelgend)“ zu ersetzen. Nicht von einem Übermaß des Glückes, sondern von einem Übermaß des Erfolges ist hier die Rede, und von diesem kann der eitle Prytane allerdings seinem Weibe erzählen. Es ist nicht viel anders, als ob bei uns ein mit demselben Maße von Dünkelhaftigkeit ausgestatteter parlamentarischer Novize von dem immensen Erfolg berichten würde, den er mit dem Antrag auf namentliche Abstimmung oder auf Schluß der Debatte errungen hat. Das Präsens *εὐήμερεϊ* etwa mit Herwerden in das Imperfekt oder ein anderes Tempus der Vergangenheit zu verwandeln, davon muß uns wohl die Etymologie des Wortes zurückhalten. Denn der Tag des Erfolges, der „gute Tag“, ist zur Zeit, da der Glückliche seinen Erfolg meldet, ja noch nicht zu Ende. Als selbstverständlich richtig gilt mir hingegen die zuerst von Herwerden, jüngst auch von mir gefundene Besserung [συν]διοικήσασθαι παρὰ τῶν <συ>πρυτάνεων —: der Eitle hat sich von seinen Mitprytanen die Erlaubnis zu erwirken gewußt, daß er über den Ausfall der Opfer dem Volke berichte. Die neue Ausgabe nennt diese Umstellung von drei Buchstaben „unnötig“, während sie selbst mit ungleich gewaltsameren Mitteln ein weit weniger befriedigendes Ergebnis erzielt vermöge der Schreibung: συνδιοικῶν τὴν πρυτανείαν (oder τὰ ἱερὰ) αἰτῆσθαι παρὰ τῶν πρυτάνεων —.

- 15 Die Grabschrift, die der „Eitle“ seinem verstorbenen Schoßhündchen setzt: κλάδος Μελιταῖος möchte ich wiedergeben durch: Ein Sprosse Melites. Es scheint mir nicht eben ein glücklicher Gedanke Moritz Haupts (Opuscula III, 2, 434) und anderer gewesen zu sein, κλάδος als einen Eigennamen entweder aufzufassen oder, wie Hicks und C. Keil es wollten, durch die Veränderung in Κάλλος oder Κέλαιδος zu einem solchen zu machen. Nicht die Zusammenstellung von „Hundegrabschriften“ gilt mir als das geeignete Hilfsmittel zum richtigen Verständnis unserer Stelle. Hier ist ja von einem Zerrbild die Rede; nicht von dem, was alle Welt,

sondern von dem, was der *μικροφιλότιμος* tat. Von diesem ist zu erwarten, daß er sein totes Hündchen nicht anders ehren wird, als wie die übrigen verstorbene Menschen, zumal ihnen Nahestehende, ehren. Und da vergleiche ich mit *κλέδος* lieber die Verwendung von *ὄζος*, *θάλος*, *ἔρονος* in der Poesie und zumal in poetischen Weih- und Grabinschriften. Ich erinnere an *Ἑλλάδος ἀγλαὸν ἔρονος* 905, 3 Kaibel, an *Κεκροπίης σοφὸν ἔρονος* 866, 3 oder *σεμνὸν θάλος* 416, 2 ebendasselbst. [Vgl. Griechische Denker III², Kap. 41, § 5.]

VII.¹

1. Aristoteles' Metaphysik I, 5 (936 A, 29). Die viel-¹ behandelte Stelle hat, wie ich meine, mit Einschaltung eines Wortes also zu lauten: *καὶ γὰρ ἐγένετο τὴν ἱλικίαν <ἀνὴρ> Ἀλκμαίων ἐπὶ γέροντι Πυθαγόρᾳ*. Daß *ἀνὴρ*, ausgeschrieben oder abgekürzt (vgl. Gardthausens Griechische Paläographie S. 248), nach der Schlußsilbe von *ἱλικίαν* leicht ausfallen konnte, ist selbstverständlich. Mit dieser Ergänzung ist aber die Stelle vollständig geordnet. An die Einsetzung von *νέος* ist schon früher gedacht worden; aber *ἀνὴρ* ist zugleich paläographisch plausibler und sachlich angemessener. Denn nicht sowohl, wann Alkmeon „jung“, als wann er „ein Mann“, das heißt in der Vollkraft des Schaffens befindlich war, konnte Aristoteles unschwer ermitteln. Wahrscheinlich fußt der Zeitansatz auf Alkmeons Widmung seiner Schrift an Brontinos, Bathyllos und Leon. Wäre Aristoteles oberflächlich verfahren, so hätte er den Alkmeon auf Grund dieses seines offenbar kameradschaftlichen Verhältnisses zu drei Pythagoras-Schülern einfach unter diese eingereiht. Da er jedoch Alkmeon als den Pythagoreern nahestehend und mit ihnen befreundet, zugleich aber als durchaus selbständigen Denker kannte, so drückte er sich behutsamer und genauer

¹ Wien 1900, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

aus, indem er den Verfasser jener Widmung nicht (wie das bei L. Diog. VIII, 83 und bei Jamblichus de vita pyth. c. 23, 104 geschieht) unter die Jünger des Pythagoras, sondern nur unter deren Zeitgenossen rechnete. Wenn ein Rezensent der 2 neuesten Monographie über Alkmeon in den überlieferten Worten einen doppelten Anstoß findet (Ed. Wellmann in der Deutschen Literaturzeitung vom 16. Juli 1898), so gilt mir dies als völlig irrig. Ebensowenig möchte ich aber den Satz für unverstümmelt und durch die von Wachtler, De Alcmaeone Crotoniata p. 10—15, beigebrachten Beispiele gerechtfertigt halten. Denn in allen jenen Fällen ist von Gleichzeitigkeit die Rede, die durch *κατά* c. accus. oder durch *ἐπί* c. genit. oder andere gleichwertige Wendungen bezeichnet wird. So auch an der die Worte *τὴν ἡλικίαν* enthaltenden Stelle Alexander Polyhistor's bei Syncellus ed. Bonn p. 50: *γενέσθαι μὲν αὐτὸν κατ' Ἀλέξανδρον τὸν Φιλίππου τὴν ἡλικίαν*, desgleichen bei Pausan. V, 10, 3. Unter den zahlreichen mit erstaunlichem Fleiße gesammelten Stellen findet sich keine einzige, die *ἐπί* c. dat. und, was damit eng zusammenhängt, eine einschränkende Bestimmung von der Art jenes *γέροντι* aufweist. Es hätte eben keinen Sinn zu sagen: N. N. lebte (und mit vixit, nicht mit natus est will ja W. auch an unserer Stelle *ἐγένετο* wiedergeben), zur Zeit, da X. X. alt war. Das könnte nur von einem auffallend Kurzlebigen gesagt sein, dessen ganze Lebenszeit von einem Lebensabschnitt eines anderen umschlossen wäre.

Gegen die von Brandis und Zeller vertretene und nunmehr auch von Sander „Alkmeon von Kroton“ S. 6 angenommene Tilgung des Satzes hat Wachtler in der Tat alles Erforderliche gesagt. Jene Athetese fußte auf der Überschätzung der Handschrift Ab, vor der Christ (Aristotelis Metaphysica p. IX: — *et multae lacunae codicis Ab ope codicis E et versa vice explentur*) mit Recht gewarnt hat.

Aristoteles wird von Porphyrios in dem überaus merkwürdigen und gedankenreichen Scholion zu Ilias B, 73 angeführt. Daß der Name des Stagiriten hier mit Recht erscheint, kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, wenn

wir auch den Umfang und die Genauigkeit der Anführung nicht im einzelnen mit aller Sicherheit zu bestimmen vermögen. Irgend etwas des Aristoteles Unwürdiges ist in den Gedankengängen dieses Scholions nicht enthalten. Hervorheben möchte ich vorerst die echt staatsmännische oder, wenn man lieber will, macchiavellistische Erwägung: die Lage des Griechenheeres war durch die Seuche, durch Achills Abfall, durch die zehnjährige Dauer der Belagerung eine ³ derartige geworden, daß eine Meuterei jeden Augenblick zu gewärtigen war; kam nun Agamemnon im Einverständnis mit den führenden Persönlichkeiten derselben zuvor, indem er die Rückkehr in die Heimat anraten ließ und zugleich durch geschickte Rollenverteilung dafür sorgte, daß diesem Rate schließlich nicht gehorcht werde, so war die Lage eine weit günstigere als vorher. Man lernte (so können wir den Gedanken ausführen) die Unzufriedenen und in ihnen die Rädelsführer einer etwaigen Empörung (wie Thersites) kennen, man trieb sie zu Paaren und setzte sie in der allgemeinen Achtung herab usw. Wir werden an Napoleons Wunsch erinnert, den er einmal seinem Bruder Josef gegenüber gar nachdrücklich ausspricht: es möge in dem unzufriedenen Neapel eine Emeute stattfinden; der Ausbruch der Pocken sei eine heilsame Krisis (*Mémoires du roi Josèphe III*, 127).

Wichtiger ist es, auf den kunsttheoretischen Gehalt des Scholions hinzuweisen. In der *Poetik* c. 15, 1454B, 2 hatte Aristoteles τὰ περὶ τὸν ἀπόπλουν unter den Beispielen des unzulässigen Gebrauches der *μηχανή* im weiteren Sinne oder der gewaltsamen, bloß äußerlichen Lösung einer Verwicklung angeführt. In den homerischen Problemen, die später abgefaßt sein müssen, hat er den Fall genauer ins Auge gefaßt und unter Aufrechterhaltung seines grundsätzlichen Standpunktes die besonderen Umstände namhaft gemacht, die das Urteil über jene Stelle der *Ilias* zu modifizieren geeignet sind. (Ein ähnlicher Widerspruch besteht zwischen der *Poetik* c. 18, 1456A, 25 und den Problemen 19, 48, 922B, 26f. in betreff der Aufgabe des Chores.) Die Einsicht in dieses Verhältnis und in die Bedeutung des hier gebotenen

Nachtrages zu den Lehren der Poetik ist durch einige leichte Textesentstellungen getrübt worden, die Hermann Schrader in seiner Ausgabe der Porphyrius-Scholien (Leipzig 1880) zum Teil, aber nicht vollständig berichtigt hat. Ich lasse die hierhergehörigen Stellen folgen: καὶ τὸ κῶλυμα ἀπὸ μηχανῆς· ἡ γὰρ Ἀθηνᾶ ἐκάλυπεν· ἔστι δὲ ἀποίητον τὸ [μηχάνημα] λύειν ἄλλως εἰ μὴ ἐξ αὐτοῦ τοῦ μύθου. Vgl. Poetik a. a. O.: φανερόν οὖν ὅτι καὶ τὰς λύσεις τῶν μύθων ἐξ αὐτοῦ δεῖ τοῦ μύθου συμβαίνειν. Dann die Antwort auf diesen Einwurf: ἡ δὲ λύσις οὐκ ἀπὸ μηχανῆς· ὅταν γὰρ διὰ τῶν εἰκότων γίγνηται, οὐ μηχανὴ τοῦτ' ἔστιν, ἅμ' (l. ἔστι, καὶ) ὅτε πρόσκειται 4 θεός (l. θεῶ). ἀλλὰ τοῦτ' εἰπὼν ὁ εἰκὸς ἦν αὐτοῖς γίνεσθαι, εἰς θεὸν ἀνέθηκε (so ich längst und desgleichen Schrader statt ἀντέθηκε)· τὸν <γὰρ> Ὀδυσσεῖα διανοηθῆναι ταῦτα δρᾶν ἃ προᾶξει ἂν εἰκὸς ἔστιν κτέ. (Plausibler, aber weniger sinn- gemäß wäre die Schreibung ἀνέθηκε <καὶ> τ. Ὀδ., und so mag Porphyrios oder der exzerpierende Scholiast wirklich geschrieben haben.) Aristoteles will also das Eingreifen Athenas in die Handlung und überhaupt eine von außenher erfolgende Lösung dann entschuldigt wissen, wenn die zu dieser führende Wendung an sich durch innere Gründe wohl gerechtfertigt ist und dem von ihm über alles hochgehaltenen strengen Kausalzusammenhang nicht widerspricht, der äußere Mechanismus der Lösung aber — das müssen wir hinzudenken — dazu dient, den innerlichen Vorgang durch diese Art der Einkleidung wirksamer und ergreifender zu gestalten. Den besten Kommentar liefern Ludwig Tiecks Bemerkungen über die Geistererscheinung im „Hamlet“: „Hamlet ist im Begriff, in der Wut gegen seinen Oheim die Schonung seiner Mutter zu vergessen, plötzlich aber fällt ihm sein Vorsatz ein: ‚zwar Dolche mit ihr zu sprechen, aber keine zu gebrauchen‘. Diese plötzliche Idee, in der höchsten Wut, im ganzen Feuer der Leidenschaft, hat der Dichter auf die schönste Art sinnlich dargestellt, indem er plötzlich den Geist des Vaters aus der Wand treten läßt. Dadurch wird der Übergang nicht nur natürlicher, sondern der Zuschauer wird dadurch in die Seele des Prinzen

gleichsam hineingeführt, und das Magische und Übernatürliche macht den Eindruck bleibend und unvergänglich.“ (Kritische Schriften I, 72). Das Übernatürliche, so könnte man die aristotelische Äußerung verallgemeinernd wiedergeben, ist in der Poesie dort am Platze, wo es natürliche, kausal bedingte Vorgänge in ein schöneres und wirkungsreicheres Gewand zu hüllen geeignet und bestimmt ist.

2. Zu Dionysios „über die Redegewalt des Demosthenes“ c. 18, p. 1008 Reiske schlägt jetzt Weil, *Revue des études grecques* XII, 314f. statt der alten, nunmehr auch von Radermacher angenommenen Konjektur *μαλακῶν* das gelindere *λείων* vor. Hat nicht auch dieser vorzügliche Kritiker hier das Nächstliegende übersehen? Sicherlich hat in den überlieferten Worten *ἡδύνειν τὰς ἀκοὰς εὐφώνων τε καὶ ἐκλέκτων ὀνομάτων ἐκλογῇ*, wie bereits Sylburg erkannte, *ἐκλέκτων* schon wegen des folgenden *ἐκλογῇ* als korrupt zu 5 gelten. Doch es genügt die Annahme, daß zwei häufig vertauschte Buchstaben, K und Υ, auch hier verwechselt worden sind. *εὐφώνων* bezieht sich auf die Schönheit der Laute, *εὐλέκτων* auf die Schönheit und Leichtigkeit ihrer Verbindungen. Ich bringe diese Vermutung vor, obgleich ich nicht der erste bin, der auf sie verfallen ist. Sie wird im Thesaurus als eine Konjektur Reiskes verzeichnet. Allein sie fehlt in dessen Ausgabe und ist jedenfalls unverdienter Mißachtung verfallen. Denn daß das Wort anderweitig nicht nachgewiesen zu sein scheint, das muß doch angesichts der strengen Regelmäßigkeit der Bildung neben einem *εὐορητος* und dem allerdings gekünstelten *εὐλεξίς* dem Zufall zugeschrieben werden.

Die entgegengesetzte Vertauschung hat z. B. (wenngleich sicherlich nur als Lese-, nicht als Schreibfehler) in jener subscriptio einer herkulanischen Rolle stattgefunden, die ich in der Zeitschrift für österr. Gymnasien 1867, S. 12 erwähnt und berichtet habe: *Ποσειδῶνακτος τοῦ Βίτωνος*, statt dessen ehemals und auch kürzlich wieder (Philodemi volumina rhetorica ed. S. Sudhaus II, 272) *Ποσειδῶν αὐτὸς τοῦ Βίτωνος* geschrieben ward.

3. Epicharm oder Pseud-Epicharm? Diese Frage hat v. Wilamowitz in seinem „Herakles“ I¹, 29 in betreff einer großen Zahl als epicharmisch überlieferter Bruchstücke aufgeworfen, und sie will, trotz Rohdes (*Psyche*¹ 551) und Diels' (*Sibyllinische Blätter*, S. 34) Einspruch nicht zur Ruhe kommen. Neuerlich hat Kaibel (*Com. Graec. frg.* I, 1, 134) jene These wieder aufgenommen und sie unter Preisgebung der ersten und minder tiefgreifenden Begründung auf drei Argumente gestützt: 1. Alle diese Sentenzen enthaltenden Bruchstücke werden ohne Nennung eines bestimmten Dramas angeführt. 2. Zwei der von Euripides nachgebildeten Sentenzen — der Nachweis dieser Nachbildungen ist übrigens ein bleibender Gewinn der Wilamowitzschen Untersuchung — kehren in Ennius' Epicharmus wieder, der nicht aus den Dramen geschöpft haben soll. 3. Diese sentenziösen und die übrigen Bruchstücke zeigen eine ganz verschiedene Artung.

Bedenken erregt hier zuvörderst die Hypothese, zu welcher Kaibel zu greifen sich genötigt sieht. Obgleich er jene Bruchstücke einem Lehrgedicht zuschreibt, kann er 6 nämlich doch nicht umhin, die in mehreren der verurteilten Bruchstücke unleugbar vorkommende und auf das Drama hinweisende Form der Anrede anzuerkennen und sie also zu erklären: *finxit etiam amicum falsarius ad quem scriberet, alterum tamquam Cyrnum* (p. 134). Allein auch dieses den Boden der Hypothese bereits stark erschütternde Zugeständnis wird den Tatsachen noch nicht vollständig gerecht. Ich verweise vor allem auf das Fragment 245 K. (= 126 Ahrens, 8 Lorenz):

συνεκρίθη καὶ διεκρίθη ἀπὸ πᾶσιν ὅθεν ἦλθεν πάλιν,
γαρ μὲν εἰς γᾶν, πνεῦμα δ' ἄνω· τί τῶνδε χαλεπόν; οὐδὲ ξν.

Dieses Bruchstück darf als ein Prüfstein der ganzen Hypothese gelten. Es wird von Euripides (*Hiketiden* 533) nachgebildet, und einen Nachklang weist fast sicherlich auch der Epicharmus des Ennius auf (vgl. Kaibel zur Stelle). Die Behauptung, daß weder Euripides den echten Epicharm be-

nutzt, noch Ennius aus den Dramen geschöpft hat, wird somit hinfällig, wenn dieser Doppelvers nicht einem Lehrgedicht, sondern einem Drama entnommen ist. Und wer möchte das bei unbefangener Erwägung bezweifeln? Schon die kupierte Redeweise des zweiten Verses, die Frage und Antwort, ist dem dramatischen Ausdruck weit mehr als dem didaktischen angemessen. Der Hiat in *οὐδὲ ἔν* ist der Komödie eigen und außerdem wohl nur den Mimiamben des Herondas. Um auch eine Kleinigkeit zu erwähnen: ist nicht die metrische Anomalie, der Daktylus im dritten Fuße, den Ahrens wegemedieren wollte, mit seiner malerischen Kraft in der Komödie besser am Platz als im Lehrgedichte? Nichts hindert, die Verse, etwa als Trost an einen Trauernden gerichtet, im Drama verwendet zu denken.

Kaibels erstes Argument besagt bei Lichte besehen gar wenig. Denn daß Bruchstücke sentenziösen oder rein philosophischen Inhalts ohne Anführung der Fundstelle zitiert werden, daran ist nichts Verwunderliches, da sie eben ihrer Natur nach des dramatischen Zusammenhanges entraten konnten, frühzeitig *loci communes* und auch bald in Anthologien gesammelt wurden, deren wir jetzt eine erstaunlich früh verfaßte kennen gelernt haben. Und wie viele auch von Wilamowitz und Kaibel nicht angezweifelte Bruchstücke, darunter alles Sprichwörtliche und auch die großen philosophischen Fragmente 171—173, sind *sine nomine fabulae* überliefert! Ich vermag nicht einzusehen, mit welchem Rechte Kaibel nach den 101 *e fabulis incertis* entnommenen Bruchstücken — denen übrigens nicht gar viel mehr, nämlich 137, unter Nennung des Dramas überlieferte vorangehen — mit Frg. 239 die angeblich dem „Carmen physicum“ entstammende Reihe beginnen läßt. Der sentenziöse Charakter einiger derselben beweist nichts, man müßte denn auch alles Derartige, was als euripideisch und menandrisch überliefert ist, diesen Dramatikern absprechen. Und darunter sind Stücke, die von Euripides, von Xenophon, von Platon, von Aristoteles und von Menander beglaubigt sind! Daß es Pseud-Epicharmea im Altertum gegeben hat, ist allerdings

sicher bezeugt. Das darf uns zur Wachsamkeit mahnen. Stammen die Zitate aus später Zeit oder aus einem verdächtigen Milieu (gleich einigen Pseud-Euripidea) oder sind sie, sei es durch ihren Inhalt, sei es durch ihre Form, geeignet, uns Bedenken einzuflößen, zumal wenn diese verschiedenen Verdachtsgründe sich vereinigt finden, dann darf die also geweckte Wachsamkeit zum Mißtrauen erstarken. Aber solch ein in Bausch und Bogen über ganze Kategorien — und nicht einmal durch irgendein verlässliches Kriterium als solche gekennzeichnete Kategorien — der Bruchstücke verhängtes Verdammungsurteil entbehrt unseres Erachtens einer ausreichenden Grundlage.

Noch haben wir des aus dem ennianischen Epicharmus geschöpften Argumentes nur erst beiläufig gedacht. In der Tat gestattet die winzige Zahl und der ausschließlich physische Charakter jener Bruchstücke kein sicheres Urteil über die Natur des verlorenen Buches; noch weniger ist es möglich, auf diese schwankende Grundlage einen so gewaltigen Hypothesenbau aufzurichten.

Noch eines, und ich schließe. Der unzweifelhafte echte und der vermeintlich unechte Epicharm gleichen sich auch darin vollständig, daß der eine wie der andere sich an Xenophanes anzulehnen liebt. Am unverkennbarsten tritt diese Anlehnung in dem von niemandem angefochtenen Frg. 173 hervor. Daneben aber soll das Lob, welches Epicharm dem Xenophanes nach dem aristotelischen Zeugnis (Frg. 252) spendet, nicht von ihm, sondern von seinem
 8 Doppelgänger herrühren. Und dasselbe wird von Frg. 255 behauptet, wo die Bezeichnung der Seele als *πνεῦμα* wieder an Xenophanes (vgl. L. Diog. IX, 19) erinnert. Und nun endlich gar Frg. 239, wo Menander der Zeuge ist, und wo mich wenigstens, nachdem ich ohne irgendeinen Hinblick darauf bloß aus inneren Gründen in den Untergöttern des Xenophanes die Naturfaktoren erkannt hatte (Griech. Denker I³, 133), die schlagende Übereinstimmung mit der Lehre seines Jüngers überrascht und in meiner Auffassung wohl mit gutem Grund bestärkt hat.

4. Euripides Medea v. 320 sagt Kreon:

γυνή γάρ ὀξύθυμος, ὥς δ' αὖτως ἀνὴρ,
 ῥέων φυλάσσειν ἢ σιωπηλὸς σοφός.

Was hier der Zusammenhang fordert, ist der Gegensatz zur ὀξύθυμία, die βαρυθυμία, welche Kreon jetzt als einen Charakterzug Medeens erkannt hat und die ihn mit Mißtrauen und Furcht erfüllt (v. 317 f.). Mit dem „klugen Schweiger“ oder dem „schweigenden Klugen“ läßt sich, man mag die Worte hin- und herwenden wie man will, nichts anfangen. Präliudiert hatte diesem Ausspruch Kreons schon im Prolog die Äußerung der Amme (V. 37 ff.):

δέδοικα δ' αὐτὴν μὴ τι βουλευέση νέον·
 βαρεῖα γὰρ φρήν, οὐδ' ἀνέξεται κακῶς
 πάσχουσ' —.

Diese Einsicht ist es, die nunmehr auch dem Kreon aufdämmert. Daß Medea klug ist, hatte er schon früher gewußt (vgl. v. 285: σοφὴ πέφυκας καὶ κακῶν πολλῶν ἴδρις). Nicht das ist der Grund seiner gesteigerten Sorge, sondern ihre scheinbar versöhnliche, den tiefen Groll geflissentlich verhüllende Rede (v. 316: λέγεις ἀκοῦσαι μαλθὰκ' —). Sehr fraglich ist es zum mindesten, ob der Scholiast von jenem σοφός etwas gewußt hat (τοὺς δ' ἐν ἀφανεῖ κρύπτοντας τὴν μῆνιν οὐχ οἷόν τε κτέ. und wieder: ὁ δὲ σιωπηλὸς δυσπαράιτητός ἐστιν ἐν ἑαυτῷ κρύπτων καὶ καιροφυλακῶν τὴν ὀργήν). Kurz, ich zweifle nicht daran, daß Euripides geschrieben hat: ἢ σιωπηλὸς χόλος. Wie der Wegfall des letzten Wortes entstehen und eine ungeschickte Ergänzung veranlassen konnte, braucht niemandem gesagt zu werden. Vergleichen mag man Publil. Syr. 457: *Pejora multo cogitat mutus dolor*. Zu dem, durch γυνή . . . ὥσαύτως δ' ἀνὴρ wohl 9 vorbereiteten, Übergang vom Concretum zum Abstractum vgl. die von Hense, Lectiones stobenses, p. 25 verzeichneten Parallelen. Vielleicht darf ich den vielen Kritikern gegenüber, die an der Stelle keinen Anstoß nehmen, H. Weil anführen, der diese meine alte, aber bisher nicht veröffentlichte und ihm brieflich mitgeteilte Änderung in seine neue

Ausgabe nicht mehr aufnehmen zu können bedauert hat. [Vgl. *Revue des Etudes Grecques* XIII, 417a.]

5. Eine wichtige Stelle des von Laert. Diogenes III, 41 bewahrten Testamentes Platons bietet dem Verständnis Schwierigkeiten dar, die bisher auffälligerweise kaum wahrgenommen worden sind. Es wird zuvörderst ein Grundstück namhaft gemacht und sein Umfang durch die Nennung der Anrainer sicher umgrenzt; daran reihen sich die Worte: *καὶ μὴ ἐξέστω τοῦτο μηδενὶ μήτε ἀποδόσθαι μήτε ἀλλάξασθαι, ἀλλ' ἔστω Ἀδαιμάντων τοῦ παιδίου εἰς τὸ δυνατόν*. Fassen wir zunächst das Umtausch- und Veräußerungsverbot ins Auge. Es entbehrt keineswegs der Analogien. Und zwar zerfallen die analogen Instanzen in verschiedene Kategorien. Es kann sich um das einem Individuum vererbte Grundeigentum handeln, wie (1) in dem vielbesprochenen Testament der Epikteta von Thera (§ 4 = Zeile 41—47): *μὴ ἐχέτω δὲ ἐξουσίαν μηθεὶς μήτε ἀποδόσθαι τὸ Μουσεῖον μήτε τὸ τέμενος τῶν ἡρώων . . . μήτε καταθέμεν μήτε διαλλάξασθαι μήτε ἐξαλλοτριῶσαι τρόπῳ μηθενὶ μήτε παρηνόσει μηθεμιᾶ*. Während hier der Tochter der Erblasserin, Epiteleia, und deren Rechtsnachfolgern diese Beschränkung im Hinblick auf Kultuszwecke auferlegt wird, trifft sie (2) im Testamente des Diomedon aus Kos aus gleichen Rücksichten eine religiöse Bruderschaft (§ 5): *μὴ ἐξῆμεν δὲ μηθενὶ τὰ οἰκήματα τὰ ποτὶ τῷ τέμενει μηδὲ τὸ τέμενος ἐξειδιάζεσθαι μηδὲ πωλεῖν μηδὲ ὑποτιθέμεν*. Oder es kann endlich die Vererbung einer Liegenschaft an eine Stadtgemeinde unter der gleichen Einschränkung erfolgen; so (3) in jener Inschrift aus Theira in Lydien, wo der Ertrag des Grundstückes der feierlichen Begehung des kaiserlichen Geburtstages gewidmet ist, und wo das Veräußerungsverbot ebensowenig fehlt: *μένοντος αὐτοῦ ἀνεξαλλοτριώτου* (vgl. die Zusammenstellung dieser Inschriften im *Recueil des inscriptions juridiques grecques* 2. Serie, 1. Fascikel, S. 59 ff., Paris 1898; zuletzt abgedruckt ward (1) in *Inscriptiones graecae insularum maris Aegaei* fasc. III, n. 330, (2) bei Kollitz, *Dialekt-Inschriften* III, n. 3634, (3) ist veröffentlicht worden in *Athen. Mitteilungen* III, S. 57—59.)

Gemeinsam ist allen diesen Fällen die Widmung der vererbten Vermögensobjekte oder ihres Erträgnisses für gewisse Zwecke, gleichviel ob die Erben Individuen, ob sie sakrale oder munizipale Gemeinschaften sind. Mit Staunen vermissen wir in Platons Testament jeden derartigen Hinweis auf Leistungen, deren Erfüllung durch das Veräußerungsverbot gesichert werden soll. Einen solchen zu erwarten, dazu berechtigt uns auch der hier gewählte sprachliche Ausdruck. Die bloßen Worte *μη ἐξέστω τοῦτο μηδενὶ πτέ.* schließen bereits einen Blick in die Zukunft in sich, gerade wie die gleichartigen Formeln, welche Gräbern die Unverletzlichkeit verbürgen sollen, z. B.: *καὶ μηθενὶ ἐξέστω ἀνοίξαι τὴν σορόν* und *μη ἐξέστω δὲ ἀνοίγειν μηθενὶ* (in der Grabschrift von Kyaneai bei Benndorf, Heroon von Gjölbaschi, S. 46, um ein Beispiel aus zahllosen herauszugreifen).

Zu diesen Ursachen des Befremdens gesellt sich eine andere, sobald wir den Schluß des angeführten Satzes genauer betrachten. Das Grundstück wird dem Knäblein Adeimantos — wohl dem Söhnchen oder, was wahrscheinlicher ist, einem Enkel des gleichnamigen Bruders Platons, als dem Universal-erben des Philosophen — zugesprochen. Was soll hierbei der einschränkende Zusatz *εἰς τὸ δυνατόν*? (Zum Gebrauch dieser Formel bei Platon selbst vgl. man Phaedr. 252 D, Staat II, 381 C, VI, 500 D, IX, 586 E, Gesetze 739 C. Sie bedeutet bei Platon wie sonst immer nichts anderes als „nach Möglichkeit“.) Niemand wird ernstlich behaupten wollen, es sei damit gemeint, daß das Grundstück nur in dem Ausmaße, als die Tilgung darauf haftender Schulden es zuläßt, dem Erben zufallen solle. Warum sollte diese Beschränkung nur die Vererbung dieses und nicht auch jene des sofort namhaft gemachten zweiten Grundstückes treffen? Und davon abgesehen: wie unzulänglich wäre der Ausdruck und wie unwahrscheinlich, daß man das Vorhandensein solch einer Verschuldung bloß erraten sollte? Dieser Anstoß zum mindesten ist der Beachtung der Interpreten nicht ganz und gar entgangen. Joseph Scaliger erkannte die Unangemessenheit der Worte und griff zu einer Konjektur, indem er *εἰς τὸ*

11 *δηναίον* zu lesen vorschlug. Isaak Casaubonus nahm die völlig haltlose Konjektur zuerst an, dann kehrte er zur Überlieferung zurück und suchte sie insbesondere durch den Hinweis auf zwei Parallelstellen zu schützen, die im Testament Epikurs begegnen. Damit hatte er, wie wir sofort bemerken dürfen, zugleich recht und unrecht; er tat wohl daran, jene Parallele herbeizuziehen, allein er durfte nicht den ganz verschiedenartigen Zusammenhang verkennen, in welchem diese Formel hier und dort auftritt.

Nicht mit konjekturealen Änderungen ist hier zu helfen, sondern einzig und allein mit der Annahme einer Lücke. Diese wird gebieterisch gefordert ebenso sehr durch den Inhalt und die Form des Satzbeginnes, der Unveräußerlichkeitsklausel, wie durch seinen Schluß, die nicht auf die Eigentumsübertragung, sondern nur auf die Verwendungsweise des Eigentums oder seines Ertrages mit Fug zu deutende Einschränkung. Was hat nun in der Lücke gestanden? Um das zu erkennen, tut es not, sich daran zu erinnern, daß die beiden in Platons Testament namhaft gemachten Grundstücke nach Loepers Ermittlungen (Athenische Mitteilungen XVII, 395) in der Nähe der Akademie, das heißt in der Umgebung der also genannten Turnstätte gelegen waren. Da läßt sich denn die Vermutung nicht abweisen, daß das zuerst genannte und für unveräußerlich erklärte Grundstück eben dasjenige war, welches den eigentlichen Sitz der Schule gebildet hat. Und verschlungen hat demgemäß die von uns nachgewiesene Lücke den Satz oder die Sätze, welche die Verwendung jener Liegenschaft für die Zwecke der Lehranstalt geboten oder empfohlen haben. Das Veräußerungsverbot kehrt in gleichem Sinne in Theophrasts Testamente wieder in den Worten: μήτ' ἐξαλλοτριοῦσι μήτ' ἐξειδιαζόμενον μεδενός (Laert. Diog. V, 53). Und eine ungefähre Vorstellung von Platons Verfügungen kann uns die nachfolgende Stelle in Epikurs Testamente bieten: ἐφ' ᾧ τε τὸν μὲν κῆπον καὶ τὰ προσόντα αὐτῷ παρῆξουσιν (nämlich die im Vorangehenden genannten Erben Amynomachos und Timokrates) Ἐρμάρχῳ . . . καὶ τοῖς συμφιλοσοφοῦσιν αὐτῷ καὶ οἷς ἂν Ἐρμαρχος

καταλίπη διαδόχοις τῆς φιλοσοφίας, ἐνδιατρίβειν κατὰ φιλοσοφίαν· καὶ εἰς δὲ τοῖς φιλοσοφοῦσιν ἄφ' ἡμῶν, ὅπως ἐν συνδιασώσωσιν Ἀμννομάχῳ καὶ Τιμοκράτει κατὰ τὸ δυνατόν τὴν ἐν τῇ κήρῳ διατριβὴν παρακατατίθεμαι κτέ. Ferner: ἐκ δὲ τῶν γινομένων προσόδων τῶν δεδομένων ἄφ' ἡμῶν Ἀμννομάχῳ καὶ Τιμοκράτει κατὰ τὸ δυνατόν μεριζίσθωσαν μεθ' Ἐρμάρχου ¹² σκοπούμενοι κτέ. (Laert. Diog. X, 17f.). Die Formel κατὰ τὸ δυνατόν und ihr Äquivalent κατὰ τὸ ἐνδεχόμενον begegnen auch in den Schlußparagraphen des Testamentes.

Das attische Recht jener Zeit hat den Gründern von Philosophenschulen, wie eben Theophrasts und Epikurs, desgleichen Stratons und Lykons letztwillige Verfügungen unzweideutig lehren, keine andere Rechtsform zu Gebote gestellt als die der Schenkung oder Vererbung an eine oder mehrere bestimmte Personen. Nur die gemeinsame Nutznießung durch die keinerlei staatlich anerkannte, mit Korporationsrechten ausgestatteten Vereine bildenden γνώριμοι, συσχολιάζοντες oder συμφιλοσοφοῦντες konnte den Erben als eine moralische und zu Epikurs Zeit, wie es scheint, auch als eine rechtliche Verpflichtung auferlegt werden. Vermessen wäre der Versuch, die Lücke in Platons Testament im einzelnen ausfüllen zu wollen. Lediglich dessen glauben wir sicher zu sein, daß an die Worte ἄλλ' ἔστω Ἀδειμάντου τοῦ παιδίου sich die Aufforderung anschloß, den Garten dem Speusipp und seinen philosophischen Genossen gleichwie deren Nachfolgern zur Verfügung zu stellen, wobei das einschränkende „nach Möglichkeit“ entweder der Zahl der zuzulassenden Teilnehmer oder der Widmung der Einkünfte für die Zwecke der Lehranstalt gegolten hat.

Ist die Form des Testamentes auch eine ziemlich lose, so widersprechen doch die darin enthaltenen mehrfachen dispositiven Bestimmungen durchaus der Annahme, das Aktenstück sei „gar kein eigentliches Testament“. Das hat Bruns, „Die Testamente der griechischen Philosophen“, S. 7, behauptet, in grellem Widerspruch zu seiner eigenen Bemerkung: „Die Worte διατίθεσθαι und διαθήκη sind die technisch festen Ausdrücke für testieren und Testament,“ wie es S. 8, Anm. 1

heißt, während ebenda im Texte der Eingang des Dokumentes angeführt ist: *τάδε κατέλιπε Πλάτων καὶ διέθετο*. Um nichts richtiger urteilt Schulin, „Das griechische Testament verglichen mit dem römischen“ S. 29. Als grundlos dürfen wir nunmehr auch Arnold Hugs Äußerung bezeichnen: „Daß das Testament Platons nichts von Vermächtnissen an seine Schule enthält, können wir mit den sonstigen Nachrichten nur durch die Annahme vereinigen, daß er schon längst zu
 13 Lebzeiten in Form der Schenkung sein Grundstück in der Akademie seiner Schule übergeben hat“ (Festschrift zur Begrüßung der 39. Versammlung deutscher Philologen, Zürich 1887, S. 14). Diese und verwandte Hypothesen sind seither von angesehenen Forschern weiter ausgebildet worden und so ziemlich in alle Handbücher übergegangen (vgl. unsere Gegenbemerkungen „Platonische Aufsätze II“).

Zu weitläufigen, auf die Einrichtung der Lehranstalt bezüglichen Anordnungen, wie sie bei Theophrast und Epikur begegnen, mochte Platon darum keine Veranlassung finden, weil er mit dem blutsverwandten Schulnachfolger alles Derartige bereits mündlich geregelt haben und auf die pietätvolle Ausführung seiner Absichten mit Sicherheit zählen konnte. Auch der Möglichkeit ist zu gedenken, daß Platon in hohem Greisenalter die Lehranstalt bereits seinem Neffen übergeben hatte. Nicht anders wird Aristoteles, als er sich nach Chalkis begab, verfahren sein, woraus sich das Stillschweigen seines Testamentes über alle die Schule betreffenden Angelegenheiten ungezwungen erklärt. Da Theophrast über „den Garten, den Peripatos und alle dazu gehörigen Häuser“ frei verfügt (Laert. Diog. V, 52), so muß er das Eigentumsrecht an diesen gesamten Liegenschaften durch eine von keiner rechtlichen Einschränkung begleitete freie Schenkung des Aristoteles erworben haben.

6. Des Libanios „Apologie des Sokrates“ ist von vielen Textesfehlern entstellt auf uns gekommen, die mehrfach, ich meine sogar überwiegend, auf Verstümmelungen beruhen. Durch die Annahme von Lücken versuche ich auch im folgenden ein paar Stellen zu heilen. P. 40 Rogge = p. 20 Reiske

(§ 68) liest man: ἔστιν οὖν ὅπως ἄνθρωπος τυραννικὸς ἀποῦσαν μὲν κατασκευάζοι ἂν τὴν τυραννίδα, παρούσῃ δ' ἄχθοιτο· καὶ τέρποιτο μὲν ἂν ἰδεῖν ἄκυρον τῶν πραγμάτων τὸν δῆμον, ὁρῶν δὲ λυποῖτο; Statt des überlieferten τέρποιτο hat Cobet εὔχοιτο zu lesen vorgeschlagen; eine unzweifelhaft sinngemäße Änderung, an deren Richtigkeit man jedoch stutzig wird, weil das handschriftliche τέρποιτο dem antithetischen λυποῖτο genau entspricht. Ich ziehe es daher vor, den unzweifelhaft vorhandenen Schaden in der oben angedeuteten Weise durch Einsetzung eines Wortes zu heilen. Etwa so: καὶ τέρποιτο μὲν ἂν ἰδεῖν ἄκυρον τῶν πραγμάτων <ἐλπίζων> τὸν δῆμον, ὁρῶν δὲ λυποῖτο; [Cobets Konjekture εὔχοιτο hat R. Förster in den Text gesetzt (Libanii Opera V, 47, 6).]

Der zweite Teil des § 177 (p. 86 Rogge = p. 57 Reiske) ¹⁴ läßt sich nicht ohne jeden konjekturalen Eingriff, aber doch mit dem Minimum eines solchen im Verein mit dem von uns soeben angewandten Heilmittel ordnen. Daß das erste Wort — οὖς — jedes Bezuges ermangelt, ist augenfällig und anerkannt. Ich schreibe den ganzen Satz wie folgt: ὥστ' ἤδη (st. οὖς δὴ) καὶ περὶ <Κοιτίου τε καὶ Ἀλκιβιάδου τολμῆν ἂν εἰπεῖν καὶ περὶ> Θρασυβούλου καὶ Κόνωνος, ὅτι Θρασύβουλος μὲν καὶ Κόνων ἦτην ἂν ἀμείνω περὶ λόγους διατρέψαντες, Κοιτίας δὲ καὶ Ἀλκιβιάδης πολὺ φανλοτέρω μὴδ' ἀψαμένω. Es konnte doch nicht füglich das eine Paar von Staatsmännern dem anderen mit μὲν und δὲ gegenübergestellt werden, wenn im Vorangehenden bloß von dem einen und nicht auch von dem anderen die Rede war; auf das Homöoteleuton, das den Ausfall verschulden konnte, brauche ich kaum hinzuweisen und ebensowenig darauf, daß nun auch der früher vermißte Verbalausdruck ohne Gewaltsamkeit gewonnen ist.

7. In Platons Euthyphron 3 C klagt der Namensträger des Gespräches darüber, daß man in der Volksversammlung ihn wie einen Narren verlache, so oft er dort seine Weissagungskunst übe, und fährt fort: καίτοι οὐδὲν ὃ τι οὐκ ἄληθές εἶρηκα ὧν προεῖπον. Nicht die einfache Versicherung, daß er immer nur Wahres vorhergesagt habe, sondern eine

- Berufung auf die Tatsachen: „meine Prophezeiungen haben sich jedesmal bewährt“, darf man füglich in diesem Satz ausgesprochen zu finden erwarten. Und diese Erwartung wird erfüllt, wenn wir mit der leisesten, auch sonst mehrfach nötigen Änderung *εἶρηκα* in *εὗρηκα* verwandeln, was auch an sich ungleich angemessener ist als das neben *προεῖπον* ganz müßige *εἶρηκα*. Ebenso im Sinne von *deprehendo* verwendet Platon jenes Verbum Phädon 89 D: *ἐπειτα ὀλίγον ὕστερον εὗρεῖν τοῦτον πονηρόν τε καὶ ἄπιστον καὶ αἰθρὶς ἕτερον*. — Ebenda 3 E hätte Schanz Wohlrabs Vorschlag, *παντὶ* vor *πλὴν* einzusetzen, wohl besser unerwähnt gelassen. Denn dadurch wird der Nebengedanke zum Hauptgedanken erhoben.
- 15 Was Sokrates hier sagen will, ist dieses: wenn die Athener mit der Anklage Ernst machen, dann wird die Sache bedenklich; *τοῦτο ἤδη ἄξιον ἐνθυμήσεως* (vgl. z. B. Eurip. frg. 246) hätte er ebensowohl sagen können. Er drückt diesen Gedanken also aus: *τοῦτ' ἤδη ὅπη ἀποβήσεται ἄδηλον, πλὴν ὑμῖν τοῖς μάντεσιν*, „dann ist der Ausgang schon unsicher“, worauf er heiter scherzend (wie nach einer Pause) hinzufügt: „außer freilich für euch Wahrsager“. — Ebenda 4 B ist der Satz: *οὐ γὰρ οἶμαί γε — προᾶξαι*, so viel ich sehen kann, immer mißverstanden worden. Statt dem Ausruf *Ἠράκλεις*, den er nicht zurückhalten kann, die Äußerung folgen zu lassen: „Da tatest du ja etwas, was alle Welt für schändlich hält“, bedient sich Sokrates einer Umschreibung, indem er sagt: „Offenbar ist alle Welt im Unklaren darüber, wie man in solchen Dingen zu handeln habe; denn um das zu tun, was du tust, muß man eben in der Weisheit weit vorgeschritten sein; der erste Beste hätte gewiß nicht so gehandelt.“ Daß nach *ὀρθῶς ἔχει* mit Madvig eine Lücke anzunehmen sei, möchte ich nicht mit Zuversicht behaupten; wohl aber ist in unserem Satze das aus dem Vorangehenden wiederholte *ὀρθῶς* notwendig zu tilgen und die ganze Stelle demnach wie folgt zu schreiben: *Ἠράκλεις· ἢ που, ὃ Εὐθύφρων, ἀγνοεῖται ὑπὸ τῶν πολλῶν ὅπη ποτὲ ὀρθῶς ἔχει. οὐ γὰρ οἶμαί γε τοῦ ἐπιτυχόντος [ὀρθῶς] αὐτὸ προᾶξαι, ἀλλὰ πόρρω που ἤδη σοφίας ἐλάνοντος*.

Im Kriton glaube ich viele unechte Zusätze zu erkennen; gar manches, was ich in diesem Sinne in meinem Handexemplar vor Jahren angemerkt habe, ist von Älteren und Neueren vorweggenommen. Ich beschränke mich auf eine Bemerkung. An 48E ist verschiedentlich herumgebessert worden. Es genügt, meine ich, die drei Worte *ἀλλὰ μὴ ἄκοντος*, die einen schiefen Gegensatz zu *πείσας σε* bilden und wohl aus *ἀκόντων Ἀθηναίων* entnommen sind, zu tilgen. Dann entbehrt die Stelle jedes Anstoßes. Nach der Aufforderung, die Frage gemeinsam zu untersuchen und einen etwaigen Widerspruch unverhohlen darzulegen (*ἀντίλεγε, καὶ σοι πείσομαι*), fährt Sokrates fort: anderenfalls höre auf, immer dieselbe Mahnung zu wiederholen, *ὥς χορὴ ἐνθὲνδε ἀκόντων Ἀθηναίων ἐμὲ ἀπιέναι· ὥς ἐγὼ περὶ πολλοῦ ποιοῦμαι πείσας* (so Buttmann statt *πείσαι*) *σε ταῦτα πράττειν, [ἀλλὰ μὴ ἄκοντος]*. ὅρα δὲ δὴ τῆς σκέψεως τὴν ἀρχὴν κτέ.

Phädon 61B möchte ich also schreiben: *διὰ ταῦτα δὲ 16 οὓς προχείρους εἶχον καὶ ἡπιστάμην μύθους [τοὺς Αἰσώπου] τούτους (l. τούτων) ἐποίησα οἷς πρῶτοις ἐνέτυχον*. Der Satz weist auf 60D *ἐντείνας τοὺς τοῦ Αἰσώπου λόγους* zurück. Hier erklärt Sokrates diese seine Wahl, indem er sagt: von den mir geläufigen und im Gedächtnis gegenwärtigen Fabeln habe ich die ersten besten in die Versform gebracht. Das sinngemäße *τούτων* bietet übrigens die Venediger Handschrift, die sich im Phädon mehrfach als der beste Zeuge bewährt hat. — Die vielbehandelte Stelle 62A, um deren Verständnis sich vornehmlich Bonitz (Hermes II, 310f.) verdient gemacht hat, schreibe ich mit veränderter Interpunktion und mit Ersetzung des von Forster und Schanz vorgeschlagenen *ἀλλὰ* durch *ὥστε* wie folgt: *ἴσως μέντοι θαυμαστόν σοι φανεῖται, εἰ τοῦτο μόνον τῶν ἄλλων ἀπάντων ἀπλοῦν ἐστιν καὶ οὐδέποτε τυγχάνει τῷ ἀνθρώπῳ ὥσπερ καὶ τὰλλα (sc. ποικίλον), <ὥστ'> ἐστιν ὅτε καὶ οἷς βέλτιον τεθνάναι ἢ ζῆν. οἷς δὲ βέλτιον τεθνάναι, θαυμαστόν ἴσως σοι φανεῖται, εἰ τούτοις κτέ.* — 62D hat Schanz wohl übersehen, daß nach seiner Tilgung der Worte *γευκτίον* — *δεσπότου* das nachfolgende *ἀπό γε τοῦ ἀγαθοῦ γέγινεν* seinen Bezug verliert. Jeder Anstoß

verschwindet, wenn wir annehmen, daß der Text nicht über-
vollständig, sondern unvollständig überliefert ist. Ich empfehle
die folgende Schreibung: ἀλλ' ἀνόητος μὲν ἄνθρωπος τάχ' ἂν
οἰηθείη ταῦτα, φευκτέον εἶναι <πάντως> ἀπὸ τοῦ δεσπότου,
καὶ οὐκ ἂν λογίζοιτο ὅτι οὐ δεῖ ἀπὸ γε τοῦ ἀγαθοῦ φεύγειν,
ἀλλ' ὃ τι μάλιστα παραμένειν κτέ. — 69 B entziehen sich
die Worte ἡ μετὰ φρονήσεως der Konstruktion. Sie sind
nach dem kurz vorangehenden μετὰ τούτου völlig entbehrlich.
Der also geweckte Verdacht wird noch durch den Umstand
verstärkt, daß ἡ, woraus Heindorf das verbindende ἡ ge-
wonnen hat, in den beiden besten Handschriften, im Bodleianus
und Marcianus, fehlt. Darnach dürfen wir vermuten, daß
μετὰ φρονήσεως ursprünglich eine Randglosse zu μετὰ τούτου
war. — 70 D handelt es sich um die Frage, ob die Seelen
der Verstorbenen vor ihrer neuen Einkörperung im Hades
weilen: — ἄλλο τι ἢ εἶναι ἂν αἱ ψυχὰι ἡμῶν ἐκεῖ; οὐ γὰρ ἂν πού
πάλιν ἐγίγνοντο μὴ οὔσαι, καὶ τοῦτο ἰκανὸν τεκμήριον τοῦ ταύτη
εἶναι, εἰ τῷ ὄντι φανερόν γίγνεται ὅτι οὐδαμῶθεν ἄλλοθεν
γίγνεται οἱ ζῶντες ἢ ἐκ τῶν τεθνεώτων. Hier habe ich ταύτη
aus dem überlieferten ταῦτ' gewonnen, welches Schanz
tilgen, Forster in αὐτὰς verwandeln wollte. Keines von
17 beiden empfiehlt sich, da nicht vom bloßen Dasein der Seele,
sondern von ihrem Dasein im Hades sowohl im Voran-
gehenden wie im Nachfolgenden die Rede ist. — 76 A hat
selbst Heindorf einen überaus wichtigen Satz mißverstanden
(indem er ὃ ὅμοιον durch „sc. ὃν τοῦτο ἐπλησίαζεν“ erklärte).
Fischer, Schanz und Couvreur haben dieses ὃ sogar
getilgt. In Wahrheit geht damit das eine der zwei Grund-
gesetze der Ideenassoziation, die Platon im Phädon zum
erstenmal erkannt und verkündet hat, verloren! Was 73 A—E
ausführlich dargelegt war, wird hier kurz zusammengefaßt:
— αἰσθόμενον τι . . . ἕτερόν τι ἀπὸ τούτου ἐννοῆσαι ὃ ἐπε-
λέληστο, ὃ τοῦτο ἐπλησίαζεν ἀνόμοιον ὃν (das Gesetz der
Kontiguität) ἢ ὃ ὅμοιον (sc. ἐστὶν ἢ ἦν, das Gesetz der
Ähnlichkeit).

Gorgias 477 D befremdet mich die Antwort des Polos:
οὐκ ἔμοιγε δοκεῖ, ὃ Σώκρατες, ἀπὸ τούτων γε. Denn ἀπὸ

τούτων γε ist der Ausdruck einer Folgerung, während hier vielmehr von einer Tatsache des unmittelbaren Bewußtseins gesprochen wird: Ungerechtigkeit, Zuchtlosigkeit usw. ist nicht schmerzlicher als Dürftigkeit und Krankheit. Hingegen wären die hier ungehörigen Worte sehr wohl an ihrem Platze bei der nächstfolgenden Antwort des Polos, in der dieser widerwillig zugestehen muß, daß die Schlechtigkeit der Seele, eben weil sie nicht Schmerz bringt, den größten Schaden stiften muß, damit ihr, wie vorher anerkannt ward, der höchste Grad der Häßlichkeit eignen könne. Hier wäre *φαίνεται ἀπὸ τούτων γε* ebenso angemessen, wie *ἔμοιγε δοκεῖ . . . ἀπὸ τούτων γε* unangemessen war.

Menexenos 237D heißt es zum Lobe Attikas, die Land- 18
schaft habe keinerlei wilde Tiere hervorgebracht, vielmehr unter allen Lebewesen dasjenige ausgewählt und erzeugt, welches die anderen insgesamt durch Vernunft überragt und allein das Recht und die Götter anerkennt. So, unter Tilgung des überdeutlichen *ἄνθρωπον*, möchte ich den Satz gelesen wissen: *θηρίων μὲν ἀγρίων ἄγονος καὶ καθαρὰ ἐφάνη, ἐξελεξατο δὲ τῶν ζώων καὶ ἐγέννησεν [ἄνθρωπον] ὃ συνέσει τε ὑπερέχει τῶν ἄλλων καὶ δίκην καὶ θεοὺς μόνον νομίζει.* — 243A vermag ich zwischen dem Satze: *ὅν οἱ ἐχθροὶ* — *ἢ τῶν ἄλλων οἱ φίλοι* und dem vorangehenden keinerlei Gedankenzusammenhang zu erkennen. Hingegen ist er 243E nach *ὡς μετρίως ἔθεντο* wohl am Platze. Die Versetzung mag gewaltsam scheinen, aber ich wünschte ein gelinderes Heilmittel zu kennen. — 247E, bald nach den schönen Worten, die ein den Freiheitskämpfern des modernen Griechenlands gewidmeter Gedenkstein in Nauplia verewigt hat (*οὐ γὰρ ἀθανάτους σφίσι παῖδας ἠΰχοντο γενέσθαι ἀλλ' ἀγαθούς καὶ ἐκλειεῖς*) dünkt mich der Text durch die Entfernung von drei Worten erheblich zu gewinnen: *καὶ φέροντες μὲν ἀνδρείως τὰς συμφορὰς δόξουσι τῷ ὄντι ἀνδρείων παίδων πατέρες εἶναι [καὶ αὐτοὶ τοιοῦτοι]*. Sie werden sich, wenn sie ihr Unglück tapfer tragen, als die echten Väter tapferer Söhne erweisen, ungefähr wie es ein paar Zeilen später heißt: *παρέχοντας αὐτοὺς φαινομένους τῷ ὄντι πατέρας ὄντας ἀνδρας ἀνδρῶν.*

Ich würde es kaum wagen, solch' einen auf subjektivem Geschmack beruhenden Vorschlag zu äußern, wenn ihm nicht aus dem Umstande, daß Dionysios den Satz ohne die drei Schlußworte anführt (VI, 1036 Reiske), ein gewisses Maß von Bekräftigung erwüchse.

Der Besprechung einiger Stellen des „Staates“ lege ich, da Schanzens Bearbeitung noch aussteht, die wertvolle Jowett-Campbellsche Ausgabe zugrunde. Gern benütze ich diesen Anlaß, um darauf hinzuweisen, daß jene „Kundgebung entschiedensten Mißtrauens gegen alle Konjekturalkritik“, welche diese Ausgabe enthält (II, 129), und gegen die ich wiederholt Stellung nehmen zu müssen glaubte, von Jowett und nicht von Lewis Campbell herrührt, der, wie er mir brieflich mitgeteilt hat, „aus Pietät gegen seinen Meister dieses Bruchstück eines Essays genau so, wie jener es zurückließ, veröffentlicht hat“. Er selbst steht der
 19 Konjekturalkritik nicht ganz so ablehnend gegenüber; er hält den platonischen Text zwar im ganzen für gut überliefert, aber keineswegs für „fleckelos“ und hat sich um die Reinigung desselben mehrfach erheblich Verdienste erworben (so Staat IX, 581 E, Theaetet 204 C, Sophist. 226 B, Politic. 306 E, Cratyl. 412 A, Phädon 81 D).

Staat III, 413 B. Der Satz: *ὅτι τῶν μὲν χρόνος τῶν δὲ λόγος ἐξαιρούμενος λανθάνει* ist und bleibt unverständlich. Es ist vom unfreiwilligen Fallenlassen einer richtigen Einsicht die Rede, die bei den einen die Folge der Überredung, bei den anderen jene des Vergessens ist: — *τοὺς μεταπεισθέντας λέγω καὶ τοὺς ἐπιλανθανομένους*. Die „Zeit“ kann selbstverständlich nicht das Weggenommene, sondern nur — im Falle des Vergessens — das Mittel der Wegnahme sein. Diese Überlegung nötigt uns, *χρόνος* durch *χρόνω* oder besser durch *χρόνοις* zu ersetzen, wie denn der Plural von *χρόνος* mehr als ein halbes dutzendmal bei Platon begegnet. Da *λόγος* ebensowohl die Rede, also hier die Überredung, als Mittel des Verlustes, wie die Vernunft oder richtige Einsicht selbst, von deren Verlust gesprochen wird, bedeuten kann, so empfiehlt sich als die einfachste Annahme

die Vermutung, daß *λόγος* nicht anzutasten, wohl aber ein dem von uns vorausgesetzten *χρόνοις* entsprechendes *λόγοις* ausgefallen und demnach zu schreiben sei: *ὅτι τῶν μὲν χρόνο(ι)ς τῶν δὲ <λόγοις> λόγος ἐξαιρούμενος λανθάνει*. Ein ähnliches Spiel mit dem Doppelsinn von *λόγος* weist auch der Phädrus auf: *μετὰ λόγων ἀδυνάτων μὲν αὐτοῖς λόγῳ βοηθεῖν* (276 C). Nicht ganz unähnlich heißt es im Staate VII, 537 A: *ἔχει ὁ λέγεις, ἔφη, λόγον*. Fast nebeneinander zum mindesten treffen wir *λόγος* in beiden Bedeutungen in Staat III, 411 D: *οὔτε λόγον μετίσχον οὔτε τῆς ἄλλης μουσικῆς* und *καὶ πειθοῖ μὲν διὰ λόγων οὐδὲν ἔτι χρῆται*. —

Gesetze VI, 758 D: *διὸ ξυλλόγων τε ἀεὶ δεῖ τοῦτο εἶναι 20 τὸ προκαθήμενον τῆς πόλεως κύριον καὶ διαλύσεων τῶν τε κατὰ νόμους τῶν τε ἐξαίφνης προσπιπτουσῶν τῇ πόλει*. Hier entzieht sich *διαλύσεων* meines Erachtens jeder verständlichen Deutung. Hierin „Auflösungen der Versammlungen“ zu sehen, daran verhindert uns vorerst der Zusatz *τῶν τε ἐξαίφνης προσπιπτουσῶν τῇ πόλει*, der sich nicht ohne die äußerste Gewaltsamkeit auf solche Auflösungen beziehen läßt. Auch mußte der Auflösung die Zusammenberufung der Versammlungen gegenüberstehen und nicht ihr bloßes Tagen (*τῶν τε ξυλλόγων*). Es scheint in Wahrheit von nichts anderem die Rede zu sein als einerseits von der Leitung der Versammlungen, andererseits von selbständigen Leistungen der Exekutive. Beides kommt einer Permanenz-Körperschaft zu, wie es dieser Ratsausschuß und sein Vorbild, die athenischen Prytanen sind. Diese Vollzugsleistungen gliedern sich naturgemäß in gesetzlich geregelte (*τῶν τε κατὰ νόμους*) und in solche, die durch unvorhergesehene Vorkommnisse dem Staat aufgenötigt werden (*τῶν τε ἐξαίφνης κτέ.*). Ich möchte darum mit leisester Änderung *διανύσεων* schreiben. Daß das Substantiv aus älterer Zeit nicht nachgewiesen ist, darf uns, meine ich, nicht beirren. Das entsprechende Verbum kommt von Hesiod angefangen in den verschiedensten Literaturgebieten vor, das Verbalsubstantiv *διάνυσμα* tritt mindestens schon bei Polybios auf. Ein paar Zeilen vorher gebraucht Platon das Verbum *ἐνθημονεῖσθαι*, dessen passive

Form ganz und gar nicht und dessen Aktivum erst aus Tzetzes nachgewiesen wird. Nach Erlesenheit des Ausdrucks strebt der Verfasser der „Gesetze“ überhaupt mit auffälligstem Bemühen; dem Gewöhnlichen geht er gar geflissentlich aus dem Wege; eben in diesem Abschnitt mußte er es aufs sorgfältigste meiden, wollte er nicht in den Alltagsjargon des politischen und judiziellen Lebens verfallen.

Briefe IV, 321 B fällt die poetische Färbung der Worte auf: ἡ δ' αὐθάδεια ἐρημία ξύνοικος. Da bei den Tragikern regelmäßig αὐθαδία begegnet, so gesellt sich zum dichterischen Ton auch der jambische Klang. Sollte ein Tragiker etwa 21 geschrieben haben: ἡ τ' (oder δ') αὐθαδία | ἐρημία ξύνοικος, oder dürfen wir vermutungsweise einen ganzen Vers herstellen: ἐρημία ξύνοικος αὐθάδης τρόπος?

8. In Plutarchs Dion lesen wir c. 44 (977 D): ἀπεγνωστός γὰρ ἤδη τὰ πράγματα τοῦ Διονυσίου καὶ τοὺς Συνακοσίους δεινῶς μεμνηκότος, ὥσπερ ἐνταφιάσαι τὴν τυραννίδα τῇ πόλει πίπτουσιν ἐβούλετο. Es ist von dem Vorgehen des Nypsios die Rede, welchen Dionys seinem auf Ortygia zurückgebliebenen Sohne Apollophanes zu Hilfe geschickt hatte. Ich verstehe nicht, wie hier, wo nicht etwa von Aufträgen gehandelt wird, die Dionys diesem seinem Feldherrn erteilt hatte, auch nicht von dem Beginne des Eingreifens, sondern von dem Verfahren desselben, wie es sich in einer bestimmten Lage gestaltet hatte, — wie hier von der Einwirkung des Dionysios die Rede sein kann. Es muß doch wohl Apollophanes gemeint und genau so wie an der auch sachlich verwandten Stelle c. 50 (ἀπογνοὺς ὁ υἱὸς τοῦ Διονυσίου τὰ πράγματα) bezeichnet, mithin nach Διονυσίου ein <υἱοῦ> einzusetzen sein.

[Diesem Hefte der „Beiträge“ ist eine besonders eindringliche Beurteilung zuteil geworden von My. in der Revue critique vom 11./III. 1901. Eine Stelle des platonischen „Staates“ (VIII, 556 E), über die ich mich weitläufig verbreitet hatte, hat dieser Kritiker in ebenso gelinder als zutreffender Weise verbessert durch die Schreibung: ἄνδρες ἡμέτεροι· εἰσὶ γὰρ οὐδέν. Dem französischen Gelehrten soll

hierin, nach der Angabe Burnets, der die Besserung seinem Texte einverleibt hat, ein englischer — Adam — zuvor gekommen sein. War diese Vorwegnahme My. unbekannt geblieben, so hat dieser hingegen zu zwei von mir behandelten platonischen Stellen solch eine Antizipation angemerkt. In der Tilgung von *ἐνθροπον* (Menex. 237 D) war mir der Holländer Hartmann, in jener von *μετὰ φρονήσεως* (Phaedo 69 B) der Franzose Tournier zuvorgekommen. Mehrere Vermutungen, die My. als unnötig erwiesen hat, sind jetzt von mir weggelassen worden.]

IX.¹

1. Aristoteles Metaphysik VII, 2 (1028b, 19). Bei der 1 Durchmusterung der verschiedenen Auffassungen des Substanzbegriffes wird die Erwähnung Platons von einem Sätzchen eingeleitet, das ich sogar in Bonitzens Übersetzung erstaunlich falsch wiedergegeben finde, freilich auf Grund und im Einklang mit einer sinnwidrigen Interpunktion, in betreff deren die mir bekannten Ausgaben übereinstimmen. Man liest nämlich bei Bekker, Bonitz, Christ usw. wie folgt: *οἱ δὲ πλείω καὶ μᾶλλον ὄντα αἰδία, ὥσπερ Πλάτων κτέ.*, was Bonitz S. 129 der aus seinem Nachlaß herausgegebenen Übersetzung also überträgt: „andere nehmen mehreres, das mehr ewig sei, an, wie Platon“ usw. Läßt denn aber — so frage ich — der Begriff der Ewigkeit eine Steigerung zu? Weder kenne ich eine befriedigende Antwort auf diese Frage, noch ist, soviel ich sehe, eine solche möglich. Man befreit den Stagiriten von diesem Widersinn, wenn man nach *καὶ μᾶλλον* einen Beistrich setzt und die zwei Worte genau so versteht, wie man sie zwei Zeilen vorher verstanden hat und verstehen mußte. Dort heißt es nämlich von Flächen, Linien, Punkten und Einheiten, sie gelten manchen als

¹ Wien 1906, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

Wesenheiten, und zwar in noch höherem Sinne als der Körper und das Feste (καὶ μᾶλλον ἢ τὸ σῶμα καὶ τὸ στερεόν). Aristoteles sagt nunmehr in diesem Satze, daß andere, und
 2 darunter Platon, an eine Mehrzahl substantzieller Arten glauben, die überdies, da sie ewig seien, in höherem oder volleren Sinne als die Sinnesobjekte als Substanzen gelten können: οἱ δὲ πλείω καὶ μᾶλλον, ὄντα ἄδια, ὥσπερ Πλάτων τὰ τε εἶδη καὶ τὰ μαθηματικὰ κτέ.

Aristoteles de interpretatione cap. 9 (19a, 9). Hier kann ich nicht umhin, den Ausfall eines Wortes anzunehmen und den Satz wie folgt zu ergänzen: ὁρῶμεν γὰρ . . . ὅτι ὅλως ἔστιν ἐν τοῖς μὴ εἰς <ῥαυτως> ἐνεργοῦσι τὸ δυνατόν εἶναι καὶ μὴ ὁμοίως. Gilt es doch hier den Gegensatz nicht zwischen „beständiger Wirksamkeit“ und „zeitweiligem Fehlen derselben“, sondern zwischen der Welt des Wandellosen, also des immer in gleicher Weise Wirkenden und des der Veränderung Unterworfenen. In dieser Welt des Wechsels und Wandels sei augenscheinlich (ὁρῶμεν γὰρ ὅτι) Raum für das So-oder-anders-sein-können oder das Kontingente.

2. Euripides' Hekabe hat H. Weil mit einem wunderbar knappen und doch völlig ausreichenden Kommentar versehen kürzlich (Paris 1905) zum drittenmal veröffentlicht. An zwei Stellen hat der verehrte Altmeister Vermutungen und Zweifel geäußert, die mich zu kritischen Bemerkungen veranlassen.

V. 319/20 spricht Odysseus: τύμβον δὲ βουλοίμην ἐν ἀξιούμενον | τὸν ἐμὸν ὁρᾶσθαι διὰ μακροῦ γὰρ ἡ χάρις. Es ist sonnenklar, daß ἀξιούμενον einer Ergänzung ebenso bedürftig, wie τὸν ἐμὸν zum mindesten entbehrlich ist. Man darf somit vermuten, daß der zu ἀξιούμενον gehörige Genetiv durch jenen erklärenden Zusatz verdrängt oder doch ersetzt worden ist. Soweit stimme ich mit Weil überein. Aber sein zweifelnd vorgebrachtes ἀξιούμενον | στεφῶν gilt mir als ebensowenig angemessen wie die von ihm verzeichnete Konjektur Holzners νομίμων. Eine Bekränzung ist eine gar vergängliche Art der Ehrung. Neben διὰ μακροῦ würde der Hinweis auf — rasch verwelkende — Blätter und

Blumen einen Mißton bilden; νομίμων hingegen scheint mir überaus matt. Was die Sitte oder das Gesetz dem Toten als Ehrung zuspricht, kann ja doch, eben weil es eine allgemeine Norm ist, nur ein Minimum bedeuten. Nicht das, was allen zuteil wird oder doch nach einer geltenden Regel zuteil werden sollte, ist hier am Platze. Ganz im Gegenteil. Odysseus sagt, daß er sich im Leben mit der Befriedigung des bloßen täglichen Notbedarfes begnügen würde, im Tode aber strebt er — das heischt der Gegensatz mit gebieterischer Strenge — nach den höchsten Ehrungen. Der Anspruchslosigkeit im Erdendasein muß die Anspruchsfülle in Ansehung des Nachruhmes gegenüberstehen. Wer Euripides kennt, glaubt ihn übrigens angesichts dieser grellen Umkehrung des rationellen Verhältnisses sarkastisch lächeln zu sehen. Der Dichter der Aufklärung will wohl auch hier wie so oft die Ungereimtheit gangbarer Meinungen und Maßstäbe an den Pranger stellen. Doch dem sei wie ihm wolle: nur ein starkes Wort kann die von ἐξιούμενον erforderte Ergänzung bilden. Man denkt zunächst an τιμῶν, aber schon die Wiederholung nach v. 316 (ὀρῶντες οὐ τιμώμενον) regt Zweifel und Bedenken an. Diese werden durch die Erwägung verstärkt, daß die τιμαί mehr oder weniger hohe sein können. Das dem Zusammenhang am meisten entsprechende Wort ist meines Erachtens σεμνῶν. Die hohen Ehrungen, deren ein Grab gewürdigt wird, umfassen ebensosehr die theils dauernde, theils stets erneute Ausschmückung der letzten Ruhestätte als die dem darin Gebetteten immer wieder dargebrachten Totenopfer.

V. 847 (καὶ τὰς ἐνάγκας οἱ νόμοι διώρισαν) hat, wie Weil richtig bemerkt, *fort embarrassé les commentateurs anciens et modernes*. Man darf den Vers mit Fug *très obscur* nennen. Aber des Herausgebers Zweifel an der Ungetrübtheit der Überlieferung vermag ich nicht zu teilen. An dem Gegensatz von ἐνάγκαι und νόμοι zu rütteln kann niemandem beifallen. Man denke an Verbindungen wie ἐνάγκη φύσεως, um sich zu überzeugen, daß der hier vorliegende Gegensatz der in jenem Zeitalter gangbaren Gegenüberstellung von „Natur“

und „Satzung“ (*φύσις* und *νόμος*) viel zu nahe verwandt ist, um dem Zufall einer Korruptel sein Entstehen zu verdanken. So sieht sich denn die Konjekturealkritik in die engsten Grenzen gewiesen. Man kann mit Weil daran denken, *οἱ νόμοι* in *οὐ νόμοις* zu verwandeln; aber einen wahrhaft befriedigenden Ausdruck des hier zu erwartenden Gedankens hat man dadurch nicht gewonnen. Der Chor äußert seine Verblüffung darüber, daß Hekabe bei Agamemnon, die entthronte Königin bei dem Zerstörer ihres Hauses und ihres Reiches Hilfe sucht, daß sie seinen Beistand anruft und anrufen muß, um an dem Verräter Polymestor Rache zu nehmen. Der vormalige Feind wird zum Freund und Bundesgenossen; 4 zwischen der Hasserin und dem Gehaßten erwächst, dank dem eigentümlichen Wechsel der Lage, ein enges Freundschaftsband, eine *necessitudo*, wie der Römer sagen würde. Darauf zielt meines Erachtens *τὰς ἀνάγκας*. Um *οἱ νόμοι* richtig zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß *νόμος*, das Gesetz oder die Satzung, für den Griechen jenes Zeitalters der Typus des Wechselvollen, des Willkürlichen, des Subjektiven und Relativen geworden war. Man denke an Demokrits berühmtes Wort: *νόμῳ ψυχρόν, νόμῳ θεομόν, κτέ.* im Gegensatz zu dem Dauernden, dem Wahrhaften, dem Absoluten (*ἔτεῃ δὲ ἄτομα καὶ κενόν*). Zu einer derartigen Verwendung des Wortes hat diesmal auch Euripides gegriffen, um in möglichst pointierter Form den paradoxen Gedanken auszusprechen: nicht, wie man denken sollte, die objektive Notwendigkeit ist es, welche die wechselnde Satzung beherrscht, sondern umgekehrt; selbst die *necessitudines* (ich suche vergeblich nach einer deutschen Wiedergabe des schillernden Sinnes von *ἀνάγκαι*) werden bisweilen durch das Wechselvolle (der Lage, der Verhältnisse, der Willkür) bestimmt. *Ipsae necessitudines non a naturae praeceptis, sed ab hominum placitis et arbitrio pendent.* Ist der Ausdruck von Gewaltsamkeit nicht frei, so trägt die Schuld daran nicht ein Abschreibebefehler, sondern der Dichter selbst, der dunkel und schwierig wurde, weil er allzu spitzig sein wollte.

3. Die Bruchstücke des Musonius Rufus haben kürzlich durch Otto Henses eindringendes Bemühen vielfache kritische Förderung erfahren. (C. Musonii Rufi reliquiae ed. O. Hense 1905, Leipzig, Teubner.) Ein paar Versuche der Nachbesserung mögen dem geehrten Herausgeber meinen Dank für die schöne Gabe bezeugen.

Den ersten Satz des 5. Bruchstücks (p. 19—20) möchte ich wie folgt zu schreiben vorschlagen: *Ἀϋθίς ἐνέπεσεν ἡμῖν ζήτησις πότερον ἀννσιμώτερον πρὸς κτῆσιν ἀρετῆς ἔθος ἢ λόγος, <ἦ> εἰ ὁ μὲν λόγος διδάσκει ὁρθῶς τί εἶη ποιητέον, τὸ δὲ ἔθος γίνοιτο κατὰ τοιοῦτον λόγον πράττειν ἐπιζομένων.* Ich habe hierbei das auf Useners Vorschlag zwischen λόγος und εἰ eingesetzte <εἶη>, welches mir entbehrlich scheint, getilgt und an demselben Orte einen Buchstaben eingesetzt, der mir zur Gliederung der Rede als unerläßlich gilt und überdies mit dem unmittelbar darauffolgenden Diphthong in itazistischer Aussprache identisch ist. Zuvörderst ward die Frage auf- 5
geworfen, welches das wirksamere Agens beim Tugenderwerbe sei: die Gewöhnung oder die Einsicht? An diese ganz allgemeine Frage reiht sich eine spezielle, das Verhältnis dieser beiden Faktoren betreffende: oder steht es etwa so, daß die Einsicht zwar richtig lehrt, was zu tun sei, die Gewohnheit aber sich erst aus der Gewöhnung der dieser Einsicht gemäß Handelnden zu ergeben pflegt? Die zweite Frage an die erste als ihre bloße Explikation und somit ohne vermittelnde Konjunktion anzulehnen, gilt mir als unzulässig.

p. 56, 6ff. Hier vermag ich den Vorschlag des auch um diese Überreste hochverdienten Bücheler nicht als völlig befriedigend zu erachten. Er will aus den Worten: *ἀλλὰ τι μὲν εἶναι* der maßgebenden Handschriften ein *ἀλλ' αἵτιον εἶναι* gewinnen. Was mich zum Widerspruch veranlaßt, ist nicht so sehr der einigermaßen gewaltsame Charakter der Änderung, als der Umstand, daß es mir bedenklich scheint, das zu dem nachfolgenden *ἐλπίδος χρηστῆς* so trefflich passende *τι* fallen zu lassen. Das von der Brüsseler Handschrift des Stobaeus dargebotene *ἀλλὰ τι νέμειν* würde man gern annehmen, wenn der Zusammenhang nicht eher den Begriff des Übriglassens

als jenen des Gewährens zu verlangen schiene. Einen Teil nun eben dieses hier erfordernten Gedankens bieten die überlieferten Zeichen dar, sobald man sie anders verbindet. Ist es eine allzu verwegene Annahme, daß μένειν falsch abgeteilt und dann zu μὲν εἶναι willkürlich ergänzt worden ist, während die drei zur Vervollständigung des Gedankens noch erfordernten Buchstaben dieser unrichtigen Auffassung des Satzes zum Opfer fielen? So hätte denn die ganze Stelle wie folgt zu lauten: τὸ δὲ δέχεσθαι τὰς ἁμαρτίας μὴ ἀγρίως, μηδὲ ἀνήμεστον εἶναι τοῖς πλημμελήσασιν, ἀλλὰ τι μένειν[αι] αὐτοῖς <εἶν> (oder μένειν εἶν αὐτοῖς) ἐλπίδος χρηστῆς, ἡμέρου τρόπου καὶ φιλοanthρώπου ἐστίν. Ein sanfter und menschenfreundlicher Charakter zeigt sich auch darin, daß man den Übeltätern nicht jeden Rest von Hoffnung raubt und sie somit nicht der vollen Verzweiflung preisgibt.

p. 67—68 in dem ersten Bruchstück über die Ehe gilt es vorerst ein σὺν vor ἀλλήλοις einzuschieben, so daß der Satz mit Peerlkamps Besserung (παιδοποιεῖσθαι st. ποιεῖσθαι) also zu lauten hat: ὥσθ' ἅμα μὲν <σὺν> ἀλλήλοις βιοῦν, ἅμα δὲ <παιδο>ποιεῖσθαι, καὶ κοινὰ δὲ ἡγεῖσθαι πάντα καὶ μηδὲν ἴδιον μηδ' αὐτὸ τὸ σῶμα. Freilich könnte der Dativ an sich von dem ersten ἅμα abhängen, aber das letztere Wort kann nicht zugleich in dieser Funktion und als Gegensatz zu dem zweiten (ἅμα μὲν — ἅμα δὲ) auftreten.

An der Fortsetzung: μεγάλη μὲν γὰρ γένεσις ἀνθρώπου, ἣν ἀποτελεῖ τοῦτο τὸ ζεῦγος scheint noch niemand Anstoß genommen zu haben. Und doch weiß ich nicht, wie man γένεσις hier zu erklären vermag. In der Ehe, so hieß es doch unmittelbar vorher, beherrscht die Gemeinschaft alles; für den Privatbesitz bleibt kein Raum übrig, nicht einmal für das Sondereigentum der Gatten an ihrem Körper. Was soll da in dem begründenden Satze der Ausdruck: μεγάλη γένεσις besagen? Das Wort γένεσις, das 6 Zeilen vorher begegnet, konnte dem Schreiber leicht in die Feder kommen; nicht aber dem Verfasser, der hier, wie ich meine, nur von einer gewaltigen Verwandlung oder Erneuerung des Menschen zu reden vermochte. Vielleicht denkt jemand an

παλιγγενεσία, aber die Änderung wäre wohl eine allzu gewaltsame; auch ist der Ausdruck „Wiedergeburt“ schon an sich so stark, daß er den Zusatz *μεγάλη* kaum verträgt. Das paläographisch naheliegende *καίνισις* ist vielleicht überhaupt nicht zulänglich bezeugt. Doch scheint uns nur zwischen diesem und dem gleichwertigen *καίνωσις*, das Philo, Josephus und noch spätere gebraucht haben, die Wahl gelassen. Sollte übrigens nicht dem Autor die Stelle aus Antiphon vorgeschwebt haben, die eben von der Eheschließung handelt: *αὕτη ἡ ἡμέρα, αὕτη ἡ νύξ καινοῦ δαίμονος ἔρχει, καινοῦ πότμου· μέγας γὰρ ἀγὼν γάμος ἀνθρώπῳ* (bei Stobaeus Floril. 68, 37, vgl. auch Nauck Frg. Trag.² Adesp. 542).

p. 80—81 ist der anerkannt schwer verderbten Stelle nicht mit voller Sicherheit aufzuhelfen. Hense begnügt sich damit, den hier vorauszusetzenden Sinn zu paraphrasieren. Mein Versuch empfiehlt sich vielleicht dadurch, daß er nur ein Heilmittel in Anwendung bringt, die Annahme und Ergänzung von Lücken, während ich keinen Buchstaben der Überlieferung anzutasten mich genötigt sehe. Ich vermute, daß die Ausführung des Satzes *οἱ δ' ἀδελφοὶ βοηθοὶ εἰσι κράτιστοι* also zu ergänzen ist: *καὶ οὔτε φίλον ἀγαθὸν ἀδελφῶ παραβλητέον* *τ(ἐ)ρον* *ἐπιεικεῖ*, *οὔτε βοήθειαν τῇ* *ἐπ' ἀνθρώπων ἐτέρων ὁμοιωτέον* *τε καὶ ἰσωτέον* *τῇ ἐπ' ἀδελφῶν*. Nimmt jemand an der Häufung der Verbalia an dieser Stelle Anstoß (*παραβλητέον, ὁμοιωτέον, ἰσωτέον*), so möge er Stellen wie τ p. 17, 1, 3, 14, 21, 23 H. oder p. 18, 2, 5, 8, 9 oder 35, 15—17 vergleichen. Auch läßt sich dieses Bedenken durch den Hinweis auf den ungewöhnlich häufigen Gebrauch, den Musonius Rufus von jenen Formen macht, beschwichtigen. Zähle ich ihrer doch ein halbes Hundert auf wenig mehr als 130 Seiten kleinen Formates.

p. 85, 7—8 befremdet das auch von der Überlieferung nicht einstimmig dargebotene *ἐν μουσικοῖς*. Der Analogie der Parallelfälle *ἢ ἐπιστάμενον γράμματα* und *ἐπιστάμενον κυβερνᾶν* (Z. 9 und 11) würde die Schreibung *εἰ μουσικός* σύ am besten entsprechen, so daß das Ganze zu lauten hätte: *οἴκουν ἀνέξῃ τοῦ πατρὸς, εἰ μουσικός σύ, ἐὰν ἐκείνος οἴκ*

ἐπαίων μουσικῆς προστάττη κρούειν ἀμούσως τὴν λύραν, ἢ ἐπιστάμενον γράμματα οὐκ ἐπιστάμενος κελεύῃ σε γράφειν κτέ.

p. 91, 8 hat der bloße Dativ in dem Satze ἀλύπως δ' ἔχει τῇ παρουσίᾳ τοῦ σώματος ἀδυναμία gewiß mit Recht Peerlkamps Befremden erregt; doch empfiehlt sich wohl mehr als die von ihm vorgeschlagene Umwandlung des Dativs in den Genetiv die Einschaltung von <ἐπὶ> vor τῇ παρουσίᾳ τ. σ. ἀδυναμία.

p. 102, 6. Der beschädigten Stelle wird besser als durch Cobets Tilgung von καὶ dadurch aufgeholfen, daß wir mit anderen Kritikern eine Lücke nach diesem Worte annehmen, die ich am liebsten also ergänzen möchte: — παραπλησίως καὶ ἡμῖν ζωῆς καὶ <σωτηρίας> φάρμακον ἢ τροφή [τῷ ἐνθρόπῳ] ἐστί.

p. 113, 2 empfiehlt es sich wohl am meisten, Jacobs' und Peerlkamps Vorschläge zu kombinieren und demgemäß zu schreiben: <ἐν οὕτω καλοῖς καὶ> σεμνοῖς ἔθεσιν οἱ παλαιοὶ Λακεδαιμόνιοι τραφέντες ἄριστοι τῶν Ἑλλήνων ἦσαν τε καὶ ἐνομιζοντο κτέ..

p. 114, 3f. hatte Meineke gewiß Unrecht, in den Worten τῷ δικαίῳ εἶναι βουλομένῳ πρὸς θεοὺς die zwei letzten Worte tilgen zu wollen. Es ist im Vorangehenden von der δικαιοσύνη und ἀδικία die Rede. Statt nun dort, wo eigentlich die Frömmigkeit genannt sein sollte, sie direkt als solche zu bezeichnen, empfahl es sich dem Autor, einen Umweg einzuschlagen, die εὐσέβεια unter den Gesamtbegriff der δικαιοσύνη zu subsumieren, was eben dadurch geschieht, daß an die Stelle eines τῷ εὐσεβεῖ εἶναι βουλομένῳ die Wendung tritt: τῷ δικαίῳ εἶναι βουλομένῳ πρὸς θεοὺς. Daß eine Zeile vorher διὰ θεοῦς und eine Zeile nachher τοῖς θεοῖς geschrieben steht, fällt nicht ins Gewicht, da Musonius weit mehr um Kraft und Klarheit als um Eleganz des Ausdrucks bemüht ist. Die Subsumtion der Frömmigkeit unter den Begriff der Gerechtigkeit erinnert an Platons Definitionsbemühungen im „Euthyphron“ insbesondere 12e.

Mit voller Überzeugung, eine notwendige Besserung vorzuschlagen, schreibe ich p. 115, 4ff.: εὐ γὰρ εἴρηται, ἔφη,

τὸ τοῦ Ζήνωνος, ὅτι τούτου (l. τοῦ αὐτοῦ) ἕνεκα καρτέον οὐ καὶ κομητέον, τοῦ κατὰ φύσιν κτέ. (Frg. 243 Arnim). Ist doch der Gedanke kein anderer als dieser: Handlungen der verschiedensten, ja selbst von geradezu entgegengesetzter Art, wie es z. B. das Scheren und das Frei-wachsen-lassen des Haupthaares sind, dienen als Mittel einem und demselben Zweck, nämlich dem naturgemäßen Leben.

Ein Rätsel, das ich nicht zu lösen vermag, bietet mir der Anfang des Fragments 41: τὸ δὲ οἶσθαι εὐκαταφρονήτους τοῖς ἄλλοις ἔσεσθαι, ἐὰν μὴ τοὺς πρώτους ἐχθροὺς παντὶ τρόπῳ βλάψωμεν, σφοδρὰ ἀγεννῶν καὶ ἀνοήτων ἀνθρώπων. Was haben hier die ersten Feinde zu suchen? Soll man etwa an Erbfeinde, πατρίους ἐχθροὺς denken dürfen? [Vielmehr an „die Feinde von ehemals“, τοὺς πρὸ τοῦ ἐχθροὺς —. Es ist der Geist der Unversöhnlichkeit, den der human gesinnte Sittenprediger befiehlt.]

Ein paar Kleinigkeiten zum Schluß. P. 36, 8: φιλοσοφία δ' οὐκ οἶδ' εἴ τι μᾶλλον ἢ τοῦτο παρέχειν . . . πέφυκεν κτέ. Meinekes Einschaltung von <ἄλλο> vor μᾶλλον hätte der Herausgeber wohl nicht in den Text aufnehmen sollen, da solch ein nachdrücklicherer Gebrauch von τις wahrlich nicht unerhört ist. — p. 58, 12 möchte ich Henses Vorschlag nur leise modifizieren durch die Schreibung: ἐμοὶ μὲν δὴ ἀρεστὸν τοῦτο <μάλιστα> πάντων τῶν ἐν γεωργίαις ἔργων κτέ.

4. Oracula Sibyllina III, 373 ff. Die Versreihe ist von Rzach jüngst in den Mélanges Nicole p. 494 trefflich, wenn auch mit vorwiegend negativem Ergebnis behandelt worden. Weder Alfred v. Gutschmid, aus dessen Nachlaß hier so viele glänzende Besserungen ans Licht treten, noch U. v. Wilamowitz (bei Geffcken) scheint diesmal das Richtige getroffen zu haben. Des um die sibyllinischen Orakel hochverdienten Verfassers Vorschlag ἀπὸ δ' αὐτῶν durch ἀπάνευθεν zu ersetzen, möchte ich darum nicht billigen, weil der Zusatz nicht unangemessen, aber völlig entbehrlich ist, während ich zu φιλή ξείνων eine nähere Bestimmung vermissem. Die Liebe zu irgendwelchen Fremden, z. B. zu reichen Kaufleuten, die das Land besuchen, kann doch nicht wohl zu den

9 hier namhaft gemachten Tugenden zählen. Nicht der φιλοξενία schlechtweg gebührt ein Platz neben Gerechtigkeit, Gesetzlichkeit, Eintracht, Liebe und Glauben. Es kann m. E. nur ein Fall von Barmherzigkeit gemeint sein, deren der schutzlose, der hilfsbedürftige Fremde in Sonderheit bedarf. Darum möchte ich das Orakel von einer φιλή ξείνων ἀπολίστων sprechen lassen. Das Adjektiv begegnet in Manethons Ἀποτελέσματα. Der heimatlose Fremde ist gradeso wie Witwen und Waisen ein Objekt, an dem Menschenliebe sich ganz besonders betätigen kann. Die Verse würden demnach also lauten:

εὐνομίῃ γὰρ πᾶσα ἀπ' οὐρανοῦ ἀστερόεντος
 ἤξει ἐπ' ἀνθρώπους ἡδ' εὐδικίῃ, μετὰ δ' αὐτῆς
 ἡ πάντων προφέρουσα βροτοῖς ὁμόνοια σαόφρων
 καὶ στοργὴ πίστις φιλή ξείνων ἀπολίστων.

III.

Die älteste griechische Kursive.

12. Über ein bisher unbekanntes griechisches Schriftsystem aus der Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts.

(Ein Beitrag zur Geschichte der Kurzschrift und der rationellen Alphabetik.)¹

I.

Ich will im folgenden eine Urkunde besprechen, welche³ die oft und eifrig verhandelte Frage nach dem Alter der griechischen Kurzschrift ihrer endgültigen Lösung zuzuführen scheint, und zwar einer Lösung, welche beide streitende Teile gleich sehr zu befriedigen geeignet ist. Denn erfährt zunächst wenigstens die Skepsis derjenigen keine Widerlegung, welche den ausgebreiteten Gebrauch tachygraphischer Zeichen nicht vor dem Zeitpunkte für glaubhaft halten, für welchen er ausdrücklich bezeugt ist:² so erweist sich doch auch die Verwunderung jener als wohl gerechtfertigt, welchen es höchst befremdlich dünkte, „daß bei den Griechen die politische und gerichtliche Beredsamkeit sich zur schönsten Blüte sollte entfaltet haben, ohne daß jemand daran gedacht hätte, das flüchtige Wort zu verewigen“.³ Gedacht hat jemand daran, und zwar an eben dem Orte, an welchem man

¹ Wien 1884, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

² D. h. nicht vor dem Jahre 164 nach Christi Geburt (vgl. des Verfassers Bemerkungen in Wiener Studien II, S. 2—3).

³ Gardthausen, Griechische Paläographie, S. 214.

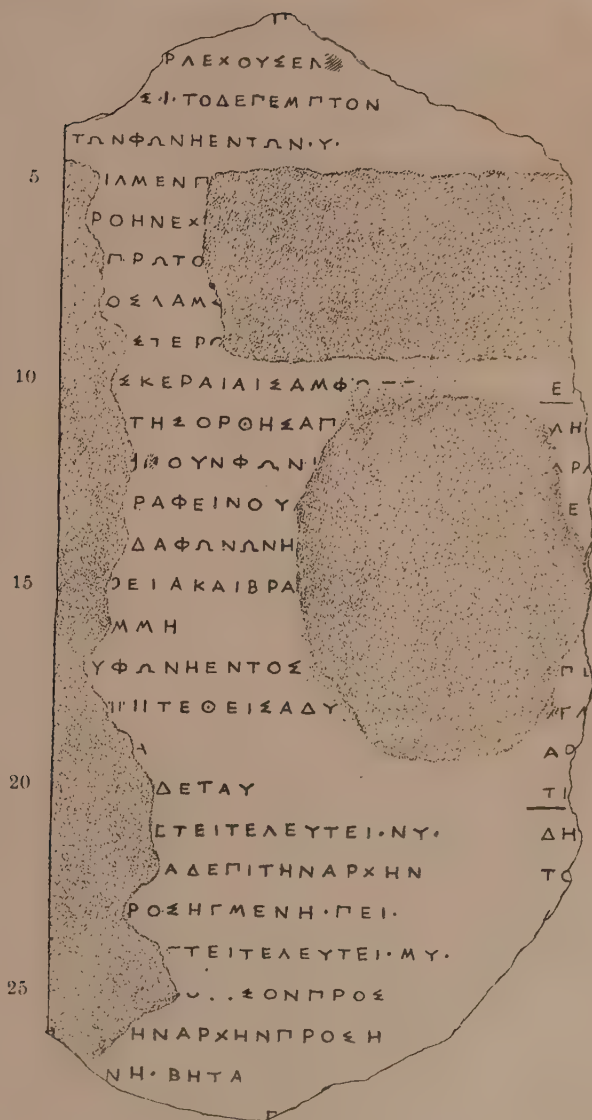
schon vordem den Ursprung der Geschwindsschrift zu suchen sich am meisten berechtigt glaubte,¹ und zu eben der Zeit, da die parlamentarische wie die forensische Beredsamkeit der Griechen ihre höchsten Triumphe feierte. Der Sachverhalt aber ist dieser.

Bei den „letzten Ausgrabungen auf der Akropolis“ ist das arg beschädigte Bruchstück eines — „aus der Mitte des vierten Jahrhunderts“ herrührenden — Inschriftsteines zu-
4 tage gekommen, durch dessen Lesung,² teilweise Ergänzung und Bekanntmachung Herr Ulrich Köhler seinen zahllosen Verdiensten um die Altertumswissenschaft ein neues und beträchtliches hinzugefügt hat (Mitteilungen des deutschen archäol. Institutes zu Athen, VIII, 359—363). Ist es dem hervorragenden Epigraphiker und Geschichtsforscher nicht sofort gelungen, dem rätselvollen Marmor sein anziehendes Geheimnis vollständig zu entlocken, so bietet hierfür der Umstand, daß der Inhalt dieses Stückes von seinem gewohnten Arbeitsfeld einigermaßen abseits liegt, eine ausreichende Erklärung. Den Schlüssel des Verständnisses legen uns aber die nachfolgenden Erwägungen in die Hand.

Zeile 15—16 der ersten Kolumne (von der zweiten sind nur wenige Anfangsbuchstaben übrig) sind die erhaltenen Reste, wie schon Köhler erkannte, mit voller Sicherheit zu den Worten (ἐὺθ)εῖα καὶ βρα(χεῖα γρά)μμή zu ergänzen. Damit muß, wie der im Vorangehenden zweimal vorkommende gegensätzliche Ausdruck ὀρθή lehrt, ein kleiner wagrechter Strich, oder, wie wir fortan sagen werden, ein Horizontalstrichelchen gemeint sein. Auch dies hat bereits mein

¹ Vgl. R. Försters allerdings nur hypothetische Äußerung in Jahrbüchern für klassische Philologie, 1880, S. 55. Derselbe drückt sein Befremden darüber aus, daß Gardthausen das tachygraphische Alphabet (an dessen vorrömischen Ursprung freilich Förster selbst nicht glaubt) „nicht in Athen, sondern in einer dorischen Handelsstadt wie Korinth entstanden sein läßt“.

² Welche ungemeine Schwierigkeiten diese darbietet, dies hat mich der von Herrn Köhler, dem ich auch einige freundliche briefliche Mitteilungen verdanke, mir gütigst übersandte Papierabklatsch gelehrt.



verehrter Vorgänger eingesehen. Die nun folgenden Worte (το)ῦ *φωνήεντος* *τεθεῖται* können aber nichts anderes bedeuten als ein Positionsverhältnis, in welches dieses

Strichelchen zu dem jeweiligen Vokalzeichen tritt. Daß dieses Verhältnis mannigfach modifiziert wird, lehren die im folgenden erscheinenden Wortverbindungen: *τεῖ τελευτεῖ, ἐπὶ τῇν ἀρχὴν* . . . (π)ροσηγμένη, dann wieder *τεῖ τελευτεῖ* und noch einmal *πρὸς* . . . (τ)ῇν ἀρχὴν προση(γμέ)νη; und der jedesmal unmittelbar hinzutretende Name je eines griechischen Buchstaben wie *ταῦ, νῦ, πεῖ, μῦ, βῆτα* läßt keine andere Auslegung zu, als daß diese Positionsveränderungen des einen Strichelchens zur Bezeichnung verschiedener Sprachlaute verwertet werden. Des einen Strichelchens sage ich, weil die von vornherein allerdings vorhandene Möglichkeit, daß in diesen Zeilen auch von anderen Strichen (wie der *λοξιά*¹ *γραμμή* usw.) die Rede sei, durch mehrfache Erwägungen ausgeschlossen wird: erstens durch die Emphase, mit welcher die *εὐθεῖα καὶ βραχεῖα γραμμή* mit Leerlassung des ganzen nach dem Worte *γραμμή* noch übrigen Raumes der Zeile 16 — einer das Folgende beherrschenden Aufschrift gleich — an die Spitze der Erörterung tritt; zweitens

5 aber, und hauptsächlich darum, weil die zum mindesten zweimal wiederkehrenden Bestimmungen „am Anfang“ und „am Ende“ auf die möglichst erschöpfende Verwendung und Ausbeutung der verschiedenen Positionen hindeutet, welche dieses eine Element einzunehmen vermochte. Verfolgt man den letzteren Gedanken weiter, so erkennt man alsbald, daß ein der Längenentwicklung nicht entbehrender Kern zum mindesten Raum für acht solche deutlich zu unterscheidende Positionen bietet: oberhalb, unterhalb, dann je zur Rechten und Linken oben, in der Mitte und unten. Berücksichtigt man nun gleichzeitig die erhaltenen Schriftreste, die Größe der Spatien (vornehmlich am Anfange der Zeilen, denn die Zeilenenden weisen leider nicht geringe Unregelmäßigkeiten auf), endlich die grammatischen und stilistischen Momente, so ergibt sich die folgende, im wesentlichen, wie ich meine, vollständig sichere Herstellung der Zeilen 14—28:

¹ [Soll heißen *λοξή*.]

- τῶν) δ' ἀφώνων ἡ (μὲν
 15 εὐθ)εῖα καὶ βρα(χεῖα
 γρα)μμή
 το)ῦ φωνήεντος (κά-
 τω μὲν) τεθεῖσα δύ(ναται
 δέλτ)α,
 20 ἐπάνω) δὲ ταῦ,
 πρὸς δὲ) τεῖ τελευτεῖ νῦ·
 μετεώρ)α δ' ἐπὶ τὴν ἀρχὴν
 μὲν π)ροσηγμένη πεῖ,
 πρὸς δὲ) τεῖ τελευτεῖ μῦ·
 25 κατὰ δὲ τὸ μέ)σον πρὸς
 μὲν τ)ὴν ἀρχὴν πρoση-
 γμέ)νη βῆτα,
 (πρὸς δὲ τεῖ τελευτεῖ ψεῖ).


Übersetzung:

„Von den Konsonanten aber bedeutet das Horizontalstrichelchen, wenn es unterhalb des Vokalzeichens gestellt wird, Delta, oberhalb desselben Tau, am Ende aber Ny; oben an den Anfang gesetzt Pi, am Ende My; in der Mitte an den Anfang gesetzt Beta, am Ende Psi.“

Ich sehe vorläufig von den wenigen einer besonderen Rechtfertigung bedürftigen Einzelheiten dieser Restitution ab und gehe daran, das Schriftsystem, welches uns hier entgegentritt, darzulegen, zu erläutern und, wenn dies sich als tunlich erweist, zu vervollständigen. Die Frage, welche der kühne Neuerer sich vorgelegt hat, ist augenscheinlich diese: Wie ist es möglich, mittels eines minimalen Aufgebots handlicher Zeichen die ganze Fülle des griechischen Konsonantismus (im umfassendsten Wortsinne) zum Ausdruck zu bringen?¹ Und seine Antwort lautet also: Dies läßt sich

¹ Die Möglichkeit, daß es sich hier nicht um eine graphische Erfindung, sondern um die Wiedergabe eines fremdländischen historischen Alphabetes handle, erwähne ich nur um sie abzuweisen. Alles spricht gegen diese Annahme: die Aufstellung auf der Akropolis, von der noch späterhin die Rede sein soll; das geringe Interesse, welches sogar die

durch zwei Zeichen bewirken, sobald man ihnen, je nachdem sie an verschiedenen Stellen des Vokalzeichens angebracht werden, einen verschiedenen Lautwert beilegt. Hierzu wählt er das Horizontalstrichelchen und sein Widerspiel; auf irgend ein solches weist die innere Notwendigkeit nicht minder als jenes μέν hin, zu dessen Einsetzung in Zeile 14 uns gleichsehr die Rücksicht auf stilistische Gliederung und auf das Spatium bestimmen mußte; es war wohl ein Ringelchen, die σκολιὰ καὶ βραχεῖα γραμμή. Solche Lösung des Problems

mag uns das folgende Schema versinnlichen:  Daß die

eine der verwendbaren acht Stellen — jene am linken Fußende des jeweiligen Vokalzeichens — bei dieser Verteilung der konsonantischen Symbole leer ausging, erhellt mit Sicherheit aus der Art der Aufzählung der zu besetzenden Stellen. Denn bei der auf den ersten Blick erkennbaren Vorliebe unseres Autors für strenge Architektur der Darstellung wäre es doppelt unbegreiflich, wenn er das rechte Fußende, das „Ende“ des (von der Linken zur Rechten geschriebenen) Lautzeichens schlechtweg, schon Zeile 21 besetzt, die genau parallele Stelle aber erst nach Zeile 28 in gleichartiger Weise zu verwerten unternommen hätte. Hieraus ergeben

wissensdurstigsten Griechen jener Epoche fremden Sprachen und Schriften entgegenbrachten; die augenscheinliche Beschränkung auf eben den Lautbestand der hellenischen Sprache (vgl. insbesondere Zeile 3—4: τὸ δὲ πέμπτον τῶν φωνηέντων T) —, schließlich und hauptsächlich die Tatsache, daß das Element rationeller Umbildung und Anpassung zwar schwerlich einem einzigen geschichtlichen Schriftsystem gänzlich fehlt, noch weniger aber bei irgend einem zu dergestalt ausschließlicher Herrschaft gelangt ist. Die nächste — und doch welche entfernte! — Analogie bietet wahrscheinlich die Schrift der Äthiopen, welche „durch Anfügung kleiner Striche oder Ringe an das Konsonantenzeichen die Art des darin enthaltenen Vokals anzudeuten unternahmen“ (Dillmann, Äthiopische Grammatik, S. 20). Und zwar kommt, am deutlichsten bei *u* und *i*, diesen Zeichen auch ein unverkennbarer Stellenwert zu (S. 22 und Schrifttafel I). Es gilt hierbei, da *ä*, der eine der sieben Vokale des Äthiopischen, den Konsonantenzeichen als solchen inhäriert, nicht mehr als sechs Laute wiederzugeben.

sich zwei Folgerungen. Wir werden vermuten dürfen, daß die unverwendete Stelle wenn irgend einer, so einer ganz anders gearteten Verwertung vorbehalten blieb; und wir können ferner, da die Gesamtzahl der — siebzehn — griechischen Konsonanten gewiß zwischen diese und die zweite Heptade gleichmäßig verteilt war, mit Sicherheit schließen, daß drei Konsonanten einer besonderen Primärbezeichnung ermangeln sollten. Dies könnte an und für sich kaum eine andere Gruppe sein als entweder die der drei Doppelkonsonanten oder jene der drei Aspiraten; warum ich (wie meine 7 Ergänzung von Zeile 28 bereits angedeutet hat) den letzteren Fall für den ungleich wahrscheinlicheren halte, soll späterhin dargelegt werden. Zunächst sei aber der Versuch gewagt, der einen nahezu vollständig erhaltenen Heptade ihr auf Grund der Analogie rekonstruiertes Widerspiel gegenüberzustellen; kann es doch auch der oberflächlichsten Betrachtung nicht entgehen, daß die Anordnung der Laute in der ersten Gruppe eine wohlüberlegte, plan- und absichtsvolle, mithin eine solche ist, welche die Wiedergewinnung des ganzen Systems nicht als ein aussichts- und hoffnungsloses Beginnen erscheinen läßt. Ich exemplifiziere beide Gruppen, einem Winke des Autors folgend (s. Anm. 1, S. 375), wie folgt:

$$\begin{array}{c} \pi \mu \\ \beta \text{---} \text{K} \psi \\ \delta \end{array}$$

$$\begin{array}{c} \xi \lambda \\ \kappa \text{---} \text{K} \xi \\ \sigma \end{array}$$

Bei diesem Rekonstruktionsversuch habe ich mich lediglich von dem Wunsche leiten lassen, die Winke getreulich zu befolgen, welche uns in den unversehrten Teilen des Entwurfes klar vor Augen liegen. Will z. B. der Urheber desselben, wie dies unverkennbar der Fall ist, die Lippenlaute in die engste Nachbarschaft zusammenrücken, so müssen wir ihm in betreff der anderen Artikulationsgebiete die gleiche Absicht zuschreiben. Ferner lehrt aber die flüchtigste Überlegung, daß das Prinzip der Lautähnlichkeit allein nicht ausreicht, um aus den vierzehn Gliedern der Doppelheptade mehr als ein bunt zusammengewürfeltes

Aggregat zu machen oder diese selbst zu strenger organischer Einheit zu verknüpfen. Es muß ein zweites Prinzip hinzutreten, welches ich wohl kurzweg das der korrespondierenden Anordnung des Artgleichen nennen darf¹ und vermöge dessen eine Tenuis der anderen, eine Media der anderen usw. örtlich entspricht. Daß dieses Prinzip, ohne welches die Ansammlung der Zeichen ein wirrer Haufe geblieben wäre, zur Anwendung kam, darf uns als unzweifelhaft gelten. Wäre es aber zu unbedingter Durchführung gelangt, so hätte, da es drei Tenuies usw. gibt, die Bildung von mehr als zwei Gruppen erfolgen müssen, was eine unerwünschte Vervielfältigung der Zeichen bewirkt und die Spaltung des gesamten Konsonantenbestandes in bloß zwei einander streng entsprechende Syzygien unmöglich gemacht hätte. Darum entschloß sich unser Reformator zu dem sinnreichen Auskunftsmittel der vertikalen Anordnung der Dentallaute — deren Verteilung auf beide Heptaden diese wie mit einer ehernen Klammer zusammenschließt — und erwies sich hierdurch, bei aller Neigung zu strenger Systematik, doch zugleich als einen zu gelegentlichen Kompromissen nicht unbefähigten, sinn- und erfindungsreichen Praktiker. Und nun dürfen wir wohl, ohne ein Mißverständnis befürchten zu müssen, das wahrhaft erstaunliche Geschick preisen, mit welchem der Anonymus auch im einzelnen alle Hilfsmittel der Mnemonik

¹ Wollte man sich mit peinlicher Genauigkeit ausdrücken, so müßte man sagen: die Sprachlaute gestatten eine zwiefache Klasseneinteilung — nach ihrem Erzeugungsort und nach ihrer Erzeugungsweise —, und ein rationell gestaltetes System von Lautzeichen sollte beide Einteilungsgründe nach Tunlichkeit berücksichtigen. Oder, wie ein Meister dieses Wissensgebietes, der ältere Dubois-Reymond denselben Gedanken ausdrückt: „Dabei aber“ (nämlich bei Erfindung eines phonetischen Alphabets) „müssen die Buchstabenzeichen womöglich so erwählt und gestellt werden, daß man erstens an die gegenseitigen Verwandtschaften der bezeichneten Laute und zweitens an ihre Unterschiede leicht erinnert wird Was die Verwandtschaften betrifft, so sind sie doppelter Art. Entweder beruhen sie auf der Gemeinschaft der sie hervorbringenden Organe, oder sie bestehen, bei Verschiedenheit der Organe, in der Ähnlichkeit ihrer sprach-mechanischen Vorrichtungen.“ (Kadmus oder Allgemeine Alphabetik, S. 265—266.)


aufzubieten wußte, um seine Erfindung dem Gedächtnis der Lernenden einzuprägen. Wie fein ist es ersonnen, daß der labiale Nasal aus der Reihe der Lippenlaute heraus die Brücke zu seinem dentalen Zwillingsbruder und dadurch zur Gruppe der Zahnlaute überhaupt schlägt, daß diese zwar bis auf den dentalen Spirans herab vertikal geordnet sind, dennoch aber die Tenuis alle drei Male über der Media zu stehen kommt,¹ welcher der zugehörige Doppelkonsonant


¹ Man dürfte einwenden: ich habe zwar zweifellos recht daran getan, den Symbolen für τ und δ die zwei allein übrigen korrespondierenden Stellen, ober- und unterhalb des Vokalzeichens, anzuweisen, nicht dasselbe gelte aber von ihrer Folgeordnung; diese könne ebensowohl, ja mit besserem Fug, die umgekehrte sein, denn es sei naturgemäßer, die Aufzählung von oben nach unten und dann zu dem benachbarten rechten Fußende fortzuführen, als die von mir angenommene Reihenfolge einzuhalten. Das Gewicht dieses Einwandes ließe sich noch durch die Bemerkung verstärken, daß die Wortfolge $\delta\acute{\epsilon}\lambda\tau\alpha\ \acute{\epsilon}\pi\acute{\alpha}\nu\omega$ einen Hiat in sich schließt, den einzigen, den ich in der Herstellung dieser ganzen Kolumne anzunehmen genötigt war, während nicht nur Zeile 22 das E in $\delta\acute{\epsilon}$ elidiert wird, sondern auch aus manchen Redewendungen das Streben nach Meidung des Hiats hervorzuleuchten scheint.* Hierauf läßt sich erwidern: daß der Hiat nur ein graphischer ist — denn sprechen konnte man ja sehr wohl $\delta\acute{\epsilon}\lambda\tau',\ \acute{\epsilon}\pi\acute{\alpha}\nu\omega$ —, während hier, wo der Buchstabennamen mit Emphase gebraucht ist (nimmt er doch für sich allein eine ganze Zeile ein), eine derartige Verstümmelung des Wortkörpers am wenigsten zu erwarten war, — daß ferner in bezug auf Elision oder Nichtelision in Inschriften höchst selten strenge Konsequenz herrscht (Herwerden, *Lapidum de dialecto attica testimonia*, p. 54, und Wecklein, *Curae epigraphicae*, p. 49), und daß, schließlich, selbst Isokrates den Hiat „ziemlich oft“ zuläßt, „wenn durch die Interpunktion ein Ruhepunkt eintritt“ (Kühner, *Gr. Grammatik I*, 160 Anm.). Was aber jenen ersten und hauptsächlichsten Einwurf betrifft, so vermag ich in der Tat nur an das zu erinnern, was man die Macht des Zufalls zu nennen pflegt, genauer gesprochen an eine Erfahrungsregel, die mir wenigstens als eine durchgängig allgemeine gilt: daß nämlich in menschlichen Dingen, in großen wie in geringen, niemals alles bis ins kleinste und einzelnste herab genau so verläuft, wie man es nach allgemeinen Präsumtionen von vornherein hätte erwarten mögen. Welchen Widerspruch hätten nicht — um bei unserem Texte stehen zu bleiben — mehrere

* [Dieses Bedenken erledigt sich durch meine verbesserte Schreibung in Neue Bemerkungen.]

wieder mit gleicher Regelmäßigkeit nachfolgt. Und ferner: nachdem alle Plätze auf Grund von (wie ich meine) un-

Stellen desselben hervorgerufen, wären sie nicht klar überliefert, sondern einer konjekturalen Ergänzung bedürftig gewesen. Oder hätte es nicht gar vielen unglaublich geschienen, daß in völlig gleichem Sinne einmal $\epsilon\pi\iota$ und ein andermal $\pi\rho\acute{o}s\ \tau\eta\nu\ \alpha\rho\chi\acute{\eta}\nu\ \pi\rho\sigma\eta\gamma\mu\acute{\epsilon}\nu\eta$ gesagt wird, oder daß Zeile 24 nicht ein von dem unmittelbar vorangehenden (und dann allenfalls zeugmatisch zu verstehenden) $\pi\rho\sigma\eta\gamma\mu\acute{\epsilon}\nu\eta$ abhängiges $\pi\rho\acute{o}s\ \dots\ \tau\eta\nu\ \tau\epsilon\lambda\epsilon\upsilon\tau\acute{\eta}\nu$, sondern ein von dem weiter zurückliegenden $\tau\epsilon\theta\epsilon\iota\sigma\alpha$ bedingtes $\pi\rho\acute{o}s\ \dots\ \tau\tilde{\eta}\ \tau\epsilon\lambda\epsilon\upsilon\tau\tilde{\eta}$ erscheint? Und doch wäre der Kritiker, der den Gedankenzusammenhang fest ins Auge gefaßt und über diese kleinen Anstöße hinweggesehen hätte, nicht auf falscher Fährte gewesen. So muß ich auch hier an den Sinn für das Wesentliche appellieren, für welchen die Analogie mit der urkundlich überlieferten Anordnung von π und β und die daraus entspringende Möglichkeit, das Prinzip der funktionellen Responion zu strenger Durchführung zu bringen, mit entscheidender Schwere ins Gewicht fällt. Das Wahrscheinlichste aber ist dieses: der Autor entwarf wohl, als er jenes schrieb (im Geist oder auf dem Papier), ein Diagramm, welches dem Vokalkern eine gewisse

räumliche Ausbreitung gewährte, etwa so:  oder mit Bezeichnung

der Stellen für die konsonantischen Symbole: , wobei seine

Hand die Linien ab , bc nacheinander beschrieb. Auch ich habe mich anfangs ganz unwillkürlich einer ähnlichen Figur, nämlich der historischen Form des A zur Illustrierung des Schriftsystems bedient. Da, wie wir sehen werden, der Hauptstrich in den Vokalzeichen dieses Entwurfes ein vertikaler ist, so erweist sich zur ungefähren Darstellung des Konsonantengerüsts jenes Diagramm ausnehmend geeignet. Ferner sei darauf hingewiesen, daß meine Ergänzung der Zeile 20: ($\epsilon\pi\acute{\alpha}\nu\omega$) $\delta\epsilon\ \tau\alpha\upsilon$ die Lücke genau ausfüllt, wie der Vergleich mit der vorangehenden und den zunächst folgenden Zeilen lehrt; $\kappa\acute{\alpha}\tau\omega$ entspräche weniger gut, wenn man nicht etwa ein l beifügte — eine Schreibung, die zwar in Handschriften (vor allem in der herkulanensischen) häufig genug, aber meines Wissens auf Inschriften nicht anzutreffen ist (s. Meyer, Gr. Grammatik, § 115). Und da ich einmal bei Kleinigkeiten bin, so mag auch erwähnt sein, daß der etwaige Skrupel, welchen das Fehlen der — bei den nachfolgenden Buchstabennamen erscheinenden — Punkte bei dem Rest

abweislichen Forderungen der Analogie besetzt sind — mit ζ und σ als Fortsetzung der mit τ und δ begonnenen Reihe, mit ρ γ ξ in genauer Responsion zu π β ψ — bleibt für das Zwillingspaar λ und ρ¹ nur eben derselbe Doppelsitz übrig, welcher in der ersten Gruppe dem anderen, gleichfalls zur Klasse der Liquiden (im weiteren Sinne) gehörigen Lautpaar μ

von δελια und bei ταῦ erwecken könnte, nicht nur durch den eine andere Lesung und Ergänzung ausschließenden Tenor der Inschrift, sondern desgleichen durch den schlechten Erhaltungszustand der Platte beseitigt wird. Auch Köhler trug kein Bedenken in TAY den Buchstabennamen und in jenem A den Rest eines solchen zu erblicken. Auf meine Anfrage endlich, ob nicht der erste der vier Vertikalstriche Zeile 18 init. vielmehr von links nach rechts geneigt sei — wie dies meine Ergänzung zu μέν erfordern würde — ward mir von Herrn Köhler nur der negative Bescheid zuteil, die zwei ersten Striche seien nicht sicher zu erkennen, weshalb er sie in seiner Umschrift in Klammern eingeschlossen habe.

¹ Λ und Ρ werden in der antiken Phonetik eng verbunden, betreffs ihrer Entstehungsweise: τὸ μὲν λ τῆς γλώττης πρὸς τὸν οὐρανὸν ἀνισταμένης καὶ τῆς ἀριترίας συνεχούσης τὸ πνεῦμα (dann ist von den zwei Nasenlauten als solchen die Rede), τὸ δὲ ρ τῆς γλώττης ἄκρας ἀπορραπιζούσης τὸ πνεῦμα καὶ πρὸς τὸν οὐρανὸν ἐγγὺς τῶν ὀδόντων ἀνισταμένης (Dionys. Halic. de compos. verb. c. 14 [= II, 1, 53, 11 Usener-Radermacher]), gleichwie in Rücksicht ihrer ästhetischen Wirkung: ἡδύνει μὲν γὰρ αὐτὴν (sc. τὴν ἀκοήν) τὸ λ καὶ ἔστι τῶν ἡμιφώνων γλυκύτατον τραχύνει δὲ τὸ ρ καὶ ἔστι τῶν ὁμογενῶν γενναϊότατον, μέσως δὲ πως διατίθῃσι τὰ διὰ τῶν ῥωθῶνων συνηχοῦμενα κτέ. (ib. 79—80). Der dialektische Wechsel der beiden Laute (vgl. κρίζανος κλίβανος u. dgl. mehr, konnte so wenig unbemerkt bleiben wie das Schwanken der Aussprache, welches Lucian erwähnt (Iudic. vocal. 4—I, 29 Sommerbrodt): καὶ οὐκ ἂν ἐπολέμει μέχρι νῦν τὸ λάμβδα τῷ ῥῳ διαμφισβητοῦν περὶ τῆς κισήρεως καὶ κεφαλαργίας. (Beiläufig, es scheint nicht bemerkt, daß ebendort § 6 zu schreiben ist: τὸ δὲ γε ταῦ . . . ὃ μὰ τοὺς θεοὺς, εἰ μὴ ἐξ ἑμῶν δύο συνῆλθον ἀγαθοὶ καὶ καθήκοντες κραθῆναι (statt ὀρατῆναι), τό τε ἄλφα καὶ τὸ ῥ, οὐκ ἂν ἠκούσθη μόνον —. Die beiden Vokale bilden nämlich einen Diphthong κατὰ πρᾶσιν.) In betreff der zahllosen „Fälle, wo r und l in den verschiedenen Sprachen und Dialekten wechseln“ (Lepsius, Zwei sprachvergleichende Abhandlungen, S. 11), oder sich nur allmählich, wenn überhaupt jemals, differenziert haben, sei außer auf den soeben genannten Autor etwa auf Ficks Spracheinheit 201 ff., Max Müllers Lectures on the science of language II, 170, Wuttkes Geschichte der Schrift I, 692 oder Taylors The Alphabet I, 35, 38 und II, 322 verwiesen.

und *v* zugeeignet war.¹ Ja, darf uns schließlich auch nur das als Zufall gelten, daß in der ersten Heptade die Lippen-

¹ Den Stand der griechischen Lautlehre zur Zeit der Abfassung unserer Inschrift mit Sicherheit zeichnen zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen. Nicht nur darum, weil dieser Zeitpunkt selbst nicht genau feststeht und die von dem besten Kenner des Schriftcharakters gegebene Bestimmung („Mitte des 4. Jahrhunderts“) es unter anderem unentschieden läßt, ob die Lehren des Aristoxenos, der in den vierziger Jahren auftrat, unseren Alphabetiker noch beeinflusst haben können. Auch sonst sind wir über den Gegenstand nicht zulänglich unterrichtet; denn Platon sowohl als Aristoteles geben uns fast nur gelegentliche Winke und verweisen im übrigen auf die Schriften der Fachmänner (der *δεινοὶ περὶ τούτων* — Cratyl. 424c — oder der Metriker, s. Vahdens Beiträge zu Aristoteles' Poetik III, 226—228). Fest steht zuvörderst, daß den zwei Hauptklassen der Sprachelemente, den *φωνήεντα* und *ᾠφωνα* (die zwei Worte begegnen uns in diesem technischen Sinne zuerst Ol. 91, 2 = 415 im Palamedes des Euripides, frg. 582), eine dritte beigeiselt war, die Gesamtheit jener Sprachlaute nämlich, denen zwar die *φωνή* abgesprochen, aber ein *ψόφος* oder *φθόγγος* zuerkannt ward. Diese und andere, weitergehende Sonderungen waren längst bekannt, ohne daß darum Platon und Aristoteles darauf verzichtet hätten, dort, wo „nichts darauf ankam“, jene „Hauptunterschiede“ allein hervorzuheben (Vahlen a. a. O. 224). Daß unser Autor dasselbe tut, kann daher selbstverständlich nicht seine Unbekanntschaft mit den feineren Unterscheidungen der damaligen, mindestens seit Hippias von Elis (Hipp. maj. 485c und Hipp. min. 368d) sorgfältig gepflegten und zum Gemeingut der Gebildeten gewordenen Lautlehre beweisen. Zu oberst steht die Anerkennung dreier Hauptartikulationsgebiete, deren Erzeugnisse unseren Gaumen-, Zahn- und Lippenlauten entsprechen. Dies erwähnt Aristoteles anlässlich einer Polemik gegen pythagoreisierende Zahlenspielereien, welche auch die drei Doppelbuchstaben in ihre Kreise zogen, mit den Worten: αἴτιον δ' ὅτι τριῶν ὄντων τόπων ἐν ἑφ' ἑκάστου ἐπιφέρεται τὸ σῆμα. Der zufällige Anlaß und die flüchtige Art dieses Hinweises kann uns zweierlei lehren: einmal, welch geringes Gewicht in diesen Dingen dem „*argumentum ex silentio*“ innewohnt (hing es doch an einem Haare, daß wir selbst diese fundamentalste Unterscheidung jenem Zeitalter nicht mit urkundlicher Gewißheit hätten zuschreiben können); zweitens aber, wie allbekannt die phonetischen Grundlehren schon damals gewesen sein müssen, da sich der Stagirit in einer keineswegs besonders skizzenhaft gearbeiteten Partie der Metaphysik (N 6, 1093a, 23) mit dieser beiläufigen Andeutung begnügt hat. Erinnern wir uns nunmehr der nicht minder gelegentlichen Äußerungen Platons über die Entstehung einzelner Sprachlaute (des *τ* und *δ* im Cratyl. 427a—b, dann des *σ* im Theaetet. 203b — darüber

in der zweiten aber die Kehl- oder Gaumenlaute vorherrschen, so daß gleichsam von den Außenwerken des

handelt vortrefflich Brücke, Grundzüge², 121 —), und gedenken wir der Tatsache, daß in den verwandten Disziplinen der Metrik und Musik bereits eine Fülle der subtilsten Beobachtungen und genauesten Unterscheidungen aufgehäuft war: dann werden wir von der etwa hundertjährigen Beschäftigung des feinsinnigsten Volkes mit den Erscheinungen der Sprachbildung ein mindest annähernd gleiches Ergebnis zuversichtlich voraussetzen und nicht in jedem einzelnen Falle urkundliche Belege ängstlich suchen oder vermissen. Oder hält es jemand im Ernste für möglich, daß die Zusammenfassung von μ und ν unter die Kategorie der Nasallaute den Phonetikern jener Zeit nicht schon ebenso geläufig war wie einem Dionys von Halikarnass (De comp. verb. c. 14 = V 72—73 R.) oder dem Scholiasten zu Dionys. Thrax (Bekker, Anecdota II, 807)? Oder daß die Gleichung $\tau : \delta = \pi : \beta = \kappa : \gamma$, mit anderen Worten die Unterscheidung dessen, was im Volksmunde die harten und die weichen Mitlaute heißen (eine Klassifikation, auf welche nebst allem anderen schon die Zusammenordnung von $\beta \gamma \delta$ an der Spitze des Alphabets hinführen mußte) einem Platon und Aristoteles fremd war? In Wahrheit besteht nur ein Zweifel darüber, ob die Bezeichnung dieser zwei Klassen als $\psi\acute{\iota}\lambda\alpha$ und $\mu\acute{\epsilon}\sigma\alpha$ (*mediae* und *tenuis*) nicht späteren, etwa alexandrinischen Ursprungs ist (s. Steinthal, Sprachwiss. d. Alt. I, 252—253, und Curtius, Grundzüge⁴, 436—437); und nur dieser Zweifel, über dessen Begründung ich hier nicht handeln kann und darum auch nicht urteilen will, hält mich ab, der Stellung des β im Diagramm unseres Schrifterfinders: $\kappa\alpha\iota\alpha\ \tau\omicron\ \mu\acute{\epsilon}\sigma\omicron\nu$ (wie der entsprechenden Anordnung des γ und auch des δ , wenn man nur die drei — enger verbundenen — $\acute{\alpha}\varphi\omega\nu\alpha$ der Dentalreihe im Auge behält) eine mnemonisch-systematische Bedeutung zuzusprechen. (Unrecht hätte man wohl, die gelegentliche, durch den Zusammenhang bedingte andersartige Verwendung des Ausdrucks $\mu\acute{\epsilon}\sigma\alpha$ in der sogleich zu erwähnenden Stelle des Philebus 18b zur Bekräftigung jenes Zweifels zu verwenden.) Über das σ als dentalen Spirans beachte man Dionys. Halic. (l. I. p. 79): $\tau\omicron\ \delta\epsilon\ \sigma$, $\tau\eta\varsigma\ \mu\acute{\epsilon}\nu\ \gamma\lambda\omega\sigma\sigma\eta\varsigma\ \pi\rho\omicron\varsigma\ \tau\omicron\nu\ \sigma\upsilon\gamma\gamma\alpha\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$, $\tau\omicron\ \delta\epsilon\ \pi\acute{\nu}\epsilon\upsilon\mu\alpha\tau\omicron\varsigma\ \delta\iota\alpha\ \mu\acute{\epsilon}\sigma\omicron\nu\ \alpha\upsilon\tau\omicron\ \varphi\epsilon\rho\omicron\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\nu\ \kappa\alpha\iota\ \pi\epsilon\rho\iota\ \tau\omicron\upsilon\varsigma\ \delta\omicron\delta\omicron\nu\tau\alpha\varsigma\ \lambda\epsilon\pi\tau\omicron\nu\ \kappa\alpha\iota\ \sigma\tau\epsilon\nu\omicron\nu\ \epsilon\acute{\xi}\omega\theta\omicron\upsilon\nu\tau\omicron\varsigma\ \tau\omicron\ \sigma\upsilon\gamma\gamma\eta\mu\alpha$, verglichen mit seiner Erörterung der Bildung von $\tau\ \delta\ \theta$ (p. 84): $\tau\eta\varsigma\ \gamma\lambda\omega\sigma\sigma\eta\varsigma\ \acute{\alpha}\kappa\rho\iota\ \tau\eta\ \sigma\iota\omicron\mu\alpha\tau\iota\ \pi\rho\omicron\sigma\sigma\epsilon\rho\epsilon\iota\delta\omicron\mu\acute{\epsilon}\nu\eta\varsigma\ \kappa\alpha\tau\alpha\ \tau\omicron\upsilon\varsigma\ \mu\epsilon\tau\epsilon\omega\rho\omicron\tau\epsilon\rho\omicron\upsilon\varsigma\ \delta\omicron\delta\omicron\nu\tau\alpha\varsigma$, $\epsilon\pi\epsilon\iota\delta\prime\ \upsilon\pi\omicron\tau\ \pi\acute{\nu}\epsilon\upsilon\mu\alpha\tau\omicron\varsigma\ \upsilon\pi\omicron\rho\omicron\gamma\alpha\pi\iota\zeta\omicron\mu\acute{\epsilon}\nu\eta\varsigma\ \kappa\alpha\iota\ \tau\eta\nu\ \delta\iota\acute{\epsilon}\xi\omicron\delta\omicron\nu\ \alpha\upsilon\tau\omicron\ \pi\epsilon\rho\iota\ \tau\omicron\upsilon\varsigma\ \delta\omicron\delta\omicron\nu\tau\alpha\varsigma\ \acute{\alpha}\pi\omicron\delta\iota\delta\omicron\upsilon\sigma\eta\varsigma$ nebst der oben namhaft gemachten Stelle aus dem Cratylus: $\tau\eta\varsigma\ \delta\prime\ \alpha\upsilon\tau\ \tau\omicron\upsilon\ \delta\acute{\epsilon}\lambda\iota\alpha\ \sigma\upsilon\mu\pi\iota\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\omega\varsigma\ \kappa\alpha\iota\ \tau\omicron\upsilon\ \tau\alpha\upsilon\ \kappa\alpha\iota\ \acute{\alpha}\pi\epsilon\rho\epsilon\iota\sigma\epsilon\omega\varsigma\ \tau\eta\varsigma\ \gamma\lambda\omega\tau\tau\eta\varsigma$. — Schließlich und hauptsächlich: wer die strengen, ja überstrengen Anforderungen kennt, welche Platon an die logischen Verrichtungen der Einteilung und Klassifizierung stellt, wie dieselben im

Sprachapparates ausgegangen und zu den am weitesten zurückliegenden Teilen desselben fortgeschritten wird?¹

Phädrus formuliert und vornehmlich im Sophistes und Politicus praktisch betätigt werden, und damit das Entzücken vergleicht, mit welchem ihn die Betrachtung der γραμματικὴ τέχνη als einer bis ins einzelste herab durchgeführten, wahrhaft idealen Einteilung der Sprachlaute erfüllt, der wird nicht mehr an der relativ hohen Entwicklung der Phonetik jener Tage, zumal an der durchgängigen Anwendung des doppelten Einteilungsprinzipes — des homogenen und des homorganen, wie die neuesten Sprachphysiologen sagen —, zu zweifeln vermögen, ohne welche jene Teilung und Unterteilung μέχρι ἐνὸς ἐνάστρον (Philebus I. I.) eine bare Unmöglichkeit war. (Vgl. auch Aristot. Poetik, c. 20.)

¹ „It hath been to me a matter of wonder, that in the alphabets of all languages whereof I have any knowledge, there is not to be found either order or perfection, the characters (or written letters) neither being adjusted to the sounds or letters pronounced, nor disposed in the alphabet according to any rational or natural order.“ So klagt ein älterer englischer Phonetiker, William Holder, in der Vorrede zu seinen „Elements of Speech“ (London 1669). Eine Abhilfe versuchte kein Geringerer als Benjamin Franklin in seinem denkwürdigen kleinen Aufsatz „A reformed mode of spelling“ (s. dessen „Political, miscellaneous and philosophical pieces“ London 1779, p. 467—478), worin, nebenbei bemerkt, der zwiefache oberste Grundsatz eines phonetischen Alphabets („every letter ought to be confined to one sound“ und es soll „no superfluous letters“ geben) mit diesen unzweideutigen Worten ausgesprochen und manche beachtenswerte Anwendung daraus gezogen wird. S. 468 aber heißt es: „It is endeavoured to give the alphabet a more natural order“, worauf eine Anordnung folgt, welche von den Vokalen als von den „simplest sounds formed by the breath with none or very little help of tongue, teeth and lips and produced chiefly in the windpipe“ aus zu jenen Sprachlauten übergeht, die „by the root of the tongue next to the windpipe“ gebildet werden (g, k), um mit den Lippenlauten (f, v, b, p, m) zu schließen, und zwar mit m als Schlußpunkt der Reihe („ending with the shutting up of the mouth or closing the lips“ usw.). Franklin trifft also ohne es zu wissen mit der allgemein bewunderten Leistung der indischen Grammatiker zusammen, der Anordnung des Sanskrit-Alphabets. Dasselbe ist nämlich „nach den Sprachorganen geordnet . . . Die Vokale sind zusammengeordnet . . ., dann folgen die Mutae in fünf Reihen, von dem hintersten Organe des Mundes, der Kehle, nach dem vordersten, den Lippen, zu geordnet —“. (Lepsius a. a. O. 40.) Allein die große Mehrzahl moderner Phonetiker schlägt den entgegengesetzten Weg, jenen unseres Atheners, ein: so Brücke, Grundzüge 44², Sievers 106², Trautmann (Die Sprachlaute 77), desgleichen

II.

Wir haben nunmehr zum mindesten die Grundzüge des Schriftsystems kennen gelernt, das sein Urheber auf der athenischen Burg in ähnlicher Weise öffentlich zur Schau

— auch mit Rücksicht auf die Zeichenbildung — Pitman (Manual of Phonography p. 13: „*proceeding from the lips to the throat*“), nach ihm Ellis (Essentials of Phonetics, 98) und unabhängig von beiden Dubois-Reymond (Kadmus, 276). Dieselbe umgekehrte Folgeordnung (umgekehrt diesmal auch in betreff der Disposition der Mediae und Tenues) zeigt das semitische Alphabet, oder genauer gesprochen, es verrät eine derartige, freilich schon frühzeitig durch andere Neigungen oder Absichten durchkreuzte Tendenz. Hieran zu zweifeln und die auf ein phonologisches Anordnungsprinzip hinweisenden Tatsachen für zufällig zu halten, wird man sich nur schwer entschließen können, trotz des vielfachen Widerspruches, welchen die betreffenden, allerdings über das Ziel schießenden, Ausführungen in Lepsius' obgenannter Jugendschrift erregt haben.

Ein Scherflein zur Lösung des Problems glaube auch ich beitragen zu können: die Beantwortung der Frage nämlich, warum durch die Einschlebung des Sain die erste Bresche in die phonetische Folgeordnung gelegt ward. Mag der bei Taylor (I, 192) namhaft gemachte Grund hierbei mitgewirkt haben oder nicht: entscheidend war, wie ich meine, die Bedeutung des Buchstabennamens Jod. Ein Buchstabe, der „Hand“ bedeutet, konnte bei Völkern, welchen die Lautzeichen zugleich als Zahlzeichen dienten, kaum lange auf der neunten Stelle verharren; er mußte ebenso nach der zehnten Stelle gravitieren, wie er auf die fünfte geraten wäre, wenn sein anfänglicher Sitz dieser benachbart gewesen wäre. Nach solch einem mnemonischen Hilfsmittel greift man allezeit begierig; man verschmäht es sicherlich nicht, wenn es sich wie ungesucht darbietet. (Man denke an die lateinischen Ideogramme V und X, denn dies sind sie sicherlich trotz Ritschls anders geartetem, gekünsteltem Erklärungsversuch im Rhein. Mus. 24, 13, welchen Taylor II, 139 annimmt, obgleich er ihn I, 6 mit vollem Recht abgewiesen hatte.) Daß „die Hände ganz eigentlich den Mittelpunkt des Zählens in den Sprachen abgeben“ wird zum mindesten nach Potts Ausführungen (Zählmethode, 27) keiner neuen Belege bedürfen. Fallen doch in nicht wenigen Sprachen die Bezeichnungen für „fünf“ und „zehn“ geradezu mit den „Hand“ und „Hände“ bedeutenden Worten zusammen (a. a. O. 5, 14, 15 usw.). — Die uralte Verwendung der Lautzeichen als Zahlzeichen bei den Semiten wird mit voller Sicherheit aus anderen Tatsachen und zumal daraus erschlossen, daß die Buchstaben zur Zeit, da die Griechen sie von den Phöniziern empfangen, bereits feste Zahlenwerte besaßen; denn nur so erklärt es sich, daß einige derselben auch in jenen Zweigen des griechischen

9 gestellt hat wie ein Anaximander, ein Oenopides oder Meton ihre astronomischen und kalendarischen Neuerungen und Entdeckungen.¹ Ehe wir weiterschreiten und die vielleicht

Alphabets, welche sie als Lautzeichen fallen ließen, als Zahlzeichen fortbestanden. Daneben schlägt es gar nichts, wenn (wie Hankel, Beiträge zur Geschichte der Mathematik 34, und nach ihm Cantor, Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik 102 mit großer Emphase hervorheben) „auf keiner der zahlreichen phönikischen oder punischen Inschriften, auf keiner Papyrushandschrift“ — diese sind übrigens weder phönizisch, noch, wie ein genauer Kenner mich versichert, alt oder zahlreich — „sich je eine Spur“ dieser Zahlenbezeichnung gefunden hat. Man kann die weitaus meisten und darunter die allerzahlenreichsten griechischen Inschriften: die attischen Tributlisten und Übergabsurkunden oder die neuerlich aus dem Tempelarchiv auf Delos zutage gekommenen Bogen über Bogen füllenden Rechnungsausweise der gleichen Probe unterziehen und man wird zu demselben — oder doch sicherlich nahezu demselben — Ergebnis gelangen; und doch wäre der hieraus gezogene gleiche Schluß ein handgreiflich falscher. Die andere, unseren Ziffern vergleichbare, aber noch ungleich weitläufigere Zahlen-Bezeichnungsweise war eben gegen zufällige und absichtliche Entstellung um vieles geschützt und empfahl sich darum weit besser zu urkundlicher Verwendung — eine Erwägung, welche am allerwenigsten den Phöniziern entgehen konnte, die „häufig mit echt kaufmännischer Genauigkeit“ (Schröder, Phöniz. Sprache, 186) den Ziffern die in Worten ausgeschriebenen Zahlen beifügten, genau so wie wir verfahren, wenn es uns um die vollste, zweifelloseste Sicherheit zu tun ist.

¹ Auf die zwei letzteren Parallelfälle hat bereits Köhler (a. a. O. 362—363) hingewiesen mit den Worten: „Wer eine Schrift für den öffentlichen Gebrauch verfaßt, hat den Wunsch, sie eingeführt zu sehen; um diesen Zweck zu erreichen, muß er sie dem Publikum bekannt machen. Dies kann auf verschiedene Weise geschehen; für einen Griechen der klassischen Zeit war der durch Sitte und Glaube gewiesene Weg der, daß er sein Werk auf einer Platte eingraben ließ und diese als Anathem in einem vielbesuchten Heiligtum aufstellte. So hatte der Astronom Oinopides aus Chios eine Bronzeplatte, auf welcher der von ihm berechnete Schaltkreis eingegraben war, in Olympia geweiht (Aelian V. H. X 7), und wenn von Meton berichtet wird, er habe den neunzehnjährigen Kalender in Athen ausgestellt (ἐξέθηκε, Diodor XII, 36, vgl. Aelian a. a. O.), so hat in der Primärquelle gewiß gestanden, daß er ihn geweiht habe (ἀνέθηκε), natürlich der Stadtgöttin.“ Über Anaximander und seine Aufstellung des Gnomon zu Sparta vgl. Diogen. Laert. II, 1. Daß diese Analogien bei unserer Auffassung der Inschrift, wonach sie bestimmt war, eine praktische Erfindung bekannt zu machen, noch ungleich

nicht mit gleicher Sicherheit erkennbare Detailausführung des Grundplanes zu ermitteln trachten, dürfte es angemessen sein, Halt zu machen, um in das Wesen und die Eigenart der beabsichtigten graphischen Reform einen wenigstens vorläufigen Einblick zu gewinnen.

Vor uns liegt der Entwurf einer Kunst- oder Kurzschrift,¹ die sich von den bisher bekannt gewordenen derartigen Versuchen des Altertums wesentlich unterscheidet: denn sie beruht weder auf Abkürzungen, sei es der Buchstaben, der Silben oder der Worte, noch auf der Wiedergabe der letzteren durch willkürlich ersonnene Zeichen. Sie ist (mit einem Worte) weder eine Verkürzungs- noch eine Siglen-, sondern eine geometrische Schrift. Sie entstammt, wie die gleichartigen Systeme moderner Stenographen und Phonographen, dem Bestreben, die Sprachelemente durch Raumelemente auszudrücken. Ihre charakteristische Besonderheit aber ist die Strenge, mit welcher das (von mir so genannte) Prinzip des Stellenwerts der Lautzeichen durchgeführt wird. Auch in

zutreffender sind, als wenn man in ihr das Bruchstück eines „für den Schulgebrauch“ bestimmten „Lehrbuches der Grammatik“ erblickt, braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden.

¹ Ich bediene mich dieser Umschreibung zur Bezeichnung der graphischen Reformentwürfe überhaupt, für welche bisher — seltsam genug — kein umfassender Gesamtname vorhanden oder üblich ist. Es ist dies ein ernster Mangel der Sprache, da die gangbaren Benennungen durchweg die Beziehung auf einen bestimmten und besonderen Zweck: die Raum- oder Zeitersparnis (Stenographie, Tachygraphie, Okygraphie, Thoographie), die anti-historische, ausschließlich lautgemäße Wiedergabe der Worte (Phonographie) oder die Möglichkeit internationaler Verständigung (Pasigraphie) in sich schließen. Dort, wo, wie in unserem Falle, der Zweck der Erfindung selbst in Frage steht, desgleichen wenn dieselbe mehreren dieser Zwecke zugleich dienen soll, oder wenn es gilt, das Gemeinsame einiger oder aller solcher Erfindungen ohne Rücksicht auf die sie trennenden Sonderzwecke hervorzuheben — in all diesen Fällen läßt uns der herrschende Sprachgebrauch gleich sehr im Stich. Das Wort „Kurzschrift“, dem englischen short-hand nachgebildet, ist ein vergleichsweise neutraler Ausdruck, den ich durch den Zusatz „Kunstschrift“ (welcher den Gegensatz zu den historischen Alphabeten andeuten soll) noch farbloser zu gestalten bemüht war.

diesem Betracht hat es ihr an Nachfolge keineswegs gefehlt. Und ebensowenig in betreff der eigentümlichen Art, in welcher dieser Grundsatz hier zur Verwirklichung gelangt ist. Ein englischer Mönch des Mittelalters und eine Wiener Dame aus dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts sind hierin die nahezu, wenn auch nicht völlig, ebenbürtigen Nachfahren des athenischen Schrifterfinders geworden.

Zur Charakteristik der verwandten Bestrebungen der Neuzeit mögen ein paar Anführungen dienen. „Die einfachsten Elementarzüge“ — so schreibt Horstig¹ im Jahre 1797 — „sind die gerade Linie und der Kreis; wir legen sie deshalb unserem stenographischen System zugrunde. Die gerade Linie kann in vierfacher Richtung gebraucht werden: senkrecht, wagrecht, linksschräg . . . , endlich rechtsschräg“ usw. — „Als die einfachsten Formen der Schrift wählte Byrom (1767) die einfachsten geometrischen Zeichen . . . Die Vokale bezeichnete er durch Punkte, die in verschiedener Stellung den Konsonanten beigefügt wurden.“

10 Pitman, dessen Schriften in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet sind, äußert sich über die Grundlage seines,


¹ Ich entlehne dieses Zitat (gleichwie mehrere andere) dem Panstenographikon (Zeitschrift, im Auftrage des sächsischen Ministeriums des Innern herausgegeben von Krieg und Zeibig) I, 181. Horstigs System ist, nach Zeibigs Geschichte und Literatur der Geschwindigkeitsschreibekunst, Dresden 1878, 305², unter dem Titel: „Erleichterte deutsche Stenographie“ 1797 zu Leipzig erschienen. — John Byroms „Universal English Short-hand“ ward aus seinem Nachlaß 1767 zu Manchester veröffentlicht. — In betreff Isaac Pitmans, des ebenso unermüdlichen als erfolgreichen Pioniers der phonetischen Orthographie und eines äußerst vollkommenen Kurzschriftsystems, vgl. Max Müllers glänzenden Aufsatz im Fortnightly Review für April 1876. Sein Phonographic Teacher war schon 1869 in 385 000 Exemplaren verbreitet (Panstenogr. 129 ff.). Das mir vorliegende Exemplar des „Manual of Phonography“, London 1873, trägt die Bezeichnung: Two hundred and seventieth Thousand. — Über John Willis („The art of Stenographie or Short Writing“, London 1602) berichte ich nach dem Zitat aus Lewis (An historical account of the rise and progress of short-hand, London 1816, p. 49 ff.) im Panstenogr. 4. — Über Edmond Willis (An abbreviation of Character, London 1618) vgl. Panstenogr. (die Tafel gegenüber von S. 58).

des sogenannten phonographischen Systems wie folgt: „*The simplest signs we can employ . . . are the dot, right line and the opposite curves (). The dot is naturally reserved for the vowels, and the right line and curves, when placed in the four possible practicable positions, viz. perpendicular, horizontal, sloping to the left and sloping to the right give us 12 distinct signs*“ (deren Zahl durch die wechselweise Verwendung von Haar- und Schattenstrichen auf das Doppelte erhöht wird). Dem Systeme des John Willis (1602), eines der Begründer der Stenographie in England, wirft Lewis, der englische Geschichtschreiber der Kurzschrift „Mangel an Einfachheit und Leichtigkeit“ vor; denn ein zusammengesetztes Zeichen — und solche zeigen sogleich seine ersten Buchstaben ($\wedge = a$, $\cap = b$ usw.) — sollte nie zur Verwendung kommen „*until all the simple lines of nature are exhausted*“. Die gerügten Mängel vermied bereits Edmond Willis (1618), dessen *a* ein rechtsschräger, dessen *b* ein senkrechter und dessen *m* ein linksschräger Strich war usw.

Aus diesem Streben nach Vereinfachung der Schriftzeichen entspringt eine weitere Konsequenz. Die Beschränkung auf die einfachsten Raumgebilde verringert selbstverständlich, wenn sie folgerichtig festgehalten wird, die Menge der zum Behuf der Lautbezeichnung verfügbaren Mittel. Dies ist ein Übelstand, dem es zu steuern gilt. Soll der verminderte Zeichenvorrat sich als zulänglich erweisen, so muß jedes Symbol zu mehrfacher Verwendung kommen. Und jede dieser Verwendungsarten muß, wenn die Bestimmtheit der Lautbezeichnung nicht Schaden leiden soll, von allen anderen streng unterschieden sein. Dazu eignet sich kaum ein anderes Hilfsmittel so wohl als jenes der Lagen- und Stellen-Veränderung. So gelangt man denn zu dem, was wir den Stellenwert der Lautzeichen genannt haben. Ein solcher ist freilich bis zu einem gewissen Maße jedem Schriftsystem eigen. Könnte man doch auch das Verhältnis so benennen, welches beispielsweise zwischen ℓ und \jmath oder zwischen den Ziffern 6 und 9 oder zwischen der oberen Schleife von ℓ

und der unteren von *g* obwaltet. Allein was bei den historischen, ursprünglicher Bilderschrift entstammenden Alphabeten nur ein zufälliges (höchstens gelegentlich zum Zweck schärferer Unterscheidung absichtlich zugespitztes) tatsächliches Verhältnis ist, das wird in der methodisch ersonnenen Kunst- und Kuzschrift ein zu planmäßiger und ausgedehnter Verwendung gelangendes Bezeichnungsmittel.

Wieder mögen einige Beispiele das Gesagte erläutern helfen. Schon der Begründer der niederländischen Kuzschrift, Jan Reyner¹ (1673) drückt die sämtlichen Vokale durch einen und denselben Punkt aus: „*door en punt, welks verscheidene plaats bij den medeklinker den klinker anduidt. a word geplaatst regt boven den letter, e gelijk met het bovenste gedeelte van den letter; i ij of y tegen het middelste gedeelte; o gelijk met den voet van den letter en u regt onder den voet*

van den letter“, also wie folgt:  . Ganz ähnlich ver-

¹ Von Jan Reyner, „Nieuwe Karakterkonst“, Rotterdam 1673, handelt das Panstenogr. S. 69, von C. A. Ramsays „Tacheographia“ (Paris, Frankfurt, Leipzig 1681) dasselbe, Tafel 3 (hinter 263). Die „Homographie“ von Lady Sophie Scott (Wien 1831) wird von Zeibig (S. 175) wohl allzu summarisch (in 2—3 Zeilen) abgetan. Meine Anführungen sind dem höchst interessanten Werkchen der genialen Autodidaktin (insbesondere S. 7 und 39) entnommen. — Johann v. Tilburys „Ars notaria“ ward von Valentin Rose entdeckt und bekannt gemacht (Hermes VIII, 303ff.). Das verlorene Hauptwerk, aus welchem die uns erhaltene „epistola ad dominum Henricum regem Angliae“ nur einen mageren Auszug bietet, bestand aus drei Büchern (a. a. O. 321), zum Teil geschichtlichen und polemischen Inhalts. Auch in der mit seiner Buchstabenschrift eng verknüpften Notenschrift des englischen Mönches spielte das Prinzip des Stellenwertes (gleichwie übrigens auch in der „antiqua notaria“) eine bedeutende Rolle (a. a. O. 307). Zeibigs Rekonstruktionsversuch [doch vgl. Neue Bemerkungen am Schluß] findet man auf Tafel 3 des oft genannten Werkes. — Witsen Geijsbeeks „Envoudige en gemakkelijke anwijzing om de Stenographie . . . in een' zeer korten tijd te leeren en te beoefenen. Volgens de uitvindig van den Heer Dr. Erdmann . . . Amsterdam 1827“ wird besprochen im Panstenogr. 171. — Über Honoré Blancs „Okygraphie“, Paris 1801, vgl. Zeibigs Tafel 8.

fährt Ramsay (1681). Und Konsonanten sowohl als Vokale werden „*door hoogere of lagere plaatsing der teekens op twee evenwijdig getrokken lijnen angeduid*“ in Erdmanns oder Geijsbeeks System (1827), wie nicht minder (unter Verwendung von vier Parallellinien) in jenem von Blanc (1801). Zu umfassendster Anwendung gelangt endlich dieses Prinzip — um zunächst noch von der mittelalterlichen Antizipation desselben durch Johann v. Tilbury (um 1174) zu schweigen — in der „Homographie“ der (pseudonymen) Lady Sophie Scott (1831), einer ungemein geistreichen Frau, deren Entwurf, wie wir noch sehen werden, sich mit jenem des athenischen Schrifterfinders in mehr als einem Punkte berührt. Allerdings fehlt es in den Darstellungen der letztgenannten Systeme nicht an irreleitenden Zweideutigkeiten. Eine solche ist es, wenn bei Geijsbeek-Erdmann wiederholt von der Verwendung bloß zweier Zeichen — Punkt und Strich — die Rede ist („*door middel van slechts twee karakters*“), während der Strich in Wahrheit „horizontal, perpendikulär oder schief von unten nach oben und von oben nach unten gezogen“ wird, was in Verbindung mit dem Punkt fünf Elementarzeichen ergibt, welche erst — je nachdem sie auf einer von zwei Parallellinien, über, zwischen oder unter ihnen angebracht sind — eines fünffach verschiedenen Stellenwertes 12 teilhaft und somit fähig werden, die 25 Buchstaben zu vertreten. Und wenn Lady Scott triumphierend ausruft, „daß in der Homographie . . . ein und dasselbe Zeichen oder ein und derselbe Schriftzug, nämlich ein ganz kleines gerades Strichel für das ganze Alphabet gilt!“ — so tut auch hier eine ähnliche Unterscheidung not. Denn von dem einen Punkte abgesehen, welcher in fünf verschiedenen Stellungen die fünf Vokale ausdrückt, kennt das homographische System ein kürzeres und ein längeres wagrechtes, dann ein rechts-schräges und ein linksschräges Strichlein, zusammen also vier Elemente, welche „längs dem Silbenstriche weiter hinauf und weiter hinunter geschoben werden“ und hierdurch je fünf verschiedene Stellenwerte gewinnen.

Ein dritter Punkt der Übereinstimmung zwischen

unserem antiken und den modernen Kuzrschrift-Systemen ist die reichliche Anwendung mnemonischer Hilfen, wenn anders Gedächtnisstützen so heißen dürfen, die zumeist nicht sowohl äußerlich hinzugefügt, als vielmehr aus dem Streben nach natürlicher Ordnung und innerer Folgerichtigkeit wie von selbst erwachsen sind. Dem, was oben über diese Seite des athenischen Systems gesagt ward, wollen wir wieder einige hierauf bezügliche Äußerungen und Veranstaltungen moderner Schrifterfinder gegenüberstellen. Vor allem: das zwiefache Anordnungsprinzip, wonach sowohl die artverwandten (homogenen) als die ortsverwandten (homorganen) Laute als solche ersichtlich gemacht werden, gelangt in den am meisten ausgearbeiteten Systemen der Neuzeit zu nicht minder vollständiger Durchführung. So bei Lady Scott und bei Pitman. Letzterer weist jeder Organklasse Striche von je einer (überdies ausgesprochen symbolischer) Richtung¹) zu „*letters made by a given organ are written in the same direction*“), während die funktionelle Gleichartigkeit in der Beschaffenheit des Striches zum Ausdruck kommt. Man vergleiche z. B. $p (\backslash)$ und $b (\backslash)$ mit $t (|)$ und $d (|)$ oder mit $k (—)$ und $g (—)$; desgleichen werden Lautpaare wie die Nasale ($m = \frown$, $n = \smile$) und die Liquiden ($l = /$, $r = \backslash$) als solche gekennzeichnet. Nicht viel anders verfährt Lady Scott, wie die Gleichung $g (\Uparrow) : k (\Uparrow) = d (\Downarrow) : t (\Downarrow) = b (\Downarrow) : p (\Downarrow)$ zur Genüge lehren kann; die Organgemeinschaft wird durch die Höhe — die Stelle am Silbenstrich —, die Funktionsgemeinschaft durch die Länge oder (in anderen und zwar den meisten Fällen) durch die Richtung des Kennstriches ausgedrückt. Ähnliche Grundsätze werden häufig, wenngleich kaum jemals mit derselben Strenge und Schärfe geübt und ausgesprochen. So von Rahm (1847), der den gleichartigen Lauten „auch organisch verwandte Zeichen“ geben wollte, oder von Gabelsberger, dessen Absehen darauf gerichtet war, den Schriftsymbolen „Merkmale“ aufzuprägen,

¹ „Manual of Phonography“, p. 15 (man beachte daselbst das Diagramm Nr. 2).

„welche nicht als willkürliche, nur von dem Gedächtnisse zu behaltende, sondern vielmehr als Analogie zwischen Laut und Zeichen vom Verstande erfaßt . . . werden . . . können“.¹ Ob nicht auch unser Schrifterfinder nach einem derartigen Bande zwischen Zeichen und Bezeichnetem gesucht hat, soll alsbald bei der Besprechung der Vokale erörtert werden. In dem gegenwärtigen Stadium unserer Untersuchung kann das Fazit der Vergleichung zwischen diesem antiken und den modernen Systemen wohl also gezogen werden. Die Erfindung des alten Atheners steht den Erzeugnissen der neueren Zeit zumeist völlig gleich, ja übertrifft dieselben mehrfach:

1. in der Einfachheit der Schriftzeichen,
2. in der (damit aufs engste verknüpften) reichlichen Ausnützung des Prinzips des Stellenwertes,
3. in der mnemonischen Verwertung der natürlichen Systematik der Sprachlaute.

Diesem Verein von Vorzügen — oder dem, was vom Standpunkte der Kurzschrift aus als solcher gilt — steht der Mangel an demjenigen gegenüber, was die heutigen Fachmänner die „Schreibflüchtigkeit“ und „Verbindungsfähigkeit“ der Zeichen nennen — eine Eigenschaft, an der es auch den meisten älteren und gar manchen unter den neueren Systemen gebricht und worin selbstverständlich der Sohn eines Zeitalters am wenigsten leisten konnte, welches keine Kursivschrift kannte² und mithin den Übergang von der Unzial-

¹ Über Rahms Schriftsystem („Anleitung zur Rahmschen Stenographie“, Berlin 1849) vgl. Zeibig S. 169—170. Die Charakteristik Gabelsbergers rührt von Rätzsch her (s. Zeibig S. 152). — Ein Streben nach derartiger Symbolik verrät im Altertum der Reformversuch des Verrius Flaccus, welcher „den stumpfen Laut des auslautenden *m* . . . auch durch das verstümmelte oder halbe Zeichen dieses Buchstabens“ ausdrücken wollte (Corssen, *Aussprache und Vokalismus* I, 26).

² [Vgl. Landwehr im *Philologus* XLIV, 196, Anm. 3. Anders v. Wilamowitz, *Homerische Untersuchungen* S. 307. Man darf wohl mit Wahrscheinlichkeit den Ursprung der Kursive in den mazedonischen Kanzleien suchen.]

zur Kuzrschrift ohne jede Vermittlung vollziehen mußte. Doch es ist Zeit, die hervorstechendste Eigentümlichkeit des Systems ins Auge zu fassen.

- 14 Das Streben nach Formvereinfachung führt, wie wir gesehen haben, zur Verringerung der Zeichenzahl, diese wieder zur Ausbeutung des Prinzips des Stellen- (beziehungsweise des Lagen- und Stellen-) Wertes der Schriftzeichen. Soll nun dieses im ausgedehntesten Maße zur Geltung kommen und somit Richtung und Stellung eines oder weniger Schrift-elemente deren Lautwert ausschließlich bestimmen, so ergibt sich eine neue Folgerung. Dort, wo alles darauf ankommt, die Lage und Stellung einiger Strichelchen zu raschester und sicherster Anschauung zu bringen, dürfen diese nicht haltlos im Raume schweben. Es bedarf eines Orientierungsmittels oder einer Schriftstütze. Und hier eröffnet sich dem erfindenden Alphabetiker eine doppelte Bahn. Er kann (wie Erdmann oder Blanc) seine Lautzeichen in parallelen Horizontallinien gleich jenen unserer musikalischen Notenschrift anordnen; oder er mag das Auskunftsmittel einer senkrechten (oder nahezu senkrechten) Schriftstütze oder, wie wir fortan sagen werden, eines Zeichenträgers wählen, an welchen er seine Schriftsymbole oder einen Teil derselben anlehnt oder heftet.¹ Von diesem letzteren Behelfe haben nun Johann v. Tilbury, Lady Scott und unser Athener in merkwürdiger Übereinstimmung und doch auch wieder mit sehr beachtenswerten Unterschieden Gebrauch gemacht. Von Lady Scott war bereits die Rede. Von des englischen Mönches „ars notaria“ sind uns nur die

¹ Man dürfte mir entgegen, daß ja neuere Kuzrschriftler, wie Gabelsberger oder Pitmann, von dem Principe des Stellenwertes vielfachen Gebrauch machen, ohne doch die Notwendigkeit einer Zeichenstütze der einen oder der anderen Art zu empfinden. Ich antworte: sie machen von diesem Grundsatz reichlichen, aber doch nicht ausschließlichen Gebrauch. Sie sind überhaupt von der Rücksicht auf die Praxis, deren Schwierigkeiten und Bedürfnisse sie aus eigener und fremder langjähriger Erfahrung kennen, so sehr beherrscht, daß sie in weit geringerem Maße als ihre älteren und minder erfahrenen Vorgänger unter dem Banne irgend einer einseitigen Doktrin stehen.

Grundzüge bekannt. Die „I littera“, d. h. ein Längsstrich, diente ihm als Zeichenträger; dieser und die mannigfach modifizierte Lage und Stellung eines Ansatzstriches half ihm seine 19 Buchstaben bilden, wobei (nach Zeibigs in der Hauptsache gewiß richtiger Rekonstruktion¹) der unveränderte Längsstrich einen — und sicherlich den ersten — Buchstaben ausmachte, bei dem Aufbau der übrigen 18 hingegen das wagrechte, rechtsschräge und linksschräge Strichelchen zu je sechsfacher Positionsverwendung gelangten ($\begin{smallmatrix} \text{I} \\ \text{I} \end{smallmatrix} \begin{smallmatrix} \text{I} \\ \text{I} \end{smallmatrix} \begin{smallmatrix} \text{I} \\ \text{I} \end{smallmatrix}$).

Mit dem mittelalterlichen Mönch verbindet den antiken Schriftdenker die so zweckentsprechende Ausbeutung der beiden Seiten des Zeichenträgers (links und rechts), ein Vorteil, welchen die Wiener Erfinderin sich auffälligerweise entgehen ließ, während sie (wie zum Ersatz hierfür) ihren „Silbenstrich“ übermäßig — mit fünf Stellen — belastet¹⁵ und dadurch die Grenzen leichter und bequemer Unterscheidbarkeit schier überschritten hat. Mit ihr geht jedoch der Athener darin Hand in Hand, daß auch er nur die konsonantischen Symbole an den Zeichenträger heftet, was wieder auf einer prinzipiell ungleich wichtigeren Übereinstimmung beruht: auf der Wahl generisch verschiedener Zeichen für Vokale und Konsonanten. Und dieses Verfahren wird durch die Lehren der rationellen Alphabetik durchaus gerechtfertigt. Soll doch eine phonetische Unterscheidung in dem Maße, als sie fundamentaler ist, auch dem Auge um so rascher und deutlicher ersichtlich werden. Nicht nur der Verfasser des „Kadmus“ behandelt die „Graphik der Grundlaute“ getrennt von jener der „Mitlaute“;² alle die hervor-

¹ [Es ist keine solche, vgl. Neue Bemerkungen am Schluß.]

² Vgl. Kadmus, S. 269—279, insbesondere aber S. 253: „Wie sich weiter unten erweisen wird, können die Vokale mit solchen Buchstabenzeichen ausgestattet werden, wodurch sie nicht allein sich von den Konsonanten augenblicklich unterscheiden lassen, sondern auch die verschiedenen Klangstufen durch fortschreitende Veränderungen andeuten. Ebenso lassen sich bei den Buchstabenzeichen für die Konsonanten solche Bestimmungen treffen, durch welche ihre besonderen

ragenden Kuzrschriftler, welche von Jan Reyner bis Pitman die Vokale durch Punkte, die Konsonanten durch Striche bezeichnen, stehen auf demselben grundsätzlichen Standpunkt. Von seinen beiden Nachfolgern endlich unterscheidet sich der Anonymus in einem Punkte der allerwesentlichsten Art. Der Zeichenträger erwies sich uns als ein unter den vorausgesetzten Bedingungen kaum zu entbehrender, aber er bleibt demungeachtet ein lästiger, weil Zeit und Raum verschlingender Notbehelf. Hier zeigt sich nun die Erfindungskraft des Atheners im glänzendsten Licht. Er bedarf nicht weniger als Lady Scott oder Johann v. Tilbury einer derartigen Schriftstütze, doch scheut er die damit verbundene Zeit- und Raumverschwendung. Da verfällt er denn auf eine Auskunft, welche ich keinen Anstand nehme eine geniale zu nennen. Die eine der zwei Zeichengattungen — das ist sein Gedanke — soll ihm als Tragstütze für die andere dienen. Und war er einmal bis hierher gelangt, so konnte, falls ihn die Rücksicht der Zeichenersparnis leitete, sein weiteres Vorgehen nicht zweifelhaft sein. Denn sobald er sich vor die Wahl gestellt sah, entweder die Konsonanten oder die Vokale zum eigentlichen Kern und Traggerüste seiner Schriftzeichen zu machen, so mußte jene Erwägung zugunsten der letzteren den Ausschlag geben. Konnte die Ersparnis doch eine ungleich beträchtlichere sein, wenn das Prinzip des Stellenwertes bei der Bildung von 14 oder 17, als wenn es bloß bei jener von 5 oder 7 Lautzeichen zur Geltung kam. Diese Verwendung der Vokalzeichen als Träger der
 16 konsonantischen Symbole bildet den eigenartigsten Zug des ganzen Systems — einen Zug, für welchen ich vergeblich nach Parallelen gesucht habe¹ —, während das entgegengesetzte Verfahren, die — wenngleich mehr lockere — Anlehnung der Vokalsymbole an die Konsonantenzeichen (wie wir bereits sahen) die weiteste Verbreitung gefunden hat.

Hemmungen, noch mehr aber, was das dringendste Erfordernis ist, die weichen und die harten recht in die Augen fallend unterschieden werden.“

¹ [Einige derartige haben meine Kritiker namhaft gemacht.]

Dahingestellt bleibe es, ob hierbei auch jene Auffassung der Vokale mitgewirkt hat, welche in ihnen die eigentliche Seele der Sprache erblickt — bedeutet doch im Griechischen *φωνή* zugleich die „Stimmlaute“ und die „Sprache“ selbst —, während den ihrer Mehrzahl nach ohne Mitwirkung eines Vokals nicht aussprechbaren (oder doch als unaussprechbar geltenden) „Stimmlosen“ eben darum bloß akzessorische Zeichen zuteil wurden.¹

Hiermit hängt endlich das Folgende zusammen. Gewinnt unsere Kurzschrift auf diesem Wege einen syllabaren Charakter, so ist dies der Punkt, an welchem sie sich mit den bisher allein bekannten griechischen tachygraphischen wie mit modernen stenographischen Systemen zugleich am engsten berührt und am schroffsten von ihnen scheidet. Hat man es doch bei der älteren „wie bei der späteren Tachygraphie in streng konsequenter Weise im großen und ganzen mit einer syllabarischen Schreibung zu tun“.² Allein nicht die Konsonanten werden an den Vokalen, sondern diese werden „gewissermaßen an den Konsonanten ausgedrückt“, so daß es „in manchen Fällen fast unmöglich“ ist, „die Form eines Konsonanten zu schreiben, ohne daß man zugleich einen Vokal — meistens ein *E* — ausgedrückt hätte“. Und genau dasselbe findet in dem gangbarsten stenographischen System der Gegenwart, in jenem Gabelsbergers statt. „Die einfache gleichmäßige Verbindung

¹ Diese Auffassung drückt Mindler in seiner „Griechischen Stenographie“ wie folgt aus: *Τὸ φωνῆς εἶναι τὸ ζωοποιούν στοιχεῖον τῆς γλώσσης, ἡ πνοὴ ἡ διδοῦσα ζωὴν καὶ ἔκφρασιν τοῖς ἀφώνοις καὶ ἀψύχοις συμφώνοις* (Panstenogr. 317). Ebenso aber schon im Altertum der Scholiast zu Dionys. Thrax (Bekker, Anecdota 796, 18): *Ὅτι τὰ φωνήεντα τῇ ψυχῇ εἰκόασαι, τὰ δὲ σύμφωνα τῷ σώματι κτέ.* Dieser Wertschätzung der Vokale entsprechen die bekannten Vergleiche mit den sieben Planeten, den sieben Saiten der Lyra usw. (a. a. O. 795—796, ebenso bei Aristoteles, *Metaphys.* N 6, 1093a, 13 ff.).

² Gitlbauer, *Die Überreste der griechischen Tachygraphie* I, 11. Die folgenden Anführungen sind Gardthausens Aufsatz „Zur Tachygraphie der Griechen“ (*Hermes* XI, 444) und Faulmanns Handbuch „Gabelsbergers stenographisches Lehrgebäude“, S. 4—5, entnommen.

der Konsonantenzeichen deutet den Vokal *e* an“. Allein auch sonst werden die inlautenden Vokale „in den Konsonantenzeichen durch Veränderung der Form oder der Stellung derselben ausgedrückt“; so „verstärkt“ *a* „das nachfolgende Konsonantenzeichen“, *i* aber „verdichtet“ das vorangehende, oder es wird „durch Hochstellung des nachfolgenden Konsonantenzeichens“, *u* hingegen „durch Tiefstellung desselben ausgedrückt“ usw. Diese Häufung von Ausdrucksmitteln gestattet es Gabelsberger sowohl offene als geschlossene Silben mittels je eines Zeichens darzustellen, 17 während unser System nur auf eine Silbengattung Bedacht nimmt, augenscheinlich auf offene Silben, — gleich der kyprischen Silbenschrift und in der Tat der ungeheuern Mehrzahl aller syllabarischen Schriftsysteme. Die Vorteile und Nachteile der beiden Richtungen gegeneinander abzuwägen, mag — soweit dies nicht im Obigen geschehen ist — kundigeren Graphikern überlassen bleiben. Nur darauf darf ich vielleicht hinweisen — und damit schließe ich diese vergleichende Betrachtung — daß das athenische System nicht jenen Vorwürfen unterliegt, welche Dubois-Reymond¹ gegen „die jetzt in Deutschland gefeierten“ Systeme erhebt: In ihnen „läßt die Anordnung der Laute viel zu wünschen übrig. . . . Was“ sie „aber zum allgemeinen Alphabet entschieden untauglich macht, ist die allzugroße Einfachheit und infolgedessen der zu geringe Unterschied der statt ordentlicher Buchstaben gebrauchten Strichelchen“ . . . die „zu winzig werden, . . . nicht mehr schnell unterschieden werden können“ und über deren „besondere Kennzeichen“ . . . „flüchtige Schreiberhände sich gar zu leicht hinwegsetzen würden“. Ferner: „Haltbarkeit, Körper . . . fehlt den jetzt so dringend empfohlenen Systemen der Stenographie“, ein Mangel, der „sie zu gangbaren Alphabeten durchaus untauglich macht“. Allein gestatten diese Bemerkungen irgend eine Anwendung auf den vorliegenden Fall? Wollte denn unser Schrifterfinder

¹ Kadmus, S. 254 und S. 284.

nicht bloß den technischen Zwecken der Geschwindschreiber dienen? Nahm etwa sein Ehrgeiz einen höheren Flug? Die Antwort auf diese Fragen kann uns, wenn irgend etwas, so nur der weitere Fortgang unserer Untersuchung erteilen.

III.

Wir wenden uns zu der auf die Vokale bezüglichen Partie der Inschrift. Und damit betreten wir, wie ein Blick auf den zerstückten Oberteil der Platte lehrt, ein gar dornenvolles Feld. Konnten wir bisher auf dem Wege strenger Ableitung und kaum minder sicherer Analogieschlüsse fortschreiten, so werden wir nunmehr auch die bloße Mutmaßung nicht durchweg verschmähen dürfen, und bisweilen zufrieden sein müssen, wenn straffe Verkettung und lückenloser Zusammenschluß des Vermuteten einigen Ersatz für die unzureichende äußere Beglaubigung bieten. Doch an der 18 Schwelle dieser Erörterung erwarten uns — als gälte es, verzagenden Kleinmut hintanzuhalten — zwei zugleich sichere und bedeutungsvolle Wahrnehmungen.

Wie mußten — so dürfen wir nämlich zuvörderst fragen — die Vokalzeichen beschaffen sein, um ihrer Aufgabe als Zeichenträger vollständig zu genügen? Es mußte ihnen, so lautet unsere Antwort, erstens eine Längeneentwicklung zukommen, welche die bequeme Unterscheidung dreier Stellen (oben, Mitte, unten) gestattet. Sie mußten, zweitens, die an sie zu heftenden konsonantischen Symbole deutlich hervortreten lassen, was im vollsten Maße dann geschah, wenn diese sich von der Anheftungsstelle in einem weit geöffneten, womöglich rechten oder stumpfen Winkel abhoben. Äußerst unangemessen wären hingegen solche Linien, die sich im Horizontalstrichelchen nur einfach fortsetzten, wenig entsprechend auch Kurven. Drittens erscheinen dort, wo nicht die allereinfachsten Gebilde in Frage kommen, jene Formen als vorzugsweise zweckdienlich, bei denen ein senkrechter Stamm seitliche Zweige entsendet, an welchen die Konsonantensymbole befestigt werden, um zwar ohne Raum-

verschwendung, aber doch mit zulänglicher Klarheit auseinander treten zu können. Viertens endlich wäre es in eben diesen Fällen erwünscht, wenn die Mittelstelle an der Schriftstütze selbst als solche bezeichnet wäre. Diese aus der Natur der Sache geschöpften Normen sollen späterhin unserem Rekonstruktionsversuch den Weg weisen, beziehentlich seine Ergebnisse bewahrheiten helfen. Zunächst jedoch wollen wir nur beiläufig von der Tatsache Akt nehmen, daß nichts in den erhaltenen Resten diesen Schlüssen widerspricht, einiges, wie das Wort „Stamm“ (*στέλεχος*) und das zweimalige Vorkommen des „senkrechten Längsstriches“ (*ὀρθή*), dieselben auffallend begünstigt, und gehen zu der beabsichtigten Nutzenanwendung über.

Man hätte ja von vornherein sehr wohl erwarten können, der Anonymus werde mit den historischen Vokalzeichen ebenso verfahren sein, wie die Urheber der bisher bekannten tachygraphischen Schreibweisen mit den Buchstaben überhaupt verfahren. „Sie verkürzten“ diese nämlich, „d. h. sie behielten von jedem Buchstaben das eigentlich Entscheidende
 19 und Charakteristische bei“.¹ Nicht sowohl eine Verkürzung freilich, als vielmehr eine modifizierende Anpassung hätte in einigen Fällen Platz greifen müssen; auszuschneiden waren aber unter dieser Voraussetzung bloß jene Zeichen, welche den uns sattem bekannten allgemeinen und den soeben namhaft gemachten speziellen — technisch-graphischen — Forderungen schnurstracks widersprachen. Mit diesem Maße gemessen mußte E, Ω und wahrscheinlich O fallen, A mochte seines Mittelstriches verlustig gehen, desgleichen H, wenn es erhalten bleiben sollte. Allein nahezu gegen jede Anfechtung war — durch seine Einfachheit — I, und noch weit mehr — durch seine geradezu ideale Eignung für die Leistungen des Zeichenträgers — Υ gefeit. Dennoch werden eben diese zwei Buchstaben (denn gerade hier spricht der lückenvolle Text mit vollster Deutlichkeit) gegen neue Zeichengebilde vertauscht. Wir schließen daraus, daß die Vokalbezeichnung

¹ Gardthausen a. a. O.

noch durch andere als die von uns erörterten Rücksichten bestimmt ward. Durch welche? Das lehrt uns vielleicht — wenngleich auf einem kleinen Umwege — jene zweite und ungleich wichtigere Wahrnehmung.

Diese gilt der Anordnung der Selbstlaute. Bedeutsam ist es hier zunächst, daß der Y-Laut „der fünfte der Vokale“ (τὸ πέμπτον τῶν φωνηέντων) genannt wird, — bedeutsam hauptsächlich darum, weil der Anonymus, dessen Streben nach knappster, lapidarer Kürze ebenso unverkennbar als leicht begreiflich ist, diesen Umstand schwerlich hervorgehoben hätte, wäre er nicht ein für seine Zwecke belangreicher gewesen. Ferner liegt darin ein, freilich nicht eben vielsagender, Eingriff in die traditionelle Reihenfolge der Vokale, in welcher Y nicht den fünften, sondern den sechsten Platz einnimmt. Zur Erklärung dieser Abweichung genügt allerdings die Voraussetzung, daß das eine H seinen Platz eingebüßt hat, indem die Länge von *e* (oder, wie wir mit statthafter Verallgemeinerung sagen dürfen, von *e* und *o*) entweder unbezeichnet blieb oder die betreffenden Zeichen an das Ende der Reihe gerückt wurden. Die eine wie die andere dieser Annahmen ist an sich mit der Natur einer rationellen Kurzschrift wohl vereinbar. Allein blieb wenigstens in betreff der kurzen und doppelzeitigen Vokale *α*, *ε*, *ι*, *ο*, *υ* die herkömmliche Folgeordnung gewahrt und erfuhr dieselbe 20 somit keine andere als die soeben erwähnte Störung? Keineswegs — so dürfen wir mit voller Zuversicht antworten —; denn nicht *ο*, sondern *ι* wird unmittelbar vor *υ* behandelt; und daß bei unserem Autor in diesen Dingen nicht Zufall, sondern Absicht waltet, hat nicht er selbst dies soeben erst in nachdrücklichster Weise ausgesprochen? So stehen wir denn — dies kann keinem Zweifel unterliegen — vor einer bewußten, planvollen Neuordnung der Vokalreihe. Das Prinzip derselben kann aber angesichts der Natur der Sache und des durch sie bedingten analogen Vorgehens moderner Phonetiker und Graphiker; angesichts der Rolle, welche wir die Lautverwandtschaft bei der Gruppierung der konsonantischen Symbole spielen sahen:

angesichts des deutlichen Winkes endlich, welcher in der Zusammenordnung von *ι* und *υ* gelegen ist,¹ — kein anderes sein als jenes der Lautähnlichkeit oder, wie wir gegenwärtig zu sagen gelernt haben, der Klangverwandtschaft. Unser Alphabetiker unternimmt es, das zu gewinnen, was Sprachforscher und Lautphysiologen heutzutage die „natürliche Vokalreihe“ nennen.² Ob sein Bestreben ein durchweg

¹ Über die Aussprache des *υ* vgl. Brücke, Grundzüge², 118—119. — Der *ι*-Laut entsteht „in der Art, daß während die Zunge den Klang *i* hervorbringen will, die Lippen sich zur Hervorbringung des Klangs *u* einrichten“. — Kadmus 150.

² Hier bin ich vielfachen Widerspruchs gewärtig. Denn da die Vokalskala und was damit zusammenhängt in den Erörterungen der Sprachphysiologen und Linguisten heutzutage einen breiten Raum einnimmt, während uns von derartigen Untersuchungen aus dem Altertum nichts bekannt ist, so liegt es ja allerdings nahe genug zu meinen, ich hätte ein Wissen der Gegenwart irrtümlicherweise auf die Vergangenheit übertragen. Allein es verhält sich keineswegs so. Die Lichtempfindung ist Eines und das Verständnis der Undulationstheorie ist ein Anderes. Die Unterscheidung von dumpferen und helleren Klängen und eine demgemäße Anordnung der Vokale setzt nicht die mindeste Einsicht in die letzten Ursachen der Klangfarbe oder irgend einen Versuch zur Bemessung der aus den Verschiedenheiten derselben entspringenden Abstände voraus. Während ich daher den Alten keinerlei einschlägige akustische Experimente, keinerlei Antizipation der Lehren eines Helmholtz oder Donders zuschreibe, lasse ich es sogar unentschieden, inwieweit jene lautphysiologischen Untersuchungen, die sie wirklich anstellten, nämlich die Beobachtung der Mundstellungen, ihr Urteil in Ansehung der Vokalreihe bestimmt oder beeinflusst hat. Denn wir sind hier, da unser vornehmster Gewährsmann Dionysios eben bei den Vokalen den ästhetischen Gesichtspunkt in bedauerlicher Weise in den Vordergrund rückt und den lautphysiologischen dagegen zurücktreten läßt, sehr unzulänglich unterrichtet. Allein dies alles tut wenig zur Sache. Sind doch die Sprachlaute „zuerst Schallgebilde“ und erst „in zweiter Linie Schallgebilde, die auf eine gewisse Weise hervorgebracht werden“ (Trautmann, Die Sprachlaute usw., Vorwort), und die „einfache subjektive Abschätzung nach dem Gehör“ ist (nach Sievers, Grundzüge der Phonetik², 64) auch „bei den deutschen Phonetikern die üblichste Grundlage für die Anordnung des Vokalsystems gewesen“. In der Tat waren die Helmholtzschen „Obertöne“ einem Samuel Reiher oder Christ. Friedr. Hellwag um nichts bekannter als unserem Athener; was nicht hindert, daß die natürliche Vokalskala in des ersteren Mathesis

erfolgreiches war, dies können wir vorerst weder bejahen noch verneinen. Doch scheint ein Mißerfolg in Ansehung

mosaica (Kiel 1679) p. 432 sqq. annähernd sachgemäß ermittelt und von dem letzteren (De formatione loquellae 1781) mit den folgenden unzweideutigen Worten ausgesprochen ward: „*Si vocales secundum scalum naturalem supra designatam successive pronuncientur, etiam ordo susurrorum cum ordine tonorum in scala musica mire concordabit, ita ut u respondeat lono gravissimo, a medio, i acutissimo: u, o, ā, a, ā, e, i*“ (ich zitiere nach dem Kadmus, 177). Und wenn der gelehrte Eutiner Arzt oder sein Vorgänger, der Kieler Professor, genauerer wissenschaftlicher Hilfsmittel und Untersuchungsmethoden nicht völlig entbehrten, so gilt das nicht von Laien wie Lady Scott, die (wie wir sehen werden) die natürliche Vokalreihe gleichfalls erkannt hat und hierbei sicherlich nur ihrem Gehör gefolgt ist, oder von Benjamin Franklin, der hier offenbar nicht minder bloßer Laie war und dennoch jene Stufenleiter überwiegend richtig, wenngleich nicht ohne seltsame Irrungen ermittelt hat, an welchen der unreine Vokalismus des Englischen und wohl auch die flüchtige und gelegentliche Natur seiner Beschäftigung mit dem Gegenstande Schuld trägt. (Seine Aufzählung übergeht wunderbarerweise das reine *a* wie in *father*, — sollte er es als *Yankee* nie gehört haben? — worin er seltsam genug mit jenen neueren Sprachphysiologen, die Trautmann S. 65 bekämpft, zusammentrifft; ferner hält er das *o* wie in *old* für tiefer als den *u*-Laut in *tool*. Und diesen als „*the first vowel naturally and deepest sound*“ erhebt er zum Ausgangspunkt der Reihe). Unabhängig von Hellwag haben Floerke (Neue Berl. Monatschr., September 1803) und Dubois-Reymond (ebend. November 1811, vgl. „Kadmus“ 191) die Vokalskala aufgestellt, letzterer (S. 21) mit den Worten: „Die fünf Vokale *u, o, a, e, i* machen also eine ununterbrochene Leiter von Klang-Arten aus“. Ihn leitete hierbei hauptsächlich — um mit Brücke, Grundzüge 155² zu sprechen — „die scharfsinnige Betrachtung und richtige Würdigung der Bewegungen der Zunge und der Lippen“. Seine Erwägungen, wie sie insbesondere der Aufsatz in der Zeitschrift „Die Musen“ (Berlin 1812, drittes Quartal, besonders S. 6, 9, 11—12) darlegt, sind von der äußersten Einfachheit und Evidenz.

Wenn ich im Text sagte, die Alten hätten unmöglich, sobald sie ihre Aufmerksamkeit darauf richteten, die Doppelverwandschaft von *a*, einerseits mit *o*, andererseits mit *e*, verkennen können, so hätte ich dasselbe auch von *e* und seiner bald zu *a* und bald zu *i* hinneigenden Aussprache sagen können, — ein Unterschied, der ja sogar (wie Dittenberger so fein erkannt hat) in altionischen Inschriften einen graphischen Ausdruck fand, „indem das in der Aussprache dem *a* näher liegende *e*“ durch Eta, „das dem *i* näher liegende“ durch Epsilon bezeichnet wird (Hermes XV, 229). — Das Bewußtsein dieser Klang-

des ungetrübten Vokalismus der griechischen Sprache und der hieraus entspringenden vergleichswisen Geringfügigkeit

verwandtschaft spricht sich auch bei den verschiedensten Völkern in der Bildungsweise ihrer Vokalbuchstaben aus; so wenn die Mongolen aus Aleph die Zeichen für *a* und *e*, aus Waw jene für *ö*, *ü*, *ō*, *ū* gewonnen haben (Taylor I, 309). Desgleichen bei den Äthiopen, deren „Zeichen für *é*“ eine „Weiterbildung des *i*-Zeichens“ und deren „Zeichen für *ô*“ sogar „ein zweifaches“ ist, je nachdem dieser Vokal „als ein Ablaut des *â* aufgefaßt“ ward oder man ihn „aus *u* und *v* hervorgegangen“ glaubte (Dillmann, a. a. O. 23).

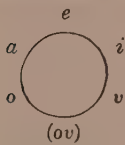
Mit wie gutem Grunde die Vokalleiter eine natürliche heißt, dies kann auch eine andere Betrachtung lehren. Der schriftliche Ausdruck beharrt oft auf einer Lautstufe, welche die lebendige Rede längst verlassen hat. Nun bewegt sich auch der Lautwandel zumeist in der Bahn des geringsten Widerstandes, d. h. hier der engsten Klangverwandtschaft (beziehend sich der größten Gleichartigkeit der die Vokalbildung bedingenden Sprachverrichtungen). Die infolgedessen der historischen Schreibweise aufgedrückte Spur fällt aber nicht selten mit der Vokalskala nahezu vollständig zusammen. So kann man diese aus der Nebeneinanderstellung einer Reihe englischer Worte gleichsam ablesen, z. B. *poor*, *core*, *lord*, *ball*, *card*, *fat*, *men*, *be*, *hill*. Oder wenn von den drei arabischen Vokalzeichen das eine *u* und *o*, ein zweites *ô* bis *e* und ein drittes *e* und *i* bezeichnet (Brücke, a. a. O. 136), so liegt auch hier die natürliche Reihenfolge so gut als lückenlos vor Augen. Auch diese längere Auseinandersetzung wird vielleicht nicht ausreichen, um das für viele gewiß gar schwer wiegende *argumentum ex silentio* zu entkräften. Allein wenn, wie in unserem Falle, etwas völlig Unbekanntes und Unerwartetes ans Licht tritt, muß man nicht darauf gefaßt sein, auch manches andere Neue und Überraschende mit emportauchen zu sehen? Und was könnte mit einem Kurzschriftsystem inniger verflochten sein als seine phonetische Begründung? Wie unvollständig ferner unsere Kenntnis dieses Gebietes im Altertum ist, dies kann uns z. B. der meines Wissens ganz vereinzelte Hinweis auf subtilere Lautunterscheidungen lehren, welcher bei Dionysios (l. 1. 73—74) begegnet: οἱ δὲ καὶ τῶν εἰκοσιτεσσάρων, οἷς ἡρώμεθα νῦν, πλεῖον (sc. φασὶν εἶναι στοιχεῖα), womit doch wohl etwas anderes gemeint sein wird als die Trivialitäten, welche Sextus Empir. (524, 4 ff. Bekk.) zum besten gibt. Fragt man endlich, in welchem Kreise man — ich möchte sagen am wenigsten umhin gekonnt hat, sich die natürliche Reihenfolge der Vokale zum Bewußtsein zu bringen, so möchte ich antworten: in der Schule des Antisthenes. Denn da man dort der Urbedeutung der Laute — freilich mit schlechtem Erfolg — nachspürte (Dümmler, Exercit. gramm. specimen 55), so mußte sich die Aufmerksamkeit mit Notwendigkeit auch

des Unternehmens nahezu ausgeschlossen; und selbst diese kleine Aufgabe ist ja — durch die Folge ι, υ — fast zur Hälfte bereits glücklich gelöst, so daß es nur mehr gilt, die noch übrigen drei einfachen Selbstlaute o, a, e in dieser ihrer natürlichen Reihenfolge anzuordnen. Sollte aber das griechische Ohr zu stumpf gewesen sein, um den weiten Abstand zwischen dem dumpfen, tiefen o und dem hellen, hohen i zu erkennen? Und wenn es ihn erkannt und den Zwischenraum durch die zwei noch verfügbaren Selbstlaute ausgefüllt hat, konnte dies irgend wahrscheinlicherwise derart geschehen, daß e von dem engverbundenen i losgerissen und die Doppelverwandtschaft verkannt ward, welche a ebenso (bei dumpferer Aussprache: \hat{a}) mit o , als (bei hellerer: \acute{a}) mit e verknüpft? Ja, mußten nicht zu allem Überfluß die offenkundigsten Tatsachen des dialektischen Lautwechsels, welchen doch auch schon Platon im Cratylus für seine Zwecke zu verwerten wußte¹ (man denke an $\bar{\alpha}$ und $\bar{\epsilon}$ im ionischen, 21 attischen und dorischen Dialekt, an $\theta\epsilon\acute{o}s$ $\theta\iota\acute{o}s$, $\mu\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\theta\omicron>s$ $\mu\acute{\epsilon}\gamma\alpha\theta\omicron>s$, $\theta\acute{\omega}\kappa\omicron>s$ $\theta\bar{\omega}\kappa\omicron>s$ u. dgl.), gleichwie endlich die Erinnerung an die älteren Schreibweisen ($E = \epsilon$ und $\epsilon\iota$, $O = o$ und ov) und die

auf die rein akustische Seite der Sprachlaute richten. Aber freilich wird dies auch in den Musikschulen geschehen sein; oder sollte beispielsweise die von der Natur selbst gegebene Regel, vermöge deren „es in der Komposition verpönt“ ist, „auf eine Textsilbe mit U eine hohe Note zu setzen“ (Brücke, a. a. O. 22), dort unbekannt geblieben sein? — Die ganze beiläufige, aber (so weit sie reicht) sachgemäße Angabe des Quintilian, IX, 4, 34, über die Hervorbringungsweise der Vokale schließt, wenn ich nicht irre, ein Bewußtsein vom richtigen Sachverhalt wenigstens so weit in sich, daß der Autor die Mittelstellung von e zwischen a und i und jene von o zwischen a und u unmöglich verkannt haben kann. (Man vergleiche Quintilians Äußerung z. B. mit Sievers, 66²). [Man vergleiche jetzt auch einige Bemerkungen Johannes Schmidts über die gelegentlich in griechischen und römischen Inschriften auftauchende Bezeichnung eines „zwischen e und i “ und eines „zwischen o und u liegenden“ Vokals durch „die Verbindung der beiden Grenzlaute“ (Hermes 19, 454, 3).]

¹ [Vgl. jetzt darüber und über des Heraclides Ponticus gleichartiges Verfahren L. Cohn in *Commentationes philologiae in honorem A. Reifferscheidii* (Breslau 1884) p. 91.]

aus ihnen erwachsenen Buchstabennamen ($\alpha\tilde{\iota}$ und $o\tilde{v}$) dem schwankenden oder zweifelnden Ohr zu Hilfe kommen? Eine völlig naturgemäße Darstellung des griechischen Vokalsystems konnte freilich des ov (= u) als des Mittelgliedes zwischen o und v nicht wohl entraten und ihre angemessenste Gestalt wäre (wie ich meine) weder die Vokalskala, noch auch die Vokalpyramide, sondern ein in sich zurückkehrender



Vokalkreis. Da es jedoch unserem Alphabetiker um die Aufstellung einer (auf- oder absteigenden) Reihe zu tun sein mußte; da ferner, wie der Text lehrt, sein Radikalismus nicht so weit ging oder gehen konnte, die Auffassung von ov als Diphthong anzutasten — gleichviel ob dieselbe an der Aussprache noch irgend eine Stütze fand oder nicht —; da schließlich für v als Zwischenlaut zwischen u und i keine andere Stelle zulässig war als die nicht von e besetzte Seite von i : so konnte seine Anordnung, falls sie nicht verfehlt war — und in bezug auf i und v wenigstens war sie es nicht — kein anderes Ansehen gewinnen als das folgende: v
Doch es mag diese ganze Erörterung ebenso haltlos sein, als sie uns wohl begründet scheint: an der Tatsache, daß unser Autor die Bildung einer natürlichen Vokalreihe versucht hat, wird dadurch nichts geändert. Und aus dieser Tatsache wollen wir nunmehr unsere Schlüsse ziehen.

Die Art, wie die taktische Vokalreform (wenn dieser Ausdruck gestattet ist) im Vereine mit der graphischen auftritt, läßt meines Erachtens nur eine Deutung zu. Beide Dinge müssen aufs engste zusammenhängen. Wozu sonst ihre innige Verquickung? Wozu jenes: τὸ δὲ πέμπτον τῶν φωνηέντων γ unmittelbar vor der Beschreibung des bezüglichen Zeichenbildes, während die Neuordnung der Vokale doch, um auch nur verständlich zu sein, bereits vorher besprochen und begründet sein mußte? Und da es sich in dem einen Falle um die Ermittlung von Naturtatsachen und eine ihnen gemäß zu gestaltende Folgeordnung — einen Akt sogenannter natürlicher Klassifikation —, im anderen um eine

menschlicher Willkür unterworfenen, von Rücksichten der Zweckmäßigkeit beherrschte praktische Veranstaltung handelt: 22 so kann auch die Art dieses Zusammenhangs nicht zweifelhaft sein. Die Vokalreihe muß im Dienst der Zeichenbildung stehen. Nur so — dies dürfen wir hinzufügen — bleibt unser Systematiker sich selber treu. Nur so gewinnt er ein Prinzip, welches ihn bei der Auswahl seiner fünf oder sieben Buchstaben (es sind dies — wohlgemerkt — die einzigen, deren er überhaupt bedarf) aus der unübersehbaren Fülle der vorhandenen Möglichkeiten methodisch zu leiten vermag. Hier öffnet sich ein Weg, auf welchem mehr als bloße systematische Ordnung, auf welchem jenes von graphischen Erfindern so sehnüchtig erstrebte innere Band zwischen Zeichen und Bezeichnetem zu finden war. Hier zeigt sich ferner eine neue Übereinstimmung des Atheners mit seinen modernen Nachfolgern, zumal mit der ihm so wahlverwandten Lady Scott, welche die Vokalreihe eben sowohl gekannt als reichlich verwertet hat.¹ Hier endlich liegt — falls wir nicht irren — die Lösung des Rätsels, welches uns vor kurzem beschäftigte: warum nämlich der Reformator auch solche traditionelle Vokalzeichen, welche seinen sonstigen Zwecken trefflich entsprachen, verschmäht oder doch (denn auch diese Möglichkeit ist im Auge zu behalten) ihrer ursprünglichen Bestimmung entfremdet hat.

Ob sich nicht von diesem Punkte aus auch auf die Ziele der graphischen Reform ein neues Licht ergießt, dies soll in unserer Schlußbetrachtung erwogen werden. Doch zuvor gilt es die Lösung des Rätsels der Vokalbezeichnung in Angriff zu nehmen. Sollte uns diese auch nicht

¹ „Die fünf Selbstlaute *i, e, a, o, u*, unterscheiden sich voneinander durch die Höhe oder Tiefe. — Beim *i* wird der Punkt oder das Strichel ganz oben, beim *u* hingegen ganz unten gesetzt; das *a* liegt gerade in der Mitte; das *e* kommt oben zwischen dem *a* und *i* — so wie das *o* unten zwischen dem *a* und *u* zu stehen.“ Homographie 6. — Hier war der Mutterwitz der schlechten Wienerin selbst der gereiften Einsicht Pitmans überlegen, der sich diese naheliegende Symbolik entgehen ließ, indem er z. B. *ĩ* durch den Tiefpunkt, *ǎ* (wie in *am*) durch den Hochpunkt ausdrückt (Manual p. 20). Vgl. auch oben S. 388.

vollständig, sollte sie uns nicht durchweg mit unbedingter Sicherheit gelingen: das Erreichte wird dennoch einen Prüfstein für den noch nicht zweifelfreien Teil der zuletzt gezogenen Folgerungen bilden. Oder vielmehr: in dem Maße, als uns die zwei Reihen von Ergebnissen inneren Einklang oder Zwiespalt offenbaren, wird unser Vertrauen in die Wahrheit beider steigen oder sinken.

IV.

Wir gelangen zum schwierigsten Teil unserer Aufgabe. Vereint sich hier doch alles, um unser Vordringen zu hemmen: die unbestimmte — so mannigfache Lösungen ge-
 23 stattende — Natur des Problems; die Zerstörung des Marmors, die weiter vorgeschritten ist als an irgend einer anderen Stelle der Inschrift; schließlich das Fehlen des Beginnes und mehr als des Beginnes der bezüglichlichen Erörterung. Die ersten erhaltenen Reste handeln nämlich von I, die nachfolgenden von Y, dem „fünften der Vokale“. Soll dieser Zusatz kein völlig müßiger sein, soll er auch nur die Reihenfolge der Behandlung bezeichnen: so muß in dem verlorenen Oberteil der Platte bereits von drei Selbstlauten die Rede gewesen sein. In womöglich noch höherem Grade gilt dies, wenn wir annehmen, daß die Folgeordnung der natürlichen, eben mit Y abschließenden Vokalskala entsprochen hat. Allein diese Voraussetzung mag zutreffen oder nicht, — jener Laut mag der fünfte heißen, weil er den Gipfel der Vokalleiter bildet, oder nur darum, weil H ausgeschieden ward und von den Y vorangehenden Selbstlauten nur die kurzen und mittelzeitigen gezählt werden: in dem einen wie in dem andern Falle muß uns die Beschreibung der Zeichen für α ε ο als verloren gelten. Doch urteilen wir vielleicht vorschnell? Gibt es neben den zwei allein erwähnten Möglichkeiten nicht noch eine dritte? Kann nicht Y das fünfte Glied der Vokalskala heißen und die Folge der Behandlung dennoch eine verschiedene sein? Und mag nicht demgemäß das verloren Geglaubte in den so arg verstümmelten Zeilen

7—11 zu suchen sein, welche diese Darlegung beschließen? Wir greifen nach dem uns dargebotenen Strohalm, doch nur um ihn alsbald wieder fahren zu lassen. Denn wie unwahrscheinlich solch ein planloses Vorgehen ist, wie doppelt und dreifach unwahrscheinlich bei einem Autor, dessen Vorliebe für systematische Strenge wir zur Genüge kennen lernten und bis zum Überdruß hervorheben mußten — wem braucht das erst gesagt zu werden? Auch lassen uns diese Schriftreste, je länger und je sorgsamer wir sie prüfen, um so weniger eine auf jene Erörterung hinweisende Spur entdecken. Allein je länger und je sorgsamer wir sie durchspähen, um so deutlicher wird uns etwas anderes. Die Darlegung, nach der wir fahnden, hat in diesen Zeilen nicht gestanden, wohl aber etwas, das diesen Verlust zu ersetzen wohl geeignet sein mag. Den drei Flüchtigen haben wir vergebens nachgesetzt; allein unseren Blicken zeigt sich ein anderes Wild, ein kaum minder edles als jenes, das uns — 24 vielleicht nicht für immer — entschlüpft ist. Und wir werden seiner an eben der Stelle ansichtig, an welcher wir es anzutreffen längst erwarten durften.

Der geduldige Leser, der uns hoffentlich noch auf diesem einen — unserem letzten — Püschgang sein Geleite gibt, erinnert sich dessen, was oben über die zwei langen Vokale gesagt ward. Wir ließen vorerst die Frage offen, ob dieselben ausgemerzt oder an das Ende der Vokalreihe verwiesen wurden. Wir nannten beides gleich möglich, aber gleich wahrscheinlich ist es darum keineswegs. Ein Fortschrittsmann — und ein solcher war doch unser Alphabetiker sicherlich — mag Torheiten in Fülle begehen, schwerlich aber eben die Torheit, einen ererbten Übelstand, der vor einem halben Jahrhundert nach langen Kämpfen endlich beseitigt ward,¹ wieder in seine alten Rechte einzusetzen. Und ein schweres praktisches Übel war es ja unzweifelhaft,

¹ Denn nicht ohne Widerstand hat das ionische Alphabet sich einzubürgern vermocht, da es bekanntlich „längst in Athen in Gebrauch war, ehe es durch das Gesetz des Archinos“ (Ol. 94, 2 = 403) „für den Gebrauch in Staatsakten bestimmt wurde“. Hense im Rh. Mus. 31, 596.

daß man in Athen bis zur Aufnahme des ionischen Alphabets aus dem Zusammenhang der Rede erraten mußte, ob der Schreibende die Versicherungspartikel $\mu\eta\upsilon$ oder die Einräumungspartikel $\mu\acute{\epsilon}\nu$ gebrauchen, ob er $\tau\acute{\omicron}\nu$ $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\nu$ oder $\tau\acute{\omega}\nu$ $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\nu$ sagen wollte. Der Drang der Not freilich könnte solchen Rückfall in altfränkische Unbeholfenheit gleich mancher anderen Umkehr zu alter Unvernunft begreiflich machen. Von derartiger Not weiß aber unser Anonymus nichts, der für die Gesamtheit der Konsonanten mit zwei Kennstrichen gesorgt und Buchstabenformen nur für die wenigen einfachen Vokale zu beschaffen hat. Der Einwurf ferner, er habe nur berufsmäßig geschulte, in der Überwindung derartiger Schwierigkeiten wohlbewanderte Schnellschreiber im Auge gehabt, wird sich uns kaum als haltbar erweisen. Und da es ihm schließlich auch an Mitteln nicht gebrach, um jener Anforderung mit einem kaum merklichen Raum- und Zeitaufwand zu genügen, so mußte (wie ich meine) schon sein Erfinderehrgeiz ihm verbieten, dem graphischen Reformwerk, welches er soeben seinen Landsleuten und Zeitgenossen in feierlichster Weise darbot, wie mutwillig den höchsten Preis, den der vollen Deutlichkeit, zu rauben. Warum sollte auch (so mußte er sich fragen) sein zielgerecht gebautes, sein schlichtes, handliches und treffsicheres Werkzeug hinter dem prunkhaften, schwerfälligen, 25 verschwenderisch arbeitenden Apparat, genannt die historische Schrift der Griechen, in eben diesem einen Punkt zurückstehen?

Und nun wenden wir uns von diesen vorbereitenden und (wie ich bereitwillig zugebe) nur eine Vorvermutung begründenden Erwägungen hinweg zu den Trümmern des Textes. Was finden wir da? Den sonnenklaren Beweis, daß hier von zwei Lauten und nur von zweien die Rede war — $\pi\rho\acute{\omega}\tau\omicron(\nu)$ Z. 7 und $(\acute{\upsilon})\sigma\tau\epsilon\rho(\omicron\nu)$ Z. 9 —. Ferner ein Verbum, welches wie dazu geschaffen scheint, das Hinzutreten von Sekundär- oder Hilfszeichen zu einem schon vorhandenen Primärzeichen auszudrücken — $(\pi\rho)\omicron\sigma\lambda\alpha\mu\text{---}(\beta\acute{\alpha}\nu\epsilon\iota)$ —. Und daß ein Alphabetiker, der das Gedächtnis

nicht mit mehr als der unbedingt nötigen Zeichenzahl beschweren, der ferner die fundamentale Unterscheidung zwischen Qualität und Quantität nicht ohne Not verwischen, der endlich das Seinige dazu tun will, damit Laut und Lautzeichen im Bewußtsein so fest und so innig als irgend möglich verwachsen — die Vokallänge durch Hilfszeichen ausdrücken wird (und womöglich durch ein Hilfszeichen), was könnte einleuchtender sein? Es lehrt uns dies ebensowohl das eigene Nachdenken wie die Autorität der hervorragendsten Schriftdenker und nicht zum mindesten das Beispiel der vorgeschrittensten historischen Schreibweisen.¹ Von ϵ und \omicron war also hier die Rede. Dies dürfen wir vorläufig wenigstens für gewiß halten, indem wir die schließliche Entscheidung der Gegenprobe überlassen, welche die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer völlig befriedigenden Textesherstellung uns gewähren wird. Sollte aber die zu erwartende Vorschrift über die Anheftung des Dehnungszeichens nicht — wenigstens bei der komplizierteren der zwei bezüglichen Buchstabenformen — eine wenngleich nur beiläufige Beschreibung derselben in sich schließen? Und in der Tat, was sonst als solch einen Hinweis können die glücklicherweise völlig zweifellosen Worte enthalten: $\kappa\epsilon\alpha\acute{\iota}\alpha\iota\varsigma \acute{\epsilon}\mu\varphi(\sigma\tau\acute{\epsilon}\rho\alpha\iota\varsigma) \tau\eta\varsigma \delta\omicron\rho\theta\eta\varsigma \acute{\epsilon}\pi$ —? Von der Ergänzung des letzten Restes sehen wir vorerst ab. Auch so sind die vier Worte aufschlußreich genug. Denn sie stellen uns, wenngleich zunächst nur in unsicheren Umrissen, ein — vom Standpunkt der

¹ „Das Vokalzeichen muß dem Vokale als solchem ausschließlich angehören. Die Quantität ist eine akzessorische Eigenschaft, die durch ein Hilfszeichen ausgedrückt werden muß“ — (Brücke, a. a. O. 33). Auch das Sanskrit-Alphabet, an welchem Burnouf mit vollem Rechte „*les traces d'un travail assez philosophique*“ erkennt (Essai sur le Pali 39), bedient sich der Dehnungszeichen. Die Anwendung derselben ist im Grunde nur ein Korollar aus dem obersten Grundsatz aller rationellen Alphabetik, „daß jeder Buchstabe nur einen und immer denselben Laut bezeichnen müsse“ (Kadmus, 265) und — so dürfen wir hinzufügen — daß jeder Laut durch einen und immer denselben Buchstaben bezeichnet werde. Jedem Laut sein Zeichen und jedem Zeichen seinen Laut! Es soll weder Homophone noch Polyphone geben!

Kuzrschrift angesehen — sehr verwickeltes Zeichenbild vor Augen; setzt es sich doch aus drei Strichen zusammen: ein beträchtlicher graphischer Aufwand für diejenigen, dessen
 26 Vorliebe für die einfachsten Raumgebilde wir satksam kennen. Diese Abweichung von der Norm der Sparsamkeit muß ihren Grund haben, und die Einsicht in diesen Grund kann nicht verfehlen uns mancherlei zu lehren. Erinnern wir uns der Vokalskala und ihres (mehr als mutmaßlichen) Zusammenhanges mit der Zeichenbildung. Welcher Buchstabe steht vor uns? Das Wort *ῥσπερον* auf der vorangehenden Zeile sagt uns, daß es der zweite der beiden Vokale ist, welchen eine Längenbezeichnung zukommt. Dies ist, da die Ordnung der Vokalskala, in welcher *o* dem *e* vorangeht, wenn überhaupt, so auch hier gelten muß, kein anderer als *e*. Welche aber ist die Stelle von *e* in der aus der Vokalskala entspringenden Anordnung? Die dritte. Der dritte Vokal besteht also aus drei Strichen.

Fürwahr ein seltsames Zusammentreffen, wenn es ein Zusammentreffen ist! Sollen wir nicht vielmehr schließen dürfen, daß uns hier, wo alle Beweisfäden in einen Punkt zusammenlaufen, das Grundprinzip der Vokalbezeichnung gegenübertritt, jenes Prinzip, welches die Neuordnung der Vokalreihe an die Neubildung der Vokalbuchstaben knüpft und das Band zwischen Zeichen und Bezeichneten abzugeben bestimmt ist? Sein Ausgangspunkt läßt sich wie folgt formulieren: Der erste Vokal wird durch das Symbol der Einheit ausgedrückt, oder auch so: das elementarste der hier überhaupt verwendbaren Raumgebilde stellt den ersten Buchstaben dar, und schließlich auch also: der Zeichenträger als solcher führt den Grundvokal mit sich. Und hier mündet unser Seitenpfad wieder in die breite Bahn der geschichtlichen Analogien.

Daß man Gegenstände oder Vorgänge, deren Zahl es im Gedächtnis zu bewahren gilt, durch die entsprechende Anzahl von Strichen bezeichnet, — diese der Natur der Dinge selbst entstammende Übung ist vielleicht von nicht viel ge-

ringerem Alter und sicherlich von gleichem Umfang wie das Menschengeschlecht. Altbabylonische Zylinder sprechen hier dieselbe Sprache wie das Kerbholz einer Dorfschänke; die robeste Bilderschrift indianischer Horden gleicht darin der Priesterschrift Ägyptens. Und wenngleich für die höheren Zahlengruppen schon frühzeitig verkürzte Bezeichnungsweisen eingeführt wurden, so ist das Symbol der Einheit doch 27 unverrückt dasselbe geblieben: der einfache, zumeist senkrechte — mitunter wagrechte oder auch gekrümmte — Strich. Chinesen, Indern, Phöniziern, Griechen, Römern, Arabern und uns selbst diene und dient immer noch dasselbe Ausdrucksmittel.¹ Hier fiel — ein seltener Glücksfall für den erfindenden Alphabetiker — das von der „Natur“

¹ Man vergleiche die Tafel der „Zahlzeichen verschiedener Völker aus verschiedenen Zeiten“ am Schluß von Cantors oben genanntem Werk, außerdem, was die Keilschrift anbelangt, etwa Ed. de Chossat, *Classification des caractères cunéiformes* 4, 13 usw.; in betreff der indianischen Bilderschrift Tylor, *Early history of mankind* 105—106. Wie man mit diesem Material vor Augen daran denken kann, daß der Einheitsstrich bei den Griechen oder bei den Indern aus einer Buchstabenkürzung entsprungen sei (ersteres stellt wenigstens als Alternative noch Cantor auf S. 100, freilich mit vielen älteren Gelehrten, aber doch nicht mehr mit Gardthausen 261 — letzteres hält Taylor II, 267 für „nicht unmöglich“), dies ist mir schwer begreiflich.

Auch das Sanskrit kennt die dreifache Verwendung des Längsstriches, welche wir für den Anonymus in Anspruch nehmen: als Einheitszeichen, als Schriftstütze und als Träger des Grundvokals! Letzteres insofern, als der Längsstrich hinter ein Konsonantenzeichen gestellt, welches ja an sich bekanntlich stets *a* mit sich führt, diesen Vokal längt — ein Umstand, der sich, wenn wir eine von Burnouf, *Essai sur le Pali* 36—37, geäußerte Vermutung annehmen und ein wenig glaublicher gestalten dürfen, sehr einleuchtend wie folgt erklären läßt. Die der Silbenschrift entwöhnte und entfremdete Sinnesart vermochte den letzten Rest derselben — das Haften des *a*-Lautes am bloßen Konsonantenzeichen — nicht mehr zu verstehen; man suchte nach einem besonderen Träger des Vokals und glaubte ihn an jener Senkrechten zu finden, welche den älteren Buchstabenformen fehlt, den neueren aber fast durchgängig, und zwar als eine Schriftstütze (*une perpendiculaire sur laquelle s'appuie le corps du caractère*, so nennt sie Burnouf) beigegeben ist. Galt es dann die Länge des *a* auszudrücken, so fügte man eben das vermeintliche Vokalzeichen noch einmal hinzu. (Die von Burnouf später fallen

oder der „Vernunft“ dargebotene Hilfsmittel mit dem gangbaren oder übereinkunftmäßigen zusammen.

Und desgleichen: unter „allen einfachen Linien der Natur“, die ja in der geometrischen Kurzschrift allein Verwendung finden sollen, die einfachste, oder richtiger unter räumlichen Elementargebilden überhaupt das elementarste zur Bezeichnung eben des ersten Buchstabens zu wählen, welcher Gedanke könnte näher liegen? So sehen wir denn auch den vergleichsweise wenig doktrinären Gabelsberger seinen — den herkömmlichen — ersten Vokal (a) durch einen Punkt ausdrücken, während ein neuerer Pasigraph es als „vernunftgemäß“ erklärt, daß der „Elementarvokal“ (es ist derselbe gemeint, den andere Phonetiker den „unbestimmten“ nennen) eben dieses Zeichens teilhaft werde.¹

gelassene Ansicht ward, jedoch ohne unsere Modifikation derselben, aufgenommen von Pott, Etym. Forschung. II, 1², 221.)

Von dem genialen Auskunftsmittel unseres Unbekannten, dem Zeichenträger durchweg einen Lautwert beizulegen, findet sich ein rudimentärer Ansatz nicht nur, wie wir sahen, bei Johann v. Tilbury, sondern auch bei Lady Scott: „der Buchstabe *h* wird durch den bloßen einfachen Silbenstrich ausgedrückt“ (S. 8). Wie sonderbar, daß wir im Gegensatz zur chronologischen Folge von Gedankenkeimen im Mittelalter und in der Gegenwart sprechen müssen, während der Vertreter des griechischen Altertums ihre volle Entfaltung aufweist. Hellas gleicht eben — auf mehr als einem Gebiete — jenem jugendlichen Lieblingshelden Shakespeares, welchen der Dichter mit den Worten preist: *His spring was harvest!*

¹ „*Geometriae primum elementum est punctum; rationabile est, ut vocalis haec tamquam primum elementum puncto designetur*“ etc. (Alexander Kyss, *Elementare universale totius generis humani alphabetum, logometria etc.*, Pest 1813, p. 20.) — Der Gedanke, einen Laut durch eine seiner Stelle im Alphabet entsprechende Anzahl graphischer Elemente auszudrücken, begegnet übrigens — und nicht als eine neue Erfindung — bei einem Zeitgenossen des Anonymus, bei Aeneas, *Comment. poliorcet. c. 31, 30* (97, 8 Hercher): *γράφειν δὲ καὶ ὥδε* (es ist von geheimschriftlichen Verständigungsmitteln die Rede) *προσυνθέμενον τὰ φωνήεντα γράμματα ἐν κεντήμασι τίθεσθαι· ὅποσον δ' ἂν τύχῃ ἕκαστον ὂν ἐν τοῖς γραφομένοις, τοσαύτας στιγμὰς εἶναι*, d. h. — und so ward dies immer verstanden — *α* soll durch einen Punkt, *ε* durch zwei usw. bezeichnet werden. Natürlich ließ sich die Reihenfolge auch durch eine willkürliche Über-

Den Punkt nun konnte der Anonymus allerdings nicht wählen; wohl aber mußte er — insoweit derartige Erwägungen ihn überhaupt beeinflussen — der gleichen Grundlage der beiden Systeme gemäß dasselbe tun, was Johann v. Tilbury getan hat, indem er . . . den senkrechten Strich, welcher ihm als Träger der übrigen Lautzeichen diente, zugleich zu seinem ersten Buchstaben erkor.

War aber für den Athener das erste Reihenglied wie mit Notwendigkeit gegeben — sollte es nun das Einheits-symbol oder ein mit den sonstigen Anforderungen des Systems nicht unvereinbares Elementargebilde oder schließlich der Zeichenträger sein —: so sehe ich

einkunft abändern, und von einer derartigen mittelalterlichen Geheimschrift weiß Gardthausen (233) zu erzählen, obgleich ihm (und wohl auch den übrigen Darstellern der griechischen Kryptographie, darunter Zeibig 26) die Nachricht des Aeneas entgangen ist. — Ebenso werden in der alt-irischen Ogham-Schrift die Vokale in der Folge *a, o, u, e, i* durch einen bis fünf Parallelstriche bezeichnet! Es ist dies eine Schriftart, welche durch ihre Beschränkung auf die geometrischen Elementargebilde ebenso sehr an die rationelle Kurzschrift (unseres Atheners oder etwa Pitmans) erinnert, wie sie durch ihre echt mittelalterlich-barbarische Schwerfälligkeit sich von diesen Erzeugnissen großer Kultur-epochen aufs schroffste unterscheidet. Auch die skandinavischen Runen* bieten in betreff der graphischen Elemente und ihrer Verwendungsweise merkwürdige Analogien mit unserem Gegenstande dar: „Sie bestehen“ (so heißt es bei U. W. Dieterich, Runenschatz S. 1, angeführt von Pott, Etym. Forschung. II, 1², 219) „aus einem senkrechten (gleichsam der Stütze, fügt Pott hinzu) und einem gegen denselben geneigten Striche . . . Jener heißt der Stab . . . und dieser Kennstrich. Durch die Höhe, Lage und Richtung des Kennstriches (zuweilen 2—4 solcher Striche und öfters Winkel- oder Triangelbildung) zum Stabe werden die einzelnen Runen voneinander unterschieden.“ — Zu Z. 2—3 unserer Inschrift endlich bildet die Terminologie der Ogham-Schrift eine auffallende Parallele: „Das Wesentlichste dieses Alphabets macht nun auch 1. eine lange Mittellinie aus, die *fleasg* heißt und als Stamm gilt, und 2. Striche, welche zu beiden Seiten von jenem Stamme als Zweige ausgehen und *craov*, oder Zweige des Ogham, genannt werden“ (ebend. S. 220).

* [Ich hätte nach Heinzels belehrender Mitteilung nur von den Geheim-Runen sprechen sollen.]

wenigstens auch für die Fortbildung der Reihe kaum eine andere Möglichkeit als jene, auf welche die bisherige Ermittlung des *e*-Zeichens uns geführt hat. Oder was konnte der allem Willkürlichen und Zufälligen abholden Sinnesart des Mannes so gemäß sein als die durchsichtigste genetische Anknüpfung der Fortsetzung an den Anfang, — jene Hinzufügung weiterer Striche, welche die Zeichenbilder vor den
 28 Augen des Lernenden (ich hätte beinahe gesagt, des Kindes) wie von selber entstehen läßt? So vermochte er der aus dem innersten Wesen zweckgemäßer Schrifterfindung geschöpften Vorschrift Brückes, es gelte, „die Zeichen unter sich . . . in intellektuellen Zusammenhang zu bringen“, vollauf zu genügen; so konnte er die vom Verfasser des „Kadmus“ aufgestellte Forderung, man solle „die verschiedenen Klangstufen durch fortschreitende Veränderungen andeuten“, buchstäblich erfüllen.¹

Doch gelangen wir nicht von diesen Prämissen aus zu ungereimten und unannehmbaren Konsequenzen? Nötigen sie uns nicht, für die zwei letzten Glieder der Reihe — und vielleicht auch schon, sobald das Dehnungszeichen hinzutritt, in Ansehung des dritten — Zeichenbilder voranzusetzen, deren Kompliziertheit der Grundtendenz des ganzen Ent-

¹ „Es ist leicht Zeichen zu erfinden und von dem einen zu sagen: es bedeutet dies, und von dem andern zu sagen: es bedeutet jenes, wenn man keine andere Forderung an seine Zeichen stellt, als daß eines vom andern verschieden sei. Anders aber verhält es sich, wenn man . . . sich die Aufgabe stellt, die Zeichen . . . unter sich . . . in intellektuellen Zusammenhang zu bringen (Brücke, Über eine neue Methode der phonetischen Transkription, Sitzungsber. Bd. 41, 226—227). — Die Vorschrift des „Kadmus“ (s. Anm. 2, S. 391) wird mitunter auch in historischen Alphabeten erfüllt, wie denn die Vokalbezeichnung überhaupt — da dieselbe im semitischen Grundalphabet fehlt — zu rationeller Erfindung am meisten Stoff und Anlaß bot. Überraschend wirkt es zu sehen, wie das indobaktrische Alphabet (vgl. die Tafel bei Taylor II, 298) die sämtlichen übrigen Vokalzeichen aus dem *a*-Zeichen durch Differenzierung gewinnt, und zwar nicht ohne „fortschreitende Veränderungen“. Jedenfalls steht das *e*-Zeichen dem Grundzeichen näher als jenes für *i*, das *o*-Zeichen gleicht ihm mehr als jenes für *u* (Vokalpyramide).

wurfes, dem Streben nach Formvereinfachung, Hohn spricht? Allerdings zwingen sie uns dazu, wenn wir uns dazu zwingen lassen, d. h. wenn wir annehmen, das eitle Konsequenzmacherei und doktrinärer Eigensinn das Zepter führten und keinerlei Kompromiß zwischen einander widerstreitenden Forderungen gestatteten. Allein das gerade Gegenteil haben wir bereits einmal (S. 374), wenn nicht mehrfach, als eine rühmensewerte Eigenschaft des Atheners kennen gelernt; und so wird er denn auch diesmal — dessen mögen wir sicher sein — sein Schifflein zwischen den drohenden Klippen unversehrt hindurchzusteuern vermocht haben. Wie er dies aber begonnen und wie er sein System, von dem wir ja bisher nur die eine Hälfte genau kennen, im einzelnen ausgestaltet hat, dies wollen wir nunmehr aus seinem eigenen Munde vernehmen:

- 1 — ζυγός oder ὄζος ἐπὶ μέ-
σου στελέχους ἐν κάρ-
σιος I· τὸ δὲ πέμπτον
τῶν φωνηέντων Y
- 5 τρι(α) μὲν π(ρὸς τὴν
ὀρθ(θ)ὴν ἔχ(ει κέρα· τὸ
δὲ) πρῶτο(ν τῶν μακρῶν
πο)οσλαμ(βάνει μὲν ξν,
τὸ δ' ὕ)στερο(ν δὴ' ἐπ' ἄκ-
- 10 ραι)ς κεραΐαις ἀμφο(τέ-
ραις), τῆς ὀρθῆς ἀπ(ούσ-
ης· τ)ὴν οὖν φων(ὴν μὲν
διαγ)ράφειν οὐ (δέον κτέ,

29

Übersetzung.

— „Der auf der Mitte eines Stammes schräge ruhende Ast (oder Querbalken) ist I. Der fünfte der Vokale aber, Y, besitzt drei gegen die Senkrechte gezogene schräge Strichelchen; der erste der langen Vokale erhält als Zutat ein solches, der zweite zwei, je eines auf der Spitze jedes der beiden Schenkel, wobei die Senkrechte hinwegfällt. Die Vokal-

bezeichnung nun durch ein Diagramm zu erläutern scheint nicht nötig“ usw.

Versuch einer Rekonstruktion der Vokalzeichen:

Nr. 1 (*o*) = **l**, Nr. 2 (*α*) = **⊥**, Nr. 3 (*ε*) = **↓**, Nr. 4 (*ι*) = **†**, Nr. 5 (*υ*) = **E**, Nr. 6, der erste der zwei langen Vokale (*ω*) = **⋈**, Nr. 7, der zweite (*η*) = **V**.

Die Rekonstruktion der Vokalzeichen beruht selbstverständlich, insoweit sie nicht auf an und für sich einleuchtenden Textesergänzungen fußt (was mir insbesondere bei **Υ**, dann bei **H**, beziehungsweise **E**, der Fall zu sein scheint), auf den im voranstehenden so weitläufig dargelegten Erwägungen im Verein mit dem, was oben (S. 396f.) über die allgemeinen, der Anlage des Systems entspringenden Forderungen bemerkt ward. Daß die Gestaltung der Zeichen mit der Anordnung derselben aufs engste zusammenhängt, wird der Leser nunmehr vielleicht bereitwilliger zugeben, wenn er sieht, daß in keinem der Fälle, in welchen der Anfang der Beschreibung überhaupt erhalten ist, eine auf jene Reihenfolge bezügliche Angabe fehlt (*πέμπτον* — *πρώτον* — *ῥοτρερον*). Da die fünfte Stelle durch fünf Ecken bezeichnet scheint (die beiden Endpunkte der Senkrechten und die drei der Seitenstrichelchen), so glaubte ich diese Absicht auch beim vierten Zeichen voraussetzen und den lückenhaften Text demgemäß ergänzen zu dürfen. An die Stelle der Zahl der Striche tritt also — falls ich richtig geschlossen — bei den zwei letzten Gliedern jene der Ecken oder Spitzen. Eine ähnliche Symbolik waltet endlich bei den zwei langen
 30 Vokalen ob, indem das Dehnungszeichen beim ersten einmal, beim zweiten zweimal beigefügt wird. Der sonst allzu großen Komplikation des Zeichenbildes begegnet aber im letzteren Falle die Beseitigung der Senkrechten, welche nunmehr weder zur Markierung der obersten Stelle, noch als Unterscheidungs- mittel notwendig war. Der Rekonstruktion des zweiten Buchstabens endlich — als einer Zwischenstufe zwischen Nr. 1 und Nr. 3 — liegt die Annahme vollster genetischer Durch-

sichtigkeit zugrunde, während die Form V, an die man ja auch denken könnte, dieser und noch anderer Vorzüge ermangeln würde (der Markierung entweder der obersten oder der Mittelstelle, wozu sich im ersteren Falle, wenn man nämlich die Striche nicht bis zur oberen Schriftlinie hinauf führte, ein arger Verstoß gegen die Gleichmäßigkeit gesellen würde). Es darf daran erinnert werden, daß unsere sämtlichen Primärzeichen in historischen Schriftarten erscheinen: nämlich (von Nr. 1 abgesehen, dessen alltägliche Verwendung als Jota jedermann kennt) Nr. 2 — als lambda —, Nr. 3 — als chi und xi —, Nr. 4 — als chi — in griechischen und italischen Alphabeten, Nr. 3 auch in gotischen Runen, Nr. 5 endlich im cyrillischen Alphabet. Es ist dies ein Beweis ihrer praktischen Brauchbarkeit, der, falls die Glaubhaftigkeit unserer Rekonstruktion nicht in Frage steht, das Geschick des Erfinders beleuchten helfen, falls dieses als ausgemacht gilt, jene erhöhen kann. Die Unbestimmtheit der auf Nr. 6 bezüglichen Anweisung: *προσλαμβάνει μὲν εἰς*, ohne Angabe der Anheftungsstelle, stimmt, wenn ich nicht irre, aufs beste zu der Annahme, daß das betreffende Primärzeichen (unsere Nr. 1) ein ungemein einfaches war, denn andernfalls wäre eine genauere Bestimmung kaum entbehrlich. Auch so befremdet das Fehlen derselben im ersten Augenblick, allein eine kurze Überlegung zeigt die Angemessenheit dieses Vorgehens. Denn da jede Verwechslung mit anderen Buchstaben so gut als ausgeschlossen war, so konnte die Anheftung des Hilfszeichens der Willkür des Schreibenden sehr wohl überlassen bleiben, ja es mußte dies geschehen, wenn auf die Raschheit des Schreibens einige Rücksicht genommen wurde. Erforderte es diese doch, daß das schräge Strichelchen auf derselben Seite wie das jeweilige Konsonantensymbol angeheftet ward, ja es konnte möglicherweise auch zur Anknüpfung des letzteren an den Längsstrich dienen und ³¹ demgemäß die Silbe *ρω* zum Beispiel — in einem Zuge — so geschrieben werden: *Ɑ*. Von dem nächstverwandten *Ɑ* (= *ρρ*) blieb das Zeichenbild unterscheidbar genug.

Kommentar.

Die Tafel wurde mit Herrn Köhlers Erlaubnis seiner Publikation entnommen und soll nur das von ihm angefertigte Faksimile getreulich wiedergeben. Manches von dem, was Köhler auf dem Stein gesehen hat, vermag ich auf dem mir vorliegenden Papierabklatsch nicht zu erkennen, was natürlich nicht gegen die über jede Anfechtung erhabene Verlässlichkeit jenes eminenten Kenners, sondern nur für die durch den schlechten Erhaltungszustand der Platte leicht erklärliche Unzulänglichkeit des Abklatsches spricht. Aber auch Köhler selbst ist, wie wir sehen werden, in betreff einiger Stellen in Zweifel geblieben und glaubte zu verschiedenen Zeiten — angesichts des Originals und angesichts eines Abklatsches — Verschiedenes wahrzunehmen. Die bereits von ihm vorgeschlagenen Ergänzungen, die in dieser Partie zahlreicher und wichtiger sind als in der zuerst behandelten, mache ich durch ein beigegefügtes K als solche kenntlich.

Z. 1. „Auf einem mir vorliegenden Abklatsch glaube ich jetzt ΕΛΕΧΟΥΣ zu erkennen, aber auch diese Lesung ist problematisch“ K. S. 360. (Bei einem persönlichen Besuch, mit welchem mich Herr Köhler während der Drucklegung dieser Abhandlung beehrt hat und bei welchem er mir auch seine Übereinstimmung mit den wesentlichen Ergebnissen meiner Untersuchung aussprach — in die Erörterung aller Einzelheiten ist unser Gespräch nicht eingegangen — erklärte er, auch selbst an die Ergänzung zu *σπελέχους* gedacht, dieselbe aber wieder fallen gelassen zu haben, weil ihm eben der Zusammenhang der Stelle noch nicht klar geworden war. Die „Senkrechte“ heißt hier „Stamm“, indem sie gleichsam mit Stoff bekleidet und als Träger gedacht wird. Zum „Stamm“ würde der „Zweig“ oder „Ast“ (ὄξος) trefflich passen, allein da die schräge Lage desselben eine naturwidrige ist, so mag vielleicht *ζυγός* das Angemessenere sein. Auch an *κωνών* ließe sich denken, ein Wort, das in den bekannten, von Athenäus X, 453—454 zusammengestellten poetischen Beschreibungen von Buchstabenformen mehrfach vorkommt. Der sinn-gemäßen Ergänzung *ἐνκάρσιος* darf die regelwidrige Schreibung (statt *ἐγκάρσιος*) nicht im Wege stehen, denn diese begegnet (um mit einem Spezialforscher, Cauer in Stud. zur gr. und lat. Gramm. VIII, 288 zu sprechen) „in inscriptionibus graecis omnium aetatum“ (s. ähnliche Fälle der Nichtassimilation bei Meyer, Griechische Grammatik, S. 237, so aus 324/3 in C. I. A. II, 607b, 4). Köhlers Faksimile scheint die Spuren eines K zu zeigen.

Z. 5—6. Die Ergänzung *τρία* (K.) *μὲν πρὸς τὴν ὁρθήν* (K.) *ἔχει κέρα* scheint mir von den erhaltenen Zeichen und den Spatien, dem Sinn und
 32 Zusammenhang unbedingt gefordert, es wäre denn, daß jemand (was ich nicht für möglich halte) ein anderes, auf graphische Elemente bezüg-liches und allen übrigen Bedingungen gleich sehr entsprechendes Sub-

stantiv vorzuschlagen wüßte. Ich verstehe hier unter *κέρας* ein durch stärkeres Aufdrücken des Schreibrohres entstehendes kleines Strichelchen oder eine Spitze. So heißen die zwei Spitzen des gespaltenen Rohres selbst, abwechselnd mit *γλυφίδες* und *ἀκίδες* (Gardthausen, Griechische Paläographie, 71), und die antiken Lexikographen erklären das Wort durch *ἐξοχή* wie *ἀκίς* durch *ὀξύτης*. (Vgl. Thes. ling. gr. unter den betreffenden Worten, ferner Anthol. Palat. VI, 227, 3: *ἐν μὲν ἐνσχίστοις διάγλυπτον κεράεσσι* neben VI, 66, 6: *εὐγραφέων καλῶν ἀεροβαεῖς ἀκίδας*. Die Pfeilspitze, die Angelspitze wird *ἀκίς* genannt). Auch für die nicht-kontrahierte Pluralform *κέραρα* böte die Zeile Raum genug. [Beide Formen sind nahezu gleich berechtigt. Vgl. Riemann, Revue de Philologie IX, p. 80; auch Meisterhans Grammatik der attischen Inschriften², S. 112, der *κέρα* für „fraglich“ erklärt.] Die drei Strichelchen oder Spitzen dienen nebenbei natürlich zur Markierung der drei Stellen, weshalb der Autor sich jeder genaueren Angabe über den Ort der Anheftung enthalten kann.

Z. 7 ff. Ganz verkehrt wäre die Annahme, daß *πρῶτον* und *ὑστερον* auf die *κέραρα* zu beziehen seien. Dagegen spricht gleich entscheidend das Wort *ὑστερον* (*posterius*) und die Unmöglichkeit, für ein *τρίτον* und dessen Beschreibung im folgenden den erforderlichen Raum zu finden. Und was müßten das für verwickelte Buchstabenformen sein, die eine so ausführliche Beschreibung erheischen! — In *προσλαμβάνει* bot das letzte der erhaltenen Zeichen zu Zweifeln Anlaß. Meine Anfrage, ob der Buchstabenrest nicht vielmehr einem B als einem Φ angehöre, beantwortete Köhler brieflich (Athen, 12. April 1884) freundlichst wie folgt: — „daß die Lesung derjenigen Zeichen, die ich in meiner Umschrift in die Klammern aufgenommen habe, als zweifelhaft innerhalb gewisser Grenzen anzusehen ist. So kann Z. 8 das letzte Zeichen sehr wohl B gewesen sein, obwohl ich mich in der Umschrift für φ entschieden habe“. Wozu noch die mündliche Bemerkung kam, daß die erhaltene Rundung für ein Φ allerdings zu tief zu stehen scheine. Mir hat hier der Abklatsch jeden Zweifel genommen, indem er mir zeigte, daß die schiefe Stellung jenes Buchstabenrestes, die allein an meiner Deutung zweifeln lassen konnte, sich genau so bei dem wohl erhaltenen B Z. 15 findet. Auf die Wiedergabe derartiger Minutien durch sein Faksimile war aber Köhlers Absehen nicht gerichtet.

Z. 10–11. *κεραίας ἀμφοτέραις* (K.): Das Wort *κεραία* bedeutet häufig ganz allgemein Strich, so in den bekannten Evangelienstellen: *ἴδια ἐν ἧ μία κεραία οὐ μὴ παρέλθῃ ἀπὸ τοῦ νόμου*, Matth. V, 18, ähnlich Luc. XVI, 17). Die Beschaffenheit der Striche erhellt aber, sobald wir nicht an Kurven denken, meines Erachtens schon daraus, daß die *ὀψιμή* als etwas Verschiedenes daneben genannt wird, Horizontalstriche aber durch die Natur der Sache ausgeschlossen sind. Auf diesen Erwägungen und auf der kaum abzuweisenden Annahme, daß die zwei

Striche symmetrisch angeordnet waren, beruhte meine Rekonstruktion
 33 des *s*-Zeichens. Ganz zuletzt jedoch — erst während des Druckes dieser Zeilen — hat sich mir die Wahrnehmung aufgedrängt, daß auch die Worte kaum eine andere Auslegung gestatten. Denn ein Paar von *περὶ* bedeutet eben (bei Sext. Empir. 487, 7ff. Bekk.) die zwei Schenkel eines Zirkels, also genau die von uns hier angenommene Figur.

Z. 12–13. Daß *γράφειν* (*K.*) oder ein Kompositum dieses Verbums hier gestanden hat, ist selbstverständlich. [Im übrigen vgl. Neue Bemerkungen S. 9f.].

Die unablässig durch *μέν* und *δέ* gegliederte Rede, wobei *μέν* mehrfach bezuglos ist oder einen in weiter Ferne zu erwartenden Gegensatz vorbereiten hilft, besitzt einen ausgeprägt altertümlichen, am meisten an Antiphons Stil erinnernden Charakter (Blaß, Griech. Bereds. I, 125, auch O. Müller, Griechische Literaturgeschichte II², 334–335). Sie ist um des Isokrates auf sprachliche Glätte abzielende Vorschriften (Frg. 12, Sauppe): „man solle nicht dieselben Partikeln oft nacheinander gebrauchen, und dort wo eine Responsion zu erfolgen hat, diese alsbald eintreten lassen“, auffallend unbekümmert, während andererseits der Hiat doch nicht absichtslos gemieden scheint. Ist der Autor etwa — denn die Abfassungszeit steht durch den Schriftcharakter fest — ein bejahrter Mann (vielleicht ein schriftstellerischer Laie), dessen Stilgewohnheiten der Hauptsache nach in einer früheren Bildungsepoche wurzeln? Oder war es bloß die Architektonik des Systems, welche ihm — im Verein mit den Forderungen des Lapidarstils — die ihr gemäße Sprachform aufzwang?

Zwei Fragen harren noch ihrer Erledigung: Wie sollten die vokallosten Konsonanten und wie die Aspiraten bezeichnet werden?

Daß die letzteren und nicht die drei Doppelkonsonanten einer Primärbezeichnung ermangelten — und nur zwischen diesen zwei Annahmen war uns (wie man sich erinnern wird) die Wahl gelassen — hatten wir oben (S. 373) für das weitaus Wahrscheinlichere erklärt. Dieses Urteil läßt sich unschwer begründen. Die Doppelbuchstaben wurden von den Griechen stets als das angesehen, was sie sind: als ein kompender Ausdruck für je zwei Sprachlaute, deren jeder sein eigenes selbständiges Zeichen besaß. Eine Neuerung konnte hier füglich nur in der Beseitigung des Kompendiums bestehen,
 34 so daß statt des Doppelzeichens wieder, wie in alter Zeit, zwei einfache gesetzt wurden. Nun will ich nicht behaupten,

daß ein um praktische Zweckmäßigkeit völlig unbekümmerter, einseitiger Radikal-Reformer nicht auch daran hätte denken können. Doch stimmt solch ein Zurückschreiten hinter die von der historischen Schrift bereits erreichte Stufe graphischer Bequemlichkeit ganz und gar nicht zu dem Bilde, welches wir bisher von dem Anonymus gewonnen haben. Sehr verschieden steht es mit der Trias der Aspiraten.¹ Hier ließen sich die drei Primärzeichen sehr wohl durch **ein** Sekundärzeichen ersetzen. Und dadurch ward gleichzeitig zwei offenkundigen Normen der rationellen Alphabetik genug getan: eine bloße Lautmodifikation soll durch nicht

¹ Ich setze hier voraus, was gegenwärtig von keiner Seite bestritten wird, daß die griechischen Aspiraten zur Zeit, von der wir handeln, „Verschlußlaute mit angehängtem Reibungsgeräusch derselben Artikulationsstelle“ waren (Brücke in Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1858, 696). Und daß es naturgemäßer scheinen mußte, den zur Tenuis hinzutretenden Hauch — der damals jeder selbständigen graphischen Bezeichnung ermangelte — als etwa den zu dieser hinzukommenden *s*-Laut durch eine bloße Modifikation des Grundzeichens, d. h. durch ein Sekundärzeichen auszudrücken, ist wohl an sich einleuchtend. Für die in geschichtlichen wie in künstlichen Schriftarten aller Zeiten (vom Sanskrit und Hebräischen angefangen bis zu unsern Missionäralphabeten herab) herrschende Gepflogenheit aber, eben diese und andere Lautmodifikationen durch Sekundärzeichen wiederzugeben, wäre es unnütz die Belege zu häufen. Hier — ich spreche nur von der Sekundärbezeichnung der Aspiraten — geht das Mandschu-Alphabet mit dem indobaktrischen, die Schrift des Aṣoka mit jener des Herrn Ellis Hand in Hand. Letzterer drückt die zwei *th* durch *t* und *ṭ* aus (Essentials of Phonetics, Key etc.), das Indobaktrische unterscheidet *th*, *jh* usw. von *t*, *j* usw. „*by the addition of a bar*“ (Taylor II, 301).* — Das Hauchzeichen des Anonymus war sicherlich an den Symbolen der Tenuis angebracht. Es sollte jedesmal dasselbe und wird, da keines dieser drei Symbole auf der rechten Seite des Längsstriches figuriert hat, ein von der Linken zur Rechten gezogenes Strichelchen gewesen sein, und zwar ein gekrümmtes, da es sonst mit dem Horizontalstrichelchen verschmolzen wäre, und überdies ein von unten nach oben aufsteigendes, da es sonst bei *t* über die Schriftlinie hinausgetreten wäre, also *tho* etwa = ṭ .

* [Ähnlich im Altnordischen und Angelsächsischen: „Für den aspirierten Dental“ wurde in Gallien „sogar in römischer Schrift ein eigenes Zeichen (*þ*) verwendet“ (Mommson, Römische Geschichte V, 91).]

mehr als eine Zeichenmodifikation ausgedrückt, und für denselben Zweck soll stets dasselbe Mittel verwendet werden. Wir erinnern uns zu allem Überfluß des gleichen Vorgehens unseres Erfinders in Ansehung der zwei langen Vokale, gleichwie zahlreicher Analogien aus historischen sowohl als künstlichen Alphabeten.

Minder einfach ist die Lösung der zweiten Frage. Zunächst freilich vermag ich durchaus keinen Grund abzusehen, warum nicht dort, wo zwei Konsonanten einem Vokal vorangehen, beide Symbole am Vokalzeichen sollten befestigt worden sein. Dies ließ sich sogar in vielen Fällen mit einem Federzug bewirken, und daraus entspringen nicht selten Silben-, ja Wortbilder, welche die Kürze stenographischer oder tachygraphischer Sigeln mit der vollen Durchsichtigkeit der alphabetischen Schrift vereinigen, z. B. $\lambda = \pi\rho\phi$.¹ Doch der Erfinder mag immerhin gleich Lady Scott „nie mehr als zwei Strichelchen“ (S. 27) an den Zeichenträger haben heften wollen. Ferner gibt es Fälle, obgleich sie im Griechischen nicht eben häufig sind, wo in betreff der Aufeinanderfolge der Konsonanten ein Zweifel möglich war, und diesem ließ sich nicht (wie beim gleichen Anlaß im Sanskrit) durch die Regel der Über- und Unterstellung begegnen; endlich blieben die vokallosten Konsonanten am Wort- oder, wenn es (mindestens eventuell) wie ebenfalls im Sanskrit erlaubt sein mochte die Wortabteilung zu vernachlässigen, doch jedenfalls am Satzende übrig.² Zeichen zum Ausdruck

¹ Ich darf wohl auch hier in gleichem Sinne wie oben in betreff der Vokalbuchstaben — um nämlich die graphische Brauchbarkeit der rekonstruierten Zeichen zu erhärten — darauf hinweisen, daß dieses und mehrere andere unserer Silbenbilder in geschichtlichen Schriftarten tatsächlich vorkommen: das Zeichen für $\pi\rho\phi$ nämlich gleichwie jene für $\lambda\phi$, $\delta\phi$ und $\pi\nu\phi$ im Alphabet des Açoka, das Silbenbild für $\tau\rho\phi$ (wenig verändert) im Indobaktrischen (s. Taylor II, 298). — Unser Zeichen für ϕ kehrt bei Pitman (= *due*) wieder.

² Ich sage „eventuell“, weil es ja sehr wohl möglich ist, daß der Erfinder für die schnellschriftliche Anwendung seines Systems besondere Lizenzen und Hilfen gestattete, von welchen im übrigen um der größeren Deutlichkeit willen abgesehen ward. Beispielsweise die Ver-

derartiger Konsonanten ließen sich daher keinesfalls entbehren. 35
Allein hier bietet das System ein so naheliegendes Auskunftsmittel dar, daß es mir schwer fällt zu glauben, sein Urheber habe es nicht zu benützen verstanden. Der Athener ist darin klüger als seine zwei Nachfolger im Mittelalter und in der Neuzeit, daß er den Zeichenträger, den er mit ihnen gemein hat, zugleich als Vokalzeichen verwertet. Allein wie seltsam wäre es doch, wenn dieser Vorzug ihm nunmehr zum Unheil ausschlagen, wenn seine Verfeinerung ihm verwehren sollte, das in Ausnahmefällen zu tun, was jenen ihre vergleichsweise Unbehilflichkeit jederzeit zu tun erlaubt hat. So gering von der Erfindungsgabe des Mannes zu denken haben wir wahrlich keinen Grund. Konnte er seinem Zeichenträger einen Lautwert leihen, so konnte er ihm denselben wieder nehmen.¹ Auch in Ansehung der Art, wie er bei der Einziehung des Lehens verfuhr, läßt sich eine zum mindesten sehr wahrscheinliche Mutmaßung aufstellen. Wir erinnern uns jener einen (am linken Fußende des Vokalzeichens) befindlichen Stelle, welche bei der Verteilung der konsonantischen Symbole leer ausging und von welcher wir daher

größerung der Symbole, um die Konsonantenverdoppelung auszudrücken, wie dies Pitman und Gabelsberger tun; die gelegentliche Auslassung von Sekundärzeichen; die vielleicht manchmal statthafte Anbringung auch des Schlußkonsonanten am vorangehenden Vokalzeichen (z. B. \lceil = $\delta\acute{o}\mu\omicron\varsigma$). Mit alledem würde einem berufsmäßigen Tachygraphen weitaus nicht soviel zugemutet, als heutzutage von jedem Stenographen verlangt wird. Die Möglichkeit solch einer Doppelverwendung, wie neuere Kurzschriftler, gleich Kyss (*Scriptura diplomatica und currens*), Sommerhausen (*Zonder verkorting* und *med verkorting*), Pitman (*Corresponding and reporting style*), Gabelsberger (*Kammer-Stenographie*) sie kennen, lag jedenfalls in den Hilfsquellen des Systems, und darauf hinzuweisen schien mir nicht überflüssig.

¹ Auch die kyprische Silbenschrift besaß die Mittel „Konsonanten ohne begleitenden Vokal“ auszudrücken. Doch ist natürlich nicht daran zu denken, daß der Witz unseres Erfinders so arm gewesen wäre, um auf die rohen Behelfe jener uralten, „prae-kadmeischen“ Schriftart zurückgreifen zu müssen und etwa *po-to-li-ne* für $\pi\acute{\tau}\omicron\lambda\iota\nu$, *a-to-ro-po-se* für $\alpha\tau\omicron\rho\omega\pi\omicron\varsigma$ u. dgl. m. zu schreiben (s. Deecke und Sigismund in *Stud. zur lat. und griech. Gramm.* VII, 226—228).

vermuten durften, daß sie, „wenn irgend einer, so einer ganz anders gearteten Verwendung vorbehalten blieb (S. 373)“. Jedes beliebige Symbol (und warum dann nicht das, jeder Mißdeutung entrückte, einfache Ringelchen?) konnte — an dieser Stelle angebracht — die Aufgabe eines Ruhezeichens (eines Schwâ oder Virâma) wirksam erfüllen, den mit dem Lautwert des Grundvokals ausgestatteten Elementar- oder Einheitsstrich dieses Wertes entkleiden und ihn wieder zu dem machen, was er ja immer vorzugsweise und im Geiste seines Schöpfers gewiß zu allererst gewesen ist, zu einem bloßen Konsonantenträger. Und damit erscheint der Kreis dieser Untersuchung als beschlossen.

V.

Doch noch Eines liegt uns ob: die Absichten, welche der Neuerer mit seinem Reformentwurf verband, soweit als tunlich zu ermitteln, die Geistesverfassung, aus welcher dieser hervorging, zu beleuchten, und somit die Einzelerscheinung in den Kulturzusammenhang einzureihen, welchem sie angehört.

Ich spreche mit Vorbedacht von Absichten in der Vielzahl. Denn da der Gebrauch dieser Kuzrschrift mehrfachen
 36 Nutzen zu stiften geeignet war (durch Raumersparnis, Zeitersparnis, gesteigerte Raschheit der Auffassung),¹ so haben

¹ So sucht Mosengeil (1819) „den wesentlichen Nutzen der Stenographie nicht allein in der Geschwindigkeit, mit der man eigene und fremde Gedanken aufzeichnen kann, sondern mehr noch in der Einfachheit ihrer Züge, die das Bezeichnete zur schnellsten Anschauung bringt“ (bei Zeibig 146). Desgleichen betont es Pitman, daß die der Kuzrschrift innewohnende „*methodical simplicity of arrangement . . . cannot fail to conduce greatly to mental superiority*“ (Manual, p. 8). Ebenso legt Rätzsch (bei Zeibig 153) darauf Gewicht, daß „das stenographische Wortbild wie in einem Zuge die einzelnen Buchstaben . . . verschmolzen und doch klar“ zur Wahrnehmung gelangen lasse. Inwieweit der Stammvater aller rationellen Kuzrschriftler bereits durch solche Erwägungen beeinflußt ward, läßt sich natürlich nicht mit Sicherheit ermitteln. Doch ist es sehr wohl möglich, daß er die Eignung dieser Schriftart, den Denkprozeß zu beschleunigen und

wir augenscheinlich kein Recht, nur etwa eine dieser Wirkungen für gewollt und die übrigen für unbeabsichtigt zu erklären. Wohl aber mag es nicht unzulässig scheinen, einen überragenden oder Hauptzweck von untergeordneten oder Nebenzwecken zu unterscheiden. Bei dem Versuch solch einer Auswahl kann uns die nachfolgende Erwägung vor Irrtum schützen. Der ganzen Anlage des Systems, zumal der Art der Vokalbezeichnung wohnt der stärkste Bedacht auf Leichtigkeit des Erlernens inne. Was von vielen Schrifterfindern erstrebt und nicht selten mit überschwenglichen Worten als erreicht verkündet wird,¹ hier ist es in vollstem Maße verwirklicht: der Entwurf läßt sich in kürzester Frist erfassen und dem Gedächtnis unauslöschlich einprägen. Konnte doch ein begabter und gebildeter Grieche, wie ich meine, kaum an das Ende der Steintafel gelangt

zahlreiche andere wohlthätige Wirkungen zu üben, nicht übersehen hat. Man höre, wie über einen Teil derselben der Philosoph Karl Rosenkranz urteilt: „Es ist nicht möglich, ein stenographisches System aufzustellen, ohne ... das Lautsystem einer Sprache ... zu erwägen.“ ... (Womit man die Äußerung des Praktikers Pitman vergleichen mag: „*Phonography is based upon an analysis of the English spoken language. Its consonants and vowels are arranged so as to show, as far as possible, their mutual relations.*“ Manual, p. 13.) „Nun muß der Stenograph herangehen, muß die verschiedenen Klassen der Vokale und Konsonanten auseinanderlegen, die ganze Mannigfaltigkeit“ derselben „sich zum Bewußtsein bringen, ihnen entsprechend die Zeichen gestalten“ (bei Zeibig 164). — Ob der Anonymus den erziehlichen Wert des betreffenden Unterrichts erkannt und gewürdigt hat, bleibe gleichfalls dahingestellt; dieser erscheint mir wenigstens als ein sehr bedeutender, wenn anders der frühzeitigen Übung dreier der kostbarsten Geistesfunktionen (direkte Naturbefragung, natürliche Klassifikation und zweckvolle Veranstellung) ein bildender Einfluß zugesprochen werden darf.

¹ Z. B. „Byrom improved. Method against Memory; or a Royal Road to Short Hand, whereby an indelible acquaintance with the Alphabet may be obtained within an hour etc. London“ (ohne Jahreszahl, bei Zeibig 206). Der Lady Scott gelten fünf Stunden für die zur Erlernung und Aneignung ihrer Schrift erforderliche Durchschnitsfrist. Doch können „talentvolle Menschen“ das System „ebenso gut in Einer Stunde“ erlernen, minder Begabte vielleicht erst nach Tagen (Homographie, 18).

sein ohne sich ihres Inhaltes vollständig, und wenn er dem Gegenstand nicht wieder entfremdet ward, auch für immer bemächtigt zu haben. Hierdurch erscheint eine Annahme vollständig ausgeschlossen: die Voraussetzung nämlich, es handle sich in erster Reihe um eine den technischen Zwecken von Geschwindschreibern gewidmete Schnellschrift. Das Mißverhältnis zwischen Zweck und Mitteln wäre allzu grell, und doch wäre die Erreichung des ersteren kaum genügend gesichert. Uns mindestens will es bedünken, daß die athenische Kuzrschrift für Zeitersparnis zwar einiges, weit mehr aber für Raumersparnis leistet. Und diese zweite Wahrnehmung steht mit der ersten im besten Einklang. Ist doch geschwind zu schreiben die Aufgabe vergleichsweise Weniger, leicht und sparsam zu schreiben und derart Geschriebenes zu lesen die Sache Vieler. War also das Absehen unseres Unbekannten — etwa wie jenes der Lady Scott und mancher anderer — hauptsächlich darauf gerichtet, „dem Volke“ eine „wegen ihrer leichten Erlernbarkeit“ und (wie wir hinzufügen können) ihrer Raum-, d. h. Kostenersparnis „ganz besonders zugängliche“ Kuzrschrift¹ darzubieten, — als ein gelegentliches Ersatzmittel der historischen Schrift, welches zu „Geschäfts- und Korrespondenz“-Zwecken gleichwie für die „im täglichen

¹ Dann würde unser System „zu einer Reihe von Erscheinungen“ gehören, welche Zeibig (173) eben mit den angeführten Worten kennzeichnet. Als „Geschäfts- und Korrespondenzschrift“ (Ders., 89) wird Pitmans Phonographie vielfach gebraucht, was den ungeheuren Erfolg seiner Handbücher allein zu erklären vermag. Lady Scott will vornehmlich dem „Bedürfnisse des schlichten gemeinen Mannes oder Weibes abhelfen“, da man „ja leichter und geschwinder ein ganzes Gesicht zeichnen“ lerne, „ehe man die verdammten künstlich gebogenen, gedrehten, verschlungenen und geschweiften, runden und eckigen Figuren von Buchstaben nachzuzeichnen trifft“. Ihr ist „die Einfachheit und Deutlichkeit, sowie die Kunstlosigkeit und Leichtigkeit“ der Schrift die Hauptsache. Sie wünscht, daß man derselben „Kürze und Raumersparnis“ und „zum Überflusse endlich auch Schnelligkeit und Zeitgewinnst“ nachrühmen könne. Sie warnt „vor jeder Art von Abkürzung“, da ihr „Deutlichkeit“ als „das Grundgesetz und die Hauptbedingung, die Kürze hingegen nur (als) geringfügige Nebensache“ gilt. (Homographie, S. 18, 20, 22, 27.)

Verkehr“ unerläßlichen Aufschreibungen der unteren Volksklassen zu dienen bestimmt war? Solch eine bescheidene Absicht ist nicht unmöglich, aber wahrscheinlich ist sie nicht. 37 Denn Bescheidenheit war keine Tugend jenes Zeitalters. „Nichts überrascht den modernen Leser so sehr“ — dies bemerkt einmal treffend der britische Geschichtsschreiber Griechenlands¹ — als „die außerordentliche spekulative Kühnheit“ der Reformdenker des vierten Jahrhunderts, ihr ungemessenes Selbstvertrauen und die „ideale Allmacht“, welche sie sich unbedenklich zuschrieben. Wer damals etwas Sinnreiches und Originelles erdacht oder erklügelte hatte, der war selten geneigt, bei einer engbegrenzten Verwirklichung seines Gedankens stehen zu bleiben. Minder anspruchlos und eben darum glaublicher klingt ein Anderes. Der Reformator mochte vorzugsweise die literarische Verwertung seiner Neuerung im Auge haben, — eine Abzweckung, welche nur derjenige abenteuerlich schelten kann, der die zu jener Zeit in Griechenland und namentlich zu Athen obwaltenden Verhältnisse nicht ausreichend erwogen hat.² Die Leselust war groß, die Armut größer, der Schreibstoff dem wenig Bemittelten nicht leicht erschwinglich.³ Es wäre ein Wunder,

¹ Grote, Plato II, 210.

² Wenn Birt die Verwendung von „Notenschrift ... für ein Literaturbuch weder denkbar, noch nachweisbar“ nennt (Das antike Buchwesen, 356, 1), so konnte und sollte dieses Urteil augenscheinlich nur für die bisher allein bekannten schwer zu erlernenden Verkürzungs- und Kompendienschriften gelten.

³ Siehe die bezüglichlichen Angaben, welche Bergk, Griech. Literaturgeschichte I, 218—219, zusammenstellt. Daß Platons Schriften gegen eine Leihgebühr entlehnt wurden, ist eine durch Antigonos von Karystos wohlbezeugte Tatsache (bei Diog. Laert. III, 66), von der man kaum denken kann, daß sie völlig vereinzelt geblieben ist. — „Dein Bettelsack sei mit Feigbohnen und mit vorn und rückwärts beschriebenen Rollen angefüllt“ (*ἡ πήρου δέ σοι θέριων μεστή καὶ ὀπισθογράφων βιβλίον*), läßt Lucian in der *Vitarum auctio* c. 9 (I, 234 Sommerbrodt) den Diogenes sagen. Dieser Zug könnte ja zur Not einer späteren Zeit angehören und vom Satiriker ohne Rücksicht darauf dem alten Zyniker geliehen sein. Allein da Lucian auch sonst die Zeitfarbe wohl zu wahren weiß, da die „Feigbohne“ (man verzeihe das Pedantische dieser Bemerkung;

wenn man nicht auf Ersparnismittel gesonnen hätte; und man hat auf solche gesonnen. Das Prinzip der Leihbibliotheken kam mindestens zu gelegentlicher Anwendung und auch an „wohlfeilsten Volksausgaben“ hat es nicht gefehlt; denn wie anders soll man jene über und über und sicherlich mit möglichst kleinen Buchstaben beschriebenen Schriftrollen nennen, welche (wie Lucian spottet) im Vereine mit der billigsten Leibesnahrung den Ranzen des Zynikers beschwerten? Hier war eine durchgreifende Abhilfe erwünscht. Wohl möglich, daß der erste Anstoß zur Schriftreform von diesem Punkte aus erfolgt ist. Aber schwerlich mehr als der erste Anstoß. Und kaum möglich scheint es uns, daß der Erfinder sich mit dieser oder irgend einer anderen beschränkten Verwendung seiner Neuschrift sollte zufrieden gegeben haben. Denn ihr tief und weit greifender Gegensatz zur geschichtlichen Schriftart macht es zweifellos, daß ihr Urheber an der letzteren die einschneidendste und unbarmherzigste Kritik geübt hat. Er mußte die Planlosigkeit ihrer Anordnung, die Zusammenhanglosigkeit ihrer Zeichen, die Zweckwidrigkeit ihrer Zeit und Raum vergeudenden Formen durchschaut und verurteilt haben, oder seine Schöpfung

38 hätte nicht die Gestalt gewonnen, in welcher sie vor uns liegt. Das eine schließt das andere in sich, oder vielmehr

es gilt eben, Pedantismus durch Pedantismus auszutreiben!) nicht nur hier als Nahrung von Bettelphilosophen genannt wird (Lycophro, frg. 2, p. 817², Nauck) [und Krates, frg. 2, 810² Nauck], so sehe ich keinerlei Grund dergleichen anzunehmen. Das Verwunderliche ist nicht, daß man zu derartigen Ersparnismitteln griff, sondern daß es selbst mit Anwendung derselben mittellosen Philosophen gleich einem Diogenes und später einem Chrysippos möglich ward, ein so reiches Buchwissen zu erwerben, wie es aus ihren von Dichterzitaten strotzenden literarischen Überresten zu uns spricht. (Von den Schriften des Diogenes geben uns insbesondere jene bekannten vier Reden des Dio ein im wesentlichen gewiß treues und auch zu vielen der Apophthegmen trefflich stimmendes Bild.) Daß die Opisthographa mit möglichst kleinen Buchstaben geschrieben waren, liegt in der Natur der Sache; auch geht beides Hand in Hand bei Plinius, Epist. III, 5, 17: „*Commentarios opisthographos quidem et minutissime scriptos.*“ [Ein Opisthographon hat Herr Walter Scott auch in den herkulenischen Rollen nachgewiesen.]

es sind nur zwei Seiten eines und desselben geistigen Prozesses. Nun stehen wir aber einer Epoche gegenüber, die reformlustiger und fortschrittstrunkener war als irgend eine andere, als selbst der Höhepunkt des vernunftberauschten achtzehnten Jahrhunderts. Es waren die Lenzestage des erwachenden Menscheingeistes, dessen schwellenden Jugenddrang der Mehltau des Mißerfolges noch nicht gestreift, dessen siegesfrohen Aufschwung der ernüchternde Hauch der Erfahrung noch nicht gedämpft hatte. Wer in solcher Zeit ein Übel zu bekämpfen unternimmt, der bescheidet sich nicht leicht damit, etwa bloß seinen Besitzstand einzuschränken oder es mit schonender Hand einer schrittweisen Verbesserung zuzuführen. Er will dieses — und sei es noch so weit verzweigt oder noch so tief gewurzelt — frischweg ausrotten und durch ein möglichst Vollkommenes ersetzen.¹ Und so empfiehlt es sich denn allerdings als die wahrscheinlichste Annahme, daß unser graphischer Neuerer sich das höchste Ziel gesteckt hat, das er sich zu setzen vermochte: die Umwälzung des hellenischen Schriftwesens überhaupt, die Verdrängung der althistorischen Schrift der Griechen durch seine Neuschöpfung, die er an der geweihtesten Stätte des „Prytaneums von Hellas“ seinen Volksgenossen zur Beurteilung vorlegte und zur Annahme empfahl.

¹ Ein Sohn jenes himmelstürmenden Zeitalters hätte gewiß nicht gleich dem Verfasser des „Kadmus“ (S. 3) es lebhaft beklagt, daß „alle Umwandlungen der alphabetischen Schrift von ihren ersten Keimen . . . bis zu den heutigen kalligraphischen Verzierungen (und Überladungen nur teilweise, zufällig, ohne feste Regeln und Grundsätze“ erfolgt sind, hätte dieselbe nicht „mangelhaft neben teilweiser Überfüllung, . . . unregelmäßig, zweideutig, zweckwidrig“ gescholten, — um doch sofort zu bekennen, „die herkömmliche alphabetische Schrift“ sei ebenso wie „die sogenannte Orthographie . . . nun einmal so tief in die Gewohnheiten der Völker eingewurzelt“, „daß alle Versuche der Art scheitern müßten und stets . . . scheitern werden“. Ähnlich, nur mit echt englischer Betonung des „*considerable property . . . involved in types*“, Ellis, *Essentials of Phonetics*, p. 99. Der Druck, welchen die Vergangenheit jederzeit auf die Gegenwart ausübt, war damals tatsächlich schwächer als in späteren Epochen und er wurde noch mit einer weit geringeren als seiner wirklichen Stärke empfunden.

Doch hierüber, über die Zwecke und den Umfang der geplanten Reform ist eine Meinungsverschiedenheit möglich. Nicht aber in Rücksicht des Geistes, von dem sie durchweht ist und der sie so überaus denkwürdig macht. Es ist dies der Geist der unbedingtesten Vernunftmäßigkeit, — der vollständigsten Emanzipation von Herkommen und Überlieferung. Es ist dies der Geist eines Mannes, der einer praktischen Aufgabe gegenüber nicht nach rechts und nicht nach links, sondern nur gerade vor sich hin blickt und nur die eine Frage kennt: welche Wirkung gilt es zu erzielen, und welche sind die geeignetsten Mittel, um sie zu erzeugen? Es ist jener Geist voraussetzungs- und vorbehaltloser Zweckherrschaft, der insbesondere durch Sokrates auf den Thron gehoben und von den Zynikern auf allen Lebensgebieten zu schonungslosester Anwendung gebracht ward, — der alles geschichtlich Entstandene, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, 39 von den Grundlagen der Gesellschaft bis zu den Einzelheiten der Tracht, des Städtebaus und des Geschäftsverkehrs vor sein Forum lud und, was sich nicht als probehältig erwies, durch rational-utilitarische Neubildungen zu ersetzen strebte. Der inschriftliche Fund, der uns beschäftigt, fügt dem Bild dieser Epoche einen neuen Zug hinzu, den wir nicht gerne darin missen möchten. Ist uns doch, als ob er diesem nie gefehlt hätte. Zwischen den Schachbrett-Städten des Hippodamos und dem Markengeld der Zyniker war der auf phonetischer Grundlage ruhenden Kurzschrift, man möchte sagen ihr Platz bereitet und gewiesen. Und tönt uns nicht aus jeder Zeile dieses Marmors der Schlachtruf des Zeitalters entgegen: Natur wider Übereinkunft, Ordnung wider Planlosigkeit, Vernunft wider Willkür und Zufall?¹ Allein hier tut eine Unterscheidung not. Die Ver-

¹ Die angemessenste Bezeichnung der athenischen Kurzschrift, die uns hier beschäftigt hat (und nur die Scheu vor dem Schein einer „*petitio principii*“ hielt mich ab dieselben zu wählen), wäre diese gewesen: „Ein bisher unbekanntes griechisches Natur- oder Vernunft-Alphabet“. Man vergleiche die folgenden Aufschriften gleichartiger Entwürfe: *The alphabet of Reason*, London 1763. — *The Student's*

nunftmäßigkeit sollte in menschlichen Dingen nur ein anderer Name für die Zweckgemäßheit sein. Denn der Intellekt kann ja selbstverständlich dem Handeln keine Ziele setzen; ihm liegt in Fragen der Praxis kaum etwas anderes ob als gleichsam Verbindungslinien zu ziehen zwischen zwei Endpunkten, deren einen die von Gefühlen irgendwelcher Art erhobene Forderung, deren anderen das von der Natur der Dinge (die Menschennatur inbegriffen) gebotene Befriedigungsmittel darstellt. Allein gerade in den großen Aufklärungsepochen pflegt sich an den Begriff der Vernünftigkeit ein arger und nicht selten ein gefährlicher Mißverstand zu heften. Wenn irgend ein Altherkömmliches, es sei nun ein Staats- und Gesellschaftsbau oder auch nur ein Schriftsystem, in Trümmer fällt oder als zweckwidrig verworfen wird, so richten sich die Anstrengungen der Menschen nicht sofort und ausschließlich darauf, an die Stelle des Gestürzten ein Zweckdienlicheres und Gemeinnützigeres zu setzen. Da vielmehr das Zweckwidrige zugleich ein allmählich Gewordenes und zumeist ein stückweise und planlos Umgestaltetes, mithin ein Verwickeltes, Unebenmäßiges, Unharmonisches und gar häufig ein Verkünsteltes war: so erlangt — infolge eines begreiflichen Rückschlags — das bloß Einfache, Symmetrische, Harmonische und sogenannte Natürliche eine ungehörliche Wertschätzung, eine höhere als der allein zuständige Richter, der gemeine Nutzen, ihm zusprechen vermag. Welche Verheerungen dieser falsche Natur- und Vernunftkultus in den Geistern des Revolutions- 40 zeitalters angerichtet hat, dies können wir jetzt aus Maines „Altem Recht“ und aus Taines allen Übertreibungen und

friend, a new and philosophical system of shorthand, in a natural alphabet ... made easy to the humblest capacity ... by G. Tyson. Scarborough 1838. — The Alphabet of Nature by Alex. J. Ellis, London and Bath 1845 (woraus die Essentials of Phonetics hervorgegangen sind). Desgleichen betitelt Pitman den dogmatischen Teil seines Handbuches (p. 13 ff.): Alphabet of Nature. Auch der Verfasser des „Kadmus“ spricht (S. 3) von einer „rein auf natürlichen, vernunftmäßigen Grundsätzen“ fußenden allgemeinen Alphabetik.

Einseitigkeiten zum Trotze so großartigem Werk ersehen. Und nicht minder hätte es den Rousseaus des Altertums, den antiken Predigern des Natur- und Vernunftevangeliums gefrommt, wären sie diesen irreleitenden Tendenzen in geringerem Maße untertan und demgemäß geneigter gewesen, den gelegentlichen berichtigenden Winken der „älteren Schwester der Vernunft“, der Überlieferung, zu lauschen.¹ Auch den revolutionären Schriftdekern, den graphischen Stürmern und Drängern aller Zeiten, ist jenes Vorurteil zugunsten der bloßen Einfachheit und Natürlichkeit nicht völlig fremd geblieben. Oder haben wir nicht den vielleicht gewiegtsten Beurteiler dieser Dinge, den Verfasser des „Kadmus“, über die „allzu große Einfachheit“ der kurzschriftlichen Systeme Klage führen sehen? Hörten wir nicht die sonst so kluge Lady Scott sich dessen wie einer Großtat berühmen, daß sie durch „ein ganz kleines . . . Strichel“ das ganze Alphabet zu ersetzen vermag? Und prunken nicht überhaupt Kurzschriftler vielfach mit ihrer Zeichenarmut, als ob sie ein darauf bezügliches Gelübde abgelegt hätten? Von diesen Verirrungen blieb unser Unbekannter, wie uns scheinen will, vergleichsweise frei. Sein Streben nach Einfachheit und Harmonie überschreitet selten, wenn irgendwo, die Grenzen des Zweckdienlichen.² Vielleicht bewahrte ihn das angeborene griechische Maß vor Ausschreitungen, welchen die Einseitigkeit nordischer Naturen so leicht zu erliegen pflegt. Jedenfalls hat er sich uns wie in

¹ H. S. Maine, *Ancient Law*, ch. IV: *The modern history of the Law of Nature*. — Das geistvolle und tiefsinnige Wort von der Tradition als „*sœur aînée de la raison*“ — auch „*une sorte de raison qui s'ignore*“ — findet sich bei Taine, *L'ancien Régime*, p. 270.

² Die Zeichen seiner Vokal-Heptade insbesondere (die sich übrigens, wie man sieht, mit den zwei konsonantischen Heptaden zu einer wohl nicht unbeabsichtigten Trias harmonisch zusammenschließt) besitzen „Haltbarkeit“ und „einen ordentlichen Körper“ (s. oben S. 370 und „Kadmus“ 260) und erfüllen in hervorragendem Maße die zwei einander widerstreitenden Forderungen: genetisch durchsichtig, d. h. leicht erlernbar, und scharf charakterisiert, d. h. leicht unterscheidbar zu sein.

der Überwindung von Schwierigkeiten am geschicktesten, so am wenigsten geneigt erwiesen, Schwierigkeiten zu häufen, bloß um an ihnen seine Kraft zu üben. Und mit dieser seinem geistigen Gleichgewicht dargebrachten Huldigung scheiden wir von dem Manne, welcher uns für die unverwüstliche Gleichartigkeit der menschlichen Natur — die, vor dieselben Aufgaben gestellt, immer und immer wieder nach denselben Lösungen greift — einen neuen und staunenswürdigen Beleg geliefert und an welchem das Geschlecht der Stenographen, Phonographen und rationellen Alphabetiker einen unerwarteten Vorläufer und geistigen Ahnherrn gefunden hat, nach dem es sich benennen könnte, wenn er nicht namenlos wäre.

13. Neue Bemerkungen über den ältesten Entwurf einer griechischen Kurzschrift.¹

I.

- ¹ Auf diesen Gegenstand, den ich in den „Sitzungsberichten“ des Jahres 1884 (Band 107, Heft 1, S. 339—395) eingehend behandelt habe, von neuem zurückzukommen, veranlaßt mich vornehmlich Herrn Professor Gitlbauers im 44. Bande der „Denkschriften“ (Wien 1894) veröffentlichte Abhandlung: „Die drei Systeme der griechischen Tachygraphie“. Herr Ulrich Köhler hatte — so viel muß zur Orientierung des diesem Thema noch fremden Lesers vorab bemerkt werden — in den „Mitteilungen des deutschen archäologischen Institutes in Athen“, Band 8 (1883), S. 359ff. über eine schwer beschädigte Kolumne eines auf der Akropolis gefundenen, der Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts angehörigen Inschriftsteines berichtet, in welchem er die Bruchstücke eines alten Lehrbuchs der Grammatik zu erkennen glaubte. Ich selbst habe darin die verstümmelten Überreste der Darlegung eines Schriftsystems erkannt, dieses unter allem Vorbehalte zu rekonstruieren, seine Eigenart zu ermitteln und durch zahlreiche Parallelen zu beleuchten gesucht, endlich die merkwürdige Erfindung eines gewitzten Kopfes, das älteste Natur- oder Vernunftalphabet, von dem wir irgend eine Kenntnis haben, als ein Erzeugnis jener gärenden Aufklärungsepoche zu würdigen mich bemüht, die

¹ Wien 1895, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

auf allen Gebieten das Historische durch das Rationelle, Herkommen und Überlieferung durch Vernunft und Natur oder was ihr als solche galt, zu ersetzen bestrebt war.¹ Ohne an diesen und manchen anderen allgemein anerkannten 2 Ergebnissen jener Untersuchung zu rütteln, unternimmt es der oben genannte Gelehrte, jenen ersten Rekonstruktionsversuch einer Überprüfung zu unterziehen und die von mir erzielten Resultate in eingreifender Weise zu modifizieren. Einige der Grundprinzipien des Systems: die Wiedergabe der Konsonanten durch Hilfszeichen, die sich an die Lautbilder der Vokale anlehnen, die phonetische oder lautphysiologische Gruppierung der Konsonanten und der sie ausdrückenden Zeichen, das Prinzip des Stellenwertes, das bei diesen ausschließliche Geltung hat, werden von dieser Kritik nicht berührt. Hingegen weicht Herr Gitlbauer, von allen Einzelheiten zu schweigen, darin von mir ab, daß er die gleichfalls phonetische Neuordnung der Vokale auf Grund der sogenannten Vokalskala bestreitet und auch in betreff der Zeichenbilder eine Anlehnung an die Schriftzeichen des historischen Alphabets behauptet, die mir als mit der streng und schroff rationellen Tendenz jener Erfindung schlechthin unvereinbar gilt.

Zahlreich und schwerwiegend sind die Einwendungen, die ich gegen den Inhalt der Abhandlung zu erheben mich genötigt sehe. Die Ergänzung der auf die Vokalzeichen bezüglichen ersten 12 Zeilen der Inschrift vermag ich kaum in irgend einem Punkte zu billigen. Schon ihre Voraussetzung, daß hier von den Bezeichnungen der Diphtonge gehandelt wird, veranlaßt mich zu entschiedenem Einspruch. Müßten doch, falls diese Annahme richtig wäre, die vokalischen Doppellaute griechisch *δίφθογγα* heißen können, während in Wahrheit das substantivierte Neutrum nur das mit einem Diphthong geschriebene Wort bezeichnet, der Doppelvokal selbst aber stets und allezeit *ἡ δίφθογγος* geheißen hat.

¹ | Die Inschrift ist seither mit meinen Ergänzungen dem Corpus Inscriptionum Atticarum IV, 2, p. 290 sq. einverleibt worden. |

Freilich kommt Herr Gitlbauer S. 6 Anm. 1 diesem Einwande mit den Worten zuvor: „Der ‚Diphthong‘ heißt wohl gewöhnlich *ἡ δίφθογγος*, doch findet sich auch *δίφθογγον*, sowohl im Singular als auch im Plural von den Grammatikern und Lexikographen verwendet; vgl. Papes ‚Handwörterbuch der griechischen Sprache‘ und W. Dindorfs Bemerkungen im ‚Thesaurus linguae Graecae‘, wo Basts diesbezügliche Ausführungen aus seiner Ausgabe des Gregorius Corinthius S. 34—36 zitiert sind. Übrigens ist gerade unser Stein dafür ein klassischer Zeuge, da es sich in diesem Passus doch nur um die Diphthonge handeln kann und das Neutrum durch *τρ[ί]α* Z. 5 und *πρωτο[ν]* Z. 7 feststeht. Warum sollte auch neben *τὰ φωνήεντα* (Z. 4) und *τὰ ἄφωνα* das analoge *τὰ δίφθογγα* unmöglich sein?“ Ich erwidere, daß allerdings Papes Handwörterbuch dem Neutrum die von Herrn Gitlbauer ihm zuerkannte Bedeutung beimißt, ohne jedoch irgend einen Beleg dafür anzuführen. Im Thesaurus und bei Bast ist von jener Gebrauchsweise des Neutrum mit keiner Silbe die Rede. Der Zirkelschluß, den der letzte Satz der angeführten Anmerkung bildet, bedarf sicherlich keines Wortes der Widerlegung. Doch es tut not, jene Ergänzungen dem Leser vor Augen zu stellen.

* [*ἡ μὲν οὖν τρίτῃ τῶν φω-*]

1 *νῶν δίφθογγα]* *π[οιεῖται*
τέσσαρ]α ἔχουσ' ἐν [μόνον
κέρα]ς .Ι· τὸ δὲ πέμπτον
τῶν φωνηέντων .Υ·

5 *τρ[ί]α μὲν, π[ρῶτερον] δὲ τῇν*
ὁ]ρθὴν ἔχ[ον κεραίαν
τὸ] πρωτο[ν, τὸ δεύτερον
πρ[ο]σλαμβ[άνον αὐτῇ κέ-
ρας ὕ]στερο[ν, τὸ τρίτον

10 *ταῖ]ς κεραίαις ἀμφο[τέ-*
ραις] τῆς ὀρθῆς ἀπ[οκλί-
νον].

Was diese Restitution besagen soll, dies wäre uns völlig unerfindlich, wenn nicht ihr Urheber eine Übersetzung der

Zeilen 3—12 beigelegt hätte, die also lautet: „Der fünfte der Vokale *v* (bildet) drei Diphthonge, und zwar, indem er vorne die Vertikale gehört hat, den ersten, den zweiten, indem er an derselben hinten ein Hörnchen annimmt, den dritten, indem er mit den beiden genannten Hörnchen von der Vertikalen abzweigt.“ Brauchen wir erst zu sagen, daß diese Herstellung als Ganzes geradezu unmöglich ist? Vergleichsweise wenig bedeutet die hier beliebte, unseres Wissens jeder Analogie ermangelnde Verwendung von *ποιεῖσθαι*, desgleichen die Unwahrscheinlichkeit, daß die Vokale einmal *φωναί*, ein andermal *φωνήεντα* heißen sollen, was durch den Kollektivausdruck *φωνή* (Z. 12) keineswegs gerechtfertigt wird. Wie ist es aber möglich, daß das einem *μὲν* gegenüberstehende *δέ* „und zwar“ bedeute? Und wie unerhört wäre die asyndetische Anreihung von *δεύτερον* und *τρίτον*. 4 *κεραίαν* soll hier „rein adjektivisch“ gebraucht sein (S. 4. Anm. 2) und „mit einem Hörnchen versehen“ bedeuten. Nun kennt aber die griechische Sprache nur ein Substantiv *ἡ κεραία*, keineswegs aber ein Adjektiv *κεραῖος*. Dieses ermangelt jedes Beleges und wird nur einmal im Etymologicum Magnum angeführt, nicht etwa als eine tatsächlich vorhandene Bildung, ja nicht einmal als ein zum Behufe etymologischer Ableitung ersonnenes Figment, sondern lediglich als eine Form, welche vorhanden sein und die Stelle von *κερῖος* einnehmen müßte, falls dieses Wort, „wie einige fälschlich behaupten“, von *κέρας* abzuleiten wäre (Etym. M. p. 539. 17 Gaisford: *τινὲς δὲ λέγουσι παρὰ τὸ κέρας γίνεσθαι κερῖος καὶ συγκοπῇ κριός· οὐ καλῶς. κεραῖος γὰρ ὥφειλεν εἶναι. ὡς κνέφας κνεφαῖος, οὐδας οὐδαῖος*). Und nun gar die Nebeneinanderstellung von *πρότερον* und *πρωτον*, von *δεύτερον* und *ὑστέρον* je in einem Satze, und zwar in ganz verschiedener Bedeutung!

Minder ungünstig fällt das Urteil über die freilich an Zahl sehr geringen neuen Ergänzungen aus, die Herr Gitlbauer in der ungleich besser erhaltenen, auf die Konsonantenzeichen bezüglichen zweiten Hälfte der Kolumne vornimmt. Eine derselben, *ἀρχεῖ* (Z. 20), im Sinne von *ἐν ἀρχεῖ* oder

ἐπὶ τῇ ἀρχῇ gilt mir allerdings gleichfalls als völlig sprachwidrig und darum unmöglich. Eine zweite, ἐν μέσῳ (Z. 17, 18) ist vielleicht, wenn auch nicht an eben dieser Stelle, sinngemäß (worüber später gehandelt werden soll), kann aber freilich in der ihr hier gegebenen Form, nämlich ohne ein *iota adscriptum*, nicht als glaubhaft gelten in einem Zeitalter, das derartige Schreibungen nur ganz vereinzelt zuläßt. Findet sich doch in Meisterhans' reichhaltigem Material (Grammatik der attischen Inschriften², 53) nicht ein einziges Mal innerhalb eines halben Tausend von Fällen (im vierten Jahrhundert) Ω statt Ω| verwendet. Die dritte und letzte der Neuerungen, die Ersetzung meiner Ergänzung μετῴρα durch πλαγία (Z. 22), hat hingegen meinen vollen Beifall; sie erscheint mir ebenso wohlbegründet als belangreich. Hat doch diese eine gelungene Ergänzung für die Detailrekonstruktion jenes antiken Schriftsystems keineswegs unerhebliche Konsequenzen im Gefolge.

Manche mögen freilich der Meinung sein, daß die Feststellung des Vorhandenseins und der leitenden Grundsätze eines kurzschriftlichen Systems in der Mitte des vierten Jahrhunderts von einiger Wichtigkeit, die Ermittlung seines Aufbaues im einzelnen hingegen von vergleichsweise geringem Belang sei. Diese Ansicht kann jedoch nicht eine unbedingt und vollständig zutreffende heißen. Nicht nur ist es von Interesse, zu erfahren, mit welchem Maße von Geschick und Erfolg der kühne Erfinder seine Aufgabe gelöst hat. Die Art der Ausführung gestattet uns auch, mit größerer oder geringerer Sicherheit die Absichten zu erschließen, die ihn dabei vornehmlich geleitet haben, ob es ihm z. B. mehr um Raum- oder um Zeitersparnis der Schreibenden zu tun war, ob er nur einen Behelf der Aufzeichnung zu schaffen wünschte, der gelegentliche Verwendung finden und neben dem historischen Alphabet ein bescheidenes Plätzchen einnehmen sollte, oder ob er geradezu darauf ausging, das letztere durch seine geistreiche Erfindung zu ersetzen. Diesen Fragen, denen man eine ernste kulturhistorische Bedeutung nicht absprechen kann, gesellt sich

noch eine andere von großem schriftgeschichtlichem Interesse hinzu: die Frage nämlich, ob jenes System spurlos verschwunden ist, oder ob es eine nachhaltige Wirkung geübt hat. Herr Gitlbauer glaubt die letztere Frage bejahen zu können, indem er von diesem Gesichtspunkt aus eine Entwicklungsgeschichte der griechischen Kurzschrift zu liefern unternimmt und einen tiefgreifenden Einfluß jenes in der athenischen Steinurkunde dargelegten Systems nicht nur auf die hellenische Tachygraphie jüngerer Epochen, sondern sogar auch auf das römische System der tironischen Noten behauptet. Über diesen, den umfangreicheren Teil seiner Arbeit ein vollgültiges Urtheil zu fällen, dies ist wohl nicht nur für den Schreiber dieser Zeilen eine ungemein schwierige Aufgabe. Wie weit hier zufällige Koinzidenzen vorliegen, wie ich selbst solche in nicht geringer Zahl in Kurzschriftsystemen der Neuzeit und auch in historischen Alphabeten der verschiedensten Länder und Völker aufzuzeigen bemüht war, inwieweit hier wirklicher genetischer Zusammenhang waltet, dies wird sich wenn irgendwann, so jedenfalls erst in einem vorgerückteren Stadium dieser Untersuchungen ermitteln lassen. Einem großen Theile der von Herrn Gitlbauer hervorgehobenen Übereinstimmungen ist freilich von vornherein jegliche Beweiskraft abzusprechen, aus dem einfachen Grunde, weil von allen Unsicherheiten abgesehen, die 6 der Rekonstruktion der Konsonantenzeichen des attischen Systems noch immer anhaften, jene der Vokalzeichen nur als freie Erfindung Herrn Gitlbauers bezeichnet werden kann. Sollen doch nach seiner Ansicht die ersten elf Zeilen der Inschrift von den Diphthongen handeln. Wäre nun diese Ansicht auch so richtig, wie sie erweislicher- und erwiesenermaßen falsch ist, so würde aus ihr sich jedenfalls die Konsequenz ergeben, daß die Urkunde uns zur Rekonstruktion der einfachen Vokalzeichen keine Handhabe bietet. Oder man könnte — um jeder hier in Frage kommenden Möglichkeit zu gedenken — doch nur den Versuch wagen, von den Diphthongzeichen aus Schlüsse auf die Zeichen der einfachen Vokale zu ziehen. Freilich wäre dieses Unternehmen unter allen

Umständen ein verwegenes, im vorliegenden Falle, da sein Ausgangspunkt eine von Anfang bis zu Ende falsche Annahme ist, ein von vornherein mit Unfruchtbarkeit geschlagenes. Allein auch diese Kühnheit könnte Vorsicht heißen im Vergleich mit dem Verfahren, das unser Autor bei der Rekonstruktion der Vokalzeichen (S. 14 und 15) in Wirklichkeit einschlägt. Hier soll „bei der peinlich strengen Konsequenz des Systems die Analogie des Konsonantismus gute Dienste“ leisten. Gleichzeitig wird jedoch diese Analogie so vollständig außer acht gelassen, daß während bei den Konsonantenzeichen von einer Anlehnung an das historische Alphabet mit keinem Wort die Rede ist, hier solch eine Anlehnung mit Zuversicht behauptet wird und in der Tat die alleinige Grundlage des Rekonstruktionsversuches abgibt. Die also begründeten und mithin auf Flugsand gebauten Annahmen erhalten dann „eine nicht zu unterschätzende Bestätigung“ durch Übereinstimmungen mit „der späteren griechischen Tachygraphie“. Tut es not, auf den kaum verhüllten *circulus vitiosus* hinzuweisen, in dem sich diese Aufstellungen bewegen? Und trotz alledem mußte Herr Gitlbauer, wenn er den durch die Urkunde gegebenen Voraussetzungen nicht durchweg und völlig untreu werden wollte, überdies noch zu nicht wenigen und zum Teil äußerst gewaltsamen Hilfshypothesen seine Zuflucht nehmen, wie z. B. zu der Annahme, daß man „in der kursiven Tachygraphie das xenophonteische Zeichen für *v* als Träger aller in der Aussprache ungefähr gleichlautenden Vokale und Diphthonge 7 gewählt hatte“ (S. 27), oder zu jener anderen, daß das Zeichen für *χ* in der Minuskeltachygraphie „von der minderen Rolle des *χ* zu der viel bedeutenderen des *σ* befördert“ wurde (S. 42). Über die Richtigkeit der tachygraphischen Entzifferungen, die hier verwendet werden, enthalte ich mich, da ich kein Spezialkenner dieser Dinge bin, jedes Urteils. Daß aber auch hier die Forschung noch nicht das letzte Wort gesprochen hat, beweist ein Satz wie der S. 24 vorkommende: *θῆμισσα αὐτὰ ἐπίθανα*, was bedeuten soll: „die Hälfte schon“ (nämlich die Hälfte einer in jener

Subscriptio erwähnten Leistung im Schnellschreiben) „klingt unglaublich“.

Unsere Leser fragen wohl verwundert, was die Worte „das xenophonteische Zeichen für *v*“ in der oben angeführten Stelle besagen sollen. Die Antwort auf diese Frage erteilt uns Herr Gitlbauer auf S. 17 seiner Abhandlung. Er verweist auf Laertius Diogenes, der „ganz positiv in seiner Vita Xenophontis (II, 48) keinen Geringeren als Xenophon den ersten Stenographen“ nennt. Die bekannten Worte *καὶ πρῶτος ὑποσημειωσάμενος τὰ λεγόμενα εἰς ἀνθρώπους ἤγαγεν* sollen nämlich in der Tat das enthalten, was einst Justus Lipsius in ihnen zu finden glaubte, während der völlig gleichwertige Ausdruck *ὑποσημειώσεις ἐποιεῖτο*, den derselbe Laertius Diogenes in demselben Buche seines Werkes (II, 122) von den Aufzeichnungen eines anderen Sokratikers, des Schusters Simon gebraucht, dieser Bedeutungsnuance entbehren soll. Es wird „ein eigentümliches Zusammentreffen“ genannt, „daß ein so gewiegter Inschriftenkenner wie Köhler den Steintext in die Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts setzt und daß Diogenes Laertius einen griechischen Schriftsteller, der bis um die Mitte des vierten Jahrhunderts lebte, als Erfinder einer Kuzrschrift nennt“. Ferner wird auf die „Einfachheit“ sowohl als auf die „strenge Konsequenz“ des Systems hingewiesen, vermöge deren „wir uns mit dem Gedanken, ein philosophischer Schriftsteller könnte ihr Urheber sein, recht gerne vertraut machen dürften“. Und während es im folgenden „nicht so undenkbar“ heißt, daß Xenophon der Urheber des uns jetzt durch die Burginschrift bekannt gewordenen Schriftsystems sei, wird dasselbe sogleich S. 18 „der Kürze halber“ das xenophonteische genannt, ein Vorbehalt, dessen der Leser im weiteren Verlauf der Abhandlung 8 nur allzu leicht vergessen kann. Hier Kritik zu üben wäre ebenso peinlich als es überflüssig ist. Oder brauchen wir Sachkundige daran zu erinnern, daß die intellektuelle Eigenart des Militärs und Sportsmanns Xenophon uns solch eine subtile Erfindung ganz und gar nicht von ihm erwarten läßt, daß er bis ins Greisenalter in der Verbannung gelebt hat,

daß seine Wiedergabe jener sokratischen Gespräche, deren Zeuge er in früher Jugend gewesen ist, auf niemanden — von den Übertreibungen neuerer Hyperkritik ganz abgesehen — den Eindruck stenographischer Treue machen kann, daß es endlich gänzlich unzulässig ist, ein und dasselbe Wort in dem Munde eines und desselben Schriftstellers bald dies, bald jenes bedeuten zu lassen? Es kann als völlig und unwider-
ruflich ausgemacht gelten, daß Laertius Diogenes mit jener Bemerkung, der schwerlich irgend jemand außer Herrn G. einen „sensationellen Charakter“ beimessen wird, nichts anderes sagen wollte als: Xenophon hat zuerst sokratische Reden aufgezeichnet und veröffentlicht.

II.

Wir gelangen zu dem weitaus erfreulicheren Teil unserer Aufgabe. Wie wir schon einmal angedeutet, enthält die vorliegende Abhandlung inmitten von so vielem, was wir als völlig grund- und haltlos bezeichnen mußten, einiges, worin wir einen wahrhaften und bleibenden Gewinn erblicken dürfen. Können wir auch von den drei Ergänzungsvorschlägen, die sich auf die dem Konsonantismus gewidmete Partie der Burginschrift beziehen, nur einen ohne weiteres annehmen, so hat mich doch diese eine Besserung im Vereine mit einer kritischen Bemerkung, die mir freilich nicht mehr neu war, zu einer nicht unerheblichen Modifikation meines ursprünglichen Entwurfs geführt. Die zutreffende Kritik gilt meiner Auffassung der Worte ἀρχή und τελευτή, die Textbesserung meinem Supplemente [μετέωρ]α Z. 22, das durch [πλαγι]α ersetzt wird. Beides hängt aufs engste zusammen. Ich hatte die Worte „Anfang“ und „Ende“ (im Sinne des von der Linken zur Rechten Schreibenden) auf die linke und rechte Seite des Vokalzeichens bezogen. Daß dies ein Fehlgriff war, darauf hatte mich alsbald nach der Veröffentlichung meiner Abhandlung Herr Walter Scott, Fellow des
9 Merton College in Oxford (seither Professor der klassischen

Philologie an der Universität Sidney in Neu-Süd-Wales) in einem Briefe vom 21. September 1884 aufmerksam gemacht. in dem es heißt:¹ „*With regard to the consonant-scheme one thing that has struck me is that the expressions ἐπὶ τὴν ἀρχὴν and πρὸς τῇ τελευτῇ do not naturally describe positions immediately to the left and right of a perpendicular line (as for instance those of π and μ in your diagram), but almost necessarily imply that there is some considerable space between the beginning and end in question.*“ Ähnlich macht jetzt Herr Gitlbauer S. 2 auf den Mißstand aufmerksam, „daß von den drei Bezeichnungen ἀρχή (Z. 22 und 26), μέσον (Z. 25) und τελευτή (Z. 21 und 24) μέσον in der vertikalen, die beiden anderen aber in der horizontalen Richtung genommen wurden“. Was mich an der irrthümlichen Auffassung der Worte ἀρχή und τελευτή festhalten ließ, war vornehmlich die Überlegung, daß nur die Ausnützung beider Seiten des Vokalzeichens genügenden Raum schaffe für die erforderliche Zahl der Ansatzstellen, an denen das eine konsonantische Hilfszeichen (die εὐθεῖα καὶ βραχεῖα γραμμὴ) befestigt werden sollte. Die Namen von fünf Konsonanten, nämlich ταῦ, νῦ, πεῖ, μῦ und βῆτα, sind auf dem Steine vollkommen erhalten, dazu kam das von mir (Z. 19) zweifellos und anerkannt richtig hergestellte δέλτα, und auf einen siebenten Konsonanten weist das Z. 26 von mir ebenfalls mit bestem Grund zwischen πρὸς und [τ]ὴν eingesetzte [μὲν], dem im folgenden ein δὲ entsprechen mußte, mit Notwendigkeit hin. Freilich ist auch

¹ Die Leser der Gitlbauerschen Abhandlung erhalten keine Auskunft darüber, wo und wann Herr Walter Scott die ihm Tafel I zugeschriebene Herstellung der Z. 13 veröffentlicht hat. Dieselbe ist eben niemals veröffentlicht, sondern mir in dem oben angeführten Privatbrief und von mir gesprächsweise Herrn Gitlbauer mitgeteilt worden. Genauer gesprochen, Herr Walter Scott hat die Lesung τὴν οὖν φωνὴν μὲν γράφειν οὕτω δεῖ vorgeschlagen, ich daraus τὴν οὖν φωνὴν μὲν δεῖ γράφειν οὕτως gemacht. Dieser Modifikation habe ich damals wahrscheinlich gar nicht gedacht, sondern die evident richtige Besserung einfach als von Herrn Walter Scott herrührend bezeichnet.

mir der Gedanke gekommen, daß der kurze Geradstrich vielleicht eine Modifikation durch die schräge Stellung erfahren hat (S. 370); doch habe ich, durch unzulängliche Gründe verführt, diesen Gedanken wieder fallen lassen. Ich nehme nunmehr das erwünschte Auskunftsmittel bereitwillig an. Dasselbe gewährt uns den großen Vorteil, die eine Seite des Vokalzeichens vollständig entlasten und die konsonantischen Hilfszeichen, je nachdem der Konsonant vor oder nach dem Vokal auftritt, an der vorderen (linken) oder an der rückwärtigen (rechten) Seite des Vokalzeichens anbringen zu können (S. 12 der Gitlbauerschen Abhandlung). Die ganze auf den Konsonantismus bezügliche und die erste der beiden Heptaden behandelnde Stelle schlage ich somit vor, wie folgt zu ergänzen und zu schreiben:

- τ]ήν οὖν φων[ήν μὲν
 δεῖ γ]ράφειν οὐ[τως.
 τῶν] δ' ἀφώνων ἡ [μὲν
 15 εὐ]θεῖα καὶ βρα[χεῖα
 γρα]μμή
 το]ῦ φωνήεντος [ἐπὶ τεῖ ἀρ-
 χεῖ μὲν] τεθεῖσα δύ[ναται
 δέλτ]α,
 20 μέση] δὲ ταῦ,
 πρὸς δ]ὲ τεῖ τελευτεῖ νῦ·
 πλαγι]α δ' ἐπὶ τ]ήν ἀρχήν
 μὲν π]ροσηγμένη πεῖ,
 πρὸς δὲ] τεῖ τελευτεῖ μῦ,
 25 κατὰ δὲ τ]ὸ [μέ]σον πρὸς
 μὲν τ]ήν ἀρχήν προση-
 γμέ]νη βῆτα, —

Von Z. 28 ist nur mehr ein Buchstabenrest erhalten, der sich zu E ergänzen läßt und genau unter dem ersten E von τελευτεῖ (Z. 24) steht und in soweit auch zu der durch den Zusammenhang gebieterisch geforderten Ergänzung πρὸς δὲ τεῖ τελευτεῖ — (oder was Herr Gitlbauer vielleicht

mit Recht vorzieht $\pi\rho\delta\varsigma\ \delta\epsilon\ \tau\acute{\iota}\nu\ \tau\epsilon\lambda\epsilon\upsilon\tau\acute{\iota}\nu$) — aufs beste stimmt.

Diese Modifikation meines ursprünglichen Ergänzungsversuches (bei der ich $\pi\lambda\alpha\gamma\acute{\iota}\alpha$ [Z. 22] und überdies die Anregung zu $\epsilon\pi\acute{\iota}\ \tau\epsilon\acute{\iota}\ \acute{\alpha}\rho\chi\epsilon\acute{\iota}$ [Z. 17—18] und zu $\mu\acute{\epsilon}\sigma\eta$ [Z. 20], wenn auch nicht die Schreibung und die Verwendung dieser Worte, Herrn Gitlbauers Arbeit verdanke) genügt, soviel ich sehen kann, den sachlichen und sprachlichen Anforderungen ebenso vollständig wie der Größe der Spatien und ¹¹ den wenigen Zeichenresten der Urkunde, die ich hier, da das Faksimile nun schon oft genug veröffentlicht worden ist, nicht mehr besonders namhaft mache. Auch die Reihenfolge der Anweisungen zur Bildung der konsonantischen Hilfszeichen erweist sich jetzt als eine völlig naturgemäße. In betreff der drei Horizontalstrichelchen folgen die Ansatzstellen einander in der Ordnung: Anfang, Mitte und Ende. In betreff der vier schrägen Strichelchen wird diese natürliche Folgenreihe verändert in Anfang, Ende und Mitte. Der Grund hierfür ist einleuchtend. Am Anfang und am Ende wird das Schrägstrichelchen nur in einem Sinne — nämlich so, daß die Schriftlinie nicht überschritten wird — also am Anfang in der Richtung nach abwärts, am Ende in der Richtung nach oben verwendet. Die doppelte Verwendung in der Mitte, nämlich einmal mit der Richtung nach oben, das andere Mal mit der Richtung nach unten, bedurfte einer besonderen Darlegung und wurde daher für den Schluß der auf die erste Heptade bezüglichen Anweisung verspart. Die sieben Hilfszeichen besaßen demnach in Verbindung mit dem einfachsten Vokalzeichen, dem senkrechten Striche, der Z. 6 und Z. 11 genannten $\delta\phi\theta\acute{\iota}$, die folgende Gestalt.

┘	┐	└	┌	┐	┘	┌
δ	τ	ν	π	μ	β	?

Der Lautwert des siebenten Zeichens bleibt fraglich. Vielleicht empfiehlt sich die Annahme, daß es σ ausdrücken sollte, da

der dentale Spirant sich einerseits sehr passend an die dentale Media und Tenuis und an den dentalen Nasal ($\delta \tau \nu$) anschloß und andererseits in ebenso angemessener Weise den mit ihm zusammengesetzten Doppelbuchstaben ($\zeta \xi \psi$) vorangeschickt wurde. [Eine andere, wohl sehr erwägenswerte Möglichkeit! Das siebente Zeichen mag (wie ich anfangs vermutete) in Wahrheit ψ bedeuten. Die zweite Heptade könnte dann die Reihe bilden: $\zeta \sigma \rho \kappa \lambda \gamma \xi$. Dann würden den Horizontalzeichen $\delta \tau \nu$ die Horizontalzeichen $\zeta \sigma \rho$, den Schrägzeichen $\pi \beta \psi \mu$ die Schrägzeichen $\kappa \gamma \xi \lambda$ entsprechen. Wie die ganze Labialreihe in der ersten, wäre die ganze Gutturalreihe in der zweiten Heptade untergebracht. Gleich den vier Liquiden aber wären auch die Glieder der Dentalreihe unter die zwei Heptaden, und zwar unter ihre Anfänge verteilt, derart, daß dem d - der ds -Laut, dem t das s , wohl mit Rücksicht auf den Lautwandel ($\text{Ζεύς Διός, τάρτω τάσσω}$) gegenüberstände. — λ und ρ mögen auch umgekehrt angeordnet worden sein —.¹] Als sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht als gewiß kann es gelten, daß die in der zweiten Heptade nicht mehr unterbrachten drei Konsonanten die drei Aspiraten und nicht etwa die drei Doppelbuchstaben waren. Derselbe Mangel an voller Gewißheit erstreckt sich auch auf andere die Anordnung 12 der zweiten Heptade betreffende Punkte. Wie $\delta \tau$ und $\pi \beta$ in der ersten Heptade vereinigt, und zwar in nachbarlicher Nähe vereinigt waren, so darf dasselbe mit hoher Wahrscheinlichkeit auch in bezug auf $\kappa \gamma$ im Kreise der zweiten Heptade erwartet werden, und dem Liquidenpaar $\nu \mu$ hat fast sicherlich das andere Paar $\lambda \rho$ oder $\rho \lambda$ auch örtlich entsprochen. Die Gestalt, welche das konsonantische Hilfszeichen in der zweiten Heptade gewann, kann, wie ich zweifelnd vermutet habe, ein Ringelchen, die $\sigma\kappa\omicron\lambda\iota\acute{\alpha}$ καὶ βραχέα γραμμή (S. 372) gewesen sein, die dann bei ihrer ersten Anheftung in der Mitte, wo sie dem τ der

¹ [Es bedarf nur der Annahme, daß die Schrägzeichen ein wenig nach links vorsprangen um die Labialreihe vor die Dentalreihe zu stellen, gleichwie diese als erste Heptade der in der zweiten vereinigten Gutturalreihe voranstand. Vgl. 380; Anm. 1.]

ersten Heptade entsprach, als geschlossener Ring zu denken wäre. Nicht unmöglich aber ist es, daß der *εὐθεῖα καὶ βραχεῖα γραμμὴ* die *εὐθεῖα καὶ μακρὰ γραμμὴ*, der Herr Gitlbauer den Vorzug gibt, gegenüberstand, und daß dann das Ringelchen etwa zur Bezeichnung der Aspiraten, vielleicht in der Weise verwendet wurde, daß es bei τ , π und κ an die Stelle des geraden Striches getreten ist. Es genügt, auf diese verschiedenen Möglichkeiten und somit darauf hinzuweisen, daß die von dem Schrifterfinder angedeuteten Hilfsmittel völlig ausreichend waren, um seinen Reformplan auch in den Teilen, über die uns ein urkundliches Zeugnis nicht vorliegt, vollständig zu verwirklichen. Auf Herrn Gitlbauers Enneaden-Konstruktion, auf die in der erhaltenen Partie der Urkunde nicht das mindeste hinweist, und bei der die wesentlichsten Bestimmungen, nämlich die Angabe der verschiedenen Richtungen des oberen und unteren Schrägstrichs unausgesprochen geblieben wären, näher einzugehen, sehen wir uns nicht veranlaßt. Daß seine Rekonstruktion der Vokalzeichen jeder urkundlichen Grundlage entbehrt, haben wir bereits zur Genüge dargelegt. Auf eine kritische Erörterung derselben dürfen wir verzichten. Unser eigener erster Versuch, den auf dieses Gebiet bezüglichen, fast hoffnungslos verstümmelten Teil der Inschrift mit einiger Wahrscheinlichkeit wiederherzustellen, kann gewiß nicht als ein vollständig gelungener gelten. Insbesondere taten wir Unrecht, hierbei den Schrägstrich zu verwenden und uns hierdurch von vornherein der Möglichkeit zu berauben, dieses wichtige Hilfsmittel der Rekonstruktion der Konsonantenzeichen dienstbar zu machen. Doch haben wir über das Problematische dieser Ergebnisse niemals einen Zweifel bestehen lassen (vgl. S. 403). Weit wichtiger als das 13 Gelingen dieses Wagnisses war uns die Ermittlung der Grundsätze, die den Schrifterfinder hier geleitet haben, und in diesem Punkte dürfen wir auch noch heute an den damals erzielten Ergebnissen festhalten. Daraus, daß er Υ auf ι folgen läßt, haben wir geschlossen und durften wir mit gutem Rechte schließen, daß der Schriftreformer auch hier mit

dem historischen Alphabet im Streite lag, daß er ein durchaus rationeller Alphabetiker war, der nicht nur die Zeichen, sondern auch die Reihenfolge der Vokale nezugestalten unternahm. Und da ferner die Folge ι—υ den Schluß der sogenannten natürlichen Vokalreihe bildet, so waren wir auch in unserem guten Rechte, eben die Vokalreihe als das taktische Prinzip des Reformators anzusehen. Nicht minder berechtigt war endlich der Schluß, daß die graphische Reform hier im engsten Zusammenhange mit der taktischen Neuerung stand; denn wie anders wäre es zu erklären, daß inmitten der mit lapidarer Kürze gegebenen Anweisungen zur Bildung der Vokalzeichen die Reihenfolge derselben durch die Worte τὸ δὲ πέμπτον τῶν φωνήεντων Y ausdrücklich hervorgehoben wird? Und dazu stimmen gar wohl, wie wir meinen, die unmittelbar darauffolgenden, sicher hergestellten Worte τρία μὲν πρὸς τὴν ὀρθὴν ἔχει (mag nun *τέτρα* oder etwas anderes gefolgt sein) Z. 5/6. Nicht minder glaube ich daran festhalten zu dürfen, daß der hier und Z. 12 genannte einfache Vertikalstrich, die ὀρθή sc. γραμμή, das Grundelement der Vokalbezeichnung abgab und somit den Ausgangspunkt der Vokalreihe, nämlich ο, bezeichnen sollte. Der gegen diese Aufstellung von Herrn Gitlbauer erhobene Einwurf, daß dadurch „das Kuzschriftsystem mit der Mnemonik in Konflikt“ gebracht würde (S. 7), entbehrt unseres Erachtens jeder Begründung. Haben wir doch keinen Grund, anzunehmen, daß der radikale Schrifterfinder mnemonische Hilfen für den Erlernenden anderswo suchte als innerhalb der auf phonetischen Grundlagen ruhenden Anordnung seines Systems. Den neuen Wein in die alten Schläuche zu gießen, ein Flickwerk von historischer und rationeller Alphabetik zu schaffen, dies lag ihm, soweit die erhaltenen Überreste einen Schluß auf das Verlorene gestatten, vollständig ferne. Ebenso gleichgültig läßt mich der von manchen

¹⁴ Kuzschriftlern gegen meinen Rekonstruktionsversuch vorgebrachte Einwand, es fehle dem Systeme an „Schreibflüchtigkeit“. Denn einmal kennen wir, wie schon oben bemerkt ward, in diesem Betracht ganz und gar nicht

die Absichten des Schrifterfinders. Es ist eben nur eine unter mehreren Möglichkeiten, daß seine Erfindung einen Behelf der Schnellschrift liefern sollte. Und selbst wenn dieser Zweck so unumstößlich feststünde, wie er zweifelhaft ist, was gäbe uns das Recht, vorauszusetzen, daß derjenige, der in so früher Zeit und wahrscheinlich als der erste solch einen Zweck ins Auge gefaßt hat, nunmehr auch sofort die seiner Erreichung dienlichsten Mittelersonnen hat? Nicht ein System von idealer Vollkommenheit, sondern einen ersten tastenden Versuch auf dem Wege, der allmählich und stufenweise zu dieser führen kann, hätten wir auch in diesem Falle aller Wahrscheinlichkeit nach zu erwarten. Jedenfalls liegt es uns aber ob, den in der Urkunde enthaltenen Weisungen zu folgen, nicht aber diese auf Grund irgendwelcher vorgefaßter Meinungen zu verewaltigen.

Ich will von dem Gegenstande nicht scheiden, ohne einen Irrtum zu berichtigen, der ohne mein Verschulden in meiner früheren Abhandlung Raum gefunden hat. Die zwei schlagendsten unter den Parallelen, die ich für das athenische Schriftsystem anzuführen in der Lage war, bilden die mittelalterliche Schrifterfindung des Johann v. Tilbury und die moderne, die eine Wiener Dame unter dem Pseudonym Lady Sophie Scott veröffentlicht hat. Die erstere war mir durch eine Mitteilung Valentin Roses im 8. Bande der Zeitschrift „Hermes“ und durch Zeibigs „Geschichte und Literatur der Geschwindschreibekunst“, Dresden 1878 bekannt geworden. Da nun bei Zeibig Abbildungen der von dem englischen Mönche gebrauchten Schriftzeichen sich vorfinden, Roses Aufsatz aber diese nicht enthält, so nahm ich an, daß bei Zeibig ein „Rekonstruktionsversuch“ jener ars notaria vorliege. Ich bin seither durch eine freundliche Zuschrift des Herrn Dr. G. Michaelis (Berlin, 9. Januar 1885) darüber belehrt worden, daß meine Folgerung eine irrige war. „Heute habe ich“ — so lautet jene an einen früheren Brief anknüpfende Mitteilung — „Herrn Dr. Rose gesprochen: die Zeichen der Tilburyschen Schrift sind von ihm aus den

Manuskripten genommen; im ‚Hermes‘ VIII sind sie nicht veröffentlicht, weil Dr. Rose eine ausführlichere Publikation
15 beabsichtigte, die indes nicht zustande gekommen ist; er hat mir die Zeichen zuerst mitgeteilt, und erst später sind sie dann den Herren des sächsischen Institutes (nämlich des königlichen stenographischen Institutes zu Dresden) bekannt geworden. Ich finde auch nirgends, daß Zeibig sich selbst eine Rekonstruktion der Zeichen zugeschrieben hätte.“ Somit erwächst auch der Detailausführung jener hochinteressanten Schrifterfindung die volle urkundliche Gewähr, die wir ihr zuzusprechen bisher nicht in der Lage waren.

[Anhang.

Herr Kustos Dr. Carl Wessely hat die Güte gehabt, mir eine neue und noch sorgfältiger ausgeführte Kopie jener Papyrus-Bruchstücke zu übermitteln, die wir in Nr. 7 erwähnt und zu verwerten versucht haben. Das einzige außer dem S. 82 mitgeteilten einigermaßen entzifferbare Bruchstück des jetzt als Nr. 8 bezeichneten Papyrus der erzherzoglichen Sammlung hat, von dem unklaren Anfang abgesehen, den folgenden Wortlaut: — τὰς ἄλλ(ας) | ὁμοίως ἐπιστήμ(ας). | οὕτω δὲ καὶ περὶ τ(ὰ) | ὅντα καὶ τῇ(ν τοῦ) | παντὸς σύσ(τασιν δει|κ)νύουσι(ν, ὡς οὐκ ἄ)πειρά ἐστ(ι τὰ ἐξ ὧν) | συνέστηκ(ε τὰ πρῶ)|γματα. ἀλλ' ὁ μὲν | δύο, ὁ δ(ε) τρία, ὁ δὲ τ(έτ)τ(αρα). τοῦτο δ' οὖν ἀπᾶ(1. αν)|τες ἐπιχειροῦσιν | λέγειν, ἐκ τίνων τ(ὰ ὅ)|λα ἐ(σ)τίν, καὶ ἐρ ἀπείρ(ω)ν ἄγειν εἰς πέρα|τα καὶ ἐξ ἀναρι(θμῆ)|των (εἰς ἀ)ριθ(μόν). Nach zwei unverständlichen Zeilen folgt: (— μὲν οὖν οἱ καλοῦ)|μενοι φρυσ(ικοὶ καὶ) | πραγματευό(μεν)οι | . . .¹ περὶ φύσεως ἀπο|τεμόμενοί τι μέρος ἐκ τῶν ὄντων, | περὶ τούτων τ(οι)|ούτων τε λέγουσιν —. Im folgenden vermag ich nur mehr mit Sicherheit die Wortverbindung: στοιχ(εῖα τῶν πρῶ)γμάτων zu erkennen. Die Herstellung gehört im wesentlichen Wessely an. Ich habe nur sein ἐπιδεικνύουσιν durch δεικνύουσιν ersetzt und die zwischen ἀπειρά ἐστι und συνέστηκε, dann die nach diesem Wort vorhandene Lücke ausgefüllt, endlich nach φρυσικοὶ ein καὶ eingesetzt. Der Satz: ἀλλ' ὁ μὲν — τέτταρα scheint lückenhaft überliefert, da das erforderliche Verbum, etwa προτίθῃσι, sich kaum hinzudenken läßt.

¹ Hier war οἱ geschrieben, doch ist ο durch einen darübergesetzten Punkt getilgt. Es sollte wohl auch ι getilgt werden.

Über den Zusammenhang dieser Kolumne mit der im Text verwerteten lassen sich kaum irgendwelche Vermutungen aufstellen. Es ist von dem Vereinfachungsbedürfnis der Naturwissenschaft, von dem Bemühen die Rede, das an Zahl und Maß Unbegrenzte auf Begrenztes zurückzuführen. Als ein Beispiel dient die Elementenlehre. Sollte darin und noch mehr in dem Hinweis auf die Ausscheidung eines Teiles der Wirklichkeit aus dem Ganzen (*ἀποτεμόμενοι τι μέρος*) ein gemeinsamer Charakterzug der wissenschaftlichen Betrachtungsweise und des künstlerischen, bzw. dichterischen Schaffens mit seiner Typisierungstendenz gefunden werden? Es ist ein anziehendes Rätsel, dessen Lösung schwerlich gelingen wird. Auch auf die Autorschaft der Schrift wirft der Inhalt der neuen Kolumne kein sicheres Licht. Ließ uns vorher der Anklang an eine Stelle der Poetik und die Anwendung aristotelischer Termini (*καὶ λέξει καὶ ᾗθει καὶ διανοίᾳ*) an einen peripatetischen Verfasser denken, so macht uns die Art, wie die Lehre von vier Elementen neben jener von zwei oder drei Urstoffen erscheint, daran einigermaßen irre.

Eine rätselhafte Stelle der zuerst veröffentlichten Kolumne wird jetzt noch rätselhafter, als sie vordem war. Ich meine die Wortverbindung *εἰ τυγχάνοιεν — παρ' ἡμῶν αὐτοῖς*. Ich hatte daran gedacht, *τυγχάνοιεν* durch *τυγχάνοι<μ>εν* zu ersetzen. Dann würde der Autor „sich mit unter die Lehre stellen“, wie derartiges nach Vahlens Auffassung (vgl. dessen Beiträge II, 37 und Poetik³ 171) bei Aristoteles mehrfach begegnet. Allein Wesselys neue Lesung *τὸ τυγχάνον* ist mit dieser Mutmaßung nicht vereinbar.]

Nachträge.

1. (Zu S. 104.) Einen wohl gelungenen Versuch, die Methode in Metrodors Wahnsinn zu erkennen, hat W. Nestle unternommen (Philologus Band 66 — N. F. 20 — S. 503ff.). Er findet den Schlüssel zu jenen Abenteuerlichkeiten vornehmlich in der Mißdeutung von Stellen der homerischen Gedichte.

2. (Zu S. 367ff.) Ich will noch ausdrücklich bemerken, daß ich den auf die Konsonantenzeichen bezüglichen Teil der Burg-Inschrift zwar nunmehr für endgültig geordnet (S. 442), von dem „Versuch einer Rekonstruktion der Vokalzeichen“ hingegen nur mehr Nr. 1 für gesichert und Nr. 4 für höchst wahrscheinlich halte (S. 414). Getilgt haben wir jenen — übrigens schon S. 445 preisgegebenen — ersten Versuch nur darum nicht, weil er vielleicht den Ausgangspunkt erfolgreicher Bemühungen anderer bilden kann.

Berichtigungen.

S. 121, Z. 12 statt „παφθόνησα“ lies „καφθόνησα“

S. 164, Z. 5 und 12 soll es statt „dem II. Bande“ heißen: „einem späteren Bande“

S. 204, Z. 2 statt „Σικελία“ lies „Σικελία“

S. 258, Z. 8 v. u. statt „θηρία θυμοῦ“ lies „θηρία τοῖς ἀμνημονέουσιν θυμοῦ“

S. 295, Z. 14 statt „Ζεὺς οὐ“ lies „Ζεὺς, οὐ“

S. 302, Z. 1 v. u. statt „dem Ὅμοια“ lies „den Ὅμοια“

S. 304, Z. 1 statt „Moralia I,“ lies „Moralia,“

Im gleichen Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

Griechische Denker

Eine Geschichte der antiken Philosophie

Drei Bände.

Lex. 8. Geh. 33 *M*, geb. in Halbfranz 40 *M* 50 *P*.

————— Jeder Band auch einzeln käuflich. —————

1. Band:

**Die Anfänge. Von der Metaphysik zur positiven Wissenschaft.
Das Zeitalter der Aufklärung.**

3. Aufl. 1911. Geh. 10 *M*, geb. 12 *M* 50 *P*.

2. Band:

Sokrates und die Sokratiker. Platon.

2. Aufl. 1903. Geh. 13 *M*, geb. 15 *M* 50 *P*.

3. Band:

Aristoteles und seine Nachfolger.

1. u. 2. Aufl. 1909. Geh. 10 *M*, geb. 12 *M* 50 *P*.

Das Werk von Gomperz hat sich in der philosophischen und philologischen Welt schon so eingebürgert und seine Vorzüge sind so allgemein bekannt, daß jedes Wort zu seiner Empfehlung überflüssig ist: Vorzüge, die besonders in der Verbindung scharfer Erfassung aller einzelnen Gedanken mit einer universalen Übersicht über die Entwicklung der Philosophie alter und neuer Zeit sowie in dem klaren und selbständigen Urteil über die verschiedenen Richtungen des menschlichen Denkens bestehen.

Wochenschrift für klassische Philologie. 28. Jhg., 1911. Nr. 38.

Die Aufnahme, die das Werk erfahren (auch in weiteren Kreisen), ist derart glänzend, wie es bei wissenschaftlichen Werken verhältnismäßig selten der Fall ist. Ist doch der zweite Band binnen eines halben Jahres in zweiter Auflage erschienen. Und es ist begreiflich, daß dem so ist. Mit der genauesten Kenntnis auch des geringfügigsten historischen Details im Gebiete der griechischen Philosophie, der umfassendsten philosophischen Bildung und einem staunenswerten allgemeinen Wissen verbindet der Verf. eine seltene Meisterschaft des Stils. Alles dies hat ihn befähigt, ein Werk zu schreiben, das den Fachmann wie den Nichtfachmann in gleicher Weise immer von neuem fesselt. Außerlich hat er dies dadurch möglich gemacht, daß er das gelehrte Material in den Anmerkungen an das Ende verwies, ohne im Text auch nur irgendwie darauf hinzuweisen und dadurch die fortlaufende Darstellung zu stören.

Deutsche Literaturzeitung. 1911. Nr. 8.

Der Vorzug von Th. Gomperz „Griechischen Denkern“ (1909 mit dem III. Band abgeschlossen) scheint mir in der Universalität der Beziehungen zu liegen, mit denen der Stoff beleuchtet und eigentlich durchlebt wird. Der Philologe, der Polyhistor, der Kulturhistoriker, der philosophische Kritiker und der schöngestigte Schriftsteller haben

mitgearbeitet, und die griechische Philosophie wird so nicht nur dargestellt, sondern in lebendigen Kontakt gebracht mit ihrem Text, mit allen Wissenschaften, namentlich Naturwissenschaften, mit anderen Zeiten und Völkern, mit moderner Philosophie und mit dem Bildungsinteresse eines modernen Publikums. „Logos“ Bd. I. 1910. Heft 1.

Es ist nicht allzulange her, daß man die Philosophie als ein scharf abgegrenztes Wissensgebiet betrachtete, als ein besonderes Reich des Geistes, in dem, unabhängig von der übrigen Kultur, die Vernunftbedürfnisse einzelner Menschen, dazu noch in widersprechender Weise abgehandelt werden. Auch hervorragende Geschichtsschreiber der griechischen Literatur sind von solch beschränkter Auffassung nicht ganz frei. Und doch hat bereits vor dreißig Jahren Eduard Zeller mit Recht darauf hingewiesen, daß die Systeme der Denker, wie selbständig und eigenartig sie auch erscheinen, immer nur als Glieder eines umfassenden Zusammenhangs begriffen werden können. Die Philosophie, einer der vielen Vorgänge im Organismus der Völkerentwicklung, hat selbst da, wo sie in ausgeprägtest metaphysischer Form erscheint, wirkliche Vorgänge zur Unterlage. Falsch, ja grundfalsch ist die Ansicht, daß die Welt der Tatsachen nichts zu tun habe mit der Welt der Ideen. Beide stehen in engster Wechselwirkung. Es kommt nicht von ungefähr, daß auf den Höhen menschlicher Geistesbildung die Meister der Philosophie jederzeit ihre Gedanken in die Tat umzusetzen bemüht sind. Eine scharfe Zeichnung des kulturhistorischen Hintergrundes bei klarem Herausarbeiten des Bedeutsamen und Bleibenden in der spekulativen Bewegung muß daher in erster Linie verlangt werden. Keine Darstellung genügt meines Erachtens dieser Anforderung mehr oder übt eine tiefergehende Wirkung aus als das herrliche Werk von Gomperz. Dessen wurde ich erneut inne, jetzt wo ich mich an der dritten Auflage des ersten Bandes erfreuen durfte. Zwar haben zahlreiche Berichtigungen und Verbesserungen das Buch noch wertvoller gemacht, aber die Einteilung und der Gesamtcharakter sind unangetastet geblieben. Gab doch zu einschneidenden Änderungen oder Zusätzen, die einer Bereicherung des Quellenmaterials ihren Ursprung verdanken, die gelehrte Arbeit der letzten Jahre keinen Anlaß. Auch von polemischen Erörterungen glaubte der Verfasser, so groß manchmal die Versuchung sein mußte, möglichst absehen zu sollen. Darum liest sich alles so angenehm. Man mag aufschlagen wo man will, man wird angezogen und festgehalten. *Südwestdeutsche Schulblätter Nr. 8. 28. Jahrgang.*

Zum dritten Male macht das prächtige Buch seinen Weg, und mir scheint, es hat seine Aufgabe noch lange nicht erfüllt, auch bei uns Historikern der Naturwissenschaft und der Medizin noch nicht! Es ist mein warmer Wunsch, daß auch aus unserer Schar recht viele diese Geschichte griechischen Denkens auf sich wirken lassen, sie ganz in sich aufnehmen. Auch der Griechengeist hat seine Mission auf Erden noch nicht erschöpft: Hier sind die größten Fragen der Menschheit in Klarheit gestellt und Lösungen versucht, die ihre Bedeutung immer behalten werden. — Und wie ist das alles hier vorgetragen, wie meisterhaft das einzelne Denkerereignis in die großen Zusammenhänge des Menschheitsdenkens hineingestellt, das Langeher mit dem Gestern und Heute geistvoll verknüpfend. Wer das bedeutende Werk noch nicht gelesen hat, ist fast um den ersten Genuß zu beneiden, und wer sich schon früher einmal darin vertieft hat, ernehme es in der neuen Gestalt, die in manchem noch gereift ist, abermals zur Hand; er wird die mit Gomperz' Buch verbrachten Stunden bestimmt wiederum zu seinen angenehmsten zählen!

Mittlgn. z. Geschichte d. Med. u. d. Naturwissensch. Nr. 43. X. Bd. Nr. 4.

Aristoteles' Poetik

übersetzt und eingeleitet

von

Theodor Gomperz.

Mit einer Abhandlung:

Wahrheit und Irrtum in der Katharsis-Theorie des Aristoteles

von Alfred Freiherrn von Berger.

8. 1897. geh. 3 *M.*

Die Apologie der Heilkunst.

Eine griechische Sophistenrede des fünften vorchristlichen Jahrhunderts.

Bearbeitet, übersetzt, erläutert und eingeleitet

von

Theodor Gomperz.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Lex. 8. 1910. geh. 8 *M* 50 *Sp.*

Hilfswörterbuch zum Aristophanes

von

Dr. Julius Hirschberg, Geh. Med.-Rat u. Prof. a. d. Univ. Berlin.

Erster Teil.

Die Acharner. Die Ritter. Die Wolken. Die Wespen. Der Frieden.

8. 1898. geh. 3 *M.*

Aristoteles' Lehre vom Ursprung des menschlichen Geistes

von

Professor Dr. Franz Brentano.

gr. 8. 1911. geh. 6 *M.*

Der als verdienstvoller Aristoteles-Forscher bekannte gelehrte und geistreiche Verfasser hat in der vorliegenden Abhandlung eine von vielen schlechterdings für unlösbar gehaltene Frage, die zu den wichtigsten Fragen der aristotelischen Theologie und Psychologie gehört, zu sicherer einhellig anerkannter Entscheidung gebracht.

Alles, was vom gegnerischen Standpunkt dagegen geltend gemacht werden konnte, war in einer Gegenschrift Eduard Zellers enthalten, dessen Einwände sämtlich der Reihe nach als unhaltbar erwiesen wurden.

Diese Publikation wird das größte Interesse erregen und nicht nur die aufmerksamste Beachtung aller für die Erforschung der Geschichte der Philosophie, sondern auch der für die Geschichte der Entwicklung der christlichen Lehre interessierten Kreise finden.

Griechische Paläographie

von

Professor Dr. V. Gardthausen.

I. Band:

Das Buchwesen im Altertum und im byzantinischen Mittelalter.

Mit 38 Figuren. Zweite Auflage.

Lex. 8. 1911. geh. 8 M.

Die erste Auflage des Buches ist vor mehr als dreißig Jahren im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erschienen. Seitdem hat die Wissenschaft niemals stille gestanden; ganze Gebiete wurden neu erobert und die alten ausgebaut oder doch erweitert. Diesen Verhältnissen Rechnung tragend, hat der Verfasser auch alle wichtigen Erscheinungen der umfangreichen und weit verstreuten neueren Literatur der letzten dreißig Jahre berücksichtigt. Außerdem unterscheidet sich die neue von der alten Auflage durch Hinzufügung von Illustrationen, durch welche die Anschaulichkeit sehr gewonnen hat und weitläufige Beschreibungen vermieden werden konnten.

Der vorliegende erste Band behandelt das Buchwesen und hat, da auf diesem Gebiete zwischen der griechischen und lateinischen Paläographie eine Trennung nicht durchzuführen ist, zum großen Teil auch für die Paläographie im allgemeinen, d. h. auch für die orientalische, lateinische usw. Gültigkeit. Der zweite Band „Schrift und Schreiber“ befindet sich unter der Presse.

Die Augenheilkunde des Aëtius aus Amida.

Griechisch und Deutsch.

Herausgegeben von

Dr. Julius Hirschberg, Geh. Med.-Rat u. Prof. a. d. Univ. Berlin.

gr. 8. 1899. geh. 8 M.

Die Musik des griechischen Altertums.

Nach den alten Quellen neu bearbeitet

von

Rudolf Westphal.

gr. 8. 1883. geh. 9 M.

Die Lebensanschauungen der großen Denker.

Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit
von Plato bis zur Gegenwart.

Von

Rudolf Eucken.

Neunte, vielfach umgestaltete Auflage.

gr. 8. 1911. geh. 10 M., geb. in Leinwd. 11 M.

I + II 34.50

HELLENIKA

Eine Auswahl
philologischer und philosophiegeschichtlicher
kleiner Schriften

Von

THEODOR GOMPERZ

Erster Band

Mit 2 Figuren



LEIPZIG
VERLAG VON VEIT & COMP.

1912

Hellas - Fahrten.

Von

Dr. Julius Hirschberg,

Geh. Med.-Rat und Prof. an der Universität Berlin.

gr. 8. 1910. geh. 5 *M.*

„Julius Hirschberg ist nicht nur ein berühmter Augenarzt, sondern auch ein ausgezeichnete Kenner des klassischen Altertums, seine ‚Geschichte der Augenheilkunde im griech. Altertum‘ ist jedem Philologen als eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges bekannt. Ich habe es in einem Zuge gelesen und mir dann gesagt: das ist vielleicht das Interessanteste und Beste, was seit langem über Hellas geschrieben worden ist.

Besonderen Reiz verleiht den Ausführungen des Verf. die Verknüpfung der Gegenwart mit dem Altertum durch Einflechtung von Zitaten aus der antiken Literatur und allerhand historischer Reminiszenzen.“

Literar. Zentralbl. f. Deutschland 1910, Nr. 80.

Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen.

Von

Dr. Hugo Berger,

Professor der wissenschaftlichen Erdkunde an der Universität Leipzig.

Zweite, verbesserte und ergänzte Auflage.

Mit Figuren im Text.

Lex. 8. 1903. geh. 20 *M.*

Der Periplus des Erythräischen Meeres

von einem Unbekannten.

Griechisch und deutsch

mit kritischen und erklärenden Anmerkungen nebst vollständigem
Wörterverzeichnis von

B. Fabricius.

gr. 8. 1883. geh. 6 *M.*

Kleine Schriften zur alten Geschichte

von

Johann Gustav Droysen.

Zwei Bände. gr. 8. geh. 20 *M.*

Erster Band. Mit dem Bildnis J. G. Droysens. 1893. 10 *M.*

Inhalt: 1. Die griechischen Beischriften von fünf ägyptischen Papyren zu Berlin. — 2. Zur Geschichte der Kelten. — 3. Päonien und Dardanien. — 4. Demosthenes. — 5. Zur Geschichte des Hellenismus. — 6. Die attische Communalverfassung.

Zweiter Band. 1894. 10 *M.*

Inhalt: 1. Des Aristophanes Vögel und die Hermokopiden. — 2. Zur griechischen Literatur. — 3. Zur griechischen Tragödie. — 4. Die Aufführung der Antigone des Sophokles in Berlin. — 5. Die Wandgemälde im Ball- und Konzertsaal des Königlichen Schlosses zu Dresden. — 6. Bemerkungen über die attischen Strategen. — 7. Zu Duris und Hieronymos. — 8. Alexander des Großen Armee. — 9. Beiträge zu der Frage über die innere Gestaltung des Reiches Alexander des Großen. — 10. Die Festzeit der Nemeen. — 11. Zum Finanzwesen der Ptolemäer. — 12. Zum Finanzwesen des Dionysios von Syrakus. — 13. Zum Münzwesen Athens. — Anhang. De Lagidarum regno Ptolomaeo VI Philometore rege. — Verzeichnis von Joh. Gust. Droysens Schriften zur alten Geschichte und zur griechischen und römischen Literatur.

Geschichte der griechischen Kunst.

Von

Prof. Dr. Wilhelm Klein.

Roy. 8. Drei Bände.

1. Band.

Die griechische Kunst bis Myron. 1904. 13 *M.*, geb. in Halbfranz 16 *M.*

2. Band.

Die griechische Kunst von Myron bis Lysipp. 1905. 11 *M.*, geb. in Halbfranz 14 *M.*

3. Band.

Die Kunst der Diadochenzeit. 1907. 12 *M.*, geb. in Halbfranz 15 *M.*

Die griechischen Vasen mit Lieblingsinschriften.

Von

Prof. Dr. Wilhelm Klein.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Roy. 8. 1898. geh. 10 *M.*

Praxiteles.

Von

Prof. Dr. Wilhelm Klein.

Mit zahlreichen Abbildungen.

Roy. 8. 1898. geh. 20 *M.*, elegant in Halbfranz geb. 23 *M.*

Praxitelische Studien.

von

Prof. Dr. Wilhelm Klein.

Mit einem Titelbild und 16 Abbildungen.

Roy. 8. 1899. kart. 3 *M.* 50 *P.*

Die attischen Trieren.

Von

Josef Kopecky.

Mit 31 Abbildungen im Text.

gr. 8. 1890. geh. 5 *M.* 60 *P.*

TELEPEN

019941534B 0001 01

00MPERZ 1/

HELLENIKA EINE AUSWAHL PHI

XE7

2

